Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit

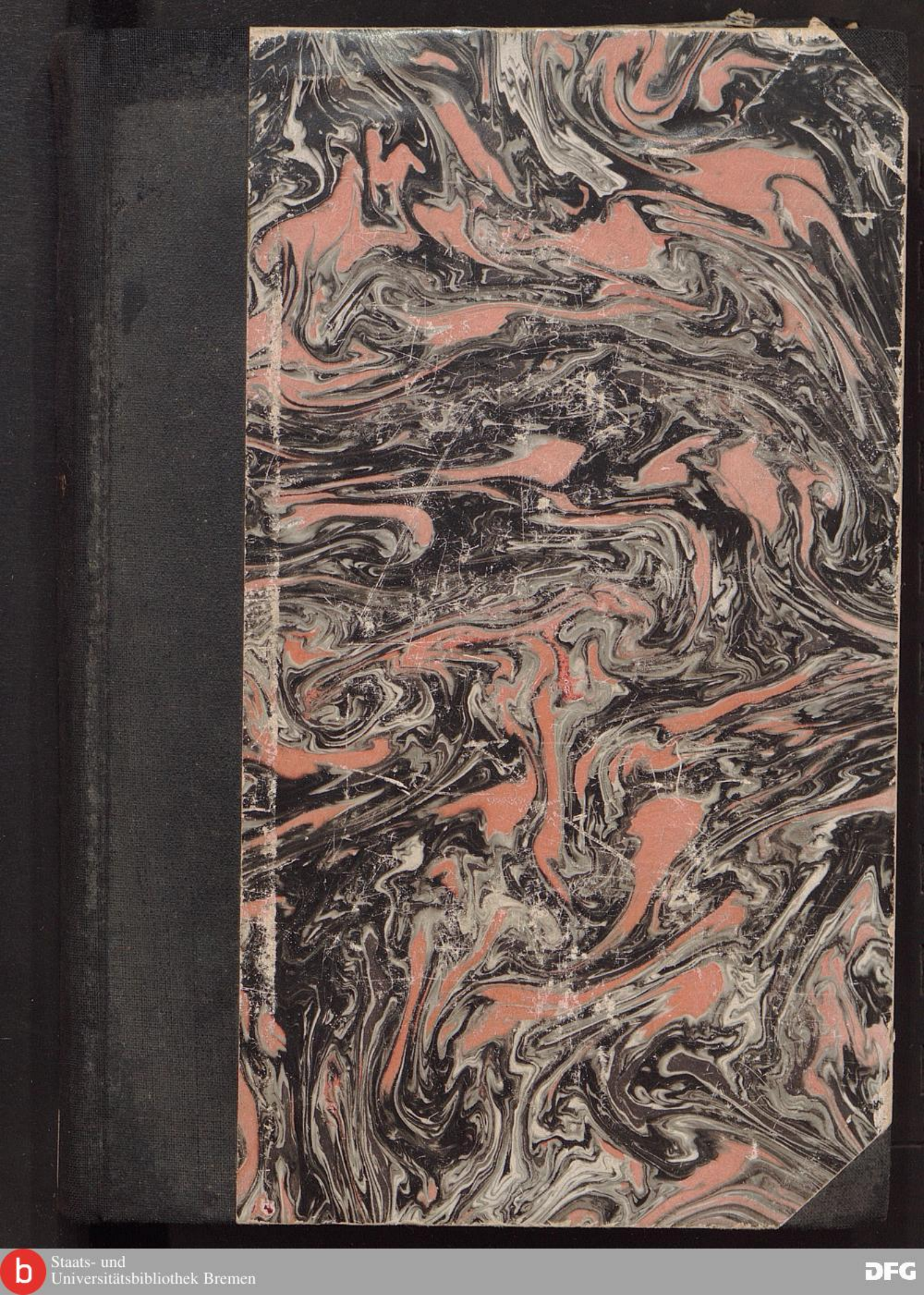
1920

1920

urn:nbn:de:gbv:46:1-14359

Visual Library

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



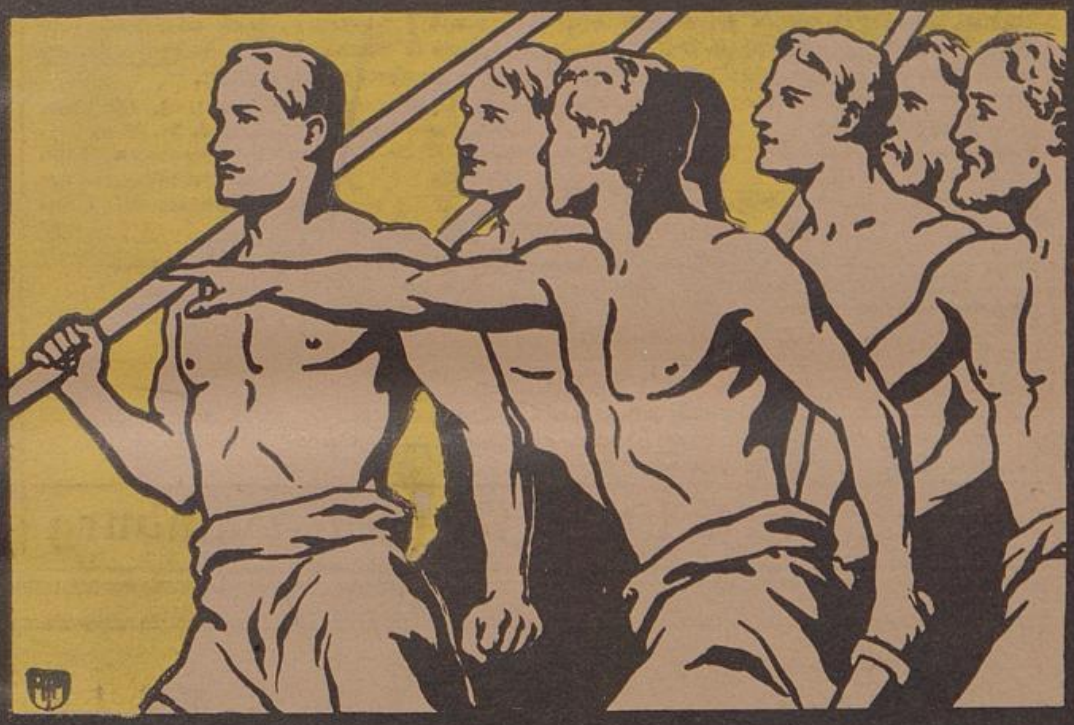
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~IX~~ c. 3720.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

9. Jahrgang 1920 Nr. 1 1. Januarheft

Der Vortrupp



Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Herausgegeben von

Hermann Popert

Inhalt:

Asmusien, Der rechte Mann an den rechten Platz. S. 1.
Lony, Bergbau und Bodenreform. S. 6.
Ponickau, Dämme gegen die neue Alkoholflut. S. 13.
Radel, Frauenstimmrecht und Frauenbewegung. S. 18.
Alt und Neu: Das heilige Leben von Selma Lagerlöf. S. 22.
Rund um uns: Die Schweiz und die Auslandsferienkinder. — Praktische Lehrzeit für die weibliche Jugend. — Ein Zensurstückchen. — Bücherverzeichnis. S. 29.

Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 24.—, vierteljährl. M. 6.— (ohne Zustellungsgebühr), Streif-

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg
Einzelnummer 1,10 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp
Deutsche Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24mal, zweimal in jedem Monate. Beilage: „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vierteljährlich.

Bezugspreis: Jährlich M. 24.—, vierteljährlich M. 6.— (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnummer M. 1.10. Streifbandsendungen auch nach dem Auslande M. 27.60. Bezugspreis bei Vorausbezahlung auf 1 Jahr M. 22.—, unter Streifband M. 25.60. Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie unmittelbar beim Verlage — Zahlungen auf Konto Nr. 1852 des Postscheckamts in Hamburg erbeten. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag. — Fernsprecher: Vulkan 8231.

Anzeigen: Die gespaltene Zwergzeile M. 1.20 (unter Klein. Anz. M. 1.—). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 180.—, 1/2 S. M. 95.—, 1/4 S. M. 48.—, 1/8 S. M. 25.—. Bei Wiederholungen entspr. Abzug laut Anzeigenauskunftsblatt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Anzeigenden keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Anschrift für die Schriftleitung und den Verlag des „Vortrupp": Hamburg, Spitalerstraße 12. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Drucksachen und Schriftstücke können nur zurückgesandt werden, wenn Freimarken beilagen. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Bernard Scharlitt
Chopin

XII, 289 S. 8°. Mit 22 Abbildungen. Geheftet 12 Mark, gebunden 16 Mark

Ein für weiteste musikliebende Kreise bestimmtes Chopinbuch. Es legt Wesen und Lebenswerk des so einzigartigen polnischen Meisters in einer Weise dar, die auch dem Musikfreund die wahre Bedeutung Chopins erkennen läßt. Im biographischen Teile wird das Hauptgewicht auf das Seelenleben des Tondichters gelegt, das für das Verständnis seiner Schöpfungen die Voraussetzung bildet. Und aus ihm heraus werden auch die Werke des polnischen Tondichters erklärt und ihr Inhalt gedeutet, in begeisterter Sprache, die gleichsam versucht, die Musik des Meisters in Worten wiedererklingen zu lassen.

Scharlitts Chopin beruht auf den Ergebnissen der neuesten, ganz besonders auch der polnischen Chopinforschung. Seiner ganzen Anlage und Art nach weicht es von der bisherigen Form der Musikerbiographik nicht unvorteilhaft ab.

Dem Buche wurden Nachbildungen von Bildnissen Chopins und Bildern aus seinem Künstler- und Lebenskreise, die zum Teil bisher unbekannt geblieben sind, beigegeben. Roland Anheißer hat den Buchschmuck ausgeführt. Das Scharlittsche Chopinbuch gehört in seiner vorzüglichen Ausführung zu der noch kleinen Gruppe des „Schönen Musikbuches", das bei aller Gründlichkeit der wissenschaftlichen Arbeit, neben Belehrung auch dem Musikfreunde Genuß bietet und dem Bücherliebhaber Freude bereitet.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Menschentum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

9. Jahrgang 1920

4920 : 1573.

Hamburg
Verlag von Alfred Janssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Universität Bremen
Bibliothek
Fe 4123 - 9

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Inhalt.

Übersicht über die einzelnen Nummern.

Seite

Nr. 1 (1. Januarheft 20).

Asmussen, Der rechte Mann an den rechten Platz 1
Lony, Bergbau und Bodenreform . 6
Ponickau, Dämme gegen die neue Alkoholflut 13
Radel, Frauenstimmrecht und Frauenbewegung 18
Alt und neu: Das heilige Leben von Selma Lagerlöf 22
Rund um uns: Die Schweiz und die Auslandsferienkinder. — Praktische Lehrzeit für die weibliche Jugend. — Ein Zensurstückchen. — Bücherverzeichnis 29

Nr. 2 (2. Januarheft 20).

Popert, Das kalte blaue Licht . . . 33
Potthoff, Arbeitsverfassung und Staatspolitik 44
Henningsen, Die revolutionäre Schule und ihr Geschichtsunterricht. I. . 47
Brenner, Eine Gefahr 56
Rund um uns: Kriegsgefangenenlos. — Ostjuden. — Es geht alles. — Bücherverzeichnis. 60

Nr. 3 (1. Februarheft 20).

Bonne, Wege zu neuem Aufstieg . 65
Henningsen, Die revolutionäre Schule und ihr Geschichtsunterricht. II. . 76
Was andre sagen 88
Rund um uns: Zur Erneuerung unsres Erziehungswesens durch den „Jungbrunnen". — „Genesen". — Teuerungsmaßregel. — Bücherverzeichnis. 89
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 1.

Nr. 4 (2. Februarheft 20).

Popert, Mathias Zdarskys Lebenswerk 93
Will, Wandern und Hören 103
Richter, Kulturlandschaft, Naturempfinden und seelische Vertiefung 109
Rund um uns: Das Wandervogelnest an der Sophienkirche. — Der Weg der Bodenreform in Deutschland im Jahre 1919. — Zur Auslieferungsfrage. — Veit Valentin. — Bücherverzeichnis 111

Seite

Nr. 5 (1. Märzheft 20).

Potthoff, Volkswirtschaftliche Haushaltsrechnungen 117
Asmussen, Verborgene Schätze. . . 121
Schmidt, „Aber die Deutschen sind daran schuld" 123
Offe, Hochschulreform u. Schulreform 127
Alt und Neu: Hermann Oeser . . 134
Rund um uns: Fünfundzwanzig Jahre Frauenbewegung. — Volksverband der Bücherfreunde . . . 139

Nr. 6 (2. Märzheft 20).

Popert, Die Vermummten 141
Westpfahl, Zurück zur Landwirtschaft! 154
Lony, Die Bodenreform in England 159
Biernatzki, Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt. I. 163
Rund um uns: Die Deutschen in der Bukowina. — Bücherverzeichnis . 167

Nr. 7 (1. Aprilheft 20).

Matzdorf, Der Anteil der Gebildeten und der Jugend an unserer Volksbildung und Volksunterhaltung. . 169
Asmussen, Zu neuem Leben erwachen! 174
Biernatzki, Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt. II. 176
Alt und Neu: Friedrich Kayßler . 184
Rund um uns: Du! — Stadtlandkultur 191

Nr. 8 (2. Aprilheft 20).

Bonne, Über die wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholindustrie in der heutigen Zeit 193
Scheurmann, Wir werden arm sein 197
Nagel, Björnstjerne Björnson . . . 200
Müller-Holm, Monarchen und Staatsmänner 203
Rund um uns: Titelwesen und -unwesen. — Aufgabe der Jugend. — Erwerb der Burg Ludwigstein im Werratal bei Witzenhausen. — Heimstätten. — Ermland und Masuren, das ostpreußische Abstimmungsgebiet. — Ostjuden. — Bücherverzeichnis. 211

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite

Nr. 9 (1. Maiheft 20).

Sickel, Das Leben es ist gut . . . 217
Goebel, Der Volkshausgedanke und seine Verwirklichung 222
Lony, Bodenreform und Landwirtschaft 225
Küppers, Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande 230
Rund um uns: Heimkehr. — Aus der Weltanschauungsbewegung unserer Zeit. — Der Deutsche Volksbund. — Wandernde Jugend. — Der Ausverkauf des deutschen Bodens. — Bücherverzeichnis. . . . 234

Nr. 10 (2. Maiheft 20).

Popert, Frankreich 241
Ponickau, Der Kampf für den Alkohol 250
Radel, Die deutsche Frau in der Politik 254
Brenner, Unsere Rechtschreibung. . 257
Müller-Holm, Ein pazifistisches Geschichtswerk 261
Rund um uns: Fortschritte der Bodenreform im nicht angelsächsischen Auslande während des Jahres 1919. — Verborgene Schätze. — Die Notlage der Zeitungen und Zeitschriften 264
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 2.

Nr. 11 (1. Juniheft 20).

Popert, Der Vortrupp und die Teuerung 269
Scheurmann, Von der Wirtschaft des Geistes 271
Offe, Formale Bildung 273
Bonne, Die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die heutige Zeit . 280
Was andre sagen 290
Bücherverzeichnis 202

Nr. 12 (2. Juniheft 20).

Popert, Hans Paasches Tod . . . 293
Lony, Zur Annahme des Heimstättengesetzes 295
Francke, Überblick über den heutigen Stand der Esperantobewegung. . 301
Popert, Es hilft doch 305
Jordan, Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens 309
Was andre sagen 313
Rund um uns: †Dr. med. et phil. Th. Christen. — Theorie und Praxis. — Kriegstagebücher. — Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden" 314

Seite

Nr. 13 (1. Juliheft 20).

Potthoff, Drei Seelen der Berufsberatung 317
Zitzen, Die Wiederbesiedlung des Landes 320
Nagel, Nationale Bevölkerungspolitik 324
Henningsen, Erlebtes Leben. . . . 330

Nr. 14/15 (2. Juliheft u. 1. Augustheft 20).

Zur freundl. Beachtung 341
Popert, Freiburger Zustände . . . 341
I. Rückblick. — II. Die Fakultätsbroschüre. — III. Der Fall Valentin-Coßmann. — IV. Der Fall Valentin-v. Below. — V. Fakultät und Kultusministerium. — VI. Freiburger Zustände. — VII. Was nun?
Hartmann, Der Alkohol in Amerika 376
Matzdorf, Heraus mit den Altertumsschätzen der Provinzialmuseen für die Heimatmuseen in Stadt und Land! 381
Scheurmann, Von seelischer Einstellung 384
Ploetz, Ein Spiel von Ferdinand Avenarius: Baal 386
Rund um uns: Zu Hans Paasches Tod und Krankheit. — Weiteres aus Freiburg. — Burg Ludwigstein. — Falkenberg-Charlottenburger Hütte. — Nur Geld, keine Ideale! — Verwilderung. — An unsere Freunde und Mitarbeiter. — Bücherverzeichnis 393

Nr. 16 (2. Augustheft 20).

Popert, Die englischen Wahrheitszeugen 397
Hähnel, Die erste deutsche Reichsschulkonferenz als Kulturparlament. . 402
Richter, Woher die Geringwertung geistiger Arbeit? 408
Much, Der Geist der Islamik . . . 412
Was andre sagen 416
Rund um uns: Fried und Hans Paasche. — In Sachen Dr. Popert-Fidelis. — Tagebuch eines Sehenden 1914 bis 1919. 417

Nr. 17 (1. Septemberheft 20).

Potthoff, Vernichtung oder Versöhnung 421
Holtzmann, Der deutsche Geist und die Idee des Völkerbundes . . . 424
Radel, Die Frauen im ersten republikanischen deutschen Reichstag . . 429
Popert, Nachschrift. 432
Scheurmann, Vom verschütteten Reichtum 434

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite

Küppers, Die Schwierigkeiten des Siedelns 437
Rund um uns: Die Seele unseres Volkes. — Arbeitswehr. — Fremdenlegion. — Jugend und Kino. — Nichts gelernt. — Zur Raucherfrage 440

Nr. 18 (2. Septemberheft 20).

Lony, Zum 25. Bundestag der deutschen Bodenreformer 445
Asmussen, Industrie und Siedlung 447
Küppers, Verwendungsmöglichkeiten der Heide 452
Schneider, Kulturdienstpflicht als Ersatz für Heeresdienstpflicht 455
Biernatzki, Naturreligion u. Christentum 462
Rund um uns: Sozialismus der Herzen. — Ein Weg in die Stille. — Bücherverzeichnis 466

Nr. 19 (1. Oktoberheft 20).

Lion, Studententum und Sport . . 469
Berendsohn, Die freistudentische Bewegung nach dem Kriege 472
Wagner, Die Bilthoven-Bewegung. 478
Sickel, Zur Ethik des Beamtentums 481
Rund um uns: Herr Geheimrat v. Below. — Verwirklichte Völkergemeinschaft. — Die Weltlogentagung der Guttempler in Kopenhagen. — „Ohne Siedlung keine Rettung Deutschlands" 486

Nr. 20 (2. Oktoberheft 20).

Petsch, Zum Gedächtnis an Jakob Grimm 493
Thiessenhusen, Hans Much und seine Welt 504
Mons, „Unter Tage" 510
Rund um uns: Marschenfahrt . . 514
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 3/4.
(**Popert**, Was man wissen sollte.)

Seite

Nr. 21 (1. Novemberheft 20).

Kermann, Arbeitsdienstpflicht zum Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens 517
Matzdorf, Arbeitsstätten und Arbeitsgemeinschaften für Großstädte . . 523
Ernst, Aus tiefer Not 526
Milde, Menschenkenntnis und Schrift 530
Rund um uns: Von Tod und Leben. — Was soll werden? — Das Ziel. — Verkehrte Wirtschaft 535

Nr. 22 (2. Novemberheft 20).

Berendsohn, Großmächte 541
Lony, Rückblick auf den Bundestag der Bodenreformer 550
Küppers, Familie und Siedelung . 558
Rund um uns: †Dr. Matti Helenius-Seppälä. — Ein Vorschlag. — Die Undankbarkeit der Jugend. — Bücherverzeichnis 561

Nr. 23 (1. Dezemberheft 20).

Popert, „Vortrupp" 565
Potthoff, Die freien Berufe und das künftige Arbeitsrecht 571
Wiener, Erneuerung der Presse . . 578
Nordwall, Die Wiedergeburt des Fastens 582
Was andre sagen 586
Rund um uns: †Gustav v. Bunge. — Sie rüsten schon. — Fremdwörter 587

Nr. 24 (2. Dezemberheft 20).

Scheurmann, Von wahrer Vaterlandsliebe 589
Carstenn, Religion und Völkergemeinschaft 592
Hähnel, Ein Vorbild praktischer Siedlungsarbeit 594
Petsch, Von Märchen und Sagen . 598
Berendsohn, Rabindranath Tagore: „Das Heim und die Welt" . . . 603
Techentin, Hans Holbein der Jüngere 606
Rund um uns: Lebensgenuß. — Bücher zum Weihnachtsfeste. — Bücherverzeichnis 610

Sach- und Überschriften-Verzeichnis.

(Die im Verzeichnis aufgeführten Überschriften sind mit einem * versehen.)

*„Aber die Deutschen sind Schuld daran" 123 ff. (5).
Alkoholfrage 13 ff. (1), 123 ff. (5), 193 ff. (8), 250 ff. (10), 376 ff. (14/15), 443 f. (17), 490 f. (19), 587 f. (23), 611 (24).
*An unsere Freunde und Mitarbeiter 396 (14/15).
Arbeit, körperliche 317 ff. (13), 455 ff. (18), 517 ff. (21), 523 ff. (21), 558 ff. (22).
Arbeitsdienstpflicht 320 (13), 323 f. (13), 329 (13), 455 ff. (18), 517 ff. (21).
*Arbeitsdienstpflicht zum Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens 517 ff. (21).
Arbeitsrecht 571 ff. (23).
*Arbeitsstätten und Arbeitsgemeinschaften für Großstädte 523 ff. (21).
*Arbeitsverfassung und Staatspolitik 44 ff. (2).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

*„Arbeitswehr" 441 f. (17).
*Aufgabe der Jugend 212 f. (8).
*Aus der Weltanschauungsbewegung unserer Zeit 235 ff. (9).
Auslandsdeutsche 167 f. (6).
*Aus tiefer Not 526 ff. (21).

*Bergbau und Bodenreform 6 ff. (1).
Bevölkerungspolitik 320 ff. (13), 324 ff. (13).
*Björnstjerne Björnson 200 ff. (8).
Bodenreform 6 ff. (1), 113 ff. (4), 159 ff. (6), 192 (7), 214 f. (8), 225 ff. (9), 239 f. (9), 264 ff. (10), 295 ff. (12), 445 ff. (18), 550 ff. (22).
*Bodenreform u. Landwirtschaft 225 ff. (9).
*Bücher zum Weihnachtsfeste 611 f. (24).
*Burg Ludwigstein 394 f. (14/15).

*Dämme gegen die neue Alkoholflut 13 ff. (1).
*Das heilige Leben von Selma Lagerlöf 22 ff. (1).
*Das kalte blaue Licht 33 ff. (2).
*Das Leben es ist gut 217 ff. (9).
*Das Wandervogelnest an der Sophienkirche 111 ff. (4).
*Das Ziel 538 f. (21).
*Der Alkohol in Amerika 376 ff. (14/15).
*Der Anteil der Gebildeten und der Jugend an unserer Volksbildung und Volksunterhaltung 169 ff. (7).
*Der Ausverkauf des deutschen Bodens 239 f. (9).
*Der deutsche Geist und die Idee des Völkerbundes 424 ff. (17).
*Der Deutsche Volkshausbund 237 ff. (9).
*Der Geist der Islamik 412 ff. (16).
*Der homo cinematicus 586 (23).
*Der Kampf für den Alkohol 250 ff. (10).
*Der rechte Mann an den rechten Platz! 1 ff. (1).
*Der Volkshausgedanke und seine Verwirklichung 222 ff. (9).
*Der Vortrupp und die Teuerung 269 f. (11).
*Der Weg der Bodenreform in Deutschland im Jahre 1919 113 ff. (4).
*Die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die heutige Zeit 280 ff. (11).
*Die Bilthoven-Bewegung 487 ff. (19).
*Die Bodenreform in England 159 ff. (6).
*Die deutsche Frau in der Politik 254 ff. (10).
*Die Deutschen in der Bukowina 167 f. (6).
*Die englischen Wahrheitszeugen 397 ff. (16).
*Die erste deutsche Reichsschulkonferenz als Kulturparlament 402 ff. (16).
*Die Frauen im ersten republikanischen deutschen Reichstag 429 ff. (17).
*Die freien Berufe und das künftige Arbeitsrecht 571 ff. (23).
*Die freistudentische Bewegung nach dem Kriege 472 ff. (19).
*Die Notlage der Zeitungen und Zeitschriften 267 f. (10).
*Die revolutionäre Schule und ihr Geschichtsunterricht 47 ff. (2), 76 ff. (3).
*Die Schweiz und die Auslandsferienkinder 29 f. (1).
*Die Schwierigkeiten des Siedelns 437 ff. (17).
*Die Seele unseres Volkes 440 f. (17).
*Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens 309 ff. (12).
*Die Undankbarkeit der Jugend 563 ff. (22).
*Die Vermummten 141 ff. (6).
*Die Weltlogentagung der Guttempler in Kopenhagen 490 f. (19).
*Die Wiederbesiedlung des Landes 320 ff. (13).
*Die Wiedergeburt des Fastens 582 ff. (23).
*Drei Seelen der Berufsberatung 317 ff. (13).
*†Dr. Matti Helenius-Seppälä 561 f. (22).
*†Dr. med. et phil. Th. Christen 314 (12).
*Du! 191 f. (7).

*Eine Gefahr 56 ff. (2).
*Ein pazifistisches Geschichtswerk 261 ff. (10).
*Ein Spiel von Ferdinand Avenarius: Baal 386 ff. (14/15).
*Ein Vorbild praktischer Siedlungsarbeit 594 ff. (24).
*Ein Vorschlag 562 (22).
*Ein Weg in die Stille 467 f. (18).
*Ein Zensurstückchen 31 f. (1).
*Erlebtes Leben 330 ff. (13).
*Ermland und Masuren, das ostpreußische Abstimmungsgebiet 215 f. (8).
Ernährungsfragen 117 ff. (5), 582 ff. (23), 610 f. (24).
*Erneuerung der Presse 578 ff. (23).
*Erwerb der Burg Ludwigstein im Werratal bei Witzenhausen 213 f. (8).
*Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande 230 ff. (9).
Erziehung und Unterricht 47 ff. (2), 76 ff. (3), 89 ff. (3), 127 ff. (5), 273 ff. (11), 330 ff. (13), 402 ff. (16).
*Es geht alles 64 (2).
*Es hilft doch 305 ff. (12).
Esperanto 301 ff. (12), 488 ff. (19).

*Falkenberg-Charlottenburger Hütte 395 (14/15).
*Familie und Siedlung 558 ff. (22).
Fasten 582 ff. (23).
Fletschern 120 (5).
*Formale Bildung 273 ff. (11).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

*Fortschritte der Bodenreform im nicht angelsächsischen Auslande während des Jahres 1919 264 ff. (10).
*Frankreich 241 ff. (10).
Frauenfrage 18 ff. (1), 139 f. (5), 254 ff. (10), 429 ff. (17), 526 ff. (21).
*Frauenstimmrecht und Frauenbewegung 18 ff. (1).
*Fremdenlegion 442 (17).
*Fremdwörter 588 (23).
Friedensfrage 22 ff. (1), 33 ff. (2), 261 ff. (10), 397 ff. (16), 417 ff. (16), 424 ff. (17), 478 ff. (19).
*Friedrich Kayßler 184 ff. (7).
*Fried und Hans Paasche 417 ff. (16).
*Fünfundzwanzig Jahre Frauenbewegung 139 f. (5).

Gemeindebestimmungsrecht 17 (1).
*„Genesen" 91 f. (3).
Gesundheit 91 f. (3), 93 ff. (4), 280 ff. (11), 290 ff. (11).
Graphologie 530 ff. (21).
*Großmächte 541 ff. (22).
*Grundbegriffe der Volkswirtschaft 214 f. (8).
*†Gustav von Bunge 587 (23).

*Hans Holbein der Jüngere 606 ff. (24).
*Hans Much und seine Welt 504 ff. (20).
*Hans Paasches Tod 293 ff. (12).
Hauswirtschaft 30 f. (1), 117 ff. (5).
*Heimkehr 234 f. (9).
*Heimstätten 215 (8), 295 ff. (12).
*Heraus mit den Altertumsschätzen der Provinzialmuseen für die Heimatmuseen in Stadt und Land 381 ff. (14/15).
*Hermann Oeser 134 ff. (5).
*Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden" 316 (12).
*Herr Geheimrat v. Below 486 ff. (19).
Hochschule und Studenten 127 ff. (5), 273 ff. (11), 341 ff. (14/15), 393 f. (14/15), 469 ff. (19), 472 ff. (19).
*Hochschulreform und Schulreform 127 ff. (5).
*Hungersnot in Deutschböhmen 416 f. (16).

*Industrie und Siedlung 447 ff. (18).
*In Sachen Dr. Popert-Fidelis 420 (16).
Jugend 169 ff. (7), 212 ff. (8), 238 f. (9), 394 f. (14/15), 442 f. (17), 563 f. (22), 568 ff. (23).
Jugendherbergen 213 f. (8), 238 f. (9), 394 f. (14/15).
*Jugend und Kino 442 f. (17).

*Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt 163 ff. (6), 176 ff. (7).
Kino 442 f. (17), 586 (23).
Kohlenfrage 6 ff. (1), 510 ff. (20).
*Kriegsgefangenenlos 60 ff. (2).
*Kriegstagebücher 316 (12).
*Kulturdienstpflicht als Ersatz für Heeresdienstpflicht 455 ff. (18).
*Kulturlandschaft, Naturempfinden und seelische Vertiefung 109 ff. (4).
Kunst und Dichtung 22 ff. (1), 134 ff. (5), 184 ff. (7), 386 ff. (14/15), 412 ff. (16), 504 ff. (20), 603 ff. (24).

Land- und Gartenwirtschaft 154 ff. (6), 225 ff. (9), 230 ff. (9), 447 ff. (18), 452 ff. (18).
*Lebensgenuß 610 f. (24).

*Marschenfahrt 514 ff. (20).
*Mathias Zdarskys Lebenswerk 93 ff. (4).
*Menschenkenntnis und Schrift 530 ff. (21).
*Monarchen und Staatsmänner 203 ff. (8).

*Nachschrift 432 f. (17).
*Nationale Bevölkerungspolitik 324 ff. (13).
*Naturreligion und Christentum 462 ff. (18).
Naturschönheit 103 ff. (4), 109 ff. (4), 514 ff. (20).
Neue Bücher und Schriften 32 (1), 64 (2), 92 (3), 116 (4), 168 (6), 216 (8), 240 (9), 292 (11), 396 (14/15), 468 (18), 516 (20), 540 (21), 564 (22).
*Nichts gelernt 443 f. (17).
*Nur Geld, keine Ideale! 395 (14/15).

*„Ohne Siedlung keine Rettung Deutschlands" 491 f. (19).
*Ostjuden 63 f. (2), 216 (8).

Pazifismus s. Friedensfrage.
Philosophie s. Weltanschauung.
*Praktische Lehrzeit für die weibliche Jugend 30 f. (1).
Presse 578 ff. (23).

*Rabindranath Tagore: „Das Heim und die Welt" 603 ff. (24).
Religion 234 f. (9), 462 ff. (18), 535 f. (21), 592 ff. (24).
*Religion u. Völkergemeinschaft 592 ff. (24).
*Rückblick auf den Bundestag der Bodenreformer 550 ff. (22).
*Rückständigkeit 313 f. (12).

Siedlungsfragen 154 ff. (6), 230 ff. (9), 320 ff. (13), 437 ff. (17), 447 ff. (18), 452 ff. (18), 491 f. (19), 558 ff. (22), 594 ff. (24).
*Sie rüsten schon 587 f. (23).
Sozialisierung 6 ff. (1).
*Sozialismus der Herzen 466 f. (18).
Sport 93 ff. (4), 469 ff. (19), 538 f. (21).
Sprachwissenschaft 493 ff. (20).
*Stadtlandkultur 192 (7).
Studententum s. Hochschule u. Studenten.
*Studententum und Sport 469 ff. (19).

Tabakfrage 305 ff. (12), 444 (17).
*„Tagebuch eines Sehenden 1914 bis 1919" 420 (16).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Teuerungsmaßregel 92 (3).
*Theorie und Praxis 314 ff. (12).
*Titelwesen und -unwesen 211 f. (8).

*Überblick über den heutigen Stand der Esperantobewegung 301 ff. (12).
*Über die wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholindustrie in der heutigen Zeit 193 ff. (8).
*Unsere Rechtschreibung 257 ff. (10).
Unterricht vgl. Erziehung und Unterricht.
*„Unter Tage" 510 ff. (20).

*Veit Valentin 116 (4), 341 ff. (14/15), 393 f. (14/15).
*Verborgene Schätze 121 ff. (5), 267 (10).
*Verkehrte Wirtschaft 539 f. (21).
*Vernichtung oder Versöhnung 421 ff. (17).
*Verwendungsmöglichkeiten der Heide 452 ff. (18).
*Verwilderung 395 f. (14/15).
*Verwirklichte Völkergemeinschaft 488 ff. (19).
Völkerbund 424 ff. (17).
Volksbildung 169 ff. (7), 381 ff. (14/15).
Volkshaus 222 ff. (9), 237 f. (9).
*Volksverband der Bücherfreunde 140 (5).
*Volkswirtschaftliche Haushaltsrechnungen 117 ff. (5).
*Volkswirtschaftlicher Fortschritt und volkswirtschaftliches Anpassungsvermögen in Nordamerika und bei uns 88 f. (3).
*Vom verschütteten Reichtum 434 ff. (17).
*Von der Wirtschaft des Geistes 271 ff. (11).
*Von Märchen und Sagen 598 ff. (24).
*Von seelischer Einstellung 384 ff. (14/15).
*Von Tod und Leben 535 f. (21).
*Von wahrer Vaterlandsliebe 589 ff. (24).
*„Vortrupp" 565 ff. (23).

Wandern 103 ff. (4), 111 ff. (4).
*Wandernde Jugend 238 f. (9).
*Wandern und Hören 103 ff. (4).
*Was soll werden? 536 f. (21).
*Wege zu neuem Aufstieg 65 (3).
*Weiteres aus Freiburg 393 f. (14/15).
Weltanschauung 163 ff. (6), 176 ff. (7), 217 ff. (9), 235 ff. (9), 314 ff. (12), 462 ff. (18), 535 f. (21).
Wiederaufbau 1 ff. (1), 65 ff. (3), 102 f. (4), 174 ff. (7), 317 ff. (13), 455 ff. (18), 517 ff. (21), 536 f. (21).
Wirtschaftsfragen 1 ff. (1), 44 ff. (2), 64 (2), 117 ff. (5), 121 ff. (5), 193 ff. (8), 313 f. (12), 317 ff. (13), 421 ff. (17), 539 f. (21), 571 ff. (23).
*Wir werden arm sein 197 ff. (8).
*Woher die Geringschätzung geistiger Arbeit? 408 ff. (16).

*Zu Hans Paasches Tod 393 (14/15).
*Zum 25. Bundestag der deutschen Bodenreformer 445 ff. (18).
*Zum Gedächtnis an Jacob Grimm 493 ff. (20).
*Zu neuem Leben erwachen! 174 ff. (7).
*Zur Annahme des Heimstättengesetzes 295 ff. (12).
*Zur Auslieferungsfrage 116 (4).
*Zur Erneuerung unseres Erziehungswesens durch den Jungbrunnen 89 ff. (3).
*Zur Ethik des Beamtentums 481 ff. (19).
*Zur Raucherfrage 444 (17).
*Zurück zur Landwirtschaft 154 ff. 6).

Namen-Verzeichnis.

Abderhalden, Prof. 29 (1).
Asmussen, Georg 1 ff. (1), 121 ff. (5), 174 ff. (7), 267 (10), 447 ff. (18).
Aumann, Hauptmann 517 ff. (21).
Avenarius, Ferdinand 386 ff. (14/15).

Bäzner, Erhard 516 (20).
Battmer, Grete 467 f. (18), 514 ff. (20).
Bauch, Bruno 240 (9).
Below, Prof. Dr. G. v. 341 ff. (14/15), 486 ff. (19).
Berendsohn, Dr. Walter A. 92 (3), 472 (19), 541 ff. (22), 562 (22), 603 ff. (24).
Biernatzki, Reinhart 163 ff. (6), 176 ff. (7), 235 ff. (9), 462 ff. (18).
Björnson, Björnstjerne 200 ff. (8).
Bonne, San.-Rat Dr. Georg 65 ff. (3), 88 f. (3), 193 ff. (8), 280 ff (11), 440 f. (17).
Borosini, Dr. A. v. 564 (22).
Brandes, Georg 31 f. (1), 92 (3), 168 (6).
Brenner, Dr. G. 56 ff. (2), 257 ff. (10).
Bünemann, Oskar 488 ff. (19).
Bunge, Gustav v. 587 (23).

Carstenn, Max 592 ff. (24).
Cauer, Minna 139 f. (5).
Christaller, Helene 468 (18).
Christen, Dr. Th. 314 (12).
Cihula, A. 416 (16).
Classen, Walther 168 (6).

Dannenberg, Hildegard 140 (5), 184 ff. (7).
Davidsohn, Georg 564 (22).
Deycke, Georg 32 (1), 181 (7).
Döring, Dr. Woldemar Oskar 32 (1).

Ebert, Konrad 612 (24).
Engelhardt, Emil 92 (3).
Enking, Ottomar 92 (3).
Ernst, Johanna 526 ff. (21).

Francke, Dr. Fr. 301 ff. (12).
Fried, A. H. 397 ff. (16), 417 ff. (16).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Fuchs, Hans Ludwig 212 f. (8).
Führich, Joseph 612 (24).

Giese, E. 442 (17).
Goebel, Ferdinand 222 ff. (9).
Goldschmit, Bruno 64 (2).
Grimm, Jakob 493 ff. (20).
Guttmann, Bernhard 64 (2).

Hähnel, Franziskus 139 f. (5), 214 f. (8), 402 ff. (16), 594 ff. (24).
Haenisch, Konrad 468 (18).
Hammann, Otto 32 (1).
Hartmann, K. A. Martin 376 ff. (14/15).
Helenius, Dr. Matti 561 f. (22).
Helmolt, Hans F. 292 (11), 564 (22).
Henningsen, Nicolaus 47 ff. (2), 76 ff. (2), 330 ff. (13).
Hercod, Dr. R. 379 (14/15).
Hermes, Richard 564 (22).
Holstein, Christine 564 (22).
Holtzmann, Robert 424 ff. (17).
Hupfeld, Hans 215 f. (8).

Johannsen, Sophie 234 f. (9), 535 f. (21).
Jordan, Dr. Bruno 309 ff. (12).
Just, Prof. Dr. Karl 92 (3).

Kahn, Dr. Fritz 64 (2).
Kant 163 ff. (6), 176 ff. (7), 235 f. (9).
Kayßler, Friedrich 184 ff. (7).
Kermann, Karl 517 ff. (21).
Kienau, Rudolf 564 (22), 612 (24).
Kindermann, Carl 310 ff. (12).
Kjellén, R. 541 ff. (22).
Klöckner, Kommerzienrat P. 2 (1).
Kluge, Walter 191 f. (7).
Koschützki, Rudolf v. 111 ff. (4).
Kraut, Dr. R. 17 (1), 31 f. (1), 514 ff. (20), 588 (23), 611 f. (24).
Kropp, Georg 564 (22).
Küppers, G. A. 230 ff. (9), 437 ff. (17), 452 ff. (18), 558 ff. (22).

Lagerlöf, Selma 22 ff. (1).
Lietz, Hermann 564 (22), 611 (24).
Lion, Generaloberarzt Dr. 469 ff. (19), 540 (21).
Lohmann, Wilhelmine 490 f. (19).
Lony, Dr. G. 6 ff. (1), 113 ff. (4), 159 ff. (6), 192 (7), 215 (8), 225 ff. (9), 239 f. (9), 264 ff. (10), 295 ff. (12), 445 ff. (18), 491 f. (19), 550 ff. (22).

Matzdorf, Paul 32 (1), 89 ff. (3), 169 ff. (7), 381 ff. (14/15), 523 ff. (21).
Meisinger, Othmar 468 (18).
Messer, Prof. Dr. A. 32 (1).
Milde, Jost 530 ff. (21).
Mollat, Dr. jur. Georg 396 (14/15).
Molo, Walter von 564 (22), 612 (24).
Mons 510 ff. (20).
Montgelas, Graf Max 116 (4).
Morel, E. D. 397 ff. (16).
Much, Prof. Dr. Hans 412 ff. (16), 468 (18), 504 ff. (20), 514 f. (20).
Mühsam, Paul 64 (2).
Müller-Holm, Ernst 203 ff. (8), 261 ff. (10).
Münker, W. 238 f. (9).

Nagel, Dr. Ferdinand 324 ff. (13).
Nagel, Vally 134 ff. (5), 200 ff. (8).
Nansen, Fridtjof 168 (6).
Narten, Enno 316 (12).
Nordwall, Dr. med. A. 582 ff. (23).

Oeser, Hermann 134 ff. (5), 564 (22), 611 (24).
Offe, Dr. Hans 127 ff. (5), 273 ff. (11).

Paasche, Hans 293 ff. (12), 393 (14/15), 417 ff. (16).
Petsch, Prof. Dr. Robert 493 ff. (20), 598 ff. (24).
Pfleiderer, Dr. 313 f. (12).
Platzer, Martin 29 f. (1).
Ploetz, Hermann 386 ff. (14/15), 564 (22), 612 (24).
Pohlmann 10 (1), 214 f. (8).
Ponickau, Dr. Richard 13 ff. (1), 250 ff. (10).
Ponsonby, A. 397 ff. (16).
Popert, Dr. Hermann M. 33 ff. (2), 60 ff. (2), 91 f. (3), 93 ff. (4), 116 (4), 141 ff. (6), 216 (8), 241 ff. (10), 269 f. (11), 293 ff. (12), 305 ff. (12), 316 (12), 341 ff. (14/15), 393 f. (14/15), 397 ff. (16), 417 ff. (16), 432 ff. (17), 486 ff. (19), 539 (21), 565 ff. (23).
Potthoff, Dr. Heinz 44 ff. (2), 117 ff. (5), 317 ff. (13), 421 ff. (17), 571 ff. (23).
Praschinger, E. R. 167 f. (6).

Radel, Frieda 18 ff. (1), 254 ff. (10), 429 ff. (17).
Richter, Dr. Wilhelm R. 109 ff. (4), 408 ff. (16), 444 (17).
Röttcher, Fritz und Anni 64 (2).
Rosenfeld, Prof. 15 (1).

Scheurmann, Erich 197 ff. (8), 271 ff. (11), 384 ff. (14/15), 434 ff. (17), 564 (22), 589 ff. (24), 589 f. (24).
Schirrmann, Richard 238 (9).
Schmidt, Prof. Dr. Hans 123 ff. (5).
Schneider, Dr. Fritz 455 ff. (18).
Schneider, M. Friedel 30 f. (1).
Schöll, Friedrich 420 (16).
Schopenhauer 165 (6).
Schulte-Vaerting, Dr. Hermann 64 (2), 261 ff. (10).
Schulze, A. 539 f. (21).
Schumacher, Emma 516 (20).
Schumann, Wolfgang 396 (14/15).
Sickel, Paul 211 f. (8), 217 ff. (9), 466 f. (18), 481 ff. (19), 563 f. (22).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Speckter, Otto 612 (24).
Sperling, P. 536 f. (21).
Stapel, Dr. Wilhelm 166 f. (6), 176 ff. (7), 216 (8), 586 (23).
Strecker, Dr. Reinhard 292 (11).
Strünckmann, Dr. 420 (16).

Techentin, Ernst 606 ff. (24).
Thiessenhusen, Walter 504 ff. (20).

Uebe, Dr. R. 538 f. (21).

Valentin, Veit 116 (4), 292 (11), 341 ff. (14/15), 425 ff. (17), 486 ff. (19).
Vortrupp 92 (3), 314 (12), 395 f. (14/15), 441 f. (17), 443 f. (17), 561 f. (22), 587 f. (23), 610 f. (24).

Wagner, Cornelius 478 ff. (19).
Wehrt, Gustav 314 ff (12).
Wenk, Dr. Walter 564 (22).
Westphal, P. 154 ff. (6).
Wiener, Fr. 578 ff. (23).
Will, Carl 103 ff. (4).
Wilms, Hans 64 (2).
Winkler, Dr. Wilhelm 64 (2).

Zdarsky, Mathias 93 ff. (4), 396 (14/15).
Zell, Dr. Th. 64 (2).
Zitzen, Dr. E. G. 320 ff. (13).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 1 1. Januarheft

Der rechte Mann an den rechten Platz!

Mit Bangen, aber doch mit Hoffen waren wir in das Jahr 1919 hineingetreten: wir hofften auf einen glimpflichen Frieden, und daß Ruhe im Lande werde, daß unser Volk in allen seinen Gliedern sich aufraffe zu ernster Arbeit. Und wer sich zu solchem Hoffen nicht aufschwingen konnte, der sagte in Ergebenheit: Viel schlimmer kann es nicht werden. — Auch darin wurde mancher enttäuscht, als die Friedensbedingungen bekannt wurden, als in den Großstädten der Kampf wütete, das Streikfieber überall und immer wieder ausbrach, die allgemeine Unsicherheit wuchs, die Arbeitsleistung in erschreckender Weise abnahm, die Vergnügungssucht und Spielwut, Jobberei und Schleichhandel Formen und Ausdehnungen gewannen, wie man sie früher nicht für möglich gehalten hatte. Es ließe sich ja noch viel mehr derartiges anführen; jeder kennt sie, diese „Zeichen der Zeit"!

So läßt denn das Jahr 1919 keine freundlichen Erinnerungen in uns zurück. Selbst diejenigen unserer Leiter und Lenker, die zur Jahreswende glaubten, nun seien die Riegel gesprengt und die Tore geöffnet, die der Freiheit und der Gerechtigkeit die Wege versperrt hätten, selbst diese sehen sich enttäuscht. Einer ihrer festesten sprach die Worte:

„Wir haben die schönsten Freiheiten auf dem Papier stehen. Diese in die Wirklichkeit umzusetzen, ist nicht Sache der Regierung, sondern des Volkes selbst. Das Maß der revolutionären Errungenschaften, das ein Volk sich sichert, hängt von seiner politischen Reife ab. Aber viele haben die Revolution zu einer Lohnbewegung herabgewürdigt. Für Hunderte und Tausende war die Revolution nur eine Gelegenheit zum Stehlen . . ."

Tiefen Eindruck soll es auf die Berliner Vertrauensleute der Mehrheitssozialisten gemacht haben, als er dann das harte Wort hinausschleuderte:

„Wenn ich nicht ein so unverbesserlicher Optimist wäre, spuckte ich, nach den Erfahrungen, die ich machte, auf die ganze Menschheit."

Es zeigte sich eben, daß „der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten so groß ist, wie zwischen Gott und Göttern". Das Band, das unser Volk zusammenhielt, das uns zu einer Einheit führte, wie nie zuvor, es war zerschlissen und zermürbt durch die jahrelange Not; es zerriß. Dann wuchs riesengroß und verderblich der Eigennutz auf, der sich sein Teil Freiheiten vorwegzunehmen strebte, unbekümmert um diejenigen, die nun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„wirtschaftlich Schwächere" waren. Mehr Lohn, weniger Arbeit! — Das war die allgemeine Forderung. Darüber hinaus aber ging das Geschrei: Gleiche Rechte an allen Gütern und Produktionsmitteln! — Gleicher Lohn für jegliche Art von Arbeit; und auch für die Arbeitslosen dies Recht! Zündstoff genug war vorhanden. So flammte es denn auf, so kehrten sich denn die Maschinengewehre gegeneinander, es tobte der Straßenkampf und viel Blut floß auf beiden Seiten.

Die Regierung siegte. Gegen die Jahreswende hin wurde es ruhiger. „Friedhofstille" sagen manche. Dennoch: die Kohlenförderung nahm etwas zu. Es mehrten sich unter den Lohnarbeitern die Stimmen, die für Wiedereinführung der Akkordarbeit waren. Bemerkenswert ist, was Kommerzienrat P. Klöckner, der im Eisengroßgewerbe eine führende Stellung einnimmt, Ende Oktober in der Hauptversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerkes ausführte:

„Die Leistungen der Arbeiter haben sich in der letzten Zeit bedeutend gebessert. Ein großer Teil der Betriebe hat das Akkordsystem wieder eingeführt; die Arbeiter empfinden von Woche zu Woche mehr, daß dies zu ihrem eigenen Heile arbeitet. Infolgedessen haben die Betriebe steigende Leistungen, die zu einer wesentlichen Besserung der ganzen Lage beitragen müssen, wenn es in schnellerer Weise gelingen würde, die Kohlenförderung zu heben. Glücklicherweise befinden sich die rheinisch-westfälischen Gruben in guter Fortentwicklung bezüglich der Förderung. Der von allen Seiten propagierte Zuzug der Arbeiter nach den Zechen hält an, die Leistungen der Bergarbeiter steigen ebenfalls, und infolgedessen kann wohl von sämtlichen Zechen von einem Heraufgehen der Förderleistungen gesprochen werden. Wenn dieser Zustand anhält, was aber nur möglich ist, falls es den Zechenverwaltungen gelingt, im Laufe des Winters im großen Maße Wohnungen für die neuen Belegschaften zu erreichen, dann kann man vielleicht in der heutigen traurigen Zeit den Optimismus besitzen, daß man April/Mai nächsten Jahres eine Besserung der allgemeinen Lage erwarten darf. . . ."

Aus Oberschlesien lauteten im November betreffs der Kohlenförderung die Nachrichten ähnlich. Gegen Jahresschluß erlebten wir, daß der Metallarbeiterstreik in Berlin sich nicht zu einem Generalstreik auswuchs, der zur Zeit der größten Verkehrsnot alles Leben lahm gelegt hätte, sondern durch das Verhalten der Mehrheitssozialisten, die Festigkeit der Arbeitgeber und die Entschlossenheit der Regierung — vor allem Noskes — zusammenbrach. Die Arbeit wurde wieder aufgenommen.

So dürfen wir uns denn vielleicht an dem allerdings sehr bedingten Optimismus Klöckners und Noskes etwas aufrichten, und mit ganz leisen Hoffnungen in das neue Jahr hineintreten. Das aber nur, wenn das Hungerfieber nachläßt, das unsern Volkskörper zerfraß, sein Blut zu zersetzen droht und seine Hände lähmt. Wenn der Blick klarer, das Denken freier, das Wollen weniger sprunghaft wird, dann müssen alle sich Rechen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft ablegen über das Geschehene; sie müssen Sehnen und Muskeln anspannen und mit neuem Mut ans Werk gehen.

Dabei ist u. a. folgendes wohl zu bedenken. Früher wurde „Bildung" und „Wissen" vielfach überschätzt; die höheren Beamten und Stände sahen durchweg auf die unteren herab, auch auf die werktätige Bevölkerung. Demgegenüber muß heute immer wieder betont werden, daß nur werktätige Arbeit uns vor Kälte und Hunger schützen, die uns drückenden Ketten lösen kann. Den Massen gegenüber, die die Macht haben, oder diese an sich zu reißen trachten, muß aber darauf hingewiesen werden, daß der Geist es ist, der die Hände regsam macht. Das ist dringend nötig, nachdem die Macht der Massen es schon vielfach dahin gebracht hat, daß z. B. der Müllkutscher (gewiß ein ordentlicher und auskömmlich zu entlohnender Arbeiter!) mehr verdient, als mancher Mann, der nicht nur ein „papierner Tagelöhner" ist, sondern der geistige Werte schafft. — Wir gebrauchen sehr nötig schaffende Hände, wir müssen die Zahl derer mehren, die Hand und Hirn gebrauchen, wir haben aber auch die Überragenden auf den verschiedenen Gebieten dringend nötig. Und wir müssen einen Boden schaffen, aus denen diese aufwachsen, wir müssen Verhältnisse haben, daß sie sich betätigen können. Dazu zwingt uns die Pflicht der Selbsterhaltung, dazu treibt uns der Wettbewerb mit anderen Völkern, der uns sonst zu Handlangern und Sklaven macht. Mit der „Gleichmacherei" kommen wir zum wirtschaftlichen Stillstand, das haben selbst die jetzigen Machthaber des bolschewistischen Rußland bekannt.

Die Erfindungen Watts bahnten einer neuen Kultur die Wege, waren die Veranlassung zu einem gewaltigen Umschwung auf fast allen Gebieten. Erfinder und weitschauende, tatkräftige und wagemutige Organisatoren waren es, die auch in Deutschland die riesenhafte wirtschaftliche Entwicklung herbeiführten. Das zu beweisen ist nicht nötig, man braucht nur einige Namen zu nennen: Krupp und Harkort, den „Schlossergesellen" Egells und den „Tischlergesellen" Wöhlert, Borsig, Schwartzkopf, Egestorff, Schichau und Hartmann, Otto und Diesel. Der Anatomie-Professor Sömmering wies in einer Gelehrtensitzung auf den elektrischen Telegraphen hin, der Artillerie-Offizier Siemens schuf ihn für den praktischen Gebrauch. Er und andere Erfinder waren Bahnbrecher auf dem weiten und wichtigen Gebiet, das die Elektrizität sich dann eroberte. Man könnte eine schier endlose Reihe von Männern nennen, die bis in die neue Zeit hinein auf den Gebieten der Industrie und des Handels Gewaltiges geleistet, Werke geschaffen haben, die unsere Bewunderung und den Neid der Feinde erregten. Dies waren und sind überragende Männer. Mancher von ihnen stand und steht umbrandet von Haß, bedrängt von Widerwärtigkeiten auf seinem Posten, weil es sein Lebenswerk war, an das die Pflicht ihn kettete, weil Tausende von Lebensschicksalen damit verknüpft sind.

Über solche industriellen Bahnbrecher, über solche Verkehr und Handel die Wege weisenden Persönlichkeiten und die Kräfte, die sie antrieben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommt man mit billigen neuzeitlichen Schlagworten nicht hinweg. Ein Schweizer soll es gewesen sein, der gesagt hat: „Das Genie muß für alle leuchten, billig, wie eine Kerze." Ein sehr bequemes Wort für alle, die im Dunkeln sitzen. Vor bald 150 Jahren sagte Lichtenberg in seinen Aphorismen: „Wenn der Deutsche eine Maschine erfindet, wer gibt ihm was dafür? Es ist schon sehr viel, wenn ein gnädiger Kammerdiener das Modell unterthänigst vorzuzeigen verspricht, von dessen Kindern es nachher mit der heiligen Christ-Ware ein Schicksal hat." — Auch heute vermag der Erfinder nichts oder wenig, wenn ihm nicht kräftige Hilfe von seiten einer Industrie kommt, die greifbaren Vorteil daraus ziehen will. „Erfinder" ist aber jeder, der neue Wege findet und weist, sei es auf welchem Gebiete es sei. Überragende sind dies. Aus ihrer Geisteskraft heraus schaffen sie neue Werte. Solche auf geistigem Gebiet schaffende Menschen zu finden, zu fördern und auf den richtigen Platz zu stellen, liegt im Interesse der Allgemeinheit, nicht zum mindesten der mit den Händen arbeitenden Stände.

Menschenwertung! — So heißt die Forderung. Nicht Examina sollen da entscheiden (obwohl wir sie nie werden ganz entbehren können), nicht „Anciennität", auch nicht Begabung allein; es kommt darauf an, den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu stellen. Der selbständige Unternehmer hat das größte Interesse daran, dies zu tun, den Tüchtigen aufsteigen zu lassen, ihm Einfluß und Macht zu geben; im Gesellschafts- und im Staatsbetriebe treten schon andere Interessen mehr in den Vordergrund. Es kommt hinzu, daß überragende Personen sehr oft gute Menschenkenner sind. So sagte auch Goethe: „Man muß ein bedeutender Mensch sein, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man sage, was man will, das Gleiche kann nur von Gleichen erkannt werden. . . ." Goethe weist dann auf Napoleon hin, „der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien. . . ." — Wir wissen, daß z. B. Alfred Krupp und Werner Siemens dies ebenfalls in hervorragender Weise verstanden. Man sagt auch der katholischen Kirche erstaunliche Menschenkenntnis nach. So muß die Menschenkunde auch im Staat dazu führen, daß hervorragende Talente aus allen Ständen sich aufschwingen, sich im wirtschaftlichen Leben frei betätigen können. Schon vor dem Kriege mehrten sich die Stimmen, die das verlangten, in letzter Zeit sind sie lauter geworden. Man sucht da immer noch nach den richtigen Wegen. In unbegrenzter Hochachtung vor dem „Wissen" werden Lehrweisen und Prüfungen vorgeschlagen, die zwar sehr weitgehend und umfangreich sind, aber doch meist zu wenig „den ganzen Menschen" erfassen. Pädagogen und Physiologen, ausgezeichnete Gelehrte, sind mit solchen Aufgaben beschäftigt; es wird aber darauf ankommen, daß sie selbst auch Menschenkenner sind, daß Wissenschaft und wirkliches Leben gemeinsam die Richtlinien geben. Es darf nicht mehr „abgestempelt" werden nach der Zahl der beantworteten Fra-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gen; auf die Persönlichkeit muß Wert gelegt werden. Nicht enges Fachwissen allein soll entscheiden, sondern auf den weiten Blick kommt es an. Es nützt der Gemeinschaft wenig, wenn Einzelne oder Viele in ihrem Gehirn viel altes und neues Fachwissen aufspeichern. — Fürs wirkliche Leben sollen wir und unsere Kinder lernen.

In Amerika, das uns auf so manchen Gebieten zu überflügeln droht, ist man schon länger — auch auf diesem Gebiet — von der Theorie zur Praxis übergegangen. Man ließ z. B. die Schüler der mittleren Schulen in den langen Ferien in den verschiedensten gewerblichen Betrieben arbeiten, auch in Warenhäusern, Krankenhäusern, auf den Büros von Kaufleuten und Rechtsanwälten, im Post- und Fernsprechbetrieb usw. Da lernten sie das Leben und den Beruf kennen, wie sie sind, und das war anders, als ihre Einbildung es ihnen oft vorgespiegelt hatte. Wie wenig weiß oft ein junger Mensch — der höhere Schulen besucht — vom Leben und dem Beruf, den er ergreifen möchte! — Es ist denn auch in Deutschland schon die Frage erörtert, ob nicht vor dem Studium eine praktische Arbeitszeit einzulegen sei. Würde ein angehender Jurist nicht zu manchem neuen Ein- und Ausblick gelangen, wenn er auf einem Rechtsanwaltsbüro (Lloyd George ist bekanntlich aus einem solchen hervorgegangen!) arbeitete, ein Theologe, wenn er auf dem Gebiete der inneren Mission, ein Arzt, wenn er in einem Krankenhause tätig wäre. Dort würde er sich, und man würde ihn kennen und richtig einschätzen lernen. Nun tappen Viele ins Blinde hinein; erst wenn sie in dem erwählten Beruf eintreten, fühlen sie und fühlt man, daß sie dafür nicht taugen. An anderer Stelle hätten sie mehr, vielleicht Hervorragendes leisten können.

Wenn unsere Wirtschaftsmaschine gehen, wenn ihr Wirkungsgrad ein guter, wenn sie Armut und Not bannen, Brot ins Land schaffen, Wohlstand und Zufriedenheit fördern soll, so muß jedes der vielen und verschiedenen Räder richtig in das andere greifen, jeder Teil dorthin passen, wo er wirken soll. Und auch das Material für jedes Glied muß sorgfältig ausgewählt und erprobt sein. Wo sich in den Tiefen Passendes findet, da soll man es heben, dadurch heben wir uns selbst und bessern unsere Lage. Und je höher einer steht, desto mehr soll er bestrebt sein, diesen Platz zu verdienen.

Auf die Wertung der Menschen muß mehr Gewicht gelegt werden. Wir gebrauchen Überragende und Tüchtige auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens und des Wissens, oben und unten! — Sie müssen aber auch ein Feld haben, wo sie emporwachsen können, und ein Ziel müssen sie vor sich sehen, das des Strebens und des Kämpfens wert ist.

Georg Asmussen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bergbau und Bodenreform.

Die Kohlen- und Brennstoffnot, die so schwer auf Gewerbe und Verkehr lastet und in dieser rauhen Winterszeit jedem Einzelnen ständig fühlbar wird, hat neuerdings wieder aller Blicke auf die Bodenschätze und ihre Verwertung gelenkt. Dazu kommt, daß die Bergwerke vielen Berufenen und Unberufenen besonders geeignet und reif zur „Sozialisierung" zu sein scheinen. Wenn man in diesen schwierigen und verwickelten Fragen sich nicht mit den üblichen Schlagworten des Tages zufrieden geben, sondern ein eigenes Urteil gewinnen will, ist es nötig, wenigstens in den wesentlichen Zügen die geschichtliche Entwicklung der Rechtsformen zu kennen, welche bisher die Gewinnung unserer Bodenschätze geregelt haben.

Vor dem Jahre 1851 herrschte in Preußen das sogenannte Bergregal, d. h. alle Bodenschätze gehörten dem Staat, der allein das Recht hatte, nach ihnen zu schürfen und sie abzubauen. An Privatpersonen oder Gesellschaften wurde dieses Recht nur verliehen gegen Übernahme einer ganzen Reihe von Verpflichtungen: Einmal mußte der zehnte Teil des Ertrags an den Staat abgeführt werden (der „Bergwerkszehnte"); dann waren eine ganze Anzahl von Gebühren verschiedenster Art zu zahlen; endlich hatte der Berechtigte dem Grundherrn, der Kirche, der Schule und der Knappschafts- und Armenkasse eine bestimmte Anzahl von Kuxen (d. h. Bergwerksanteilen) unentgeltlich zu überlassen. Vor allem aber bestand der Förderungszwang, d. h. das verliehene Abbaurecht fiel an den Staat zurück, wenn es innerhalb einer gewissen Zeit (nach dem alten preußischen Landrecht in 4 Wochen) nicht in Angriff genommen war. Es prägte sich in diesem alten Bergrecht noch die Auffassung aus, daß die von der Natur in den vaterländischen Boden hineingelegten Schätze unmöglich Einzelnen als völlig unbeschränktes Eigentum gehören konnten, über das sie ganz nach ihrem Belieben und privatwirtschaftlichen Vorteil verfügen durften, ohne nach den Interessen der Gesamtheit zu fragen. Es ist bekannt, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts der wirtschaftliche Individualismus, der im „freien Spiel der Kräfte" die sicherste Gewähr für die höchstmögliche Blüte der Einzel- und Gesamtwirtschaft erblickte, mehr und mehr zur Alleinherrschaft kam. Er erstrebte, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem des Bergrechts eine Beseitigung aller aus der Vergangenheit überkommenen Schranken und Fesseln, die den freien Unternehmungsgeist einengten. Auch die Regierungen konnten sich dem Geist der Zeit nicht entziehen. So wurde 1851 der Bergwerkszehnte auf die Abgabe von $^1/_{20}$ des Ertrags ermäßigt und 1862 ein Gesetz angenommen, wonach auch diese Abgabe allmählich in die Gewerbesteuer übergehen, jede Sonderbelastung der Bergwerksbetriebe also aufgehoben werden solle. Der entscheidende Schritt aber geschah durch das Berggesetz von 1865, durch welches das Bergregal völlig aufgehoben wurde. Jede Privatperson durfte jetzt nach Bodenschätzen schürfen; und wenn sie abbauwürdige Lager entdeckte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so mußte ihr der Staat auf ihren Antrag gegen eine Stempelgebühr von 1,50 Mk. ein unterirdisches Feld von 500 000 Quadratlachtern (= 2 180 000 Quadratmetern) zur Ausbeutung überlassen, dessen Form der Schürfer unter gewissen Beschränkungen willkürlich sich wählen konnte. Sehr bedeutsam war in der Folgezeit die Bestimmung, daß die Form dieses Feldes nachträglich noch beliebig abgeändert werden konnte. Das hatte die praktische Folge, daß durch das erworbene Abbaurecht Mitbewerber tatsächlich auf eine viel größere Fläche, nämlich auf einen um das Bohrloch geschlagenen Kreis von etwa 2000 Lachtern = 4185 Metern, ausgeschlossen wurden, d. i. eine Fläche, etwa 25 mal so groß als die eigentlich zugewiesene von 500 000 Quadratlachtern. Denn der erste Schürfer konnte jederzeit jede Stelle jenes größeren Gebiets (des „Schlagkreises") dadurch in sein Abbaurecht einbeziehen, daß er seinem Feld eine geeignete Form gab. Ganz besonders folgenreich war endlich auch die durch das Berggesetz von 1865 herbeigeführte Aufhebung des Förderungszwanges: Wer ein Abbaurecht erworben hatte, konnte es ausüben oder auch unbenutzt liegen lassen, solange er wollte. Daß die letztere Möglichkeit praktisch jemals in Frage kommen könnte, daran dachten die Gesetzgeber von 1865 nicht. Und doch sollte gerade sie in der Folgezeit eine verhängnisvolle Rolle spielen.

Die Volksvertretung von 1865 war in dem ehrlichen Glauben befangen, daß, wenn durch Beseitigung aller Schranken die Bodenschätze jedem zugänglich gemacht wurden, sich ein starker Wettbewerb erheben, Kohle, Salze und Erze daher in reichstem Maße abgebaut und infolge dieses Wettbewerbs zu billigen Preisen der Gesamtheit der Verbraucher zugeführt werden würden. Eine mächtige Entwicklung von Gewerbe und Handel mußte, so schloß man, die Folge sein. Für einige Jahre traten diese erhofften Wirkungen auch wirklich ein. Sehr bald aber ging die Entwicklung einen anderen Weg. Zunächst war das Schürfen wegen der Kostspieligkeit des Bohrverfahrens auf kapitalkräftige Kreise beschränkt. Dazu kam, daß Unternehmer, die über ein besonders schnelles Bohrverfahren verfügten, in der Lage waren, jeden Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen. Denn jeder, der langsamer bohrte, mußte gewärtig sein, daß kurz nach ihm sein überlegener Mitbewerber in der Nähe schürfte und den etwaigen Kohlenflöz (oder das Erzlager) eher erreichte als er. Dann hatte der erstere alle Kosten für nichts ausgegeben. Auf diese Weise kam es, daß die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz durch die Vollkommenheit ihres Bohrverfahrens bald eine Art Schürfmonopol hatte und ungeheure Felder unter der Erde in ihren Besitz brachte. Jetzt zeigte es sich, wie verhängnisvoll es gewesen war, den Förderungszwang, d. h. die Verpflichtung zum Abbau nach einer gewissen Zeit, aufzuheben. Denn bei bestehendem Förderungszwang konnte ein Unternehmer gar nicht mehr an Feldern in seinem Besitz behalten, als er abzubauen in der Lage war. Jetzt aber bestand die Möglichkeit, mit den erworbenen Abbaurechten Spekulation zu treiben, d. h. sie so lange

zurückzuhalten, bis die geforderten Preise dafür gezahlt wurden, Preise, deren oft außerordentliche Höhe man durch die in dem Abbaurecht enthaltenen Zukunftswerte rechtfertigte. Der Vergleich mit der Bodenspekulation, bei der Baugelände in der Umgebung der Städte aufgekauft und zurückgehalten wird, und mit dem Nahrungsmittelwucher, der in der Notzeit des Krieges allgemein begehrte Lebensmittel aufspeicherte und zurückhielt, um die Preise hochzutreiben, liegt auf der Hand. In welchem Maße diese Spekulation mit Bergbaurechten schon zu einer Zeit einsetzte, als das Schürfen noch nicht Monopol einiger weniger war, zeigt eine Stelle aus der Begründung des 1906 dem preußischen Landtag vorgelegten Gesetzentwurfs zur Abänderung des Berggesetzes. Hier wird ausgeführt, daß schon im ersten Jahrzehnt nach Erlaß des Berggesetzes ganze Kreise der Provinzen Sachsen und Schlesien mit Braunkohlenmutungen und im Westerwald ein Gebiet von 24 Quadratmeilen mit Eisensteinmutungen überdeckt worden seien. Von diesen Feldern seien aber nur ganz wenige in Betrieb genommen worden, ein Beweis dafür, daß bei ihrem Erwerb nicht sowohl die Absicht, Bergbau zu treiben, vorgewaltet habe, als vielmehr der Gedanke, Unterlagen für mühelose und gewinnbringende Spekulation zu schaffen.

In den ersten Jahren nach Erlaß des Berggesetzes von 1865 hatte, wie schon angedeutet, der freie Wettbewerb wirklich ein starkes Kohlenangebot und damit billige Preise zur Folge gehabt. Wirtschaftlich schwächere Betriebe, namentlich solche, die ihre „Berechtsamen" (d. h. Abbaurechte) zu teuer durch Kauf erworben hatten, mußten schwer kämpfen, um sich über Wasser zu halten. Aber nicht nur sie, sondern auch die kapitalkräftigeren erkannten sehr bald die Gemeinsamkeit ihrer Interessen gegenüber der Masse der Verbraucher. Statt durch gegenseitigen Wettbewerb die Preise niedrig zu halten, war es doch viel vorteilhafter, sich zu Verbänden zusammenzuschließen und Mindestpreise festzusetzen. Solange diese Preise nach dem Gesichtspunkt bestimmt wurden, daß auch die schwächeren Betriebe dabei bestehen konnten, lag in dieser Entwicklung keine Gefahr. Aber dabei blieb es natürlich nicht. Aus den genannten Vereinigungen gingen die Syndikate hervor, von denen auf dem Gebiet der Steinkohle das Rheinisch-Westfälische und das Niederschlesische Kohlensyndikat die mächtigsten sind. Sie beherrschen weitaus den größten Teil der deutschen Kohlengewinnung, haben mithin überall da, wo infolge der hohen Transportkosten ausländischer Wettbewerb ausgeschlossen ist, ein Monopol, das ihnen gestattet, die Preise so hoch zu treiben, daß die Masse der Verbraucher sie eben noch bezahlen kann. Es ist selbstverständlich, daß die Syndikate von dieser Möglichkeit in weitestem Maße Gebrauch gemacht haben. Wie rücksichtslos diese Preispolitik ist, geht aus der Tatsache hervor, daß durch die Kohlenpreiserhöhungen der Syndikate das deutsche Volk nach dem 1. April 1907 jährlich etwa 300 Millionen Mark mehr für Kohlen zahlen mußte als vor dem 1. April 1906. „Alle Vorteile, welche sich die Industrie

durch Nutzbarmachung technischer Errungenschaften unter großen Opfern verschafft, werden durch die mit gewohnter Regelmäßigkeit einsetzenden Kohlenpreiserhöhungen vollständig zunichte gemacht", schrieb die Handelskammer zu Liegnitz. Und in einem Geschäftsbericht der Eisen- und Drahtindustrie heißt es, sie habe während der rückläufigen Konjunktur von 1908 ihre Preise so erniedrigen müssen, daß sie bei der außerordentlichen Höhe der Kohlenpreise nur noch für die Kohlenzechen arbeite. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß der Vorwurf, der in diesen Tatsachen liegt, sich nicht gegen die Syndikate richtet, wohl aber gegen die Volksvertretung, welche die Gesetze, auf denen dieser Mißbrauch beruht, nicht ändert.

Man hatte bei Erlaß des Berggesetzes von 1865 angenommen, daß ein Unternehmer, der ein Kohlenflöz erbohrt hatte, ungesäumt an den Abbau herangehen würde. Die Kohlenpreise würden sich dann so stellen, daß sie die Zinsen der Anlagen, die nötigen Abschreibungen, die Löhne und Unkosten deckten und daneben noch einen angemessenen Unternehmergewinn ergäben. Niemand hatte vorausgesehen, daß noch ein weiterer preisbildender Faktor hinzutreten würde, dessen Wirkung an folgendem Beispiel erläutert werden möge. Bei Gründung der „Konkordia Bergbau-Aktiengesellschaft" zu Oberhausen brachten die Gründer an wirklichen Arbeitswerten Schachtanlagen, Gebäuden und Maschinen im Werte von 3,85 Millionen Mark ein. Trotzdem wurden Aktien im Nennwert von 6,5 Millionen Mark mit einem Aufgeld von 30%, also für 8,45 Millionen Mark, an das Publikum verkauft. Diesen 8,45 Millionen, welche die Aktionäre zusammengesteuert hatten, standen als greifbare Werte nur jene 3,85 Millionen gegenüber. Für die Differenz von 4,6 Millionen Mark verkauften die Gründer den Aktionären die „Berechtsamen", die sie selbst für den Preis von 1,50 Mark für 2 180 000 Quadratmeter erworben hatten. Diese 4,6 Millionen oder ihre Zinsen, flossen und fließen noch immer in die Taschen der ursprünglichen Gründer und der allenfallsigen Zwischenverkäufer der zugehörigen Berechtsamen. Eine so außerordentlich hohe Bewertung der ursprünglich umsonst (abgesehen von der Stempelabgabe von 1,50 Mark) erworbenen Berechtsamen war natürlich nur dadurch möglich, daß entsprechend hohe Kohlenpreise zur Verzinsung dieser hohen Werte erzielt werden konnten. Und diese Möglichkeit, die bei freiem Wettbewerb ausgeschlossen gewesen wäre, ist lediglich eine Folge der Monopolstellung, welche die Grubenbesitzer durch Zusammenschluß und Syndikatsbildung erlangt haben, und die ihnen gestattet, die Preise so hoch zu treiben, daß Industrie und sonstige Verbraucher sie eben noch zahlen können. Die Rente, welche die Berechtsame abwirft, ist also eine Monopolrente, ein völlig arbeitsloses Einkommen, das die ursprünglichen Gründer lediglich der Ausnutzung ihres Monopols verdanken. Wie hoch die Bergwerksgesellschaften ihre Berechtsamen

bewerten, zeigt die Tatsache, daß diese bei manchen Gesellschaften $^2/_3$ des Aktienkapitals ausmachen, ferner folgender Auszug aus dem Berechtsamenbuch der „Hibernia":

Wilhelmine Viktoria Berechtsame	1 271 796 Mk.
Hibernia	874 211 „
Shamrock	8 419 560 „
„ III—IV	473 647 „
Schlägel und Eisen	7 678 170 „
General Blumenthal	6 159 674 „
Alstaden	580 074 „
Vereinigtes Deutschland	868 836 „
Reichskanzler	870 915 „

In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, daß die wahre Höhe dieser Gewinne oft durch sogenannte Kapitalverwässerung verschleiert wird. Wenn z. B. bei der Verschmelzung des „Aachener Vereins" mit „Gelsenkirchen" im Jahre 1904 die Aktionäre des ersteren für ihre 1000-Mark-Aktien neue Aktien im Nennwert von 2700 Mark erhielten, ohne einen Pfennig dafür neu zu zahlen, und wenn dann die Gesellschaft im nächsten Jahre 10% Dividende anzeigte, so hatten die Aktionäre des Aachener Vereins in Wirklichkeit 27%. In seiner Schrift „Der Staat und die Syndikate" (Leipzig 1912, R. Voigtländer), der auch die vorgenannten Beispiele entnommen sind, erzählt Pohlmann folgenden Fall: Die 1000-Francs-Aktien der französischen Zeche Lens standen auf dem Kurszettel sehr bescheiden mit 675. Da aber seit 1855 das Kapital auf den 100fachen Betrag verwässert worden war, so erhielt jemand, der 1855 eine 1000-Francs-Aktie erworben hatte, für die Aktien von 100 000 Francs Nennwert, die ihm inzwischen ohne jede Gegenleistung für die ursprünglich eingezahlten 1000 Francs ausgehändigt worden waren, 67 500 Francs.

Das Berggesetz von 1865 hat also genau das Gegenteil von dem erreicht, was ursprünglich damit beabsichtigt war. Statt billiger Versorgung der Industrie und der breiten Massen mit Kohlen hat es das Monopol einer kleinen Minderheit und die dadurch bewirkten hohen Kohlenpreise gebracht. Hätte man den Bergwerkszehnten beibehalten, so hätte allein Preußen aus den auf seinem Gebiet gelegenen Kohlengruben jedes Jahr 130 Millionen Mark ziehen können. Um die Bodenschätze billig der Allgemeinheit zuzuführen, hatte der Staat auf dieses Recht wie auf alle Abgaben verzichtet. Statt seiner erheben heute die Syndikate von der Gesamtheit eine Steuer von einer Höhe, wie sie der Staat nur nach schweren Kämpfen durchsetzen würde. Nur einer ganz geringen Anzahl, nämlich den ursprünglichen Gründern und denen, die ihre Aktien mit Gewinn verkauft haben, kommt dieser Tribut zugute. Durchaus irrtümlich ist die Ansicht derjenigen, die da meinen, daß der Verzicht des Staates auf die Abgaben notwendig gewesen sei, um eine solche Entwicklung des Berg-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

baus, wie wir sie heute haben, überhaupt zu ermöglichen. Denn überall da, wo die alten Abgaben bestehen blieben, hat sich der Bergbau in demselben Maße entwickelt, so in England, so auch in Deutschland in den Gebieten, wo die Regale in den Händen von Standesherren waren. Noch heute ziehen die Herzöge von Arenberg aus ihrem Bergregal jedes Jahr eine bedeutende Summe, z. B. 2 365 149 Mark im Jahre 1917, darunter vom preußischen Staat (!!) 402 434 Mark. Der Unterschied ist nur der, daß die Gruben, die noch die alten Abgaben zu leisten haben, in ihren Bilanzen nicht mit Berechtsamen von solcher Höhe paradieren können, wie die von Abgaben befreiten: Der Wert ihrer Berechtsame ist eben um den Kapitalwert der darauf ruhenden Belastung geringer.

So ergibt sich auf dem Gebiete des Bergbaus dieselbe Lehre wie auf dem des städtischen Baugeländes und des landwirtschaftlichen Bodens: daß es auf die Dauer verhängnisvoll ist, wenn die Gesamtheit Rechte und Monopolgüter, deren Zukunftsentwicklung sich gar nicht übersehen läßt, gegen eine einmalige Entschädigung dauernd aus der Hand gibt; und daß mithin der Boden mit seinen Schätzen und Kräften dem Warenrecht entzogen und unter ein besonderes Recht gestellt werden muß, das seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte fördert und jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt. Auch die Regierungen konnten natürlich an den schweren Schädigungen des Allgemeinwohls nicht vorübergehen, welche sich je länger, je mehr aus dem Berggesetz von 1865 ergaben. So wurde in Preußen 1905 durch ein vorläufiges Gesetz, die Lex Gamp, auf 2 Jahre jede weitere Verleihung von Abbaurechten gesperrt. Die endgültige Regelung brachte dann das neue Berggesetz von 1907. Es bestimmte, daß alle noch freien Steinkohlenfelder dem Staate gehörten, desgleichen die wichtigsten Salze, aber nicht die Erze. Die bisherigen Grubenbesitzer behielten ihren ganzen mächtigen Besitzstand an Feldern, auch an solchen, die noch gar nicht in Betrieb genommen waren.

Ein Förderungszwang für diese brachliegenden Felder wurde nicht eingeführt. Damit aber war den Syndikaten durchaus ihre Monopolstellung belassen; denn die e waren schon im Besitz der wesentlichsten und größten Kohlenfelder Deutschlands und konnten jetzt nach wie vor durch Zurückhaltung der Kohlen die Preise hochtreiben. Aber damit nicht genug! Während 1908 in Frankreich der Förderungszwang wieder eingeführt wurde; während die österreichische Regierung entschieden den Gedanken vertrat, daß die Versorgung der Gesamtheit mit einem wichtigen Bedarfsgegenstand nicht von den Verabredungen eines kleinen Kreises abhängen dürfe; während in Amerika Regierung und öffentliche Meinung einen heftigen Kampf gegen die dort übermächtigen Trusts führten, trat in Deutschland geradezu eine Unterordnung des Staatswillens unter die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

die Bodenschätze beherrschenden Kapitalmächte ein: 1910 wurden durch das Kaligesetz dem Kalisyndikat zum Schaden unserer Landwirte dauernde Monopolpreise gesichert; und 2 Jahre später trat die preußische Regierung mit ihren Gruben dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat bei.

Durch die Umwälzung von November 1918 kam auch die Frage des Bergrechts von neuem in Fluß. Die Forderung der Sozialisierung der Bergwerke, vor allem der Kohlengruben, wurde mit besonderer Dringlichkeit erhoben. Was aber sollte unter „Sozialisierung" auf diesem Gebiet verstanden werden? Viele verlangten kurzerhand Verstaatlichung der Bergwerke. Aber diese Forderung übersieht zwei große Schwierigkeiten: Einmal hat die Erfahrung unzweifelhaft dargetan, daß bisher auf dem Gebiet des Kohlenbergbaus der Privatbetrieb wesentlich leistungsfähiger gewesen ist als der Staatsbetrieb (Vergleich der Leistungen im Ruhr- und Saargebiet!). Zweitens würde eine Entschädigung der Besitzer zu den heutigen Monopolpreisen dem Staat unerschwingliche Lasten auferlegen. Eine Enteignung ohne jede Entschädigung kann nur der befürworten, der nicht weiß, wie weite Kreise unseres Volkes ihre durch ehrliche Arbeit erworbenen Ersparnisse im Vertrauen auf den Bestand der seitherigen Rechtsformen in Bergwerkspapieren angelegt haben. Es ist denn auch bezeichnend, daß der von der neuen Regierung eingesetzte „Sozialisierungsausschuß" die Überführung der Bergwerke in den Staatsbetrieb einstimmig abgelehnt hat. Auffallend ist, daß bei dieser Ablehnung der zweite der oben genannten Gegengründe (Höhe der Entschädigungssummen) offenbar gar keine Rolle gespielt hat. Denn der Sozialisierungsausschuß schlägt vor, daß alle Kohlenbergwerke (private und staatliche) enteignet und zu einem neu zu bildenden Wirtschaftskörper, der „Deutschen Kohlengemeinschaft" vereinigt werden, für deren Organisation er einen eingehenden Entwurf liefert. Die Entschädigung der bisherigen Eigentümer soll hiernach nach dem Durchschnittsertrag der letzten Jahre erfolgen. Das heißt aber weiter nichts, als die Monopolrente, welche die seitherigen Besitzer bezogen haben, verewigen. Dieser Vorschlag geht mithin an dem Kernpunkt der Sozialisierung der Bergwerke vorbei, nämlich an der Frage, wie die im Laufe der Entwicklung entstandene Monopolrente auf dem Wege allmählichen Abbaus der Gesamtheit wieder zugeführt werden könne. Nach den Anschauungen des Bundes Deutscher Bodenreformer würde dieses Ziel unter möglichster Schonung der „wohlerworbenen Rechte" derjenigen, die Bergwerkaktien schon zu Monopolpreisen erworben haben, etwa auf folgendem Wege zu erreichen sein: Die bisher erworbenen, aber noch brachliegenden Berechtsamen werden einer mit den Jahren progressiv steigenden Wertsteuer unterworfen, die erlischt, sobald die Berechtsame zu einem Bergwerksbetrieb führt. Der Wert der Berechtsame wird durch Selbsteinschätzung festgestellt, und es tritt hinzu das Recht des Staates, brachliegende Berechtsame jederzeit zu dem selbsteingeschätzten Wert zu enteignen. Hierdurch wird eine ehrliche und zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treffende Schätzung geradezu erzwungen; denn bei zu hoher Einschätzung belegt der Staat die Berechtsame mit einer entsprechend hohen Steuer, bei zu niedriger Schätzung erwirbt sie der Staat zu diesem Preis. Wollten die Syndikate diese Steuer durch Preiserhöhung auf die Verbraucher abwälzen, so würden die so entstehenden hohen Preise für die kleineren Betriebe, die keine unbenutzten Berechtsamen haben, ein unwiderstehlicher Anreiz sein, die ihnen vom Syndikat zugebilligte Förderungsmenge (Kontingentierung!) zu überschreiten. Dadurch würde das Syndikat gesprengt und so der freie Wettbewerb wiederhergestellt. Eine spekulative Zurückhaltung der Kohlen wäre damit unmöglich gemacht. Praktisch bewährt hat sich diese die Spekulation verhindernde Wirkung einer auf Selbstschätzung beruhenden Wertsteuer bereits auf dem Gebiete des städtischen Baubodens; hier hat die „Steuer nach dem gemeinen Wert" überall, wo sie eingeführt wurde, den Verkauf der von Spekulanten zurückgehaltenen „Terrains" erzwungen, weitere Spekulation unterbunden und ein Sinken der Bodenpreise bewirkt.

Eine derartige Regelung der Bergwerksfrage hätte den grundsätzlichen Vorzug, daß sie der Allgemeinheit die Monopolrente der Bergwerke zurückgewinnt, ohne dem auf produktive Arbeit gerichteten Unternehmungsgeist der Einzelnen den Spielraum zu beschneiden. Hier wie auf allen anderen Gebieten würde sich die Bodenreform als Grenzwächter zwischen Einzelwirtschaft und Gesamtwirtschaft, zwischen Individualismus und Sozialismus bewähren. Wer erkannt hat, daß es die geschichtliche Aufgabe unserer Zeit ist, zwischen diesen wirtschaftlichen Gegensätzen die richtige Mitte zu finden, der helfe mit, daß dem theoretischen Sieg der Bodenreform, der durch Aufnahme ihrer Grundforderungen in die neue Reichsverfassung (§ 155) errungen wurde, auch die praktische Durchsetzung dieser Forderungen folge.

Dr. G. Cony.

Dämme gegen die neue Alkoholflut.

Am 7. September 1919 las man in der „Deutschen Warte" die Denkschrift, die neun hervorragende Mediziner, Träger bekannter Forschernamen, an das Reichswirtschaftsministerium gerichtet hatten. Sie regten darin die Sozialisierung der Brauereien an, die nach dem Urteile namhafter Soziologen unter den für die Sozialisierung reifen Betrieben mit an erster Stelle ständen, und sie begründeten das in umfassender Weise. Hier der Kern dieser Begründung: Von schwerer wirtschaftlichen Schädigung der in den Brauereibetrieben Tätigen könne heute nicht mehr die Rede sein, da von den rund 12 000 gewerblichen Brauereien ungefähr die Hälfte stillgelegt sei, von den übrigen sich rund 5000 auf die Erzeugung von Nahrungsmitteln, Trocknung von Trebern, Gemüsen, Kartoffeln usw. eingestellt hätten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sodann könne die Gefahr eines neuen Alkoholismus nur durch die Sozialisierung der alkoholerzeugenden Betriebe gebannt werden; denn es sei klar, daß das Unternehmertum alles daran setzen werde, um die Erzeugung und den Absatz alkoholischer Getränke möglichst zu steigern.

Zweifellos sind die Antragsteller von der Erwägung ausgegangen, daß bei der Größe der drohenden Gefahr vor allem schnelles Handeln vonnöten sei, und daher haben sie ein Mittel vorgeschlagen, das zwar bis zur Vollkommenheit noch ein recht ansehnliches Stück Weges zurückzulegen hat, das aber den Vorzug besitzt, uns am leichtesten vor dem früheren Zustande eines maßlos gesteigerten Alkoholismus bewahren zu können. Wie die Lage jetzt ist, das ist keineswegs so bekannt, wie es wünschenswert wäre. Daß der Schnaps so gut wie verschwunden, das Bier dünn und schlecht ist, der Wein fast unerschwingliche Preise aufweist, das wissen alle, aber die günstigen Folgen der von einer höheren Gewalt der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes aufgezwungenen beinahe vollständigen Enthaltsamkeit kommen eben dieser Mehrheit deshalb nicht zum Bewußtsein, weil sie zum Teil von den ungünstigen Fo'gen anderer Nöte verdeckt werden. Von einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse gerade der Mußenthaltsamen ist nichts zu spüren, die Sterblichkeit steigt noch immer, und das Verbrechertum tobt sich aus, wie seit langem nicht: was Wunder, wenn Urteilsschwäche beim Rückblick auf die Vorkriegszeit daraus dem Alkohol günstige Schlüsse zieht? Und auf diese Schwäche rechnet ein bekanntes Alkoholinteressentenblatt, wenn es schreibt: „Sollte es . . . tatsächlich mit allem, was Amerika (d. h. die Vereinigten Staaten von Amerika, die bekanntlich jetzt völlig „trocken" sind. D. Vf.) meldet, richtig sein, so ständen wir vor der wunderbaren Tatsache, daß zwei gleiche Dinge, in zwei verschiedenen Gegenden der Welt, genau das Gegenteil bewirkten. In Amerika entzieht man den Alkohol, und die Menschen heben sich „sozial", das Verbrechertum nimmt ab, in Deutschland wird der Alkohol auch immer seltener, immer nüchterner müssen die Menschen werden, und dabei haben noch nie so unsoziale Verhältnisse geherrscht wie heute, noch niemals hat das Verbrechertum so hoch in Blüte gestanden, wie in unsern Tagen."

Ja, es ist wahr, es steht schlimm um uns. Aber noch schlimmer würde es stehen, wenn der Alkohol noch seine frühere unumschränkte Machtfülle besäße. Die Zahl der Geschlechtskrankheiten ist ins Ungeheuerliche gewachsen, die Tuberkulose lichtet die Reihen ärger denn je; wie aber, wenn dazu auch noch die dritte Volksgeißel wieder auf dem Plane erschiene, die jetzt aus Deutschland völlig verschwunden ist, der Alkoholismus? Unser zum Erbarmen geschwächter Volkskörper müßte ja unter der Wucht des dreifachen Angriffes unrettbar zusammenbrechen. Es ist eben nicht wahr, daß dieselbe Ursache entgegengesetzte Wirkungen hat, daß hüben niederreißt, was drüben aufbaut. Gegen einen solchen Unsinn bäumt sich der nur einigermaßen gesunde unbeeinflußte Verstand auf. Der Kenner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber liefert noch andere Beweise. Man lese nur z. B., was Prof. Rosenfeld in der „Umschau" vom 28. Juni 1919 über die Wirkung des Alkoholmangels berichtet! An Alkoholismus starben 1914 in Breslau 22, 1918 0 Personen; die Aufnahmen an Geisteskrankheiten fielen bei Männern auf 59 v. H., bei Frauen auf 65 v. H., und in noch weit höherem Grade die alkoholistischen Geisteskrankheiten: von 364 im Jahre 1912 und 381 im Jahre 1913 auf 21 im Jahre 1918! „Wenn man .... sich vorstellt", so schreibt Prof. Rosenfeld dazu, „wie die ganze Not dieser Kriegszeit mit ihrem Kummer und Tod, Krankheit, Gefangenschaft, Verwundung, mit ihren Sorgen um die Ernährung, Bekleidung, Erwärmung an den Nerven der Menschen gerissen hat, so hätte jeder eine ungeheuere Zunahme der Geisteskrankheiten begreiflich finden müssen, und statt dessen sehen wir diesen mächtigen Rückgang der Erkrankungen!"

Solche Tatsachen müßten die Augen öffnen. Aber die Massen kennen sie nicht, und wenn sie sie kännten, sie würden nichts daraus lernen. Ebensowenig wie aus den grausigen Lehren des Krieges. Sie lechzen nach den langentbehrten Genüssen, Lichtspielhäuser und Tanzsäle sind überfüllt, unsere Währung leidet unter der Masseneinfuhr von Süßigkeiten und englischen Zigaretten: glaubt man etwa, daß diese Genußsucht gerade vor dem Weingeist haltmachen würde? Schon jetzt schrecken ja die Spuren des schaurigen Münchener Gesellenmords, bei dem sich die Bestie im Menschen an harmlosen Leuten austaste, aufgepeitscht durch den halben Feldkessel Wein, den der Unverstand eines Vorgesetzten jedem einzelnen Mann vorher hatte zukommen lassen. Was würde aber erst werden, wenn sich die Schleusen wieder öffnen sollten, wie die Anwälte des Alkohols erhoffen?

Und nicht nur diese. In einem Leipziger Blatte war vor einiger Zeit eine Plauderei zu lesen, die als Überschrift die Anfangsworte des bekannten Kommersliedes trug: „Wer niemals ...." usw. Der Verfasser bekreuzigte sich vor dem Dünnbier und freute sich der Mitteilung des sächsischen Wirtschaftsministeriums, daß es den Wunsch der sächsischen Brauereien, hinsichtlich der Versorgung mit Braugerste künftig Bayern gleichgestellt zu werden, unterstützt habe. „Das sind erfreuliche Nachrichten", so schloß er. „Die Stammtische werden sich wieder bevölkern und Deutschlands Aufbau in Rat und Rede erledigen. Das ist nicht zu unterschätzen. Wenn irgend deutsche Sprichwörter von früher auch nach dem Kriege in Geltung und Wertschätzung bleiben, dann werden sehr bald wieder viele brave Männer um die Tische sitzen." Es war nur eine Plauderei, in witzelndem Tone gehalten. Aber sie brachte sicherlich das Sehnen Ungezählter zum Ausdruck. Der Alkohol war im alten Deutschland Trumpf, er ist es, so scheint's, auch im neuen. Steigt die Alkoholflut wieder, dann werden sich Millionen wonnetrunken hineinstürzen, und wieder wird v. Banges klassisches Wort Geltung haben: „Sie trinken, sie trinken."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und der Alkohol wird Deutschland wieder überschwemmen, wenn nicht rechtzeitig feste Dämme errichtet werden. Was an geistigen Getränken vorhanden ist, wird ja schon in allen Tonarten angepriesen. Hier empfiehlt eine „Torkel-Stube" ihre erstklassigen Weine und ihr Likör-Bufett, dort setzt die Feist-Sekt-Kellerei in Frankfurt a. M. 240 Flaschen „Feist-Cabinet-Hochgewächs" als Preis aus für die 20 besten Antworten auf die Frage: „Ist ein Glas Sekt in heutiger schwerer Zeit doppelt benötigter Aufmunterung Luxus?" Anderswo wird wieder „vornehmer Tafellikör" angepriesen, und so geht es weiter. Wohin man auch blickt: der Alkohol lockt.

Leider spukt der finstere Alkoholaberglaube aber auch bei den Behörden noch weiter. Da werden z. B. Bauzuschüsse nicht nur für Kleinwohnungen bewilligt, sondern sogar für Läden, die zum Wein-, Likör- und Branntweinverkauf über die Straße bestimmt sind. Da wird das unselige Verfahren, aus den spärlichen Vorräten von Nährmitteln einen Teil zur Herstellung eines Genußmittels herzugeben, das nur einem Bruchteil des Volkes zugute kommt, noch immer angewendet; denn den Brauereien wird von neuem Getreide zur Vermälzung zugewiesen, den ganz kleinen 10, den übrigen 5 v. H. des Friedensverbrauchs, wenn auch mit Rücksicht auf die bisherigen Getreidelieferungen vorerst nur eine Teillieferung möglich ist. Das ist gewiß nicht viel, aber doch immer noch weit mehr, als die Not des Volkes zuläßt. Zudem wird es bei dem zugestandenem Maße nicht bleiben. Zwar vor der ausländischen Braugerste wird hoffentlich der Schlagbaum niedergelassen; aber die Brauereien werden sich an der Gerste schadlos halten, deren Freigabe der Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft zur freien Verwendung in den eigenen Betrieben zur Hebung der Fleisch- und Fettversorgung fordert. Und der Preis? Pah, den zahlt der Biertrinker und — das ganze Volk. Das ist geduldig und läßt sich immer wieder einreden, daß die Gerste nirgends besser ausgenutzt werde, als im Bier, daß sich Volksgenossen auch fernerhin mit Fusel vergiften müssen, damit Schlempe zur Mehrerzeugung von — minderwertiger Milch gewonnen werde.

Aber draußen, außerhalb der Grenzpfähle des Reiches, da denkt man ganz anders. Da lese ich im Anzeigenteil des Berner Bundes vom 16. Okt. 1919 einen Aufruf der Schweizer Bierbrauereien, in dem folgende bemerkenswerte Sätze stehen: „In dem Momente, wo Deutschland immer noch über seine Lebensmittelnot klagt, und wo die Schweiz die unschuldigen Opfer des Krieges, die unterernährten Kinder, aufnimmt*), erhalten die bayerischen Brauereien Gerste, ein hochwertiges Nahrungsmittel, um Exportbier nach der Schweiz zu schicken und damit der schwer mitgenommenen schweizerischen Brauindustrie ihren Absatz zu schmälern."

Geschäftsneid, ganz sicher, wenn auch gefühlsmäßig eingekleidet. Aber

*) Von mir gesperrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerade das läßt tief blicken. Denn die Einsender wissen natürlich ganz genau, daß sie dann am besten fahren, wenn sie eigensüchtige Beweggründe unter dem Deckmantel einer herrschenden Ansicht unterbringen können. So also denkt man in der Schweiz, so denkt man höchstwahrscheinlich auch in Norwegen, wo das Volk erst neulich mit ansehnlicher Mehrheit beschlossen hat, dem Alkohol im eigenen Lande den Garaus zu machen (übrigens ein Beschluß, von dem bezeichnenderweise meines Wissens kein einziges Leipziger Blatt seinen Lesern etwas mitgeteilt hat), und so denkt man wohl auch in anderen Ländern, vor allem in den Vereinigten Staaten, wo eben erst das Alkoholverbot der ausgehenden Kriegszeit durch den Beschluß von 45 (der 48) Bundesstaaten in ein dauerndes Friedensverbot verwandelt worden ist, trotz des Einspruchs des Präsidenten Wilson. Diesen hat aber der Wille des amerikanischen Volkes dadurch über den Haufen gerannt, daß im Kongreß die dazu nötige Zweidrittelmehrheit erreicht, wenn nicht überschritten worden ist. Wie stark muß doch die Überzeugung von der Güte des Verbotes der Rauschgetränke sein in einem Volke, das nichts weiß von Nahrungssorgen, das aber starkwillig dem als richtig Erkannten alle anderen Erwägungen zum Opfer bringt, auch volkswirtschaftliche, mit denen wir uns den Kopf so heiß machen! Daß auch auf diesem Gebiete sich die vielfach vorausgesagten Nachteile schließlich als Vorteile entpuppt haben, zeigt die Tatsache, daß die Brauereien, die ihre Einrichtungen anderen Zwecken dienstbar gemacht haben (im Gegensatz zu anderen, die sich nach China zu flüchten versuchen, zur größten Entrüstung der ehemaligen Zopfträger), nicht nur sich selbst, sondern auch der Allgemeinheit damit nützen. So beschäftigt jetzt eine in eine Schuhfabrik verwandelte Brauerei 2500 Leute gegen früher 123, eine in eine Gerberei verwandelte 1600 statt 156 („Deutsche Warte" vom 18. Okt. 1919).

Freilich gibt es auch drüben Unzufriedene, selbstverständlich. Von denen stammen die Schauermärchen, die der feuchtfröhliche Teil unserer Presse mit offenen Armen in ihre Spalten aufnimmt. Die lustigen Geschichtchen von dem im Gebetbuch versteckten Whiskeyfläschchen u. a. ziehen nicht mehr, da macht man das Alkoholverbot zum politischen Wauwau. Es treibt die Arbeiter, so läßt sich das größte Leipziger Blatt aus Amerika drahten, nach der Ansicht eines Arbeiterführers vom Glase Bier weg in die Versammlungen und — der Zusammenhang ist leicht herzustellen — der Bolschewismus hat vom Alkoholverbot in Rußland seinen Anfang genommen (!).

In Deutschland sind wir natürlich von dem Ziele, das drüben erreicht ist, trotz all unserer Not weit, sehr weit entfernt. Hier muß man zunächst zufrieden sein, wenn die von neuem drohende Alkoholflut nur einigermaßen zurückgedämmt werden kann. Ein Damm wäre die eingangs erwähnte Sozialisierung der Brauereien. Aber ein anderer darf nicht fehlen, das Gemeindebestimmungsrecht, über dessen Wesen und Wirkung Dr. Kraut in Nr. 21, 1919 des „Vortrupp" geschrieben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat*). Gelingt es, diese beiden Dämme zu errichten, dann, aber auch nur dann ist begründete Aussicht, daß das Wort des sozialistischen Abgeordneten Braun sich verwirklicht:

„Der Alkoholteufel darf nicht wieder Einfluß gewinnen."

Dr. Richard Ponickau.

Frauenstimmrecht und Frauenbewegung.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum anzunehmen, daß die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes die Frauenbewegung überflüssig gemacht habe. Dadurch, daß die Frauen vom 20. Lebensjahre an bei den Wahlen zum Reichstag, zur Wahl des Reichspräsidenten, der Landes- und der Stadtparlamente, zu den Wahlen für die Gemeindevertreter und den Wahlen für die verschiedenen Räteorganisationen ihre Stimme abgeben können und Frauen nicht nur wahlberechtigt, sondern auch wählbar sind, haben sich doch keineswegs alle Probleme des Frauenlebens gelöst. Und wenn es auch in der neuen deutschen Verfassung heißt: „Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten" und dieser Satz im Artikel 128 noch die Unterstreichung durch die Erklärung erhält: „Alle Staatsbürger ohne Unterschied sind nach Maßgabe der Gesetze entsprechend ihrer Befähigung und ihren Leistungen zu den öffentlichen Ämtern zuzulassen", so hat das doch noch keine Rückwirkung auf die gesamte Frauentätigkeit.

Ja, wir erleben den seltsamen Widerspruch, daß in der gleichen Zeit, in der die Frauen den Männern politisch gleich gestellt worden sind, sie wirtschaftlich unter Ausnahmebestimmungen gezwungen werden. Daß die Frauen durch ihre fleißige, pflichttreue Arbeit die Lücken geschlossen haben, die durch den Kriegsdienst der Männer in unseren Handel, Verkehr, in Handwerk und Industrie gerissen waren, ist oft genug bewundernd hervorgehoben worden. Man hat bei allen möglichen Gelegenheiten anerkannt, daß sich die Frauen auch in ungewohnten Arbeitsgebieten bewährt haben, obwohl alle Schutzbestimmungen aufgehoben waren und die weiblichen Arbeitskräfte ihre Tätigkeit unter besonderen Erschwerungen und unter den verhängnisvollen Einwirkungen der Unterernährung und vielfach auch noch unter der Doppelbelastung von Erwerbsarbeit, Haushaltungspflichten und Mutterschaft vollzogen haben. Für viele unter ihnen war die Rückkehr des Ehemannes aus dem Kriege eine Befreiung von dieser Doppelpflicht. Manche Frauen, und das gilt besonders von den Hilfsdienstpflichtigen, hatten ihre Tätigkeit von vornherein als eine vaterländische Pflichterfüllung angesehen,

*) Der Aufsatz ist auch als Vortrupp-Flugschrift (Nr. 63) erschienen.
Der Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sie aufzugeben bereit waren, wenn die Voraussetzungen für ihre Arbeitsleistungen ihre Erledigung gefunden hatten. Aber für viele Tausende von Frauen bedeutete das Kriegsende einfach die Notwendigkeit des dauernden selbständigen Erwerbes. Die Kriegerwitwen, die sich und ihre Kinder nicht mit den bescheidenen Renten der Kriegshinterbliebenen ernähren wollen und können, müssen verdienen. Die Frauen der Kriegsbeschädigten, die durch ihre körperliche und oft genug auch geistige und seelische Beeinträchtigung nie mehr die Familie zu erhalten vermögen, sind gezwungen das bescheidene Einkommen des Mannes durch ihren Erwerb so zu steigern, daß ein gewisser Ausgleich geschaffen wird. Die Heiratsaussichten sind durch die Kriegsopfer so stark herabgemindert, daß die Eltern heute keineswegs die Ehe als eine wirtschaftliche Versorgung für ihre Töchter ansehen können. Im Alter von 20—30 Jahren kommen jetzt auf 1000 Männer 1230 Frauen, so daß schon ihre numerische Überzahl die Frauen zwingt, sich auf ihre eigenen Fähigkeiten und ihre eigenen Leistungen zu stützen. Wir können aber heute noch gar nicht die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse übersehen, und es ist sehr wohl möglich, daß sich durch die Auswanderung vieler junger Männer auch diese Zahl schon sehr bald noch zuungunsten des weiblichen Geschlechtes verschieben wird.

Diese Tatsachen sind selbstverständlich allgemein bekannt. Trotzdem verfügt das Demobilmachungsamt, daß immer mehr Frauen von ihren Posten abgeschoben werden, damit sie für Männer frei sind. Daß auch sie, wenn sie keine andere Arbeit finden, in die Erwerbslosenfürsorge übergehen, ist selbstverständlich. Die erwartete Ersparnis besteht dann also nur mehr in der grundsätzlichen Differenz, die zwischen den Unterstützungssätzen für Männer und Frauen festgelegt ist. Für die Frauen aber hat sich durch die Arbeitslosigkeit eine Gefahr herausgebildet, die in ihrer volkswirtschaftlichen und volksgesundheitlichen Wirkung gar nicht abzuschätzen ist. Sie besteht in dem großen Zustrom erwerbsloser Mädchen zur Prostitution. Daß es aus diesem Gewerbe kaum noch ein Zurück gibt, hat jeder erfahren müssen, der einmal in der Fürsorgearbeit grade dieses traurige Kapitel zu behandeln gehabt hat.

Es ist natürlich ganz selbstverständlich, daß für die heimgekehrten Krieger und auch für die Kriegsgefangenen und die Kriegsbeschädigten in umfassender Weise durch Arbeitsbeschaffung gesorgt wird, um sie gar nicht erst der Unterstützungsnotwendigkeit auszusetzen. Und alle die Frauen, die da wußten, daß sie lediglich Stellvertreterinnen waren, die hatten sich von Anbeginn darauf eingestellt, daß sie dem zurückkehrenden Arbeitskollegen Platz machen müßten. Für sie war die Verabschiedung, selbst wenn sie sich viel plötzlicher vollzog, als es bei einem günstigeren Frieden zu erwarten gewesen wäre, keine enttäuschungsbeschwerte Überraschung. Aber durch den vierjährigen Krieg und diese Friedensbedingungen haben sich die Einkommen- und Vermögensver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnisse so grundlegend verändert, daß heute auch viele Familien, die früher einer Berufstätigkeit ihrer Töchter aus gesellschaftlichen Gründen nicht zugestimmt hätten, nunmehr auf deren Mitverdienen angewiesen sind. Und ihnen gesellen sich alle die alleinstehenden Frauen, die im Frieden von ihren Renten bescheiden leben konnten, die aber die außerordentlich verteuerte Lebenshaltung von ihrem verminderten Einkommen nicht zu bestreiten vermögen.

Zuerst hat das Demobilmachungsamt die Erwerbsnotwendigkeit der Frauen bei den Entlassungen berücksichtigt. Kriegerwitwen und bedürftige Frauen blieben auf ihren Posten. Jetzt müssen alle Frauen ihre Plätze räumen, wenn sie durch Männer ersetzt werden sollen. Während man aber für die Männer im weiten Umfange „Notstandsarbeiten" geschaffen hat und dafür ungeheuere Summen bereitstellte, hat niemand an weibliche Notstandsarbeiten gedacht, obwohl auch sie einzurichten gewesen wären.

Man begeht dazu den Fehler, Frauen von Posten zu entlassen, die einer besonderen fürsorgerischen Eigenschaft bedürfen und die deshalb grundsätzlich Frauen unterstellt werden sollten. In manchen Wohlfahrtsabteilungen beklagt man heute schon diesen Wechsel nach dem Geschlecht, während für die Besetzung dieser Stellen allein bestimmend sein dürfte die persönliche Eignung. Wohnungspflege, die Überwachung gefährdeter Kinder, Fabrikpflege, Gewerbeinspektion, die Tätigkeit einer Gemeindeschwester, einer Schulschwester, diese Arbeitsgebiete müßten zusammengefaßt werden in einem Wohnungsamt, einem Gesundheitsamt, einem Wohlfahrtsamt. Es wird Sache der Frauen in den Parlamenten sein, diese Neuschöpfungen vorzubereiten, und eine der vielen Aufgaben der Frauenbewegung ist es, die Öffentlichkeit über die unbedingte Notwendigkeit dieser städtischen und staatlichen Aufgaben im Dienste der Volksgesundheit und der Volkssittlichkeit aufzuklären und die geeigneten Hilfskräfte dafür vorzubilden.

Aber noch auf anderen Gebieten brauchen die politisch mündigen Frauen die Unterstützung durch die Frauenbewegung. Noch immer werden grundsätzlich Frauenarbeiten geringer bezahlt als Männerarbeiten, und es war ganz charakteristisch, daß alle weiblichen Kriegsvertreter, selbst wenn sie ganz das gleiche leisteten wie ihr Vorgänger, eine geringere Entlohnung erhielten. Noch ist die Forderung: „Gleicher Lohn für gleiche Leistung" nicht erfüllt. Noch steht die Mädchenbildung ihrem Werte nach hinter der Knabenbildung zurück, noch gibt es in der Berufsvorbereitung vielerlei Erschwerungen für die weiblichen Lehrlinge. Und wenn auch jetzt etliche Frauen in die Kultusministerien berufen werden, wenn man auch einige wenige Frauen neuerdings die Schulpensen mit beraten läßt, so ist der weibliche Einfluß auf alle Gebiete der Bildung, der Erziehung und der sozialen Fürsorge doch noch außerordentlich gering. Das spüren wir am lähmendsten in der Sittlich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keitsfrage, die ganz naturgemäß vom Mann anders behandelt wird als von der Frau.

Daß die Frauen in der Nationalversammlung die Aufhebung der Reglementierung der Prostitution gefordert haben, ist doch nur ein bescheidener Anfang, und es besteht noch keineswegs die Aussicht, daß diese Aufhebung erfolgt und damit eine völlige Umgestaltung der ganzen Prostitution stattfinden wird. Gesetzesmaßnahmen müssen sich stützen auf die Gesinnung der Bevölkerung und wie verworren und unberührt vom Verantwortlichkeitsgefühl die allgemeinen Ansichten über geschlechtliche Dinge sind, hat der Krieg in erschreckender Weise enthüllt.

Eine Gruppe innerhalb der Frauenbewegung ist es gewesen, die zu einer Zeit, als sexuelle Fragen noch aus der öffentlichen Erörterung verbannt waren, den Kampf gegen die Reglementierung aufgenommen hat, und die Mutterschutzbewegung hat ebenfalls ihre verständnisvollsten Anhänger in den Kreisen der Frauenbewegung gefunden. Ihre Arbeitsgebiete sind nicht abgeschlossen. Sie haben sich durch die Kriegsfolgen, das ungeheuere Anwachsen der Geschlechtskrankheiten und die Steigerung der Zahl der unehelichen Geburten noch erweitert und ihre unbedingte Notwendigkeit verschärft. Die Frauen in den Parlamenten werden bei vielen Forderungen auf diese Vorarbeiten fußen und ihr Kampf wird gestützt werden durch diese Organisationen.

Wenn wir einmal an die Umwandlung unserer Gesetzgebung herangehen werden — und das muß ja unbedingt geschehen —, dann werden wir bei den Beratungen erst erkennen, wie die Frau im Gesetz benachteiligt ist. Die Frauenbewegung wird die Pflicht haben, die augenfälligsten unter diesen Paragraphen immer wieder in die Beleuchtung der öffentlichen Diskussion zu rücken. Dann haben die Frauen ihre politische Macht dazu auszunutzen, daß alle Ungleichheit und Ungerechtigkeit aus dem Gesetz wie aus unserem öffentlichen und privaten Leben verschwindet.

Daß die Frauenbewegung alle diese Aufgaben weiterführt, haben die Beratungen bei der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Hamburg bewiesen. Diese Aufgaben haben sogar durch die Politisierung der Frauen eine wesentliche Erweiterung erfahren, denn jetzt gilt es, Stellung zu nehmen zu politischen Aktionen, die Vorgänge in den Parlamenten zu verfolgen und Forderungen dazu aufstellen. Und noch ein anderes, überaus Wichtiges drängt sich hinein in die Frauenbewegung: das ist die Friedensfrage. Die Frauen, die durch die Frauenbewegung internationale Beziehungen angeknüpft, die gemeinsam mit den Frauen anderer Länder ethische Probleme, geistige und wirtschaftliche Fragen erörtert haben, die sind berufen dazu, an der Völkerverständigung mitzuarbeiten und den Willen zum Weltfrieden mit vorzubereiten. Eine kleine Gruppe von Frauen in allen Ländern arbeitet in der internationalen Frauenliga für Frieden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Freiheit mit begeisterungsvoller Hingabe an dieser Menschheitsaufgabe. An der Frauenbewegung und an den Frauen in den Parlamenten wird es sein, diese Bestrebungen verständnisvoll zu fördern. Denn ohne die hoffnungsreiche Aussicht auf einen dauernden Frieden ist alle unsere Arbeit fruchtlos und ohne Gewähr auf Wert und Dauer. Den Mut und die Kraft zu allen Leistungen, die von jedem einzelnen von uns verlangt werden, müssen wir aber gewinnen aus dem Glauben, daß die Generation von heute, die durch unerhörte Prüfungen sich ihre Erkenntnisse und ihren Willen errungen hat, eine neue Zeit vorzubereiten berufen ist, in der die, die nach uns kommen, leben und wirken können, befreit von jeglicher Kriegsmöglichkeit, gebunden in dem Verlangen nach Freiheit und Gerechtigkeit, gefestigt durch die politische Mitarbeit aller Kreise des Volkes. Das ist eine Mission, für die es lohnt Opfer zu bringen.

Frieda Radel.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Das heilige Leben von Selma Lagerlöf.

In dem Verlage von Albert Langen in München, der die bisher erschienenen Dichtungen Selma Lagerlöfs in deutscher Übersetzung herausgegeben hat, ist jetzt der schwedischen Dichterin neuester Roman „Das heilige Leben" erschienen; er ist übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau.

Wir wollen aus dieser neuen Dichtung Selma Lagerlöfs einige Abschnitte abdrucken; dies geschieht freilich nicht in erster Linie deshalb, um unsern Lesern zu zeigen, daß der Gestaltungskraft der Dichterin wieder ein Werk von seltener Anschaulichkeit und Schönheit gelungen ist, über dessen dichterische Bedeutung manches zu sagen wäre, sondern wir tun es vor allem, um die gewaltige Friedenspredigt, in die dieser Roman ausklingt, in möglichst weite Kreise zu tragen. Wenn nämlich eine Dichtung geeignet ist, dem Weltfriedensgedanken zu dienen, so ist es dieser Roman, der in seinem Schlußteile an ein Ereignis des Weltkrieges, die Skagerrakschlacht, anknüpft und in flammenden Worten die planmäßige Vernichtung des menschlichen Lebens verurteilt. Man sollte diese Dichtung unter allen Völkern verbreiten und besonders jenen Menschen zu lesen geben, die noch immer den Krieg für menschenwürdig halten und von seiner Herrlichkeit erfüllt zu sein scheinen.

Die Abschnitte, die wir hier mit der gütigen Erlaubnis des Verlegers abdrucken, sind den beiden vorletzten Kapiteln des Romans entnommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(S. 327—52) und sind als Bruchstücke im Druck zu erkennen. Wir haben mit Ausnahme weniger Zeilen (der Zeilen nämlich, in denen die tödliche Erkrankung Sven Elverssons, des Helden der Dichtung, angekündigt wird) alles fortgelassen, was zum eigentlichen Gang der Erzählung gehört, um die Friedenspredigt als geschlossenes Ganzes auf den Leser wirken zu lassen.

Wir sind übrigens davon überzeugt, daß gerade diese Bruchstücke nicht nur um ihres starken sittlichen Grundtones willen, sondern auch wegen der hohen dichterischen Schönheit, die sie auszeichnet, in dem Leser den Wunsch erregen werden, das ganze Dichtwerk kennen zu lernen.

Vortrupp.

. . . . Es war der Tag, an dem die toten Helden, die nach der großen Nordseeschlacht in Applum geborgen worden waren, in die Erde gesenkt werden sollten. Für nicht weniger als siebzehn Särge war ein breites Grab geschaufelt worden. Einen so großen Trauerzug hatte man noch niemals in dieser Gegend gesehen, und sicherlich war auch noch nie vorher eine so große Menschenmenge auf dem Kirchhof versammelt gewesen. . . .

Nachdem die Särge in die Erde versenkt waren und die Versammlung den letzten Vers des Gesangbuchliedes gesungen hatte, trat Rhånge an das Grab, um zu sprechen. . . .

„Hier, am Rande dieses großen Grabes", sagte er, „will ich mit euch, meine früheren Gemeindemitglieder, von der Heiligkeit des Todes und von der des Lebens reden.

Ich darf wohl sagen, daß keiner hier unter uns ist, der nicht seit seiner Kindheit von der Heiligkeit des Todes durchdrungen ist. Wenn sich jemand gegen die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Todes vergangen hätte, so wäre er aufs strengste bestraft worden. . . .

„Aber nun, in diesen letzten Zeiten", fuhr der Pfarrer fort, „da hat der Tod eine weit größere Macht bekommen als je vorher. Er herrscht über uns und unterdrückt uns. Er heimst seine Ernte vor der Zeit ein. Seine Diener sind die Gewalt und die Grausamkeit. Er macht das Verbrechen und die Unsitte von ihren Ketten los. Es gibt keine Missetat, die er nicht auf Erden geschehen ließe, und seine Herrschaft scheint noch nicht zu Ende zu sein.

Und jetzt, wo wir unter der furchtbaren Tyrannei des Todes leiden, jetzt beginnen wir uns zu fragen: ‚Gibt es nicht doch etwas auf Erden, das stark genug wäre, den Kampf mit dem Tod aufzunehmen?'

Aber auf Erden, das wissen wir, gibt es nur eines, was dem Tode widersteht und dessen beständiger, unentwegter Feind ist, und sein Name heißt Leben.

Und mitten in diesem Krieg, während so Furchtbares geschieht, daß Zehntausende von Menschen ins Meer geworfen werden, als ob das gar nichts wäre, und andere Zehntausende in Gefangenschaft weggeführt, wie wenn das nur etwas wäre, dessen man sich rühmen dürfte, und wieder andere Zehntausende vor den Mündungen der Kanonen hingeschlachtet, wie wenn das eine lobenswerte Tat wäre, und abermals Zehntausende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Haus und Hof vertrieben werden, wie wenn das eine althergebrachte Sitte wäre, — mitten in alledem erwacht doch, glaube ich, eine größere Liebe zum Leben in uns, als wir sie früher je beherbergt haben.

Denn das Leben ist ja nur eine einfache Dienerin gewesen, die es jedem recht zu machen gesucht und für sich selbst nichts verlangt hatte. Das Leben war bisher die Alltagskost, an die man kaum dachte, während man sie verzehrte. Das Leben ist nichts Feierliches, das auf Gemälden dargestellt wird oder im Zwielicht als Gespenst auftritt. Das Leben hat nicht einmal eine besondere Gestalt, an der man es erkennen könnte.

Jetzt denkt ihr wohl in euren Herzen, ich rede töricht", sagte der Pfarrer, während er den Blick auf seine Zuhörer richtete, „denn das Leben ist doch das, was wir alle am meisten lieben. Aber, meine Freunde, diese Liebe genügt nicht. Ich möchte sagen, das Leben gleicht einem schlecht erzogenen Kinde, das mit mehr Liebe als Verstand aufgezogen sein kann und dann zu einer Qual und Schande wird, so daß man schließlich nicht mehr weiß, wie die eigenen Eltern es ertragen sollen.

Oder auch, ihr meine jungen Freunde, das Leben gleicht einer jungen Frau, die ihr in euer Haus führt und der ihr eure ganze Liebe schenkt; aber das ist doch nicht genug für sie. Ihr müßt sie auch mit Heiligkeit und Frieden umgeben und ihr Rechte einräumen und gut gegen sie sein, sonst geht eure junge Frau von euch und überläßt euch der Einsamkeit und Verzweiflung, weil die Wege, auf denen ihr sie geführt habt, nicht die richtigen waren.

Aber", unterbricht sich der Redner, „hierüber könnte ich mit euch reden, bis der Tag zur Nacht und die Nacht wieder zum Tage geworden wäre, und ich würde doch nie fertig, ich darf jedoch darüber das nicht vergessen, was ich euch heute kundzutun habe.

Laßt mich jetzt davon ausgehen, daß während dieser Jahre das Leben so heilig und kostbar geworden ist wie nie vorher. Und seine Heiligkeit nimmt mit jedem weiteren Tag dieser unseligen Zeit zu.

Deshalb fangen wir auch an, uns mit größerer Liebe denen zuzuwenden, die die wahren Diener des Lebens sind, die es hoch und heilig halten und den Lebenden Beistand leisten. . . .

Und nun, nachdem ich das gesagt habe, fordere ich euch alle, die ihr um dieses große Seemannsgrab versammelt seid, auf, mich im Geist aufs Meer hinauszubegleiten, bis weit vor die letzten Schären hinaus, aber nicht gar zu weit, denn die, denen ihr entgegenfahren sollt, sind uns jetzt ganz nahe.

Ich selbst habe mich gestern da hinaus begeben, um die zu sehen, die die Reise von Horns Riff bis zu unserer Küste herauf gemacht haben, sie, die von ihren Korkwesten oben gehalten werden und nicht untersinken können, diese Tausende, die ins Meer geworfen wurden wie ein Abfall, den man loswerden will.

Ich bitte euch alle, mir wenigstens in Gedanken dorthin zu folgen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu versuchen, euch dieses Bild vorzustellen. Ihr sollt die schwarzen Augenhöhlen sehen, die euch aus den totenblassen Gesichtern entgegengähnen. Ihr sollt die herabgefallenen Kinnladen, sollt die Hände sehen, die auf sonderbare Weise in die Höhe gehoben sind und im Takt mit den Wogen winken und winken. Ihr sollt die von ihnen sehen, die mit aufgetriebenem Leib umherschwimmen, und wieder andere, deren Füße aus dem Wasser emporragen, die sich dazwischen umdrehen und den Kopf herausstrecken, als wären sie Kunstreiter, die Kunstsprünge machen.

Und ihr sollt solche sehen, die schon zerschossen und zerstückelt ins Wasser gekommen sind. Ihr sollt Köpfe sehen, die sich nach rechts und nach links wenden und euch anscheinend etwas sagen wollen. Ihr sollt die kreischenden, raubgierigen Vogelscharen und die Fische sehen, die im Wasser hohe Freudensprünge machen. Das alles sollt ihr sehen, und dieses Bild soll sich euch tief, ja unauslöschlich für alle Zeiten einprägen.

Aber nun werdet ihr mich fragen: ‚Warum sollen wir denn das sehen? Wir sind ruhige, rechtschaffene Leute, die ein friedliches Leben führen, wir haben keine Schuld an diesem Krieg und haben nicht die Macht, irgend etwas von dem zu verhindern, was zwischen den Kämpfenden geschieht.‘

Aber ich sage euch, ihr müßt diese Boten der Greuel sehen und ihr dürft sie niemals vergessen. Sie wurden nicht ohne eine bestimmte Absicht bis an unsere Küste getrieben, und alle die schmerzlichen, mitleidigen Gedanken, die dieser Anblick in euch hervorruft, dürft ihr ebensowenig von euch wegschieben, wie den körperlichen Abscheu und Ekel angesichts der Vergänglichkeit.

In jedem Teil eures Körpers soll er sich festsetzen und einen Widerwillen vor dem Krieg in euch hervorrufen, der durch nichts überwunden werden kann.

Denn ihr müßt bedenken, daß wir alle, auch wenn wir keine Schuld und keinen Teil an diesem Kriege haben, doch jeden Tag davon in unseren Zeitungen lasen. Wir haben vielleicht Gefallen daran gefunden, daß sich so große Dinge in unserer Zeit ereigneten. Wir haben die großen Taten bestürzt und vielleicht auch bewundernd verfolgt. Wir sind mit unserem Mitgefühl und mit unserer Teilnahme auf einer der beiden Seiten gewesen, und es hat uns gefreut, wenn dieser Seite ein Erfolg beschieden war.

Aber jetzt sind diese Toten zu uns gekommen, um uns zu zeigen, wie abscheulich der Krieg ist.

Und einige von euch haben am Krieg verdient, und einige haben geglaubt, es würden durch ihn große und segensreiche Veränderungen eintreten, und einige glauben, die Leute würden durch den Krieg gestärkt und besser werden. Und keiner von euch kann die eigenen Gedanken oder die seiner Kinder vom Krieg ablenken.

Jetzt aber sind diese Toten gekommen, um uns zu zeigen, was wir bisher in unserem Innersten nicht so fühlen konnten, nämlich, daß der Krieg etwas Verabscheuungswürdiges, etwas Ekelhaftes ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das, was in unserem Meer umherschwimmt, ist ja keine Geistererscheinung und keine zusammengedichtete Sage, sondern es ist Wirklichkeit, ist Wahrheit. Und es kann eines Tages zurückkehren und wieder Wirklichkeit und Wahrheit werden.

Und deshalb sollt ihr mich wenigstens im Geist ans Kattegatt hinausbegleiten, diese Bilder des Entsetzens kennen lernen und dann dafür sorgen, daß sich ihr Anblick euch tief, ja unauslöschlich für alle Zeiten einprägt.

Und ihr sollt mit anderen davon reden, damit auch sie dieses körperliche Grauen nicht mehr überwinden können, wenn sie das Wort Krieg hören, ihr sollt davon reden, damit das Wort Krieg niemand mehr hören kann und es zu einem Wort wird, das jedem menschlichen Ohr so widerwärtig ist, daß man es nicht mehr aussprechen mag.

Und es gibt andere unter uns, die haben vielleicht noch schlimmere Dinge gesehen als diese Toten, und sie werden auch vom Krieg reden und schreiben, damit sich eine Gespensterfurcht und ein körperliches Schaudern mit dem Kriege verknüpfen, die niemals überwunden werden können.

Denn was wissen wir?

In ein paar Jahren kann die Erinnerung an den Kummer, an die Schmerzen und Verwüstungen dieses Krieges schon vergessen sein, und wenn dann neue Menschen kommen, können sie wieder frohen und mutigen Herzens in den Kampf hinausziehen. Auf uns kommt es jetzt an, ob wir den Menschen einen Ekel vor dem Krieg einflößen und ob wir ihnen diesen so fest einprägen, daß ihn keine Reden von Ehre und Heldentaten mehr aus ihrem Herzen verdrängen können.

Denn schöne Worte sind gegen den Krieg gesprochen worden, und herrliche Vorbilder von friedliebenden Männern sind uns gegeben, und die klügsten Berechnungen haben die Torheit eines Krieges bewiesen, aber der Krieg ist darum noch ebenso lebendig wie je.

Aber aus diesen seinen Schrecken und seinen Greueln wollen wir uns eine Rüstung und Waffen und ein Gegengift machen und wollen das alles unseren Nachkommen als Erbe hinterlassen, — das wird dann den größten Feind der Menschheit besiegen.

„Und nun, meine Freunde", fuhr der Redner fort, „bevor ich schließe, will ich euch jetzt noch einige Worte sagen von der Heiligkeit des Lebens in den künftigen Zeiten, wo der Krieg von der Erde verschwunden sein wird . . ."

Aber weiter konnte er nicht sprechen. Denn plötzlich zupfte ihn jemand am Ärmel.

„Sven Elversson ist krank. Er ist am Sterben." . . . . . .

Man trug den Todkranken ins Pfarrhaus. Ein anwesender Arzt eilte nach. Er untersuchte Sven Elversson und erklärte, vielleicht könne Sven noch einige Zeit leben, einen Tag, eine Woche, höchstens ein Jahr.

Während dieser Zeit stand die Menge rings um das Grab her und wartete. Alle fühlten, daß Rhånge ihnen seine Auffassung noch näher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erklären und ihnen jetzt etwas hatte sagen wollen, was sie mit Gedanken des Friedens und der Zuversicht hätte auseinandergehen lassen. . . .

Während die Leute auf die Fortsetzung der Rede warteten, ertönte plötzlich eine Stimme nicht vom Grabe, sondern vom äußersten Rande der Volksmenge her. Es war die Stimme einer Frau, die dünn und schrill klang, aber doch merkwürdig deutlich und vernehmlich war.

Die Versammelten drängten nach der Sprechenden hin und sahen da eine junge Frauensperson, die auf den Knien lag, beide Arme ausgestreckt, den Kopf zurückgeworfen und die Augen geschlossen. Sie schien nichts von sich zu wissen, sondern redete in der Verzückung.

„Ich sehe die Toten", sagte sie. „Ich sehe sie, die wir soeben begraben haben. Ich sehe sie nach dem Reich des Todes und in dieses hineinwandern. Und jetzt, nachdem sie eine Strecke gegangen sind, sehe ich sie an ein Gebäude kommen, das einem Schulhaus gleicht, und dort begehren sie Einlaß.

‚Wir sind Seelen, die die Schule der Erdenwelt durchgemacht haben', sagen sie zu dem Torhüter, ‚und wir sind hierhergekommen, um zu zeigen, was wir gelernt haben.'

Ich sehe, wie der Torhüter den Kopf schüttelt. Er sagt zu ihnen, sie hätten ihre Schulzeit zu rasch beendet. Aber er öffnet doch das Tor und läßt sie hineingehen.

Und ich sehe sie in einen großen Saal eintreten. Ich sehe ihre Angst. Sie fürchten sich und zittern, wie alle, die ins Verhör genommen werden.

Da tritt ihnen ein Mann entgegen. Er ist in seidene Kleider gehüllt, und das Haar schmiegt sich in weichen Locken um sein Haupt.

‚Ihr Seelen, die ihr die Schule der Erdenwelt durchgemacht habt', sagt er zu ihnen, ‚könnt ihr mir meine zehn Gebote hersagen, wie sie in der gegenwärtigen Zeit auf Erden lauten?'

Ich sehe, wie froh die Seelen der Toten sind, als sie merken, daß keine schwerere Frage an sie gerichtet wird. Sie antworten alle auf einmal:

‚Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!

Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen!

Du sollst den Feiertag heiligen!

Du sollst Vater und Mutter ehren!'

Ich höre sie das sagen, aber widerwillig, mit großer Schwierigkeit. Und sie verwundern sich im stillen darüber, wie schwer es ihnen fällt, die Worte herauszubringen. Sie wissen nicht, warum sie so stotternd und so leise sprechen.

‚Das habt ihr also gelernt, wenn auch nur mit Mühe und Not', sagt der Lehrer. ‚Laßt mich jetzt die Fortsetzung hören!'

Nun beginnen die Seelen der Toten deutlich und ohne jede Schwierigkeit herzusagen:

‚Du sollst töten!

Du sollst ehebrechen!

Du sollst stehlen!

Du sollst falsch Zeugnis reden!

Du sollst dich lassen gelüsten deines Nächsten Haus!

Du sollst deines Nächsten Eigentum, sein Weib, sein Gesinde, sein Haus und alles, was sein ist, zerstören!'

Und nachdem dies alles hergesagt ist, sehe ich, wie froh die Toten sind, daß sie die Prüfung so gut bestanden haben.

Aber der Lehrer fragt sie:

‚Wer hat euch befohlen, meine Gebote, die ich als Schutzmauer für die Heiligkeit des menschlichen Lebens aufgestellt habe, so zu verdrehen?'

Und sie antworten ihm:

‚Wir sind Krieger. Wir sind Untertanen und Diener des Todes.'

Da ruft ihnen der Lehrer zu:

‚Wachet auf, ihr Toten, und sehet, wer ihr seid und wer euer Herr ist!'

Und ich sehe sie aus den Verirrungen der Erdenwelt wie aus einem langen Traum erwachen. Sie erkennen mit Entsetzen, daß sie unsterbliche Seelen sind, die dem Himmel angehören, und sie werden traurig über das, was sie auf Erden getan haben, sie fürchten sich vor der Strafe, die ihnen zugemessen werden wird.

Aber da sagt der Lehrer zu ihnen:

‚Ich bin der Herr über Leben und Tod.

Und ich habe den Tod als einen Diener des Lebens auf die Erde hinabgeschickt.

Ich lasse die welken Blätter zur Erde fallen, damit neue und frische im nächsten Jahre hervorsprießen.

Ich lasse die Sterne im Weltenraum verbrennen und erlöschen, damit an ihrer Stelle neue aufleuchten.

Ich lasse die Körper der entschlafenen Menschen ins Grab betten, damit es auf Erden neues Erblühen und neues Leben gebe.

Da sich indes der Tod zum Herrn anstatt zum Diener gemacht hat, will ich ihn verfolgen.

Denn es ist mir nicht lieb, wenn die Saat geerntet wird, ehe sie reif ist, oder wenn der junge Vogel vom Jäger totgeschossen wird, ehe er sich ein Nest bauen und für Nachkommenschaft hat sorgen können.

Und ich will eine Grenze und eine Scheidewand setzen zwischen der Zeit, die jetzt ist, und der, die kommen soll, — in wenigen Jahren will ich sie aufrichten. Und diese Zeit wird „die dunkle" genannt werden.

Ihr aber, ihr Seelen, kehrt zur Erde zurück, und lehrt die Menschen mein fünftes Gebot halten! Denn es ist das Gebot der Nächstenliebe und der Schlüssel zu allen anderen.

Saget ihnen, mein tausendjähriges Reich zeige sich schon im Osten wie eine Morgenröte! Aber wie kann es am Himmel aufsteigen und die Welt erleuchten, solange ihr dem Tod erlaubt, das große wilde Tier in seinen Dienst zu nehmen?

Denn das große wilde Tier, das ist der Krieg.'" — ....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Die Schweiz und die Auslandsferienkinder. Wie andere neutrale Länder, vor allem Holland, Schweden und Dänemark, hatte auch die Schweiz schon während des Krieges das Bestreben, das sie auch noch hat, mit allen zu Gebote stehenden Kräften die Wunden des Krieges heilen zu helfen und vor allem die unschuldigsten Opfer des Völkermordens vor dauerndem Siechtum zu retten, indem sie Kindern aus den kriegführenden Staaten wiederholt längere Gastfreundschaft gewährte und auch weiterhin gewährt.

Aus Wien erschallte zuerst der Notschrei; man erkannte bald, daß die durch Sammlungen aller Art ermöglichten überaus reichen Lebensmittelsendungen doch keine wirksame Hilfe bedeuten konnten, und so entschloß man sich, die bedürftigen Kinder für mehrere Wochen ins Land zu nehmen. Die Zahl der meist auf Freiplätzen untergebrachten Kinder der Donaustadt mag nun nahezu an die 10000 betragen, dem Vorarlberg wandte sich ebenfalls die Teilnahme zu, ferner in letzter Zeit der ungarischen Jugend. Tschechische, polnische und belgische Kinder fanden auch Unterstützung, kommen aber der Zahl nach kaum in Betracht.

Das Deutsche Reich stand nicht zurück. Schon in den Sommern 1917 und 1918 wurde gegen entsprechende Kompensationen von der Bundesregierung der Aufenthalt deutscher Ferienkinder bewilligt, und so konnte die Abteilung für Fürsorgeangelegenheiten der deutschen Gesandtschaft in Bern zwei Erholungsheime bei Ermatingen und Luzern errichten. Im verflossenen Jahre aber gestattete die Schweiz ohne jede Gegenleistung die gleichzeitige Unterbringung von 4000 Kindern, so daß die Zahl der Gesandtschaftsheime verzehnfacht werden mußte, die nun außer an den genannten Orten vor allem in Davos, Lugano, Locarno, Ascona usw. bestehen. Es führt zu weit, alle die Hilfsaktionen, die sich der deutschen Kinder annehmen, und die z. T. Hand in Hand arbeiten, zu erwähnen, es seien nur die der Frau von Salis-Marschlins, das Hilfswerk für die katholischen Gymnasiasten Düsseldorfs, die israelitischen Kinderheime, die großzügige Organisation der „Nationalstiftung" angeführt.

Vor allem sind es zwei Organisationen, die, aus einer Wurzel entsprungen, sich neuerdings wieder zu einem Stamme vereinigt haben. „Hilfsaktion für erholungsbedürftige deutsche Kinder in der Schweiz" nennt sich das ganze Werk, das sich in zwei völlig selbständige Gruppen trennt. Die Zentralstelle für Ferienkinder in Zürich-Kilchberg sorgt für die Unterbringung schwächlicher Kinder in sogenannten „Kindergruppen" oder auf Freiplätzen in Familien, die Gesandtschaftsheime sind eigentliche Krankenheime. In Anbetracht der durch die schlechte Valuta sehr hohen Kosten — die Unterbringung kostet für jedes Kind täglich etwa 10—12 Mark, von denen ein Drittel die Heimatgemeinde, ein Drittel der Bundesstaat, den Rest die heimatliche Hilfsorganisation tragen müssen — will man die Wohltat eines Aufenthaltes im Hochgebirge nur solchen Kindern zuteil werden lassen, denen dadurch das Leben gerettet werden kann, und wie dringlich diese Aufgabe ist, zeigen die Ziffern der Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland mit erschreckender Deutlichkeit. Schnellten doch diese Zahlen während des Krieges von 12,4 : 10000 auf 32,4 : 10000. Auch hier heißt es: Vorbeugen ist besser als heilen. So kam Professor von Abderhalden, der bekannte schweizerische Gelehrte in Halle, der schon immer die Not des deutschen Volkes tatkräftig zu lindern suchte, auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Gedanken, für je ein gesundes, aber unterernährtes und dadurch tuberkulosegefährdetes Kind, das auf einem Freiplatz in Familien Unterkunft findet, ein krankes Kind in die Gesandtschaftsheime zu schicken. Die Auswahl in Deutschland erfolgt durch erfahrene Ärzte, zum großen Teil durch Prof. v. Abderhalden persönlich. Der erneute Aufruf hatte großen Erfolg. Waren schon in den Sommermonaten durchschnittlich stets über 3000 Kinder aus allen Teilen Deutschlands in der Schweiz, so dürfte die Zahl jetzt kaum geringer sein. Alle Kreise der Bevölkerung wetteifern in Anmeldungen für Freiplätze, ergreifend wirkt die aufopfernde Menschenliebe, an deren Betätigung in den letzten Jahren doch schon so starke Anforderungen gestellt wurden. So kann man hoffen, daß das großangelegte Hilfswerk, dessen Organisation ausschließlich bei der Gesandtschaft ruht, auch weiterhin gedeihen kann, und daß keine der deutschen Regierungen zögert, die in Aussicht gestellten Hilfsmittel sofort zu bewilligen.

Denn man muß die Kinder bei ihrer Ankunft sehen, wie sie blaß und abgezehrt, ermüdet von der mehrtägigen Reise, den Abteilen entsteigen, man muß sie wettergebräunt, mit gerundeten Wangen nach dem bis jetzt meist auf sechs Wochen bemessenen Aufenthalt — für tuberkulöse Kinder übrigens ein viel zu kurzer Zeitraum, der bisher ausnahmsweise, von nun an regelmäßig, um das Doppelte und Dreifache im Bedarfsfalle verlängert werden soll — man muß sie so gekräftigt in die Heimat zurückkehren sehen, um zu erkennen, welch ein Segen hier gestiftet wird. Die Gesandtschaftsheime stehen unter Aufsicht bewährter Ärzte, eine Schwester hat die Leitung, von zwei oder drei Damen, die für Instandhaltung der Kleidung und Beschaffen der notwendigen Ergänzungen sorgen, in der Oberaufsicht unterstützt. Die Kost ist einfach, aber gehaltvoll, sie führt durch eine anfangs besonders strenge Diät die an Kriegskost gewöhnten Patienten allmählich zu normaler Nahrung. Gewichtszunahmen von drei Pfund wöchentlich sind keine Seltenheit. Auch am Verhalten der Kleinen merkt man den wohltätigen Einfluß. Schnell gewöhnt sich die kindliche Seele an all die fremdartigen Eindrücke der neuen Umgebung mit ihren dunklen Wäldern, über die schneebedeckte Bergriesen in einen Himmel von so tiefer Bläue ragen, wie man sie im Unterlande nicht kennt. Fröhlich tummeln sich die Kleinen im Freien, singen bei den Spaziergängen in den Wäldern die altbekannten Volkslieder, freunden sich rasch mit den Nachbarskindern an, und nur die auf vier Stunden täglich bemessene, so unbedingt notwendige Liegekur will den lebhaften Gemütern nicht recht behagen.

Allzu bald schlägt die Stunde des Abschieds. Und wenn auch in der Fremde nie die Erinnerung an die Lieben in der Heimat erlosch, so mischt sich nun doch ein Trennungsweh in die Freude über die Heimkehr. So wird außer dem körperlichen Nutzen auch ein seelischer mitsprechen. Die Schweiz wird sich in den Herzen der kleinen Gäste ein dauerndes Andenken errichten, und man kann mit Recht hoffen, daß die Liebe, die den Kindern zuteil wurde, vielfältige Frucht trägt, daß sie feste, unzerreißbare Bande zwischen den beiden Völkern knüpft. Und wie die Schweiz Wunden heilte und Kranke der Gesundheit zurückgab, so wird sie auch in Zukunft am großen Werke tatkräftig helfen, zu dem sie jetzt schon gewichtige Grundsteine legte: dem Werke der Völkerversöhnung und des Menschheitsfriedens!

Martin Platzer.

Praktische Lehrzeit für die weibliche Jugend. Die Notwendigkeit hauswirtschaftlicher Ausbildung für die weibliche Jugend ist in den Bestrebungen des Bundes für Frauendienstpflicht bereits wiederholt zum Ausdruck gekommen.

Und die landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen, die als Lehranstalten der Landwirtschaftskammern in fast allen Provinzen Preußens vertreten sind, bilden ja bereits Lehrstätten zu hauswirtschaftlicher Ausbildung.

Nur sind diese Haushaltungsschulen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

in völlig ungenügender Zahl, vorhanden, und da die Aufnahmezahl der Schülerinnen wohl nie mehr als 40 bis 50 beträgt, ist es selbstverständlich, daß nur ein verschwindend kleiner Teil der Mädchen an solchem Jahreskursus teilnehmen kann.

Hier gilt es nun, neue Wege zu erschließen, um allen jungen Mädchen im Alter von 15 bis 20 Jahren die Möglichkeit hauswirtschaftlicher Ausbildung zu geben. Denn die Schwierigkeiten der Haushaltführung werden für die Frauen immer größer, und da durch die Hände der Hausfrauen fast $^3/_4$ aller Einnahmen im Haushalt gehen, darf die Verwendung dieser großen Werte auch nicht blindem Zufall überlassen bleiben. Wo es möglich ist, sollten darum hauswirtschaftliche Volksschulen ins Leben gerufen werden, wie es z. B. das Reichstagsmitglied Anna Blos in Stuttgart seit Frühjahr d. J. getan hat. Dort umfaßt die praktische Ausbildung drei Hauptfächer, und zwar erhält die erste Gruppe Unterricht in Haushaltungskunde und Wohnungspflege, die zweite Gruppe lernt die Behandlung der Wäsche, auch wie man sie ausbessert usw., und die dritte Gruppe erhält Kochunterricht. Die Nachmittagsstunden sind den theoretischen Fächern, wie Gesundheitslehre, Säuglings- und Krankenpflege, Erziehungslehre usw. gewidmet. Jedes starre Schulsystem wird aber vermieden, der Unterricht wird nicht einseitig betrieben, der Andrang zu den Kursen, die sechs Monate dauern, ist groß. Hier zeigt sich also bereits in der tätigen Wirklichkeit, wie die hauswirtschaftliche Ausbildung für unsere jungen Mädchen durchgeführt werden kann, und ebenso ist auch das Bedürfnis darnach klar zu erkennen.

Jetzt, wo fast jede größere Stadt eine Volkshochschule binnen weniger Monate ins Leben gerufen hat, da sollte es doch auch möglich sein, diesen Volkshochschulen eine hauswirtschaftliche Schule auf gemeinnütziger Grundlage anzugliedern. Die Wichtigkeit hauswirtschaftlicher Ausbildung muß vom Standpunkt gesunder Volkswirtschaft aus unterstützt und gefördert werden. Darum ist der Staat, wie auch jede Stadtverwaltung dazu verpflichtet, derartige Lehrstätten zu schaffen.

Es bedarf keineswegs besonders großer Mittel, um derartige Lehranstalten nun erst zu bauen. Man nütze hier vor allen Dingen erst mal die vorhandenen Einrichtungen, städtische Speiseanstalten, Schulen usw. zu Unterrichtsräumen aus.

Auch das Land könnte und würde hierbei gern mithelfen. Es müßten z. B. geeignete Landhaushalte, die junge Mädchen zur hauswirtschaftlichen Ausbildung aufnehmen wollen, ermittelt werden, auch wäre ein Lehrplan, vielleicht in Form von Richtlinien, für die praktische Ausbildung notwendig. Damit etwaiger privater Ausnutzung dieser Lehrkräfte ein Riegel vorgeschoben wird und damit sie selbst sich ihrer Lehrzeit voll bewußt werden, würde es sehr nützlich sein, den betreffenden Landhaushaltungen die staatliche Anerkennung als hauswirtschaftliche Lehrstätte zu geben. —

Sofern wir erst alle erkannt haben, daß die hauswirtschaftliche Ausbildung für unsere Frauen ebenso notwendig wie die Schulbildung ist, werden wir keine Mittel und Wege scheuen, um geeignete Ausbildungsstätten dazu ins Leben zu rufen.

Unserer gesamten Volkswirtschaft wird diese Erkenntnis und die Lehre daraus nur zum Segen werden.

M. Friedel Schneider.

Ein Zensurstückchen. Der Verlag Fr. A. Perthes in Gotha gab vor kurzem durch die Tageszeitungen bekannt, daß demnächst der zweite Teil des großen Werkes erscheint, das der bekannte dänische Gelehrte und Schriftsteller Georg Brandes über den Weltkrieg herausgibt. Der erste Teil war schon während des Krieges, ich glaube im Jahre 1917, herausgekommen.

Ich will jetzt keine Besprechung des zweifellos sehr bedeutenden Werkes veröffentlichen. Das mag gelegentlich einmal geschehen. Heute muß ich — in der Erinnerung an das Erscheinen des ersten Teiles des Buches — eine Zensur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

geschichte erzählen, nicht die Geschichte von unserem wachsamen Altonaer Kriegszensor, der dem Vortrupp die Veröffentlichung eines furchtbar gefährlichen Aufsatzes verbot; desselben Aufsatzes, der wenige Wochen später vom preußischen Kriegsministerium im Interesse der Kriegführung in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde — nein, die Geschichte von Georg Brandes' „Weltkrieg".

Der erste Teil war also erschienen, und nach einer genauen Inhaltsangabe zu urteilen, die ich in der dänischen Zeitung „Politiken" gelesen hatte, mußte eine möglichst weite Verbreitung des Buches für die deutsche Regierung von allergrößtem Wert sein.

Man muß verstehen: Es handelte sich um das Buch eines Mannes, der von Haus aus Franzosenfreund ist, der aber auf Grund nüchterner Quellenforschung zu dem Ergebnis gelangt war, daß nicht Deutschland den Krieg vom Zaun gebrochen haben könne, daß auch nicht Deutschland und seine Verbündeten mit ihren Rüstungen zu Wasser und zu Lande vorangegangen seien, sondern die Entente. Es war dasselbe Buch, um dessentwillen Clémenceau — sehr begreiflicherweise — dem Verfasser die Freundschaft gekündigt hat. Überhaupt mußte Georg Brandes, der lange Jahre in Paris gelebt hatte und hier zahlreiche Freunde besaß, gerade aus französischen Kreisen heraus viele Anfeindungen erdulden.

Um die Verbreitung des Buches oder doch seines wesentlichsten Inhaltes in die Wege leiten zu können, bat ich einen meiner in Dänemark wohnenden Bekannten, mir das Buch eiligst zu senden. Postwendend antwortete der mir, daß er das Buch sofort abgeschickt habe. Indessen vergingen Wochen — kein Buch kam an. Da alle Beschwerden bei der Post ergebnislos blieben, sandte mein dänischer Freund ein zweites Exemplar ab, diesmal aber eingeschrieben. Auch das Buch ist nie in meine Hände gelangt. Und wochen-, monatelang blieb ich trotz sehr dringlich gehaltener Rückfragen, die sowohl von mir, wie von meinem dänischen Freunde ausgingen, ohne jede Nachricht. Erst nach Jahresfrist, als der Krieg schon längst beendet war, erhielt ich meine Beschwerde zurück; sie trug den kurzen Vermerk „Die Sendung ist militärischerseits dem Postbeförderungsdienst entzogen worden."

So tüchtig verstand es unsre deutsche Zensur, die Einfuhr eines Buches, das uns so große Dienste hätte leisten können, nach Deutschland zu verhindern. Auch solche Torheiten darf man nicht vergessen, wenn man nach den Gründen des Kriegsausganges forscht.

Art.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Matzdorf, Paul: Deutschlands Erneuerung durch Bodenreform und Erziehung. Arwed Strauch, Leipzig.

Hammann, Otto: Um den Kaiser. Erinnerungen aus den Jahren 1906 bis 1909. Reimar Hobbing, Berlin.

Messer, Prof. Dr. A.: Die freideutsche Jugendbewegung. (Ihr Verlauf von 1913—1919). M. 2.60, Hermann Beyer & Söhne, Langensalza.

Deycke, Georg: Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft als Prüfung der tätigen Vernunft in neues, reines Deutsch übertragen. M. 9.—. Charles Coleman, Lübeck.

Döring, Dr. Woldemar Oskar: Schopenhauer. M. 7.50. Charles Coleman, Lübeck.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 2 2. Januarheft

Das kalte blaue Licht.

Hamburg, den 7. Januar 1920.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die menschliche Vernunft nicht das höchste Werkzeug der Erkenntnis im Weltall ist. Und es scheint mir sehr möglich, daß jeder Mensch dazu bestimmt ist, höhere Daseinsformen zu erreichen, als dieses sein gegenwärtiges Erdendasein, und dann auf diesen höheren Daseinsstufen zugleich auch höhere Werkzeuge der Erkenntnis zu erlangen, als seine gegenwärtige menschliche Vernunft. (Ich bitte, dazu auch meinen Leitaufsatz im zweiten Dezemberheft von 1919 zu lesen.) Aber was ich sicher weiß, ist Dies, daß im gegenwärtigen Erdendasein und für dessen Probleme die menschliche Vernunft das einzige Werkzeug der Erkenntnis von Dingen und Wegen ist, das uns überhaupt zur Verfügung steht, daß kein Weg gangbar ist, den dieses Erkenntniswerkzeug nicht als gangbar zeigt. Ich habe mich gewöhnt, mit der menschlichen Vernunft das Bild eines kalten aber zuverlässigen, bläulich strahlenden Lichtes zu verbinden; ich glaube, diese Verbindung hat sich mir herausgebildet, als, auf einer nächtlichen Abfahrt von Winterhöhen des Engadin, mir und meinen Skigenossen das bläuliche Licht stark leuchtender Sterne, aus dem schwarzen Firmament heraus, kalt und zuverlässig über schattenhafte Kämme und Hänge den Weg wies. Natürlich ist das nur ein Bild, das mir gerade liegt, Andern vielleicht nicht.

Die ganze Aufwärtsentwicklung des Menschengeschlechtes auf dieser Erde vollzieht sich so, daß seine immer wachsende Vernunft eine Naturkraft nach der andern durchleuchtet und dann in ihren Dienst nimmt: die Naturkräfte in den Steinen, Pflanzen, Tieren, dann die physikalischen und chemischen. Nicht zum wenigsten aber auch diejenigen Naturkräfte, die im Menschen selbst liegen. Diese Durchleuchtung und Unterwerfung der Naturkräfte durch die menschliche Vernunft nennen wir Zivilisation und Kultur; Zivilisation, wenn die von der menschlichen Vernunft durchleuchteten und unterworfenen Naturkräfte außerhalb des Menschen liegen, Kultur, wenn er sie in sich selbst trägt. Die Aufwärtsbewegung der Menschheit ist gleichbedeutend mit der Vernunftdurchdringung („Rationalisierung") der Erde:

Diese Vernunftdurchdringung steckt teilweise noch sehr weit in ihren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anfängen. Nirgends noch weiter, als auf dem praktisch wichtigsten Gebiete menschlicher Arbeit, nämlich in der Politik.

Die Tatsache als solche, daß auch hier eine allmähliche Vernunftdurchdringung stattfindet, ist allerdings durchaus sichtbar: Die Naturkraft des menschlichen Egoismus, dessen richtige Erkenntnis und Einschätzung stets einer der unerschütterlichen Pfeiler jeder politischen Erkenntnis und jedes politischen Wirkens bleiben wird, war ursprünglich von der Vernunft völlig unberührt: Einer schlug, sobald ihm Laune und augenblickliche Möglichkeit danach stand, den Andern wahllos tot, wurde bei nächster Gelegenheit seinerseits totgeschlagen, dann wieder durch neuen Totschlag gerächt, und so fort ohne Ende. In den Kämpfen um Futterplatz und Futtermenge — das ist das ursprüngliche Wesen der Politik — herrschte zunächst nichts von dem regelnden und richtunggebenden Schein des kalten blauen Lichts, es gab da nur die rote Flackerglut blinder Leidenschaft; das Ergebnis für alle Teile war danach. Allmählich begann aber die Durchleuchtung; die menschliche Vernunft hellte die Naturkraft des menschlichen Egoismus immerhin soweit auf, daß das eigentliche „Gesetz der Menschheit", das „Gesetz der Hilfe"*), das Gesetz, daß es für alle Menschen zweckmäßiger ist, wenn der Mensch dem Menschen hilft, als wenn der Mensch den Menschen frißt, innerhalb gewisser Grenzen erkannt wurde. Diese Grenzen erweiterten sich langsam: umfaßten sie zunächst nur die Sippe, so umschlossen sie später auch den Stamm, den Kanton, den Stadtstaat. Und heute ist diese Aufklärung des menschlichen Egoismus bereits herrschend für alle Angelegenheiten, die sich innerhalb der Grenzen eines der verhältnismäßig großen Gebilde abspielen, die moderne Staaten heißen; gelegentliche Wiederverdunkelungen auch innerhalb dieser Grenzen durch Anfälle etwa spartakistischen Wahnsinns haben demgegenüber keine größere Bedeutung als Fieberanfälle eines sonst gesunden Körpers. — Über diese Grenzen hinaus ist aber die Vernunftdurchdringung der politischen Dinge noch nicht gediehen: Soweit die Menschen in einem modernen Staate organisiert sind, suchen sie gegenüber solchen Menschen, die in einem andern solchen Staate organisiert sind, ihren Egoismus noch immer so durchzusetzen, als seien sie vernunftlose Bestien oder vernunftbare Naturkörper. Da nun aber das „Gesetz der Menschheit" in diesen weiteren Grenzen genau so unwandelbar gilt, wie in den engeren, so kommt der menschliche Egoismus hierbei keineswegs auf seine Rechnung: Kant hat das derb aber sehr treffend zum Ausdruck gebracht, als er sich in seiner Schrift „Der Streit der Fakultäten" ausdrücklich das Wort Humes zu eigen machte: „Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander begriffen sehe, so ist es,

*) Vgl. meinen Leitaufsatz „Jesus Christus" in Nr. 24 von 1912 (Vortrupp-Flugschrift Nr. 40).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als ob ich zwei besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porzellanladen mit Prügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie sich wechselseitig geben, lange zu heilen haben, so müssen sie hinterher noch allen den Schaden bezahlen, den sie anrichteten." Das, wofür man sich gegenseitig tötet, blendet, verstümmelt, ist auch für diejenigen Menschen, die in dem siegenden Staate organisiert sind, letzten Endes immer nur Bettelgewinn, der überdies nur ganz wenigen unter ihnen zugute kommt (denen, die sich, um ihn zu erreichen, haben töten, blenden und verstümmeln lassen, gerade gar nicht), der zudem völlig unsicher ist, nämlich in steter Gefahr, bei dem nächsten Ausbruche des Unsinns wieder verloren zu werden. Man stelle sich einmal vor, der menschliche Egoismus sei im Jahre 1914 auf der ganzen Erde, wenigstens so weit weiße Menschen sie bewohnen, schon vernunftdurchleuchtet gewesen. Der Trieb, sich zu bereichern, sein Los zu verbessern, dieser Trieb, der unausrottbar in jedem Menschen sitzt, und in seinem heutigen von der Vernunft nicht durchleuchteten Zustande die letzte Ursache aller Kriege ist, dieser Trieb hätte, vernunftdurchleuchtet, alle die Riesenkräfte, die sich im Weltkriege blind und zerstörend entladen haben, zu einem großen gemeinsamen aufbauenden Werke organisiert, etwa zur Fruchtbarmachung der Wüste Sahara, oder zur Vervielfachung des Verkehrsnetzes der Erde: In höchstens der Hälfte der Zeit, die jetzt der Weltkrieg sinnlos gewütet hat, hätte jeder der Staaten, die sich jetzt in den Strudel des Unsinns haben hineinreißen lassen, das Fünfzigfache der Vorteile errungen, die jetzt auch der anscheinend siegreichste unter ihnen eingeheimst hat: Und zwar o h n e die Opfer an Toten, Geblendeten und Verstümmelten. — Die Leser meiner Aufsätze wissen, daß ich eines der Haupthindernisse für diese Vernunftdurchleuchtung des menschlichen Egoismus in der Natur der heutigen Franzosen sehe, deren Egoismus ungemein zäh in seiner vernunftlosen Form beharrt, wie der Clémenceau-Friede jetzt aufs neue gezeigt hat. Die Leser meiner Aufsätze wissen weiter, daß ich meine Zuversicht darauf, daß wir schließlich eine wirkliche Organisierung der Menschheit, einen echten Völkerbund und damit den Weltfrieden erhalten werden, eben darauf gründe: daß endlich in allen Ländern der Egoismus der überwältigenden Mehrzahl der Menschen so weit vernunftdurchleuchtet sein wird, daß sie es sich aus diesem ihrem aufgeklärten Egoismus heraus nicht mehr gefallen lassen werden, daß sie selbst oder ihre Söhne und Brüder Leben, Gesundheit und Augenlicht nur deshalb wiederum opfern sollen, weil es an einer vernünftigen Organisation der Staaten der Erde fehlt. Selbstverständlich bin ich der Meinung, daß sich damit dann auch ein I d e a l durchgesetzt haben wird. Aber ich sehe nicht, daß sich im praktischen Weltlaufe Ideale jemals auf anderm Wege durchgesetzt hätten als s o , daß der menschliche Egoismus infolge seiner im Laufe der Geschichte stets stärker werdenden Vernunftdurchleuchtung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einsieht, daß seine Interessen am besten gewahrt werden, wenn das Ideal möglichst vollkommen durchdringt.

Es ist wichtig, sich völlig klar zu machen, daß, solange die Politik nicht völlig von dem „kalten blauen Licht" der menschlichen Vernunft beherrscht sein wird, ihr letztes Argument immer das gegenseitige Schädeleinschlagen, „Krieg" genannt, sein wird; daß also solange infolge der ständig wachsenden technischen Vernichtungsmittel stets die Gefahr der völligen Selbstvernichtung der Menschheit, jedenfalls der weißen Menschheit, besteht. Aber auch abgesehen von dieser letzten und allerwichtigsten Aufgabe der Vernunft in der Politik, ist jede politische Arbeit, die sich nicht klar auf die Gesetze der menschlichen Vernunft aufbaut, die nicht klar rechnet, die erwartet, daß zweimal zwei plötzlich einmal fünf sein werde, die ihren Weg nicht beleuchten läßt von jenem kalten blauen Lichte, sondern von dem roten Flackerlicht der Leidenschaften und der Schlagworte — ist jede solche politische Arbeit immer zum Mißerfolg verurteilt. Die Lage, in der sich unser Deutschland jetzt befindet, ist ein Ergebnis derartiger vernunftloser Politik, einer Politik, die nicht rechnen konnte; einer Politik, die sich sowohl vor dem Kriege, wie auch während des Krieges hartnäckig vor der Erkenntnis verschloß, daß zweimal zwei gleich vier sei:

Vor 1914 wußten wir ja, daß wir in einer Zeit lebten, wo der Unsinn „Krieg" noch stets ausbrechen konnte. Wir wußten insbesondre, daß wir auf der einen Seite die Franzosen hatten, geleitet von einer festsitzenden Clique, die den Verlust einer umstrittenen Grenzprovinz mit fast ganz deutscher Bevölkerung nicht ertragen wollte, und daher nur auf den günstigen Augenblick wartete, um uns wie ein Rudel toller Hunde an die Kehle zu springen. Wir wußten, daß wir auf der andern Seite das zaristische Rußland hatten, das wir ebenfalls jeden Augenblick auf den Hals bekommen konnten wegen seines Gegensatzes zu Österreich-Ungarn, das wir nicht fallen lassen konnten, oder jedenfalls nicht fallen lassen wollten. Unter diesen Umständen war — das konnte sich ein halbwegs vernunftdurchleuchteter Quartaner ausrechnen — für die Freundschaft Englands kein Preis, aber buchstäblich keiner, zu hoch. Nach dieser selbstverständlichen Vernunfterwägung hat denn auch Bismarck (dessen Größe, weiß Gott, nicht erforderlich war, um etwas so kindlich Einfaches einzusehn) mit völliger Selbstverständlichkeit und größter Folgerichtigkeit gehandelt. Bekannt ist sein Ausspruch, daß die Freundschaft Englands für uns wesentlich wertvoller sei, als wenn jemand uns ganz Ägypten schenke, bekannt seine ausgesprochene, auf dieser Grundlage beruhende, Abneigung gegen eine deutsche „Prestige-Flotte". Und ganz besonders bezeichnend ist es, wie Bismarck, sobald es ihm bekannt geworden war, daß man in England aus irgend einem Grunde Besorgnisse hegte, der damalige

Prinz Wilhelm (der spätere Kaiser Wilhelm II.) hege Hinneigung zu Rußland, sich sofort (am 22. November 1887) zu dem ganz ungewöhnlichen Schritte entschloß, derartigen verkehrten Gerüchten in einem Privatbriefe an den englischen Premierminister Lord Salisbury entgegenzutreten. Caprivi führte diese Bismarcksche Vernunftpolitik gegenüber England fort. Unter dem Fürsten Bülow dagegen (sowohl als er, unter Hohenlohes Kanzlerschaft, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, als auch später, nachdem er selber Reichskanzler geworden war) hörte die Vernunft in diesen Dingen bei uns auf, herrschend zu sein; wir begannen England mit einer solchen Planlosigkeit zu verstimmen, daß ein Fremder sie fast für systematisch halten mußte: Wir sandten das unglaublich unpraktische Krüger-Telegramm, obwohl wir, wie unser Verhalten in der Zeit gleich danach zeigte, selbst wußten, daß das eine bloße herausfordernde Gebärde war, hinter der gar keine gegen England wirksame Macht stand. Wir lehnten um die Jahrhundertwende mehrfach ein englisches Bündnisangebot ab, das uns, wie gegenüber Unkundigen immer wieder hervorzuheben ist, nicht etwa dazu verpflichten sollte, unter irgendwelchen Umständen angriffsweise gegen Rußland vorzugehen, sondern das lediglich festsetzen wollte, daß Deutschland und England sich gegenseitig helfen sollten, falls eines von ihnen von zwei Gegnern angegriffen würde. Wir taten das, trotzdem die damaligen englischen Staatsmänner, in denen doch wohl so etwas vom Gefühl der germanischen Gemeinbürgschaft gelebt haben muß, uns fast beschwörend immer wieder erklärten, wenn wir uns absolut nicht mit ihnen verbinden wollten, dann müßten sie Anschluß bei Frankreich und Rußland suchen, denn alleinbleiben könne England nicht mehr*). Und schließlich bauten wir dann noch eine Kriegsflotte, die von uns und namentlich auch vom Kaiser, der ihr geistiger Vater war, ganz gewiß nicht in der Absicht geschaffen worden war, sie zu einem Angriffskriege gegen England zu benutzen, die aber objektiv tatsächlich eine Bedrohung der englischen Seegeltung war, der Seegeltung, ohne die England nicht einen Monat leben kann, bei Gefahr, zu verhungern. Überdies mußte diese neue starke deutsche Flotte, deren Aktionsradius nach ihrer Bauart gar nicht über die deutsch-englischen Gewässer hinausreichte, die also einem überseeischen Zwecke gar nicht dienen konnte, den Engländern von ihrem Standpunkte aus als eigens für die Bedrohung Englands und seiner Seegeltung gebaut erscheinen (wie gesagt, entgegen der wirklichen Sachlage).

Meine Leser wissen, wie fern mir der Unsinn liegt, zu behaupten, daß in dieser unsrer Politik gegenüber England eine deutsche „Schuld" gelegen habe, daß diese Politik „unrecht" gewesen sei: Es gab keine

*) Die Einzelheiten aller dieser Dinge, nebst Angabe meiner Quellen, finden sich in meinem Fidelis-Aufsatze „Vorgeschichte" im ersten Juliheft von 1918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spur einer internationalen Verpflichtung, gegen die diese Politik verstieß; ja, das wäre bei der uneingeschränkt herrschenden Anarchie zwischen den Staaten selbst dann nicht der Fall gewesen, wenn wir die Flotte zu Zwecken des Angriffs gegen England gebaut hätten. Vollends im Munde der Engländer selbst, die ihre Macht immer so stark gemacht haben, wie es ihnen selbst paßte und sie genau so angewendet haben, wie es ihnen selbst paßte (man denke an ihren Raub der dänischen Flotte im Jahre 1807), wäre ein solcher Vorwurf geradezu lächerlich. Ich spreche vielmehr ausschließlich davon: Diese Art deutscher Politik führte, wie jeder vernünftige Mensch sich einfach ausrechnen konnte, mit mathematischer Sicherheit dazu, daß England bei jedem europäischen Konflikte auf der Seite unsrer Feinde stehen mußte. Einmal, weil England ja das Bündnis mit diesen unsern Feinden (in das wir es durch die Ablehnung seines Bündnisangebotes an uns geradezu mit sehenden Augen hineingetrieben hatten), nachdem der Krieg einmal ausgebrochen war, halten mußte, wenn es nicht jeden internationalen Kredit verlieren wollte. Und dann, weil England, wie klar vorauszusehen war, die erste, wirklich günstig aussehende, Gelegenheit benutzen würde, um zu versuchen, die Drohung, die durch unsre Flottenbaupolitik, zwar nicht nach unsrer Absicht aber objektiv und erst recht nach Englands Empfinden, auf ihm lag, mit Gewalt zu brechen. Wobei immer wieder zu betonen ist, daß hierbei nicht etwa das „Recht" auf Englands Seite war, und das „Unrecht" auf unsrer; mit „Recht" und mit „Unrecht" haben diese Dinge soviel zu tun wie mit den Mondgebirgen: Waren wir stark genug, eine solche Politik zu führen, so hatten wir in einem Zeitalter vollster zwischenstaatlichen Anarchie, das unbestreitbare, uneingeschränkte „Recht", sie zu führen. Aber wir, als ein zwischen Frankreich und Rußland eingekeilter Staat, waren eben nicht stark genug für eine solche Politik.

Wie schon hervorgehoben, es genügte die Vernunft eines Kindes, um das einzusehen, aber die Politik, die wir getrieben haben, hat das nicht eingesehn, sondern ist eine Politik völlig vernunftloser Schlagworte gewesen: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser"; „Keine Entscheidung in der Welt, ohne daß Deutschland mitzusprechen hat" usw. usw. Oder bestenfalls war sie bestimmt von Gedanken, die nicht zu Ende gedacht waren, wie dieser: „Ja, die Flottenpolitik müssen wir doch treiben um des Schutzes unsrer Handelsflotte willen." Erstens brauchten wir dazu keine Flotte von Schlachtschiffen, deren Aktionsradius, wie schon gesagt, nicht über die nordeuropäischen Gewässer hinausging. Zweitens war es zwar ganz selbstverständlich, daß England einen einmal ausgebrochenen Krieg benutzen würde, um unsern Handel und unsre Handelsflotte möglichst zu vernichten. Daß aber ein uns befreundetes, und vollends ein uns verbündetes England uns wegen unsrer Handelsflotte und wegen der Ausbreitung unsres Handels den Krieg erklärt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hätte, daß wir also entweder die Entwicklung unsres Handels hätten drosseln oder aber ihn durch eine Flotte gegen England hätten zu schützen versuchen müssen, erscheint mir als eine Legende, die dadurch nicht besser wird, daß viele Leute nicht aufhören, sie zu wiederholen: Natürlich konnte der Umstand, daß wir gerade infolge unsrer wachsenden Handelsmacht auch Englands bester Kunde waren, nach einmal ausgebrochenem Kriege nicht genügen, um diejenigen Kreise in England zurückzuhalten, die an dieser Kundschaft Deutschlands nicht interessiert waren und sich daher einfach den Vernichtungsinstinkten überließen, die jeder einmal ausgebrochene Krieg auslöst. Aber solange wir mit England im Frieden lebten, und vollends wenn wir dann, wie England es ja gewünscht hatte, mit ihm verbündet waren, ging die Logik der Dinge mit denen in England, die ein Interesse daran hatten, daß es dem hervorragenden Kunden gut gehe. Wir brauchten also keine gewaltige Kriegsflotte zu bauen, um den deutschen Handel und die deutsche Handelsflotte vor einem Angriffe Englands zu schützen, der überhaupt erst durch den Bau dieser Kriegsflotte wahrscheinlich (und für den Fall eines allgemeinen europäischen Konfliktes sicher) wurde. Wenn aber selbst dieser Gedankengang unrichtig sein sollte, wenn also die Freundschaft Englands nur zu haben gewesen wäre gegen den Verzicht auf unsre Handelsentwicklung wie sie vor dem Kriege stattgefunden hat: ja, dann hätte eben die reißende Entwicklung Deutschlands zur Welthandelsmacht — eine Entwicklung, deren Segen mir zudem immer recht zweifelhaft gewesen ist — nicht so treibhausartig emporschießen können, sondern hätte aufgeschoben werden müssen, bis unsre Rechnung mit Frankreich und Rußland so oder so beglichen war (und, wenn Frankreich und Rußland nicht auf England zählen konnten, so konnte diese Begleichung auch sehr möglicherweise in Güte geschehen). Vielleicht hätte es dann sogar genügt, unsre Handelsentwicklung nicht sowohl überseeisch, als kontinental sich entfalten zu lassen; aber jedenfalls: Was hätte jeder durch Hinausschieben unsrer Welthandelsentwicklung entgangene Gewinn bedeutet gegenüber den positiven Schäden des Weltkrieges, so wie der mit einem feindlichen England voraussehbar werden mußte? Und zwar werden mußte selbst für den Fall, daß wir nicht besiegt worden wären: Selbst dann mußten wir, wie die einfachste Vernunftanwendung zeigte, wenn England im Ringe der Gegner stand, so fürchterlich geschwächt werden, besonders im Volkskörper, und in der Volkswirtschaft noch außerdem, daß jedes wirtschaftliche Opfer, das wir gebracht hätten, um einen Krieg mit England zu vermeiden, Kinderspiel dagegen gewesen wäre.

Diese ganze Gedankenreihe, die auf dem Wege der Vernunft schlechthin nicht zu widerlegen ist, sucht nun mancher niederzutrampeln durch die entrüstete Frage: „So, dann hättest Du dich also England gebeugt?“ Die Antwort lautet: Nenne es meinethalben so. Nur mußt Du es dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch ein „Sichbeugen" nennen, wenn ein Kaufmann es ablehnt, eine Bankerotteurpolitik zu treiben. Bei dem Handelsherrn oder Schwerindustriellen Michael würde man es aber Bankerotteurpolitik nennen, wenn er, während er im wildesten Konkurrenzkampfe mit seinen Konkurrenten Jean und Iwan steht, in einem Konkurrenzkampfe, der alle seine Kräfte und Mittel aufs Höchste anspannt — wenn er, ehe dieser Konkurrenzkampf erledigt ist, riesige Unternehmungen anfängt, die die Riesenfirma John & Co., hinter der zu allem Überfluß noch die Firma Jonathan Gebrüder steht, zu einem Trust mit Jean und Iwan treiben müssen. Wenn aber Michael in klarer Erkenntnis der Sachlage solche Bankerotteurpolitik unterläßt, so wirft ihm kein Mensch vor, daß er sich schimpflich beuge, sondern jeder sagt, daß er so handle, wie es die Vernunft und die Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst, gegen seine Firma und seine Familie ganz unweigerlich verlangen. — Ich sehe nicht ein, wieso Deutschlands Lage eine andre war, und warum die nationale Ehre es hätte fordern sollen, eine solche Bankerotteurpolitik zu treiben, wie wir sie durch unsre Politik England gegenüber in der Vor-Bethmannschen Zeit tatsächlich getrieben haben*).

Frankreichs jahrzehntelange und des zaristischen Rußlands jahrelange Bemühungen, Europa in den Krieg hineinzuschieben, waren Ende Juli 1914 dank der Torheit der Dynastie Habsburg endlich geglückt, und Englands Eintreten in die Reihe unsrer Feinde hatte sich — wie dargelegt als mathematische Folge unsrer von aller Vernunft verlassenen Politik in der Zeit zwischen Bismarck-Caprivi und Bethmann — vollzogen. Zwar war auch jetzt die besondre moralische Entrüstung gegen England, wie sie von der Richtung Lissauer-Reventlow geschürt wurde und wie sie in den blödsinnigen Gummistempeln ihren stärksten Ausdruck fand, durch die man bei uns Briefe mit dem Aufdrucke „Gott strafe England" versah, und sie dann in das kopfschüttelnde neutrale Ausland versandte — zwar war auch diese moralische Entrüstung wiederum völlig vernunftlos und deshalb, weil den klaren Blick trübend, auch unsern Kriegsinteressen schädlich. Andrerseits aber war es völlig selbstverständlich, daß wir das Wesen des Krieges, der durchaus keine Art ritterlichen Sportes ist, sondern reine, durch keinerlei Rücksichten beschränkte Gewalt, von dem englischen Admiral Fisher ganz richtig charakterisiert durch die Worte „sink, burn and destroy", gerade gegenüber England zum vollsten Ausdruck zu bringen suchten. Gerade gegenüber England, nicht weil es besonders „schuldig" gewesen wäre, sondern einfach weil es unser stärkster Feind war, mit dessen Nieder-

*) Bethmann Hollweg und Jagow haben ihr Bestes getan, um diese Torheiten noch wieder gut zu machen; aber es war zu spät dazu. Auch darüber siehe Genaueres in meinem Fidelis-Aufsatze „Vorgeschichte" im ersten Juliheft von 1918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruch unsere sämtlichen damaligen Gegner erledigt gewesen wären. Aus dieser Erkenntnis heraus habe zum Beispiel ich, der ich von dem Blödsinn des „Gott strafe England" niemals auch nur entfernt miterfaßt worden bin, hier während des Krieges geschrieben: „Wäre es ausführbar, ganz London unter Gas zu setzen, und könnte man annehmen, damit dann den Krieg wirklich abzukürzen, so sollte man es tun." Das lag durchaus in der Linie der Vernunft, das war durchaus der Weg, den das „kalte blaue Licht" in dem Abgrunde, in den uns die roten Flackerfeuer der Schlagworte hineingelockt hatten, als möglicherweise wieder zur Höhe führend zeigte. Aber diese Vernunft zeigte mit voller Klarheit auch noch etwas andres: Nachdem der Schlieffensche Kriegsplan bereits im Herbst 1914 an der Marne gescheitert war (vielleicht auch nur durch Vernunftlosigkeit, denn die damalige Oberste Heeresleitung zog plötzlich zwei Armeekorps aus der Westfront, um sie für den Osten zu verwenden, wo sie dann für die Schlacht bei Tannenberg doch zu spät kamen) — nachdem damit feststand, daß ein eigentlicher deutscher Sieg unmöglich sei, kam nun Alles, aber auch schlechthin Alles darauf an, Nordamerika aus dem Ring der Feinde herauszuhalten. Nun machen ja allerdings gerade in diesen Tagen diejenigen, deren Politik während des Krieges uns in den Abgrund geführt hat, die „Alldeutschen", die sogenannten „Deutschnationalen" und die um Stresemann, einen mächtigen Lärm davon, Wilson habe doch nun gesagt, und im Untersuchungsausschuß in Berlin sei es doch festgenagelt worden, daß Nordamerika unter allen Umständen in den Krieg gegen uns eingetreten wäre. Ja, um diese Weisheit zu begreifen, brauchte ein vernünftiger Mensch allerdings weder jenen (angeblichen) Ausspruch Wilsons, noch die Freude darüber bei den „deutschnationalen" Zeugen im Untersuchungsausschuß: Nur, daß jene Weisheit (wie ja auch im Untersuchungsausschusse dann sofort festgestellt worden ist) eine kleine Bedingung in sich trägt: wenn wir nämlich Wilsons Friedensvermittlung um die Jahreswende 1916/17 nicht annahmen.

Ja, begehren da Helfferich und Genossen auf, die konnten wir doch aber nicht annehmen, die wäre ja viel zu „ungünstig" für uns ausgefallen. Gewiß, „günstig" wäre sie nicht ausgefallen, sie wäre ein genaues Bild der damaligen tatsächlichen Lage geworden. Wir hätten vor allen Dingen durch die Tat anerkennen müssen, daß, was nun einmal der Fall war, der angelsächsische Weltkonzern (zwar nicht etwa uns gegenüber „recht hatte" aber) stärker war als wir. Wir hätten demzufolge den Angelsachsen die Herrschaft zur See zugestehen müssen, also endgültig Schluß machen mit der Flottenpolitik, die es, wie dargelegt, bewirkt hatte, daß die Angelsachsen bei jedem großen europäischen Konflikt mit mathematischer Sicherheit auf der Seite unsrer Feinde zu finden sein mußten. Wir hätten ferner der (gewiß unendlich widerlichen) Eitelkeit der Franzosen die Einräumung machen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen, einige Grenzbezirke Lothringens an sie abzutreten, und hätten in ganz Elsaß-Lothringen Volksabstimmung veranstalten müssen (was wir längst vor dem Kriege hätten tun sollen, wo sie übrigens für uns ausgefallen wäre). Wir hätten endlich auch den (zweifellos ungemein wenig erfreulichen) Polen etliches einräumen müssen: Franzosen und Polen, an sich uns gegenüber ein Nichts an Macht, waren eben dadurch etwas geworden, daß wir durch unsre vernunftlose Politik ihnen in den Angelsachsen Helfer geschaffen hatten. Daß wir Belgien hätten wieder herstellen und entschädigen müssen, versteht sich von selbst, und enthielt übrigens nichts Unbefriedigendes: Unser Durchmarsch durch Belgien war ja, wie Bethmann Hollweg von vornherein mit Recht festgestellt hat, eine Notstandshandlung gewesen, die als solche zwar kein Unrecht war, aber die ihrer Natur nach zu voller Entschädigung verpflichtete. — Billiger wäre der Friede nicht zu haben gewesen, nachdem wir einmal (ganz gewiß nicht durch unsre „Schuld", aber durch unsern Mangel an Voraussicht) uns in die Lage gebracht hatten, die Angelsachsen unter unsern Feinden zu sehn; wenn man sich eine so völlige augenlose Flottenpolitik leistet, wie wir das getan hatten, so muß man das eben gegebenenfalls bezahlen. — Dafür hätten wir aber auch das Folgende erhalten können: Nachträgliche Aufnahme in den angelsächsischen Weltkonzern, jetzt zwar ganz gewiß als „Junior-Partner", aber immerhin Aufnahme, und damit gesicherte Welt- und Handelsstellung. Dementsprechend auch ein, vielleicht sogar vergrößertes, Kolonialreich; gewiß, „zur Miete von England", wie die „Alldeutschen" und Genossen so schön sagten, aber immerhin ein Kolonialreich. Und aller Wahrscheinlichkeit nach das Deutschwerden der baltischen Provinzen.

So hätte damals der „Wilson-Friede" ausgesehen. Den konnten wir um die Jahreswende 1916/17 haben, wenn wir uns von dem „kalten blauen Licht" der Vernunft leiten ließen. Nahmen wir ihn nicht, so drohte — für jeden Nüchternen schon damals am Horizonte aufdämmernd — der Clémenceau-Friede, den wir nun glücklich erreicht haben. Eine Annahme des Wilson-Friedens hätte uns, außer diesem schönen Clémenceau-Frieden, auch noch die Kleinigkeit von ich weiß nicht wie viel Hunderttausenden deutscher Toter und Verstümmelter erspart. — Aber nein, sagt Helfferich, da der Wilson-Friede nicht günstig genug gewesen wäre, mußten wir „siegen oder ruhmvoll untergehn". Ein Urbild der von aller Vernunft verlassenen Schlagworte, durch die ein Volk ins Verderben geführt wird. Helfferich selbst kann sich nicht darüber getäuscht haben, daß mit den 20 (zwanzig) frontbereiten U-Booten, die wir damals tatsächlich hatten, für einen „Sieg" schlechthin keine Aussicht vorhanden war. Und was das „ruhmvolle Untergehn" anlangt: Erstens geht ein Volk überhaupt nicht unter, sondern ein Volk verelendet. Zweitens konnte jeder, der die Augen aufmachte, voraussehn, daß der bei Nichtannahme des Wilson-Friedens voraus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

sehbare deutsche Zusammenbruch eintreten müsse infolge Erdrücktwerdens der durch Jahre überspannten deutschen Seelenkraft, daß er also naturgemäß „ruhmvoll" nicht werde sein können.

Ob es Zweck hat, sich all das so erbarmungslos klarzumachen? Ich glaube, den allernützlichsten Zweck: zu warnen für die Zukunft. Denn es wird eine Zeit kommen, wo unser Deutschland wieder auswärtige Politik wird treiben können; es wird gut sein, wenn dann möglichst viele von uns wissen, wohin es führt, wenn der Politiker glaubt, daß zweimal zwei auch einmal gleich fünf sein könne.

Es ist zwar verdammt leicht, Massen mit Schlagworten zu ködern, denn die wärmen die Eingeweide so angenehm und verlangen nicht im mindesten, daß man sein Denkorgan dem kalten Lichte der Vernunft aussetze. Daher vermag solches Ködern, namentlich in Zeitungen und Zeitschriften, jeder, der es fertig bringt, einen halbwegs verständlichen Satz zu bauen. Und zwar, das ist das besonders Bezeichnende, ist es bei jeder beliebigen Sache genau so leicht, mit Schlagworten dafür, wie dagegen zu schreiben. Wer zum Beispiel das in deutscher Sprache erscheinende Organ der Entente, die sogenannte „Freie Zeitung" in Bern, und die „Alldeutschen Blätter" nebeneinander hält, wird sehr oft finden, daß ein Artikel, der in dem einen Blatte steht, ebenso gut in dem andern stehen könnte, wenn die Namen der Personen und Dinge, auf die gescholten wird, etwas verändert würden, und gelegentlich statt eines „Nein" ein „Ja" gesetzt würde und umgekehrt. Die Vernunft des Lesers wird weder so noch so in Anspruch genommen. Und das Gleiche zeigt sich, wenn man viele Aufsätze in den „Times", im „Matin" und in der „Deutschen Zeitung" miteinander vergleicht.

Der „Vortrupp" hat es, namentlich auch in seinen politischen Aufsätzen, stets bewußt vermieden, auf diese billige Wirkung zu arbeiten. Wir suchen unsern Lesern möglichst klare Tatbestände vorzulegen, dann zu zeigen, welches Ergebnis unsrer Meinung nach entsteht, wenn man die Gesetze menschlicher Vernunft darauf anwendet, und so die Leser zu veranlassen, unser Ergebnis nachzuprüfen. Dieser grundsätzliche Verzicht auf das Anrufen der Leidenschaften — der Verzicht auf etwas, was sehr mühelos ist und sehr erfolgreich zu sein pflegt — ist, wie wir genau wissen, die Wahl des beschwerlicheren Weges. Aber der „Vortrupp" geht diesen vom „kalten blauen Licht" beleuchteten Weg mit Bewußtsein und Absicht, auch deshalb, weil wir überzeugt sind, daß unsre Zeit, womöglich noch mehr als andre Zeiten, an den Schriftsteller Carlyles Forderung stellt: „Tauche Deine Feder in Dein Gewissen, bevor Du sie in die Tinte tauchst."

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitsverfassung und Staatspolitik.

Um uns zu überzeugen, daß die Neuordnung des Arbeitsverhältnisses die wichtigste Aufgabe unserer Rechtsentwicklung, ja der Angelpunkt aller Staatstätigkeit ist, brauchen wir uns nur vor Augen zu führen, in wie hohem Maße nicht nur die innere, sondern auch die äußere Politik Deutschlands von der Arbeitsleistung der Allgemeinheit, vor allem aber bestimmter Gruppen von Industriearbeitern abhängt. Auch bei eifrigster Förderung des Landbaues, bei stärkster Anspannung aller ländlichen Arbeitskräfte wird es auf absehbare Zeit unmöglich sein, den gesamten Nahrungsbedarf auf eigener Scholle zu decken. Wir müssen für Milliarden einführen und können nicht anders als mit gewerblicher Arbeit zahlen. Denn unser Vorrat an Edelmetallen vermöchte nicht den Bedarf eines Vierteljahres zu decken. Und der Wert unseres Papiergeldes ruht nur auf der Sicherheit, Gold oder Erzeugnisse deutschen Fleißes dafür eintauschen zu können.

Um die benötigten Erzeugnisse herzustellen, um unser Volk mit gewerblichen Dingen zu versorgen, brauchen wir unbedingt ausländische Rohstoffe, deren Wert noch weit über den der einzuführenden Nahrungs- und Genußmittel hinausgeht. Es lohnte sich eine gründliche Untersuchung darüber, wieweit Deutschland auch bei zweckmäßigster Umstellung und Einrichtung seiner Wirtschaft auf den Weltmarkt angewiesen bleibt. Daß es in ganz erheblichem Maße der Fall sein wird, kann nicht bezweifelt werden. Veredelnde Arbeit muß die Stoffe zu ihrer Betätigung und darüber hinaus den Zuschuß an Nahrung für Millionen Menschen vergüten. Der Sturz unserer Währung zeigt mit aller Klarheit, wohin ein dauerndes Mißverhältnis im Außenhandel führen muß. Die Valuta verstärkt den an sich schon bestehenden Zwang unserer Wirtschaft: möglichst viele und möglichst hohe Arbeit auf den Stoff zu verwenden. Denn nicht mit billigen und mechanisch zu bewältigenden Massenartikeln werden wir uns den Weltmarkt wieder erobern (in solchen Waren sind uns Länder mit günstigeren Rohstoffgrundlagen, wie Amerika, oder mit billigeren Arbeitskräften, wie Indien, Japan, China überlegen), sondern nur mit hochwertigen Arbeiten. Und die Unterwertung unseres Geldes erleichtert auf die Dauer die Ausfuhr nur solcher Waren, in denen der Wert der Arbeitsleistung den des Stoffes weit übertrifft.

Der weltwirtschaftliche Ausgleich wird uns auf mindestens ein Menschenalter wesentlich erschwert durch unsere Kriegsschuld an das siegreiche Ausland. Auch unsere Verpflichtungen aus dem Frieden von Versailles können wir nur mit Arbeit zahlen, und zwar wiederum in erster Linie mit den Leistungen gewisser Industrien, deren Erzeugnisse entweder unmittelbar gegeben werden müssen (Kohle, Lokomotiven, Maschinen, Schiffe usw.), oder als Ausfuhrgüter uns Mittel zur Zahlung schaffen (Kali, Farben usw.). Für die Leistung oder Nichtleistung der Arbeiter dieser Industrien wird das ganze Volk haftbar gemacht. Jede Minderung, jedes Zurückbleiben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Leistung hinter dem Höchstmöglichen verringert nicht nur die eigene Versorgung, verteuert den Bezug ausländischer Erzeugung, sondern steigert auch durch Verschlechterung der Valuta automatisch unsere Kriegsschuld, die nach Friedenswährung (in Goldmark) berechnet wird. Damit wächst zugleich die Dauer unserer Arbeitsfron für den Sieger, unserer völligen wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit von seinem Willen. Die Friedensbedingungen sind so hart und widersinnig, daß ihre genaue Erfüllung auf das i-Tipfelchen wohl unmöglich ist. Aber es ist ein großer Unterschied, ob die Nichterfüllung auf Unmöglichkeit beruht oder auf Nachlässigkeit. Jeder Fall der Nichterfüllung gibt den Feinden Anlaß zur Bestrafung des deutschen Volkes, zur Aufbürdung neuer Entehrung und Entbehrung. Aber es macht für uns selbst und für die anderen Völker, die feindlichen wie die neutralen, unendlich viel aus, ob wir tatsächlich das Menschenmögliche getan haben, um den übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden.

Daß die wirtschaftlich Selbständigen, die auf eigene Rechnung tätigen Industriellen, Handwerker, Landwirte, Kaufleute nach Kräften Wirtschaftswerte zu schaffen sich bemühen, kann ohne weiteres erwartet werden, weil ihr eigenes Interesse unmittelbar sie dazu treibt. Anders beim Lohnarbeiter (im weitesten Sinne), der mit dem Ergehen und dem Ertrage des Betriebes nicht so unmittelbar und sichtbar verknüpft ist. Auch an seiner Leistung hängt das Schicksal des ganzen Volkes, von dem er selbst den größten Teil bildet. Mittelbar arbeitet das „Proletariat" für sich selbst, weil es das Volk ist. Aber vor dieser Erkenntnis und der Auslösung des Arbeitswillens durch sie liegen schwere Hemmnisse der Arbeitsverfassung und einer an ihr entzündeten langjährigen Agitation, die den Dingen nicht gerecht geworden ist.

Von dem sozialen Verstehen und Wollen der im Dienstverhältnis arbeitenden Massen hängt auch ab, wieviele Einwohner das Deutsche Reich künftig haben wird. Daß wir in der gegenwärtigen Wirtschaftsverfassung und Berufsverteilung nicht die bisherige Zahl ernähren und beschäftigen können, ist eine Tatsache, deren Verkennen sich bald und bitter rächen müßte. Das letzte Menschenalter hat uns so stark und einseitig in die Richtung des Weltmarktstaates gedrängt, daß eine Rückbildung unausweichlich ist, wenn wir nicht Millionen von Volksgenossen zu Hunger oder Auswanderung zwingen wollen. Viel kann gemildert werden durch rationelle Gestaltung unserer gesamten Wirtschaft, nicht nur der Erzeugung und des Vertriebes, sondern auch des Verbrauches und der Verwaltung. Aber zu solcher Ökonomisierung gehört auch eine berufliche und siedlerische Umschichtung des Volkes. Eine Reihe von Ausfuhrgewerben wird zurückgehen; das war ein Zweck des Weltkrieges. Der Handel wird einen sehr großen Teil seines Personals nicht mehr beschäftigen und ernähren können. Denn ein Drittel seiner Betriebe ist organisatorisch überflüssig und ein Drittel seiner Waren ist kulturwidrig. Von der Produktion an geistigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werten war schon vor dem Kriege die Hälfte fast wertlos, weil sie kein genießendes Publikum fand. Künftig können wir uns diesen Luxus nicht mehr gestatten. Dagegen fehlen Millionen von Arbeitskräften in der Landwirtschaft, die bei anderer Besitzverteilung mehr Menschen unterhalten und größere Nahrungsmengen liefern könnte; im Bergbau, dessen Erzeugnisse uns notwendiger sind als das Brot; in Ziegeleien, Steinbrüchen, bei Erdarbeiten aller Art, in denen bisher Ausländer eine unbequeme, unseren eigenen Arbeitern unerwünschte Tätigkeit geübt haben. Diese Ausländer werden teils von selbst fehlen, teils von uns zurückgewiesen werden müssen (mit Ausnahme der deutschen Brüder in Österreich, deren Hauptstadt das gleiche Problem in verschärftem Maße stellt). Denn jeder Zuwanderer nimmt in den nächsten 20 Jahren einem Einheimischen Platz und Brot weg. Der „Schutz der nationalen Arbeit", der als Zollschutz bisher das Gegenteil war, nämlich ein Schutz der Rente auf Kosten der Arbeit, deren Lohn er durch Minderung seiner Kaufkraft schwächte, muß jetzt werden, was sein Name besagt. Aber das kann nur sein, wenn die Millionen bereit sind, aus den Großstädten und den gewohnten Beschäftigungen sich loszureißen und dorthin zu gehen, wohin die Not des Vaterlandes sie ruft.

Alle diese Erwägungen auswärtiger Politik führen zu dem Ergebnis, daß Deutschland nur dann sich behaupten kann, wenn eine über alles Bisherige gehende Erkenntnis volkswirtschaftlicher Zusammenhänge bei den arbeitenden Massen zusammentrifft mit einer Arbeitswilligkeit, einer Schaffenslust, die auch den früheren Zustand übersteigt. Das Fehlen dieser Arbeitsfreude (oder richtiger Arbeitsgeneigtheit, denn mit Freude hat ein großer Teil der gewerblichen Arbeiterschaft schon lange nicht mehr arbeiten können; und das ist nicht der letzte Grund gewesen zu Krieg und Niederlage) ist die schwerste Gefahr unserer Zukunft. Sie ist genommen durch körperliche und seelische Einwirkungen der Kriegsjahre und kann nur wiederkehren durch Beseitigung der Ursachen. Je weniger wir in der Lage sind, sofort die Ernährung der Arbeiter, die Versorgung der Betriebe mit Rohstoffen, Werkzeugen und Verkehrsmitteln auf die erwünschte Höhe zu bringen, desto notwendiger ist es, die geistigen Hemmungen zu beseitigen (die in dem schamlosen Ausnutzen der Volksnot als Geschäftskonjunktur, in dem Widerwillen des Arbeiters, sich zum Privatnutzen Einzelner zu plagen, und in allgemein politischen Momenten liegen); zugleich neue Ansporne des Arbeitseifers zu geben, die nur in der Steigerung des Interesses der Arbeiter an dem Ergebnis ihrer Tätigkeit gefunden werden können.

Das Mittel dazu ist Demokratisierung. Wie vor einem Jahrhundert nach Preußens Niederbruch der Freiherr vom Stein die Selbstverwaltung gab, um aus Untertanen Bürger zu machen, die den Staat als i h r e n Staat, sein Schicksal als ihr eigenes empfanden; die aus solcher Teilnahme das Gefühl der Mitverantwortung jedes Einzelnen und aus dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Pflicht und die Freude zur Mitarbeit zogen; so soll jetzt die Demokratisierung der Wirtschaft aus Betriebsuntertanen Betriebsbürger machen, dadurch sie unmittelbar am Schicksale des Betriebes, damit der Wirtschaft beteiligen und durch die Teilnahme an Verwaltung und Schicksal, durch die Mitverantwortung dafür das höchste an Arbeitswillen und Arbeitsleistung erzielen.

Die durch Wirtschaftsnöte erzwungene Demokratie ist zugleich notwendige Folge der staatlichen Umwälzung. Die Beschränkung der Selbstregierung auf das Politische würde den Massen eine Schale ohne Kern bieten, die sehr bald zu den unsozialen Zuständen etwa der französischen und nordamerikanischen Republik führen müßte. (Trotz seiner undemokratischen Verfassung und dem Fehlen demokratischen Willens in der Bevölkerung waren Wehrpflicht, Schulpflicht, Steuern und Wirtschaftsleben in Deutschland demokratischer und sozialer geordnet als in jenen und anderen Ländern.) Die deutschen Arbeiter fühlen das und wollen auf keinen Fall sich so um den Erfolg der Revolution betrügen lassen. So unklar die Vorstellungen der meisten von den Möglichkeiten und Wirkungen einer Sozialisierung, so verkehrt manche dahin zielende Forderungen sind, das eine erscheint klar: ohne eine weitgehende Umbildung der Wirtschaft, die sich nicht auf Demokratie im Einzelbetriebe, auf Gleichberechtigung im Arbeitsverhältnis beschränkt, sondern den Arbeitern weitgehenden Einfluß auf Ziel und Art der Produktion gewährt, ist eine Beruhigung und ungestörte Tätigkeit nicht zu erwarten. Die Entartung der Revolution in eine Lohnbewegung, bei der jeder nur dahin trachtet, für möglichst wenig Anstrengung möglichst hohes Entgelt zu erlangen, wird überwunden werden. Die letzten Monate zeigen unverkennbar wachsende Einsicht und wachsenden Arbeitswillen. Aber alles geschieht unter der festen Voraussetzung einer Umbildung der Wirtschaftsordnung. Der deutsche Arbeiter will nicht mehr Rädchen in einem Betriebe sein, das nur vom Gewinninteresse Einzelner in Gang gehalten wird. Er will die Sicherheit haben, daß seine vermehrte Anstrengung der Allgemeinheit zugute kommt, in der seine Arbeitsgenossen die Mehrheit, und zwar gerade die bedürftige Mehrheit bilden. Er will das sicherstellen durch Mitwirkung an der Leitung der einzelnen Betriebe, der Wirtschaftszweige und der gesamten Volkswirtschaft.

Dr. Heinz Potthoff.

Die revolutionäre Schule und ihr Geschichtsunterricht.

I.

Es bedurfte erst des furchtbaren Zusammenbruches, damit der Deutsche sehend wurde. Ein Schleier fiel von seinen Augen, und er sah in sich, sah um sich und erkannte:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was hier zerbrach, war hochgesteigerte Zivilisation, aber nicht im wahren und tiefsten Sinne Kultur, wenn du es auch dafür gehalten hast. Kultur wurzelt in der Liebe, schließt darum in allen ihren Äußerungen und Leistungen Liebe ein als mächtigsten Lebensfaktor. Du aber wurdest erzogen und wuchsest hinein in einen fürchterlichen Materialismus, der dein Streben und Urteilen lenkte und dein Herz vereisen ließ — und du merktest es nicht, weil alles um dich herum mit vereiste. Und da die Geisteswissenschaften getragen werden von dem Lebensstrom ihrer Zeit, vereisten auch sie und konnten nicht Leben wecken, nicht Leben wirken, nicht ihre heiligste Aufgabe erfüllen: Helfer, Wegbereiter denen zu sein, die von der Gesetzmäßigkeit der Menschheitsentwicklung durchdrungen sind und bewußt mitarbeiten möchten am Wunderbaum der Kultur.

* * *

Ist Geschichte der Ausdruck dessen, was in der Kulturentwicklung der Menschheit bis heute errungen worden ist, so müssen wir Geschichte im weitesten Sinne fassen, alles hineinlegen, was Menschengeist geschaffen und sich in dem Wort Kultur eint: Technik, Sprache, Sitte, Religion, Recht, Kunst, Literatur, Wissenschaft.

Unsere bisherige Geschichtswissenschaft kannte diese Einheit nicht. Wir hatten ein Spezialistentum für Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Sittengeschichte usw. So notwendig in der Forschung auch eine Teilung der Arbeit ist, so hätte doch das gefundene Material wieder zusammengefügt werden müssen, damit der Vernunftzusammenhang sichtbar wurde. Statt dessen vergrub sich jeder Spezialist in sein Gebiet bis zum tiefsten Interesse, zum angelegentlichsten Studium an der bedeutungslosesten Quelle. Dr. Walther Koch über die „Erneuerung der Geschichtswissenschaft": „Natürlich werden Quellenkritik und Aktenstudium stets erforderlich sein; aber der Geschichtswissenschaft der Vorkriegszeit kam es auf nichts anderes als geist- und besinnungslose Tatsachenhäufung an, und dazu diente eine im Übermaß wuchernde Quellenkritik und ein ebenfalls ins Breite und Stumpfsinnige gegangenes archivarisches Studium der Akten. Die Feststellung der Tatsachen ist aber doch erst die allerprimitivste Voraussetzung für wirklich wissenschaftliches Geschichtsdenken. Wir haben dann erst den Stoff, aus dem sich das Wissens- und Erforschenswerte gestalten soll. Wer nicht mit ganz bestimmten Fragestellungen an den Stoff herangeht, verbringt seine Tage in sinnloser Betriebsamkeit. Nicht der Stoff darf den Forscher bewältigen, sondern er muß den Stoff bewältigen. Kein Geschichtsstudium ohne philosophische Besinnung, ohne philosophische Leitung der Tatsachenforschung, ohne strenge Konzentration auf die Werte der menschlichen Kultur."

Entsprach schon diese formale Seite der Geschichtswissenschaft dem Zeitalter höchster kapitalistischer Entwicklung und imperialistisch-nationalistischer Machtpolitik, so noch deutlicher die inhaltliche, da sie die Wissen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft beschränkte auf die politische Geschichte mit einigen Kulturanhängseln. Hauptsache war die Geschichte des eigenen Staates, besonders die außenpolitische; daher an der Spitze der Machtgedanke, und unter seiner Regentschaft Darstellung der Kriege und Friedensschlüsse, des diplomatischen Kleinkrieges. Alle anderen Staaten wurden höchstens unter dem Gesichtswinkel der Entwicklung des eigenen Staates gesehen. Das Ganze ein Widerschein der einseitig auf die äußere Machtpolitik des Staates gerichteten, vom ödesten Materialismus durchtränkten Zeit.

Und wie die Wissenschaft, so die Lehre — ihr getreues Abbild. Stoffüberfülle ihr erstes Kennzeichen. Der Unterricht war ein Aneinanderreihen und Übermitteln von Tatsachen-Wissen. Für gebildet galt, wer ein Wissensgebiet beherrschte. Bildung war Besitz, den man erwerben konnte. Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Für den Geschichtsunterricht bedeutete das ein chronologisches Fortschreiten von der Zeit der Kulturvölker des Altertums bis zur Gegenwart — in zwei Stunden wöchentlich ein Betrieb mit der Hetzpeitsche ohne Vertiefung und Verarbeitung. Und der Erfolg dieser Paukerei? Bald nach der Schulzeit oder schon vorher war das Wissen in alle Winde verflogen; nur einige Zahlen und Namen waren haften geblieben und purzelten zeitlich durcheinander.

Eine Übersteigerung des Staatsgedankens das zweite Kennzeichen. Auch der Geschichts u n t e r r i c h t beschränkte sich auf rein politische Geschichte, besonders auf äußere Politik. Kriege, Kriege, immer an erster Stelle Kriege. Ausnahmsweise nur ein Stück Kulturgeschichte. Der gegenwärtige verfassungsmäßige Zustand des Staatsganzen war der Blickpunkt, nach dem das Ziel des Geschichtsunterrichts gesteckt war. Es galt, diejenigen Eigenschaften im jungen Menschen zu entwickeln, die ihn zu einem getreuen Untertanen des monarchischen Regierungssystems machten. Das Ziel war politische Bildung. Je nachdem man dabei an innere oder äußere Politik dachte, wurde die Erziehung zum Staatsbürger oder die zum Patrioten zum Ideal erhoben. So war es Aufgabe des Geschichtsunterrichts, zu einer offiziellen Gesinnung zu erziehen, den Machtgedanken in die Köpfe und Hirne einzuhämmern, für den Krieg zu begeistern und zu kritikloser Verehrung der Dynastien und behördlicher Autorität. Wie gut dieses unbeirrte, zielsichere Arbeiten an den jungen Menschen gelang, zeigt in der Gegenwart die intellektuelle Entartung der Schüler der höheren Schulen, wie sie sich kundtut in der nationalistischen Parteinahme im Streit um die Kaiserbilder.

Das dritte Kennzeichen hängt eng mit dem zweiten zusammen: die bewußte Beschränkung auf das eigene Volk. „Vaterländisch" nannte sich der Geschichtsunterricht; damit steckte er sich sein Ziel und seine Grenze. In der Zielsetzung k o n n t e etwas sehr Hohes und Wertvolles ausgedrückt sein; denn da die wahrhaft vaterländische Gesinnung aus zwei Wurzeln e n t s p r i n g t, aus dem Instinkt des Volkstums und der Verflechtung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemüts mit der Heimat, so konnte darin liegen, daß unsere Geschichtsstunden von natur- und heimatnahem Leben erfüllt waren und die Jugend aus den Eigentümlichkeiten der Sprache und der Gebräuche der Landschaft, in der sie aufwuchs, die starken Wurzeln ihrer Kraft sog. Aber nein, so war es nie; das Vaterländische war nicht nur Ziel, es war auch Grenze. Nie handelte es sich darum, der Jugend ein starkes Gefühl dafür zu geben, was unserer subjektiven Art entspricht, was zu unserer Stammes- und Volksart gehört, sondern wir schlossen mit dem Nationalen, dazu nicht einmal nach der Blutsverwandtschaft, sondern nach politischen Grenzpfählen, die Welt ab. „Deutschland, Deutschland über alles in der Welt!" Was jenseits der nationalen Mauer lag, war eine Welt zweiten Ranges, die wir zwar um unserer selbst willen wirtschaftlich nicht entbehren konnten, die aber in keiner Weise ebenbürtig war.

Wir müssen heute klar unterscheiden zwischen jenem nationalistischen Patriotismus, der uns das eigene Volk lieben heißt, weil es das eigene ist, und dem natürlichen Patriotismus (wenn man schon diesen Ausdruck anwenden will), dessen Wesen darin liegt, daß man sich in das überindividuelle Wesen des eigenen Staatsbildes einordnet und sich zu den Besonderheiten seines Volkes bekennt. Jenem gilt der deutsche Mensch über alles, diesem gilt der Mensch alles. Jener bleibt national beschränkt und schafft aus sich heraus keine Kulturwerte, dieser läßt den Menschen wachsen ins International-Universelle und ermöglicht ein Mitschaffen am Baume der Menschheit.

Daß eine neue Einstellung erforderlich ist, nachdem der Obrigkeitsstaat beseitigt und der demokratische Volksstaat an seine Stelle getreten ist, wird allseitig anerkannt. Schon sind in Zeitschriften und Broschüren in großer Zahl Reformvorschläge, ja selbst fertige Lehrpläne erschienen, die den Geschichtsunterricht dem Neuen anpassen wollen. Die darin ausgesprochenen Gedanken sind im wesentlichen die folgenden: keine Kriegsverherrlichung mehr, Einschränkung der Dynastiegeschichte, Erweiterung der Volks- und Kulturgeschichte und (für höhere Schulen) gelegentliche soziologische Unterweisungen. Es ist also im Grunde dieselbe Art des Unterrichts, nur mit mehr oder weniger „Reform" unter der Einwirkung der neuen politischen Verhältnisse. Wie es sehr richtig heißt: „zeitgemäß" soll der Unterricht gestaltet werden.

Diese Reform kann nicht genügen.

Denn einmal: das Stoffprinzip bleibt unangetastet. Immer noch gilt Bildung als erwerbbarer Besitz. Immer noch herrscht der Gedanke: Wissen ist Macht! während wir doch die neue Schule bauen wollen, in der Bildung erarbeitet wird, in der Bildung Entwicklung der Persönlichkeit und die Fähigkeit bedeutet, sich ein eigenes Weltbild zu gestalten. Und weiter: Immer noch bleibt die Übersteigerung des Staatskultus, nur daß an Stelle des Obrigkeitsstaates der Rechtsstaat gesetzt ist. Endzweck aber bleibt weiterhin eine bestimmte staatliche Ordnung. Wenn es früher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Aufgabe des Geschichtsunterrichts war, den werdenden Menschen zu einem getreuen Untertanen zu erziehen, so soll er ihn jetzt in die neuen Verhältnisse, wie sie durch die Verfassung zum Ausdruck kommen, einspannen. Da nicht alle Lehrer die demokratische Wandlung, die das Staatsleben genommen hat, innerlich mitmachen können, so würde es nach dieser Unterrichtsweise verschiedene Arten eines Geschichtsunterrichts, je nach der politischen Parteistellung des Lehrers, geben. Die stoffliche Behandlung des Geschichtsunterrichts und seine Benutzung als Mittel zur politischen Bildung müßten die Schule zum Tummelplatz politischer Parteikämpfe machen, wir würden einen monarchischen, einen liberalen und sozialistischen Unterricht haben, und die krassen äußeren Symbole dieser Gruppierung, wie wir sie jetzt erleben, daß eine monarchisch erzogene Klasse die Kaiserbilder wieder aufhängt, die eine andere soeben abgenommen hat, würden zum Kainszeichen dieses Unterrichts werden.

Wir müssen darüber hinauskommen, eine bestehende staatliche Ordnung als Endzweck zu setzen, das eigene Volk als das bevorzugte zu sehen, und danach das Erziehungsziel zu bestimmen. Es ist zu eng gefaßt, und wir würden gezwungen, es bei jedem Regierungswechsel zu ändern. Wir wollen lernen, das Erziehungsobjekt nicht mehr von einer bestimmten Seite zu sehen, und uns vorhalten, daß, wie die letzten Menschheitsziele, auch die Erziehungsziele unwandelbar sind, unabhängig von Zeitenströmungen, von politischen Verhältnissen, von revolutionären Neuordnungen.

Wenn es nur e i n Ideal in der Welt gibt, reines Menschentum, dann ist der menschliche Geist der einzig absolute Wert dieser Erde, und der Sinn der Geschichte wäre dann richtig erfaßt als Entfaltung des menschlichen Geistes. Diese Entfaltung erfolgt in der Schaffung der Kultur. Unter Kultur verstehen wir die Summe aller jener Fortschritte und Errungenschaften, die die menschliche Gemeinschaft in materiellen und geistigen Dingen, im Wissen und Können, in Sitten und Gebräuchen, in ihren gesamten Leistungen und Lebensäußerungen seit ihren ersten Anfängen sich zugeeignet hat (Müller-Lyer). Die Geschichte enthält in all ihren Einzelgebieten, Staatsgeschichte, Politik, Religion, Philosophie, Literatur, Kunst, Soziologie usw. die Dokumente dieser Entwicklung des Geistes. Wollen wir diese Dokumente kennen lernen, so müssen wir darum alles, was Ausdruck der Menschheitsentwicklung ist, als Geschichte fassen. Die alte Lern- und Glockenschlagschule, die ein fertiges Wissen übermitteln wollte, zog ihre Schubkästen auf und entnahm jedem eine festgesetzte Dosis Religion, Geschichte, Literatur, Geographie, und jedes völlig unverbunden dem andern. Die neue Schule wird die Wirtschaft, die Technik, die Literatur, die Rechtsanschauung, die Kunst einer Zeit zusammenhängend betrachten, weil sie unlöslich miteinander verbunden sind. Auf eine bloße äußere Kenntnis irgendeiner Kulturperiode kann es nicht ankommen, vielmehr auf das Erkennen ihres Wesentlichen. Das Stoffliche brauchen wir nur als Rohstoff, um daran zu arbeiten und Erkenntnisse zu gewinnen. Die

Gewinnung solcher Erkenntnisse aber aus der Geschichte und damit das Studium der Vergangenheit des Menschengeschlechts hat nur dann Wert, wenn diese Erkenntnisse für unser eigenes Handeln im Hinblick auf das Menschheitsideal von Bedeutung sind. Was nützt uns das mühselige Graben in den Jahrtausenden hinter uns, wenn die Entwicklung der Menschheit sich auf nicht feststellbaren, vom Zufall abhängigen Bahnen vollzieht, wenn es, wie behauptet wird, keine gesetzmäßige Entwicklung gibt? Aber es gibt in der Kultur wie in der Natur einen gesetzmäßigen Verlauf des Werdens, wie die junge Wissenschaft der Soziologie, eben die Lehre von den Gesetzmäßigkeiten des geistigen Lebens, unwiderleglich beweist. Wir haben daher allen Grund, aus ihr zu schöpfen, aus den Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart die allgemeinen soziologischen Gesetze zu ermitteln, die uns einmal den Weg einer objektiven wissenschaftlichen Untersuchungsweise zeigen, zum andern die Richtungslinien des Fortschritts geben, mit deren Hilfe die vorauszusehende weitere Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt werden kann.

Die Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, die das Wesen der neuen Schule ausmacht, will nicht auf positiven Wissensgewinn hin drillen, sondern das Recht des Menschen auf Eigenentwicklung als heilig gewahrt wissen. Daher will sie nicht die Übermittlung einer fertigen Weltanschauung (wie es bisher war), keine religiösen Unterweisungen nach der Anschauung einer bestimmten Konfession (wie es bisher war), keine Erziehung zu einer bestimmten Staatsauffassung (wie es bisher war), keine voreingenommene Beurteilung von Menschen und Zuständen (wie bisher), — sondern in allem ein Einarbeiten in eine objektive, eine soziologische Arbeitsmethode, damit am toten Material Einsichten, Erkenntnisse gesammelt werden können.

Um zu diesen Erkenntnissen zu führen, ist also ein Geschichtsunterricht erforderlich, der aus allem schöpft, was Ausdruck der Menschheitsentwicklung ist. Erste Bedingung: Bruch mit der einseitigen Pflege der politischen Geschichte, der eigenen Volksgeschichte; Einstellung auf die Totalität der Kultur. Jede Arbeit muß auf weitester wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut werden; denn die menschliche Arbeit ist unwiderleglich Grundlage jeder gesellschaftlichen Leistung, der Ausgangspunkt aller sozialen Schichtungen und Machtkämpfe, und auch die Quelle, aus der alles höhere, jedes geistige Leben fließt.

Zu Erkenntnissen führen wollen, heißt: sich in eine Kulturphase vertiefen, in ihr versinken, sie erfassen; aber nicht in ihr steckenbleiben, sondern wieder aus ihr herauskommen und den Weg zur Gegenwart finden. Es heißt: von vornherein mit bestimmter Fragestellung an den Stoff herangehen.

Ein wirkliches Einarbeiten, eine Arbeitsschule der Geschichte, muß sich in reichstem Maße auf Quellen stützen. Früher schon wurde von Fachleuten sehnlichst nach „Belebung des Geschichtsunterrichts durch Quellen" gerufen, aber es fehlte schon für diese gelegentliche „Belebung" an Zeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jetzt brauchen wir Quellen in viel umfassenderem Sinne: Erinnerungen, Briefe, Bilder, Bauwerke, technische Zeitzeugnisse, Kulturdenkmäler, Literaturwerke, religiöse Schöpfungen, auch wissenschaftliche Werke aller Auffassungen; und wenn sich — wie es geplant ist — auf der Grundschule ein besonderer Zug für Geschichte aufbaut, ist auch die erforderliche Zeit da; ebenso, da Neigung und Veranlagung für die Teilnahme an diesem Zuge entscheiden, auch das Interesse an freiwilliger Mitarbeit. Wir haben Zeit, das Thema, das Gebiet, die Frage, die wir uns als Arbeitsfeld gewählt, von allen Seiten zu betrachten, nach dem Gesichtspunkt zu forschen, aus dem der Schreibende, der Chronist, der Forscher die Ereignisse sah. Wir suchen nach den treibenden Kräften, decken das Verhältnis auf zwischen den ökonomischen Verhältnissen und den durch die Zeit gegebenen politischen Förderungs- und Hemmungsmomenten, sowie zu den Persönlichkeiten, die ahnend, fühlend oder erkennend die Reife der Zeit erkannten und nutzten, und ziehen die Linien von der Vergangenheit zur lebendigen Gegenwart. Dann haben wir „ein Seelisches in die Geschichte hineingetragen und machen sie zur Deuterin aller menschlichen Geschicke, während im anderen Fall, wo Stoff und Schüler kalt gegenübergestellt bleiben, die Geschichte nichts sein kann als ein vielseitig wechselndes Schauspiel ohne Sinn und inneren Zusammenhang."

Bei solcher Arbeit reifen wir durch unsere soziologische Arbeitsweise heran zu Erkenntnissen. Wir gewinnen große Linien der Kulturentwicklung, die Müller-Lyer die Richtungslinien des Fortschritts nennt, und stellen uns als Glieder einer bestimmten Zeit danach ein. Und auch aus historischen Parallelen können Erkenntnisse gewonnen werden; das Spiegelbild z. B., das die römische Geschichte unserer Zeit bietet, kann geradezu überraschen und läßt uns fragen, ob hier eine Gesetzmäßigkeit des Geschehens vorliegt, und wenn ja, wie sie bedingt sein mag.

Wenn es sich also in der neuen Schule darum handelt, in einem geschichtlichen Arbeitsunterricht zu Erkenntnissen, zu einem Gefühl für soziologische und historische Zusammenhänge zu gelangen, so können wir solche Arbeit natürlich nicht mit Kindern im Alter von 10, 11, 12 oder auch 13 Jahren beginnen. Vor dem 14. oder 15. Jahre ist eine derartige Arbeitsweise auf soziologischer Grundlage unmöglich und würde nichts als ein Gerede, eine rein stoffliche Übermittelung sein wie so manche Geschichtsstunde bisher. Aber wir müssen bei der Erörterung aller Schul- und Erziehungsfragen der Zukunft stets das geschlossene Bauwerk der Einheitsschule vor Augen haben, also einer Schule, die mit der wissenschaftlich und menschlich wertvollsten Arbeit in den „Entwicklungsjahren" rechnet, sei es durch eine Begabtenschule, oder eine Fortbildungs- und Volkshochschule. Für eine Grundschule, die ich mir sechsstufig denke, kommt ein eigentlicher historischer Arbeitsunterricht nicht in Frage. Wir können von 9 bis 13jährigen Kindern unmöglich Gefühl für historische Zusammenhänge und Entwicklung erwarten, können sie unmöglich vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

historische Aufgaben stellen, die eine Sicherheit im Umgehen mit historischen Begriffen und Verständnis für ökonomische Tatsachen erfordern. Im bisherigen Geschichtsunterricht arbeiteten wir auf unsicherem Boden. Wir „behandelten" in so und so vielen Stunden die französische Revolution und mußten uns mit der dürftigsten Erklärung grundlegender Begriffe, wie Verfassung, Menschenrechte, Jakobiner, Girondisten, Vernunftreligion u. a. begnügen. Nicht wahr, wir hatten stets, auch wenn wir uns redlich bemüht hatten, den Dingen soweit wie möglich auf den Grund zu gehen, das Gefühl, auf Sand zu bauen? Wesentlich verstärken würde sich dieses Gefühl, wollten wir den auf soziologischer Grundlage aufgebauten Geschichtsunterricht, bei dem wir von den ökonomischen Verhältnissen ausgehen, auf denselben Altersstufen vornehmen.

Zwei Beispiele dafür:

1. Luther und die Reformation.

Bisher stellte der Geschichtsunterricht die Reformation als eine im wesentlichen geistige Bewegung dar, als einen Kampf der höheren protestantischen Geistesbildung gegen die tiefer stehende katholische, und die Persönlichkeit Luthers als die treibende und führende Kraft. Dabei kam es also in erster Linie auf den Lebenslauf, die äußere und innere Entwicklung Luthers, und auf die Gegenüberstellung der beiden geistigen Kräfte an, — ein verhältnismäßig einfacher Weg, weil er nicht die mannigfachen Quellströme aufsuchen ließ, die erst die Wirkung der Tat Luthers ermöglichten.

Heute sehen wir Luther die Thesen anschlagen, sehen die riesige Wirkung und fragen: wie war diese Wirkung möglich? So kommen wir dazu, in der Reformation eine Massenbewegung zu sehen, die nur zu verstehen ist aus den ökonomischen Zeitverhältnissen heraus, aus den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise, die überall neue Anschauungsweisen erwachen ließ, die den fürstlichen Absolutismus zur Notwendigkeit machte, die den Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten in ganz anderer Weise und krasser als früher herausstellte, die ein neues Proletariat schuf, das dem bittersten Elend preisgegeben war, die auch die Kirche sich ihr anpassen ließ und sie zu dem gewaltigsten Ausbeutungsinstrumente machte, zu einem auf deutschem Boden so herrschaftsicheren, daß selbst die fürstlichen Ausbeuter sich von ihr beeinträchtigt sahen und mit den von ihnen ausgebeuteten Schichten auf die Gelegenheit warteten, wider den Stachel zu löken. Daher eine Zustimmung aller, als Luther das Signal zum offenen Kampfe gegen Rom gab; gleich danach aber eine klare Scheidung: eine gemäßigte Partei um Luther, die sich wohl vom Joche der päpstlichen Ausbeutung befreien, aber die weltliche Ausbeutung, soweit sie von ihr selbst betrieben wurde, nicht angetastet wissen wollte, niederer Adel, Zunftbürger, und ein Teil der weltlichen Fürsten, die sich durch Konfiskation der geistlichen Güter zu bereichern hofften und auch die Gelegenheit auszunutzen gedachten, sich von Kaiser und Reich immer unabhängiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu machen; — und eine revolutionäre Partei um Thomas Münzer, aus Bauern und städtischem Proletariat bestehend, die zugleich alle weltliche Ausbeutung beseitigten wollte. Es hieß in den Geschichtslehrbüchern bisher: „Die Bauern hatten die Lehre Luthers von der christlichen Freiheit mißverstanden." Nein, sie hatten sie nicht mißverstanden; ihr Freiheitsverlangen kam ihnen aus dem tiefsten Innern, aus ihrer quälenden Lage, und Luthers Kampfruf bedeutete für sie nur die Gelegenheit.

2. Die Kreuzzüge.

Nach dem bisherigen Geschichtsunterricht war es die religiöse Begeisterung, die Hunderttausende zum Verlassen ihrer Heimstätten und zum Kampfe für die Wiedergewinnung des Heiligen Landes trieb. Das mächtige Wort des Papstes Gregor VII. im Jahre 1095 „Gott will es!" soll den Antrieb zu der großartigen Erscheinung der Kreuzzüge gebildet haben.

Legen wir den aus der Soziologie gewonnenen Maßstab an, so kommen wir dazu, in dem religiösen Moment nicht die Triebkraft, sondern die Form zu sehen, in der sich ökonomische Tendenzen Geltung verschafften. Wir müßten untersuchen: die wirtschaftliche Stellung der Kirche und ihrer Hörigen, den Klassenkampf des städtischen Bürgertums, die beginnende Geldwirtschaft neben der noch vorherrschenden Naturalwirtschaft, den verarmten, auf Raub angewiesenen kleinen Adel, die Armut des ausgebeuteten deutschen Landes, Hungersnöte, die großes Elend im Gefolge hatten, das Wuchertum, das oft zu Judenverfolgungen führte u. a. m.; demgegenüber die Aussicht auf die großen Schätze des Orients, auf Beute, Lebensgenüsse und schöne Frauen, auf Herrschaften und Kronen. Stellen wir in dieser Weise die Beweggründe zur Teilnahme an den Kreuzzügen fest, so haben wir ohne weiteres die Erklärung für das Auftreten der „Christen" im Heiligen Lande, von dem die Geschichtsschreiber sagen, daß es dem einer Räuberbande gleiche, daß es schlimmer sei als das der Türken, der Heiden.

Für einen Unterricht, der diese (hier nur angedeuteten) Momente berücksichtigt, ist unsere Volksschuljugend freilich nicht reif. Das sagt schon der nüchternste Vergleich beider Unterrichtsarten; aber auch meine Erfahrung. Mit einer Begabtenklasse, die aus 12jährigen besteht, habe ich mit viel Sorgfalt und ohne mich von Zeit und Lehrplanzielen drängen zu lassen, im Geschichtsunterricht auf wirtschaftlicher Grundlage gearbeitet, u. a. die Zeit der Reformation. Die Jungen waren mit viel Liebe und Interesse dabei, weil sie das Neue spürten, weil sie zum ersten Male „Geschichte" wie Physik und Mathematik in logischer Folge werden sahen und dabei selbst mitarbeiteten. Aber gerade das letztere, diese Mitarbeit, war doch nicht tiefgehend genug oder war eine Täuschung: ich mußte zuviel geben und meistens halbverstandene Zusammenhänge. Es war eben die „Lernschule", in ihrem besten Sinne vielleicht, aber es war nicht die Arbeitsschule.

Hier muß erst der Grund gelegt werden durch einen soziologischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterricht. Hier muß erst Verständnis für ökonomische Tatsachen und Wirkungen erschlossen werden. Und darin sehe ich die Aufgabe des geschichtlichen Unterrichts der Grundschule. Es fragt sich nur, ob wir damit das Kind nicht an ein Stoffgebiet heranbringen, das seiner geistigen Reife noch nicht entspricht.

(Schluß des Aufsatzes folgt im nächsten Vortruppheft.)

Nicolaus Henningsen.

Eine Gefahr.

Wer vor dem Krieg die Halbjahrkataloge über die Neuerscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt musterte, mußte entweder von freudigem Stolz oder auch von starrem Schreck erfüllt werden. Das Hinrichssche Verzeichnis, das im Sommer 1914 erschien, enthielt auf 621 Doppelspalten in Lexikonformat — lauter Büchertitel! Dabei fehlen noch alle Zeitungen, ein Teil der Zeitschriften, alle Flugblätter! Und noch am Ende des Krieges, in der Zeit empfindlichster Papiernot, zählt der „Hinrichs" 435, dann 355 Seiten! Wie fleißig sind doch unsre Schriftsteller, wie gut beschäftigt unsre Druckereien, wie unternehmungslustig unsre Verleger gewesen und sind es noch! Steh ich allein, wenn ich dem entgegen das Bedenken äußere, ob nicht seit langer Zeit bis heute zu viel geistige Kraft, zu viel Zeit, zu viel Geld für Schreiben, Drucken, Lesen verwendet wird?

Gewiß wird ein Volk gehoben, das so rastlos unermüdlich, opferwillig Gedankenarbeit leistet. Aber ist es nicht eine gefährliche Eigentümlichkeit des deutschen Volkes, zu viel in der Gedankenwelt sich zu bewegen? Man wird mir antworten: sieh doch, wie das Volk der Träumer auch im Handeln seinen Mann stellt! Ja gewiß, wir konnten es bis vor kurzem sicher an Tatkraft immer noch mit allen anderen Völkern aufnehmen; wir konnten stolz sein auf unsre Industrie und Technik, auf unser Heer und die Marine, auf die Verkehrsmittel. Gerade der Krieg hat uns und der ganzen Welt zur Bewunderung unserer unendlichen Leistungsfähigkeit Anlaß gegeben und das Märchen vom deutschen Träumer zerstört. Den modernsten Lebensäußerungen ist die deutsche Gedankenarbeit ganz besonders zugute gekommen. Aber — immer nur ein kleiner Teil der in Bücher umgesetzten Gedanken ist für das Leben wirklich fruchtbar. Ja, wenn die Bücher, die nicht zum Leben selbst hinführen, nur alle imstande wären, uns für einige Zeit die Lasten des Lebens zu erleichtern, unsre Persönlichkeit neu zu stärken und unsre Widerstandskraft im alltäglichen und im außerordentlichen Kampf zu steigern! Aber selbst von dem Durchschnitt der deutschen Dichtungen können wir das nicht behaupten. Schwere oder auch nur durch Mannigfaltigkeit verwirrende Träume machen den Schlaf, der uns Erholung bringen soll, zur Quelle neuer, lähmender Ermüdung und Verstimmung. Pädagogen versichern mir, daß Kinder,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die zu viele Bücher, d. i. Geschichten, lesen, zur Arbeit wenig tauglich und für die Anpassung an das Leben leicht zu eigensinnig würden. Die romanlesende Frau ist als Vertreterin wirkungslosen Dahinlebens fast sprichwörtlich geworden. In der schweren Kriegszeit aber und der noch schwereren des werdenden Friedens ist mir aufgefallen, wie gerade Bücher- und Kunstfresser entweder den Stürmen rasch erlegen sind, oder in lebensfremdem Fanatismus blind Gutes vernichtet haben oder dem großen Geschehen überlegene Gleichgültigkeit entgegenbrachten. Mögen solche Beobachtungen trügen, so leuchtet doch ein, daß das deutsche Volk, wenn es in Gedankenarbeit und zugleich im Leben die höchste Kraft entfaltet, auch am meisten Kraft verbraucht. Hängt es vielleicht mit dieser unökonomischen Arbeitsordnung zusammen, daß sich schon in Friedenszeiten hinter unserer großen Arbeitsarmee immer mehr Marodeure ansammelten? Wir Lehrer an den Hochschulen bemerken mit Entsetzen, wie die Zahl der schon in frühen Jahren der Arbeit erlegenen Menschen sich immer mehr steigert. Man helfe sich nicht über die niederschmetternde Beobachtung durch rasche Verurteilung der Zusammengebrochenen hinweg, indem man ihre oder ihrer Eltern Genußsucht für den Zusammenbruch verantwortlich macht. Man tut beiden in vielen, vielleicht in den meisten Fällen Unrecht, und ist die Genußsucht nicht auch ein Erzeugnis der unnatürlichen Anspannung der Kräfte? Fehlt uns doch jetzt mehr denn je die Fähigkeit, uns zu erholen. Das überhetzte edle Rennpferd kommt bald wieder zur vollen Kraft, weil bei ihm der Anstrengung wirkliche Ruhe und sorgsame Pflege folgt. Wie viele aber unserer geistigen Arbeiter, denen das Pflichtbewußtsein auch noch Teilnahme am „Leben" aufnötigt, finden im Genuß statt der körperlichen und seelischen Erholung nichts anderes als „Zerstreuung", d. i. vorübergehendes Vergessen! Sie empfinden schließlich die übliche Zerstreuung, zumal die Geselligkeit, nicht als Wohltat, sondern als Hemmung der auf gleichmäßigen Lauf eingestellten Arbeitsmaschine.

Wäre nun die Ausdehnung der literarischen Produktion eine unbedingt nötige Begleiterscheinung des geistigen Fortschrittes, so könnte man die ihm gebrachten Opfer verschmerzen, die davon Betroffenen als Märtyrer beklagen. So aber liegt die Sache leider gewiß nicht. Das möchte ich für ein Gebiet erweisen, das mir nahe und am Herzen liegt.

In den Wissenschaften, deren Kern die Vergangenheit ist, wird heute mit unheimlicher Geschäftigkeit gearbeitet. Leider stehen aber neben den Hunderten, die mühsam Stein für Stein zu dem Bau einer vollständigen Geschichte der Menschheit beischleppen und zurichten, mindestens ebensoviele, denen das alles zu langsam vorwärts geht und die darum gleich ganze Flügel des Gebäudes aus leichterem Stoff herstellen, klaffende Lücken mit dünnen Brettern verdecken, die in grellen Farben leuchten und, wo es nur immer möglich, den Namen des Schöpfers in großen, weithin sichtbaren Buchstaben verkünden. Oder, um das Bild zu verlassen: Ehedem war das große Publikum über Geschichte und Urgeschichte, Kunst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschichte, Literatur und Sprache, Mythologie und Religionswissenschaft, über die Erfordernisse des Staats- und Wirtschaftslebens viel weniger unterrichtet als jetzt. Man war auf die umfangreichen Werke berufener Forscher angewiesen, wenn man Sicheres wissen wollte. Gute Auszüge und Zusammenfassungen aus der Feder von Kennern in Konversationslexiken und Schulbüchern mußten sich Beweise und Belege ersparen, konnten aber immerhin vertrauensvoll benutzt werden. Die Verleger waren im ganzen genommen vorsichtig und gut beraten. Das ist anders geworden. Die Wertschätzung des Wissens ist gewachsen, Überschätzung des Vielwissens von oben herab begünstigt, unten gläubig als Befreiung der Geister übernommen worden. Der Weg zum Verleger wurde immer leichter und breiter, und die Zeitungen, die ja selbst alles wissen müssen, wurden Herolde und Bahnbrecher des neuen Ideals. Es ist heutzutage viel, viel lohnender, ein populäres Buch für die Menge oder für die Schulen zu schreiben und dafür ein paar wissenschaftliche Werke auszuziehen, als wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, für deren Veröffentlichung schwer ein Verleger und noch schwerer Honorar zu erlangen ist. Es ist ein schwacher Trost, daß an der Popularisierung und pädagogischen Verarbeitung naturwissenschaftlicher Fächer ebenso zahlreiche Pfuscher sich beteiligen. Oft sind solche Machwerke durch Namen mit guten Titeln empfohlen, meist durch buchhändlerische Reklame — und durch Rezensionen von Leuten, die nicht imstande oder geneigt sind, die groben Mängel aufzudecken. Gewiß sind einige oder auch mehrere kleine Irrtümer in einem populären Buch nicht gefährlich. Wenn aber der Verfasser überhaupt über den Stoff nicht selbständig zu urteilen, die widersprechenden Urteile seiner Quellen nicht zu würdigen weiß, gute und schlechte Gewährsmänner nicht unterscheiden kann, dann betrügt er seinen Verleger und seine Leser. Und wenn er in wichtigen Dingen irrt, so verhundertfältigt sich sein Irrtum in der Menge der Leser. Und wenn man — was ja nahe liegt — den Stand wissenschaftlicher Erkenntnis in Deutschland nach der Gediegenheit der Unterrichtswerke im Ganzen beurteilen wollte, müßte man sagen, daß wir unzweifelhaft im Rückschritt begriffen sind, daß die Wissenschaft vielfach, wie ehedem die Geheimwissenschaften, im dunkeln Hintergrund steht, im Vordergrund aber wieder, wie ehedem der Aberglaube, so jetzt nicht etwa nur Unwissenheit, sondern falsches Wissen verbunden mit Einbildung und Dünkel sich breit macht.

Doch würde man der „unzünftigen" Literatur Unrecht tun, wenn man sagen wollte, sie lebe nur vom Plagiat. Es gibt Schriftsteller genug mit eigenem Wissen und eigenen Gedanken. Leider mehr als genug! Es ist noch nicht lange her, daß in einer angesehenen und vornehmen Tageszeitung dem Dilettantismus ein Loblied gesungen wurde. Ihm allein sei eigentlich aller wissenschaftlicher Fortschritt zu danken, weil er allein über die nötige Geistesfreiheit verfüge, nicht durch Rücksichten auf die zünftigen Standesgenossen, zum Totschweigen wichtiger Entdeckungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Außenstehender verpflichtet sei. Ich brauche hier von der angeblichen zarten Rücksicht auf Kollegen nicht zu handeln, überhaupt die zünftige Wissenschaft nicht zu verteidigen, auch nicht weiter ausführen, daß manches an ihr zu bemängeln ist, besonders der sportartige Betrieb, bei dem mit einem unverhältnismäßigen Aufwand von Arbeit nichts oder nicht viel für die Gesamtheit, nur Befriedigung des Ehrgeizes für den Einzelnen erreicht, wohl auch erstrebt wird. Aber so sehr uns manche zünftige Leistung an ein geistreich durchgeführtes Schachspiel erinnert, dessen Reiz und Wert erschöpft ist, wenn ein König matt gesetzt ist, sie baut sich eben doch an sorgfältiger Beobachtung und Benutzung der Tatsachen auf, und sie kann als Muster und Vorbild bei Untersuchungen, die wirkliche, dauernde Werte schaffen, dienen. Bei den anspruchsvollsten unzünftigen Arbeiten aber ist das Ergebnis immer großartig, neu, und schmeichelt den völkischen Empfindungen der Leser. Sie empfehlen sich durch kühnen Gedankenflug, durch Anhäufung entlegensten Materiales, durch den Gebrauch einer fremdartigen Terminologie, und führen den Leser, ohne daß er es merkt, vom festen Boden der Tatsachen über den schwankenden Grund von Irrlichtern magisch beleuchteter Sümpfe in das Reich phantastischer Träume. „Sensation" ist ihr Bundesgenosse, alldeutscher Chauvinismus ihre beste Stütze. Wer wird ein Buch noch lange nachprüfen und mit Zweifeln verunehren, das uns „beweist", daß die Deutschen das älteste, trefflichste, zur Beherrschung der Welt ausersehene Volk sind, daß die Griechen ihren Tempelbau von den Germanen gelernt, daß die Ortsnamen, an denen die armseligen Philologen sich ihre Zähne vergebens ausbeißen, Zeugen uralten deutschen Götterkultus sind, daß altlateinische Bittgesänge, ja Homers Gedichte, dem deutschen Genius entsprangen, daß in den einfachsten Erscheinungen, wie der Balkenordnung im deutschen Fachwerkbau, uralt runische Weisheit verborgen steckt, daß die Schrift überhaupt von den Germanen erfunden, die Mönchsschrift des Mittelalters ganz allein von deutschen Klosterbrüdern in Italien, Frankreich (Irland?) zu ihrer „wunderbaren Vollkommenheit" geführt worden ist, daß die Engländer eigentlich altbayrisch reden, daß jedes Kindermärchen von den alten Germanengöttern, mindestens aber von Sonne, Mond und Sternen handle, daß der alte Wodanglaube noch heute lebensfähig sei, da sich der leibhaftige Wodan noch in unseren Tagen einem adeligen Herrn aus Österreich geoffenbart habe, daß unsere Urahnen fünfzig Meter (genau 52,73 m) hoch gewesen und, noch heute sichtbare, Maßstäbe ihrer Größe in riesigen Steinsäulen aufgerichtet hätten, daß wir, mit dem nötigen Deutschgefühl ausgerüstet, unsere Geschichte bis zum Jahre 9564 vor Christus verfolgen können — ja, wer kann den Unsinn erschöpfen, der von guten, rasseechten Deutschen in Büchern und Zeitschriften verzapft wird! Und man täusche sich nicht, der Unsinn wird von sonst vernünftigen Leuten für bare Münze genommen! Der Guido von List-Verein hat Tausende von Kronen zur Verfügung, um ihn zu verbreiten. Wir stecken schon mitten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in einer Barbarei des Urteils und Gefühls, und die wird noch ärger werden, je mehr Buchhandel und Zeitungen von der fanatischen Afterweisheit eines v. List oder Muchau oder Stauff, Stuhl und wie sie sonst noch heißen, umstrickt werden. Der Rat: so widerlegt sie doch! ist leicht gegeben. Widerlegen lassen sich bekanntlich Fanatiker überhaupt nicht! So klärt das irregeführte Volk auf! Ja, das ist eben das Schlimme: die Aufklärung würde einen geistigen Herkules erfordern. Die Köpfe solcher Schlangen wachsen gar rasch und die Hälse sind furchtbar lang. Glaubt man die Arbeit in München getan, so taucht das Ungeheuer in Wien oder am Rhein auf. Ist es an weithin sichtbarer Stelle unschädlich gemacht, setzt es seine Wirksamkeit an einer weniger beobachteten fort. Den berufenen Beurteilern werden die Aufsätze, die in weiten Kreisen so verheerende Wirkung üben, meist wie die schlechten Schulbücher nur durch einen Zufall bekannt. Nach meinen Erfahrungen verdenke ich es Fachgenossen nicht, wenn sie mit der Bekämpfung solcher Feinde wirklicher Aufklärung nicht einmal einen Anfang machen oder nach den ersten Versuchen davon wieder gerne abstehen. Viele haben auf ihrem hohen Standpunkt überhaupt keine Ahnung von dem, was da unten vor sich geht. Das macht die Gefahr aber nicht kleiner!

Was ist da zu tun? Sollen wir den in Mißkredit gekommenen Befähigungsnachweis einführen? Oder sollen wir hoffen, daß das Übel sich selbst korrigiere, wie Cholera und Raupenfraß schließlich aufhören werde, wenn es genug Opfer gefordert hat? Oder sollen wir darnach streben, das ganze Volk urteilsfähig zu machen? Vielleicht dürfen wir den Volkshochschulen diese Aufgabe zuschieben. Die Zahl der eingebildeten Viel- und Halbwisser zu vermehren, darf ihr Zweck nicht sein. Gründliche Kenntnis der wesentlichen Bedingungen unseres Daseins und Gedeihens zu vermitteln, sachliches Urteilen in strenger geistiger Arbeit zu lehren, soll ihre Aufgabe sein, Förderung, Belebung der Berufsarbeit und des wirklich demokratischen Staats- und Weltbürgertums ihr Ziel. Erreicht sie es, ja, dann könnte man freilich noch stolzer sein, als jetzt auf die 621 Seiten des halbjährlichen Bücherkataloges.

Dr. O. Brenner.

Rund um uns

Kriegsgefangenenlos. Im zweiten Oktoberhefte des verflossenen Jahrganges haben wir den Brief eines Kriegsgefangenen abgedruckt, der ein erschütterndes Bild der mannigfachen Leiden unserer in französischer Gefangenschaft schmachtenden Landsleute gibt. Wir hatten natürlich gleichzeitig die Reichsregierung auf die Mitteilungen dieses Kriegsgefangenen aufmerksam ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht. Da nun in dem Augenblick, wo wir dieses Vortruppheft in Druck geben, der endgültige Friedenszustand noch nicht herbeigeführt ist und auf die Rückgabe der Gefangenen immer noch gewartet wird, auch ein allzu starker Optimismus hinsichtlich einer baldigen Rückgabe der Gefangenen uns nicht angebracht erscheint, dürfte es nicht überflüssig sein, die uns aus der Reichskanzlei zugegangene Antwort zu veröffentlichen. Sie lautet:

„Im Auftrage des Herrn Reichskanzlers beehre ich mich, den Eingang Ihres Schreibens vom 29. Oktober d. J. mit dem zweiten Oktoberheft des Vortrupps mit bestem Dank zu bestätigen. Der dort abgedruckte Brief eines Kriegsgefangenen ist ein ergreifendes Zeichen dafür, wie furchtbar die Lage der Gefangenen auch dann ist, wenn keine einzelne besondere Mißhandlung grausamer Art zu dem täglichen Elend hinzukommt. Mit den Gefangenen ist in ihren Hoffnungen nicht zuletzt die Regierung selbst immer wieder getäuscht worden, die bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages in der sofortigen Rückkehr der Gefangenen einen der wenigen, wenn nicht den einzigen Lichtblick für das Land sehen konnte und nun um diese Erwartung von Monat zu Monat betrogen wird. Die Unmenschlichkeit ist so unverständlich, daß man es fast begreifen kann, wenn die deutschen Gefangenen und Angehörigen fragen, ob nicht die deutsche Regierung noch mehr zur Befreiung der Gefangenen hätte tun können. Aber wenn man die Vorgänge kritisch nachprüft, so zeigt sich, daß tatsächlich die deutsche Regierung jede Gelegenheit benutzt hat, um die Rückkehr der Gefangenen zu beschleunigen. Die letzten Ereignisse haben die Frage erneut in den Vordergrund geschoben. Die nächsten Wochen müssen Klarheit bringen."

Daß übrigens unsere noch in Rußland weilenden Kriegsgefangenen ein Gleiches, wenn nicht noch Schlimmeres zu erdulden haben, als jene, die in Frankreich zurückgehalten werden, mag ein Briefwechsel jüngsten Datums zeigen, den wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern gleichfalls zur Kenntnis geben wollen. Es handelt sich um einen Brief unseres Herausgebers an den Reichswehrminister und die Antwort des Ministeriums.

1. Der Brief unseres Herausgebers:

Euer Exzellenz

bitte ich sehr ergebenst, das Folgende unterbreiten zu dürfen:

In dem sibirischen Offiziers-Gefangenenlager Kansk sind immer noch deutsche Offiziere gefangen.

Diese deutschen Offiziere befürchten, den Winter nicht überstehen zu können, weil sie keine Kleidung und Wäsche mehr besitzen; ihre alte Kleidung besteht nur noch aus Fetzen.

Meine Nachricht über diese Sache stammt von dem dort internierten Feldwebelleutnant Richard Rehn vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 107 (Leipzig). Dieser Herr, der lange Zeit mein Untergebener im Rekruten-Ausbildungsdienste in Leipzig während der Jahre 1914 bis 1916 war, ist mir als ein unbedingt zuverlässiger, ruhiger, unter keinen Umständen übertreibender Mann bekannt. Er hat den Notschrei in dieser Angelegenheit an seine Frau gerichtet, deren Adresse in Leipzig-Anger Frankestraße 13 ist; sie hat sein Schreiben am 23. November erhalten. Herr Feldwebelleutnant Rehn hat in diesem Briefe seine Frau gebeten, ihm durch das Amerikanische Rote Kreuz in Wladiwostok 500 Mark schicken zu lassen, damit er sich etwas zum Anziehen kaufen könne, um nicht ganz zugrunde zu gehen. Diese Bitte ist natürlich erfüllt worden.

Euer Exzellenz' allbekannter Energie bitte ich aber von ganzem Herzen, das Schicksal der sämtlichen deutschen Offiziere in Kansk ans Herz legen zu dürfen. Ich bitte, dabei noch darauf hinweisen zu dürfen, daß die lebensgefährliche Not, deren Eintreten für die deutschen Offiziere in Kansk Herr Feldwebelleutnant Rehn bei Absendung seines Briefes befürchtete, inzwischen natürlich längst eingetreten sein muß. Herr Rehn hat seiner Frau außerdem mitgeteilt, daß ihn weder Pakete noch auch nur Briefe erreichten. Es scheint mir daher für die deutschen Offiziere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

in Kansk mit das Wichtigste zu sein, daß ihnen auf irgend eine Weise von der Reichsregierung mitgeteilt wird, daß das Deutsche Reich sie nicht vergessen hat und ihre Not kennt.

In unbedingtem Vertrauen auf Euer Exzellenz starkes Eingreifen usw.

2. Die Antwort des Reichswehrministeriums:

In Erledigung des an den Herrn Reichswehrminister gerichteten Schreibens vom 27. November teilt das Departement mit, daß die überaus traurige Lage der Gefangenen in Sibirien hier bekannt ist. Das Reichswehrministerium (Unterkunftsdepartement Abw.) ist unablässig bemüht, mit allen Mitteln und auf allen nur erdenklichen Wegen die Not der Gefangenen zu lindern und ihren Heimtransport zu beschleunigen. Die nach Sibirien entsandte deutsche Kommission, worüber nachstehend Näheres berichtet wird, wurde besonders auf die Mißstände im Lager Kansk aufmerksam gemacht.

Seitens der Deutschen Regierung sind durch zwei Bevollmächtigte in Washington vor einiger Zeit Verhandlungen mit japanischen und amerikanischen Privatreedereien über Gestellung von Tonnage für den Abtransport der Gefangenen aufgenommen worden. Hierbei ist der Deutschen Regierung genügend Schiffsraum in Aussicht gestellt worden; sie kann aber erst hiervon Gebrauch machen, wenn sie von der Entente die Erlaubnis zum Chartern dieser Schiffe erhalten hat.

Das amerikanische Staatsdepartement hat erklärt, daß es die Absicht der amerikanischen Regierung sei, im Verein mit den alliierten, deutschen und österreichischen Regierungen die für die sibirischen Gefangenen angestrebte Hilfe durchzuführen und die Gefangenen sobald wie möglich nach Hause zu schicken. Die amerikanische Regierung hat sich wegen Bereitstellung von Schiffsraum für die Heimbeförderung jener Gefangenen befürwortend an die Friedenskommission in Paris gewandt.

Zur Förderung dieses Schrittes entsandte das Reichswehrministerium einen Vertreter nach Paris, der insbesondere den maßgebendsten amerikanischen Bevollmächtigten beim Obersten Rat durch mündlichen Vortrag über die Notlage der Gefangenen in Sibirien informierte. Dieser gab die Zusicherung, tunlichst bald bei den gegnerischen Stellen die Genehmigung zur Charterung von amerikanischen bzw. japanischen Schiffen herbeizuführen.

Unabhängig hiervon ist bei der Entente mit schärfstem Nachdruck der Antrag gestellt worden, einigen beschlagnahmten deutschen Schiffen die Ausreise zu ermöglichen. Diesem Antrag ist aber vorläufig noch nicht entsprochen worden.

Im übrigen wird mitgeteilt, daß das Reichswehrministerium (Unterkunftsdepartement Abw.) dieser Tage an die britische Militärkommission in Berlin herangetreten ist mit der Bitte, daß die englische Regierung im Einvernehmen mit Japan den Abtransport in die Hand nehmen möge.

Von den in Westsibirien befindlichen Gefangenen konnte ein großer Teil bereits in den vergangenen Monaten auf dem Landwege über Moskau oder Petersburg heimkehren, da durch das Zurückweichen des Admirals Koltschak weite Gebiete des osteuropäischen Rußland und Westsibiriens wieder in bolschewistische Hand gefallen sind. Über 3000 Kriegs- und 4000 Zivilgefangene sind auf diese Weise nach Deutschland zurückgekehrt.

Seit Mitte Oktober d. J. ist eine deutsche Kommission mit weitgehenden Vollmachten und ausreichenden Hilfsmitteln zur Fürsorge und Vorbereitung der Heimbeförderung nach Sibirien unterwegs. Ihre Aufgabe ist es, zunächst einen größeren Liebesgabentransport mit Medikamenten, Wollsachen usw. nach Sibirien zu führen, dann die zu einem Preise von 10 Millionen Mark aufgekauften vollständigen Bekleidungsausrüstungen für 20000 Personen den Gefangenen zu überbringen. Ihr liegt es weiter ob, an Ort und Stelle eine großzügige Fürsorgetätigkeit zu entfalten, zu welchem Zweck ihr 27½ Mill. Rubel zur Verfügung stehen. Jeder Gefangene erhält eine sofortige Unterstützung von 100 Rubel; die lan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fenden Zuwendungen von monatlich 1 Mill. Rubel werden vom 1. Dezember ab verdoppelt. Schließlich bereitet die Kommission mit allen Mitteln den schleunigen Heimtransport der Gefangenen vor.

Ostjuden. In dieser Sache hat der Preußische Minister des Innern, Herr Dr. Wolfgang Heine, am 2. Dezember an unsern Herausgeber das Folgende geschrieben:

Sehr geehrter Herr Landrichter!

Ich habe den Artikel „Ostjuden" in Nr. 22 des „Vortrupp" zugesendet bekommen. Sie sind nicht im Bilde, um was für eine Ministerial-Verordnung es sich gehandelt hat. In Preußen bestand von altersher die Bestimmung, daß über die Einbürgerung von Juden nur das Ministerium des Innern entschied, und daß die Gesuche fast immer abgelehnt wurden. Solcher Ablehnung verfielen auch Familien, die seit Generationen in Deutschland lebten, sich die größten Verdienste um das wirtschaftliche und geistige Leben Deutschlands erwarben und die in jeder Beziehung einwandfrei waren. Als der Krieg ausbrach, wurden solche Familien, deren Söhne im Felde für Deutschland kämpften, immer noch vielfach von der Einbürgerung ausgeschlossen. Dann trat die Praxis ein, die Einbürgerung solchen zu geben, die selbst oder deren Söhne Heeresdienst leisteten. Davon wurden wieder ungerecht solche betroffen, die zufällig keine Söhne hatten. In gleicher Weise wurden jüdische frühere Deutsche, die durch längeren Aufenthalt im Ausland die deutsche Staatsangehörigkeit verloren hatten, ungleichmäßig behandelt. Ich habe über alle diese Fragen eine ausführliche Verordnung erlassen, in der die Abstellung dieser Sinnwidrigkeiten und Ungerechtigkeiten angeordnet ist. Es heißt darin, daß die Einbürgerung solcher Ausländer ohne Rücksicht auf die Konfession vorgesehen werden solle, welche als eine in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung erwünschter Bevölkerungszuwachs anzusehen sind. Es handelt sich also nicht um die in Ihrem Artikel so ausführlich behandelten halb barbarischen Bevölkerungsschichten der östlichen Länder.

Heine
Minister des Innern.

Unser Herausgeber hat hierauf am 12. Dezember Folgendes geantwortet:

Euer Exzellenz

bitte ich, für das liebenswürdige Schreiben vom 2. d. M., von dem ich erst am 10. d. M. Kenntnis bekam, meinen besonders verbindlichen Dank aussprechen zu dürfen.

Ich entnehme daraus, daß die in meinem Aufsatze „Ostjuden" in Nr. 22 des „Vortrupp" ausgesprochene Kritik an dem Erlasse Euer Exzellenz unberechtigt ist, weil diese Kritik von einer irrigen Auffassung über den Inhalt des Erlasses ausgeht.

Mein Irrtum ist hervorgerufen worden durch zwei Aufsätze in den „Alldeutschen Blättern" von 1919, die sich in deren Nummer 34 auf Seite 281, Spalte 2 und Nummer 42, Seite 352/53 finden. Der erste dieser beiden Aufsätze, betitelt „Das Reichsbürgerrecht für polnische Juden" behauptet unter anderm wörtlich:

> „Ein Erlaß des preußischen Ministers des Innern an die Regierungspräsidenten verfügt, daß im Gegensatz zu der bisher geübten Praxis Einbürgerungsanträgen von Juden, die aus Polen und Galizien stammen, regelmäßig stattzugeben ist, wenn sie in persönlicher Beziehung einwandfrei, bereits seit längerer Zeit in Preußen ansässig sind und eine auskömmliche Lebensstellung gefunden haben."

Und der zweite dieser beiden Aufsätze in den „Alldeutschen Blättern", betitelt „Bedenkliche Einwanderungserleichterungen für östliche Fremdbürtige", behauptet unter anderm wörtlich:

> „Nichtsdestoweniger hat es der preußische Minister des Innern, Heine, für zeitgemäß erachtet, in einem besondern Erlaß die Erleichterung der Einwanderung und Einbürgerung pol-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nischer und russischer Juden vorzuschreiben."

Wenn ich nun auch, wie Euer Exzellenz bekannt ist, ein ausgesprochener politischer Gegner der „Alldeutschen" bin, so hatte ich doch bisher annehmen zu können geglaubt, daß ihr verbandsamtliches Organ in tatsächlichen Behauptungen von solcher Wichtigkeit zuverlässig sei. Ich bedaure, daß ich mich infolgedessen habe irreführen lassen und werde gegenüber dem Inhalte der „Alldeutschen Blätter" künftig auch in dieser Beziehung vorsichtig sein.

Dem tatsächlichen Inhalte des Erlasses Euer Exzellenz kann meines Erachtens jeder gerecht denkende Mensch nur zustimmen. Daß Euer Exzellenz in dem eigentlichen Gegenstande meines Aufsatzes mit mir einig sind, freue ich mich aus dem Schlußsatze des liebenswürdigen Schreibens Euer Exzellenz entnehmen zu dürfen. — Den Vortrupplesern werde ich von meinem Irrtum selbstverständlich Kenntnis geben. In ausgezeichneter Hochachtung

habe ich die Ehre zu sein
Euer Exzellenz
besonders ergebener
Dr. Hermann M. Popert.

Es geht alles. In einer Tageszeitung fand sich vor Kurzem die folgende Notiz:

Aus Anlaß der Fertigstellung der ersten von der Firma Friedrich Krupp A.-G. hergestellten Lokomotiven hielt Abteilungsdirektor Lorenz einen Vortrag über den Lokomotiv- und Wagenbau der Firma Friedrich Krupp. Im Anschluß hieran fand eine eingehende Besichtigung des Lokomotiv- und Wagenbaues statt. Der Lokomotiv- und Wagenbau der Firma Krupp beschäftigt heute rund 3500 Personen einschließlich Beamten und ist imstande, jährlich 300 große Lokomotiven und 2500—3000 Wagen herzustellen.

Es geht alles. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Die große Kanonenfabrik hat sich „umgestellt". Sollte es sonst nicht auch gehen, zum Beispiel in den Betrieben des Alkoholgewerbes oder anderer Gewerbe, die unserer Volksgesundheit so unendlich schaden?

Hans Wilms.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Röttcher, Fritz und Anni: Die Frau und der Völkerbund. 80 Pf. Verlagsbuchhandlung der Deutschen Friedensgesellschaft, Stuttgart.

Schulte-Vaerting, Dr. Hermann: Die Friedenspolitik des Perikles. Ein Vorbild für den Pazifismus. Brosch. M. 19.50; geb. M. 25.40. Ernst Reinhardt, München.

Guttmann, Bernhard: Soll Deutschland in den Völkerbund? Neunte Flugschrift der Deutschen Liga für Völkerbund. Hans Robert Engelmann, Berlin.

Winkler, Dr. Wilhelm: Die Tschechen in Wien. Nr. 39 der Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. Wotawa. Alfred Hölder, Wien.

Mühsam, Paul: Aus dem Schicksalsbuch der Menschheit. Gotthold Rödel & Co., Dresden.

Goldschmit, Bruno: Krumbentaler Geschichtle. Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart.

Zell, Dr. Th.: Das Pferd als Steppentier. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Kahn, Dr. Fritz: Die Zelle. M. 2.40. Kosmos (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung), Stuttgart.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 3 1. Februarheft

Wege zu neuem Aufstieg.

Wir müssen wieder empor aus diesem Elend und aus dieser Schmach. Wir müssen so lange suchen, bis wir die Wege zu neuem Aufstieg gefunden haben. Es hilft uns aber alles nichts: wollen wir die Wege zu neuem Aufstieg finden, müssen wir erst sehen, wie wir in diesen Abgrund des Elends und der Schmach hineingeraten sind. Unser Elend und unsere Schmach sind so groß, daß sie einfach unwürdig für uns Deutsche sind. Ist aber unser Elend und unsere Schmach unwürdig für uns Deutsche, so können wir in diesen Abgrund nur hineingeraten sein, weil wir nicht mehr Deutsche waren, nicht mehr deutsch waren!

Die Geschichte unseres Volkes und unseres Vaterlandes hat es mit sich gebracht, daß unser deutsches Volk seit tausend Jahren, und zwar in steigendem Maße, ein Mischvolk wurde. Der Kern unseres Volkes, die Nachkommen jener langschädeligen, blondhaarigen und blauäugigen Germanen, von denen Tacitus berichtet, wurde seit mehr als tausend Jahren von Westen und Süden her vermischt mit römischem Einschlag, römischen Legionssoldaten mit ihren Offizieren, die als Besatzungstruppen in Germanien zurückgeblieben waren. Von Osten her waren die slawisch-mongolischen Wenden hereingebrochen, nach Süden bis zur Pfalz, nach Westen bis zum Unterrhein und bis in die Gegend der Weser und der Elbmündung, nach Norden hoch bis nach Schleswig-Holstein hinauf. So kommt es, daß wir in Deutschland neben dem blonden, blauäugigen, langschädeligen Urtypus der alten Germanen des Tacitus weithin im deutschen Vaterlande sowohl dunkelblonde, ja schwarzhaarige Deutsche mit römisch gebogener Nase und krausem Haar mit romanischem Typus und Dunkelhaarige mit mandelförmigen Augen und leichtgelblicher Hautfarbe finden, denen man auf den ersten Blick noch den mongolischen Blutstropfen ihrer wendischen Abstammung ansieht; sodann die Millionen von Mischblut dieser beiden dunklen Rassen mit dem rein germanischen blonden Menschenschlag. Der Einschlag von jüdischer Beimengung im deutschen Volke ist so gering, daß er wohl in geistiger Beziehung, aber als Rassenbestandteil kaum ins Gewicht fallen dürfte. Aber diese Vermengung unseres germanischen Volkskernes mit den beiden breiten Zuströmen von romanischem und dem wendisch-slawisch-mongolischen Blut sind die letzten und wichtigsten Ursachen von dem so wenig einheitlichen Volksempfinden in unserem deutschen Volke. Erwähnt sei noch der Einschlag aus den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzten Jahrhunderten, der von den niederländischen und französischen Protestanten herrührte. Dieser Einschlag fällt weniger rassisch ins Gewicht für die Kultur unseres Volkes, als vielmehr vorwiegend geistig, da gerade diese, wegen ihres Glaubens nach Deutschland eingewanderten Leute fast durchweg geistig und sittlich sehr hochstehende Menschen waren, die, wie auch dieser letzte Krieg wieder bewiesen hat, vielfach ihr Bestes für ihr deutsches Vaterland eingesetzt haben.

Vielleicht liegt es in dieser rassischen, vielgestaltigen Zusammensetzung begründet, daß wir in unserer deutschen Sprache bis auf den heutigen Tag die Neigung bewiesen haben, mit so außerordentlich vielen Fremdworten zu arbeiten, mit Fremdworten selbst für diejenigen Begriffe, die zum Teil mit das Wichtigste in unserem geistigen und öffentlichen Leben darstellen. Der höchste und wichtigste Begriff, um den es sich hier handelt, ist wohl der Begriff der Religion. Man frage tausend gebildete Deutsche, was sie unter Religion verstehen, und höchstwahrscheinlich werden 999 entrüstet antworten: das wüßten sie ganz genau, und wenn dann eine genauere Erklärung von ihnen verlangt wird, geraten sie meist in Verlegenheit oder schießen vorbei. Religion hängt zusammen mit „religare"; dieses lateinische Wort „religare" bedeutet rückwärtsbinden, etwas so fest binden, daß es eine geschlossene Einheit wird, d. h. eine Gemeinschaft. So bedeutet Religion in unserem Sinne die Gemeinschaft mit dem Höchsten, und das ist Gott, und da Gott in jedes Menschen Brust wohnt, so bedeutet es gleichzeitig die Gemeinschaft, d. h. die brüderliche Gemeinschaft unter uns Menschen. Was das für die Gewinnung unseres Krieges bedeutet hätte, wenn wir 70 Millionen Deutsche in Wahrheit eine brüderliche Gemeinschaft dargestellt hätten, das liegt so klar zutage, daß wohl kaum ein Wort darüber zu verlieren ist.

Nun noch ein zweites Wort, was heutzutage in jedermanns Munde lebt und einen großen Teil unseres ganzen heutigen geistigen Lebens ausfüllt; das ist das Wort „Politik". Politik kommt her von dem griechischen Wort „polis" die Stadt, der Staat und bedeutet letzten Endes die Sorge, das Leben für das Staatswohl. Und was ist bei uns aus der „Politik" geworden? Zu einem großen Teil ödes und leeres, unfruchtbares Parteigezänke. Ein drittes Fremdwort hat uns ins Unglück gestürzt — der Begriff „Proletariat". Proletariat kommt her vom lateinischen Wort „proles", die Nachkommenschaft. Somit ist „Proletarier" derjenige, der weiter nichts besitzt, als seine Nachkommenschaft!

Kant sagt einmal: „Jeder Begriff enthält eine Aufgabe." Nehmen wir diese drei Begriffe Religion, Politik und Proletariat und betrachten sie kurz von diesem Kantischen Standpunkte aus, so enthält der Begriff Religion, als „Gemeinschaft" gedacht, die Aufgabe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß unser ganzes Volk in einer solchen brüderlichen Gemeinschaft zusammengefaßt sein soll. Hätten wir von diesem Gesichtspunkte aus unsere „Politik", d. h. unsere Sorge um das Gemeinwohl, um das Staatswohl aufgefaßt, so wären wir sehr bald zu der Erkenntnis gekommen, daß der Begriff des Proletariats für alle diejenigen, die nicht zum Proletariat gehören, die Aufgabe enthält, die Bildung von Proletariat zu verhüten. Wäre unsere Regierung so weitsichtig gewesen und wäre unser Volk von so weitsichtigem Gesichtspunkte aus erzogen worden zu diesem Volke einer Brüdergemeinschaft, kein Volk der Erde und kein Völkerbund der Welt hätten gewagt, dieses 70 Millionen-Volk anzutasten, und hätte die Welt es gewagt, wir hätten spielend einer Welt getrotzt!

So aber hatte unsere kurzsichtige Regierung über die Hälfte unseres Volkes proletarisieren lassen*). Vor hundert Jahren hatten $^3/_4$ unseres Volkes auf dem Lande und nur $^1/_4$ in der Stadt gewohnt, und jetzt wohnen rund $^1/_4$ auf dem Lande und $^3/_4$ unseres Volkes in den Städten. Und was ist dort aus ihm geworden?

An 250 000 Menschen wohnen in Berlin zusammengepfercht in 42 000 Einzelzimmern — also mit je 6 Menschen in einem Zimmer! In Hamburg 5662 Familien zu 6 und mehr Personen in einer Einzimmerwohnung! In Düsseldorf haben 63,1% der spitalbedürftigen Tuberkulösen kein Bett! An 17 000 Bewohner in München haben überhaupt kein Bett! Erinnern wir uns, daß gerade in Düsseldorf und München, diesen beiden schönen, reichen Städten, ausgezeichnet durch ihre Kunstschätze und ihre Bauten, der Spartakismus im ersten Jahre am schlimmsten gewütet hat — vergegenwärtigen wir uns gleichzeitig noch einmal die soeben genannten nackten Zahlen und des ferneren, welch grauenhaftes menschliches Massenelend hinter diesen zwei einfachen Zahlen hausen muß, so wird uns die Ursache der wüsten Revolution in diesen beiden „schönen und reichen Kunststädten" nicht mehr dunkel sein. Am 15. Mai 1916 waren in Großberlin 24 925 Wohnungen, die kein heizbares Zimmer hatten! und 393 506 Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer! Von der Bevölkerung von $3^3/_4$ Millionen in Großberlin lebten $1^1/_2$ Millionen in solchen — Löchern! Und angesichts solchen Massenelends wundern wir uns noch, daß dieses seit Jahrzehnten in frevelhafter Weise großgezüchtete „Proletariat" endlich einmal sich aufbäumt, um aus diesem dunkeln Elend herauszukommen?

So ähnlich aber sieht es fast überall bei uns in deutschen Landen aus! Und die Folgen?

Während in Ostpreußen 1910 von je 100 anzusetzenden Rekruten 63,

*) In seinem bereits vor 10 Jahren erschienenen Roman „Im Kampf um die Ideale" hat Bonne eindringlich vor der kommenden Revolution gewarnt. Desgleichen in seinem Schauspiel „Der Tempel der Schönheit".

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Westpreußen 61, im Reichsdurchschnitt 53 militärtauglich waren, waren es in Großberlin noch nicht 30! Von denen, die in der zweiten Generation in Berlin lebten nur 19!

In Bautzen waren 1903 von den angemeldeten Volksschülern 40% skrofulös! In München 34% der Kinder rachitisch! In Wiesbaden bedurften von 9000 Schulkindern 25% ärztlicher Beaufsichtigung!

Bereits im Jahre 1900 waren in Leipzig 41% aller untersuchten Kinder, in Schöneberg 62%, in der Altstadt von Stuttgart 1906 67% aller untersuchten Kinder kränklich!

Ein Drittel der Volksschulkinder in Hamburg ist schwer unterernährt, 35 000 derselben erhielten überhaupt kein warmes Mittagessen!

In Preußen hatten 1903, im Jahre des größten Glanzes von Deutschland, von je 100 Haushaltungen nur 5,18 ein Jahreseinkommen von über 3000 Mark, 50,5% hatten ein Jahreseinkommen von — unter 900 Mark.

Ich habe bereits im Jahre 1897 in einer hamburgischen Zeitung diese Zusammenhänge in einem Aufsatz: „Die Wohnungsfrage in ihrer Bedeutung für die Verbilligung der Arbeitskräfte, mit besonderer Berücksichtigung hamburgischer Verhältnisse" näher beleuchtet, und schon 1915 ausführlich in meiner bei Reinhardt in München erschienenen und durch den Bund deutscher Bodenreformer dem deutschen Reichstag überreichten Schrift auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen, nach all den bisherigen Unterlassungssünden wenigstens jetzt noch in letzter Stunde die Vorarbeiten für die Schaffung von „Heimstätten für unsere Helden" tatkräftig in die Hand zu nehmen. Nicht nur alle meine Bemühungen waren umsonst. Die Warnungen von Damaschke, dem berühmten Vorkämpfer der Bodenreform, der in mehreren vortrefflichen Werken über die Bodenreform die Grundlagen gesunder Volkswirtschaft in ergreifender Weise dargestellt hat, ebenso General Ludendorffs dringende Mahnungen, die Schaffung von Kriegerheimstätten vorzubereiten, alle Liebesmühe verpuffte an der Stumpfheit der führenden Kreise. Mit leichter Mühe kann man sich aber nach allen diesen Zahlen einen Begriff von der Größe des „Proletariats" machen, das seit vielen Jahrzehnten herangezüchtet worden war.

Noch verhängnisvoller als das wirtschaftliche und gesundheitliche Elend, in welchem dieses „Proletariat" lebte, war das geistige und sittliche, das aus dem vorhergehenden mit Naturnotwendigkeit entstehen mußte.

In Deutschland wurden schon vor dem Weltkriege täglich 143 Kinder vor dem Gericht schuldig gesprochen. Bereits im Jahre 1906 betrug die Zahl der jugendlichen Verbrecher in Deutschland 55 270! Von den 32 054 Zöglingen zwischen 14 und 18 Jahren, die in den Jahren 1901—1911 der Fürsorgeanstalt überliefert werden mußten, waren 16 486 bereits rückfällige Verbrecher! Von den 9582 darunter befindlichen Mädchen waren bereits 8468 der Unzucht ergeben! Die Zahl der im alten Österreich verurteilten Jugendlichen beträgt jährlich rund 120 000!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimarbeiterinnen erhielten vor dem Kriege für 144 künstliche Kornblumen 7 Pf., für 144 Margariten 5 Pf. Wie viele von diesen armseligen Blumenarbeiterinnen fielen wohl vor Not und Hunger der Unzucht zum Opfer?

In Wien lebten rund 40 000, in Berlin 50 000 Prostituierte! Kann irgend jemand ermessen, welche Summe menschlichen Elends hinter diesen zwei Zahlen lauert? Und wir wagten es, unsere Staaten „christliche Staaten" zu nennen!

Von den 32 Millionen Männern Deutschlands sind jährlich 1 800 000(!) geschlechtskrank — gerade im arbeitsfähigsten Alter! Aber sie scheuten die Heirat, weil sie die Not und das Elend der Verheirateten vielfach vor sich sahen. Vielfach aber taumelten sie der Unzucht in die Arme, nachdem sie sich mit den durch staatliche Konzession verkauften, berauschenden Getränken geil und gewissenlos gemacht hatten. Geh. Rat Kirchner nimmt an, daß in Preußen täglich mehr als 100 000 Menschen geschlechtskrank sind. Die Kosten für Geschlechtskranke belaufen sich allein in Preußen jährlich auf 150 Millionen Mark! Rund 500 000 Fruchtabtreibungen wurden jährlich von verbrecherischen Ärzten und Hebammen in Deutschland vorgenommen! Zum Teil mag Vergnügungssucht die Triebfeder zu diesen Verbrechen gegen das keimende Leben gewesen sein — in sehr vielen Fällen aber war es, wie mich jahrzehntelange ärztliche Praxis gelehrt hat, die wahnsinnige Angst der Mutter vor der wachsenden Not, dem steigenden Elend!

Wie waren diese heillosen Zustände entstanden? Zunächst dadurch, daß man die Menschen aus den gewinnsüchtigen Interessen der städtischen Grundbesitzer heraus, die überall in den Stadtverwaltungen das maßgebende Wort führten, in den engen Massenquartieren und den hohen Etagenhäusern der Städte wie Pökelheringe zusammenpferchte. Ich habe bereits 1900 in meinem Buch „Über die Notwendigkeit der Reinhaltung der Gewässer"*) darauf aufmerksam gemacht, „daß es leicht sei, ein Volk proletarisieren zu lassen, daß es aber sehr schwer sei, aus einem proletarisierten Volke wieder ein gesundes und rüstiges Volk zu schaffen". Jetzt stehen wir vor dieser Riesenaufgabe. Wir müssen uns aber ganz klar sein, daß es vor allem rein kapitalistische Interessen waren, d. h. reine Gewinnsucht jener städtischen Grundbesitzer, die dieses Elend heraufbeschworen.

Und auch der zweite Krebsschaden, der unser Volk in seiner körperlichen, geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Gesundheit zerstörte, entsprang letzten Endes aus dem rein gewinnsüchtigen Bestreben derjenigen, in deren Händen die Alkoholindustrie lag. Längst hatte sich seit vielen Jahrzehnten die Großindustrie der Neigung des deutschen Volkes zum Trunk angenommen und es durch eine gewissenlose Reklame systematisch immer mehr zum gewohnheitsmäßigen Trinken verführt. So waren wir längst dahin gelangt, daß wir alljährlich über $3^1/_2$ Mil-

*) Verlag von C. F. Leineweber in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liarden, mithin in den letzten 30 Jahren weit über 100 Milliarden Mark vertranken! Damit dieses ermöglicht wurde, brauchte die Alkoholindustrie eine Unzahl von sogenannten „Vergnügungsstätten", in denen die Menschen zum Trinken geradezu verführt wurden, sei es in den Bierpalästen mit Hilfe des Lichtermeers und mehr oder minder guter und schlechter Musik, sei es in den Varietés durch die sinnekitzelnden Vorstellungen, oder sei es in Animierkneipen und Bordells durch Zuhilfenahme des gleichzeitig durch das Trinken künstlich aufgestachelten Geschlechtstriebes. Die Folgen dieses deutschen Trunkes sind bekannt. Über zweimalhunderttausend Menschen kamen in Deutschland alljährlich vor den Strafrichter, weil sie im gelegentlichen Rausch etwas gegen die Gesetze begangen hatten! Hunderttausende schmachteten als Opfer des eigenen Trunkes oder der fröhlichen Trinkgewohnheiten ihrer Erzeuger in Not und Elend in den Gefängnissen, Irrenanstalten, Idiotenanstalten, Krankenhäusern und Anstalten für Epileptische. Hunderttausende zogen sich alljährlich im Rausch ihre Geschlechtskrankheiten zu, andere machten sich durch den Trunk reif für die Tuberkulose. Zehntausende verfielen alljährlich infolge des Trunkes einem frühzeitigen Tod.

Und während eine Welt von Feinden uns aushungern wollte, verschlangen die Maischbottiche der deutschen Bierbrauereien und Schnapsbrennereien über 200 Millionen Zentner Nahrungsmittel. Was scherte es die Herren Besitzer, Direktoren und Aktionäre dieser „blühenden Industrien", daß Hunderttausende unserer Volksgenossen vor Hunger dahinsiechten, — wenn sie nur ihren Profit machten. Und sie machten ihn! 10—24% Dividende brachten viele Brauereien, Destillationen, Bordelle und Champagnerfabriken während dieses Aushungerungskrieges! Und unser Volk hungerte!

Fast noch schlimmer als dieses Elend war die Verflachung und Verrohung des Denkens und Empfindens in den breitesten Schichten unseres Volkes und selbst in den als mäßig geltenden führenden Kreisen der Nation, die „rosa Brille", durch die fast alles betrachtet wurde, was in ihren Pflichtenkreis fiel. Zu dieser ewig gehobenen und von der eigenen Kraft und dem eigenen Können so herrlich überzeugten Stimmung gehört gar nicht viel: ein paar Glas Wein, ein paar Glas Sekt, ja selbst ein paar Glas Bier genügen bei fast allen Menschen, um dieses verlockende und verführerische Gefühl des Behagens hervorzurufen, was die Menschen ja eben immer wieder zum Trinken hinführt; dieses Gefühl der Überlegenheit, dieses Gefühl „mir kann keener", dieses Gefühl „wir schmeißen es", dieses behagliche: „das hat noch Zeit!" — dem dann jede ruhige, sachliche, dem Trinken auf den Grund gehende Überlegung weichen muß. Vielleicht sind auf diese Dinge unter vielen anderen schwerwiegenden Fehlern und Unterlassungssünden unserer verantwortlichen Stellen während dieser Kriegszeit die letzten Ursachen dieses für unser Vaterland so überaus verhängnisvollen und dabei so unglaublich leichtfertig eingeleiteten U-Bootkrieges zurück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuführen, den wir mit 38 Booten begannen, anstatt ihn, wenn wir ihn schon unternehmen wollten, sofort mit der zehnfachen Zahl zu beginnen. Ich halte es als Psychiater und Arzt, der sich seit drei Jahrzehnten mit der Frage der Einwirkung der kleinsten Alkoholmengen auf unser Gehirn beschäftigt hat, nicht für unmöglich, daß die wenigen Glas Wein, Bier und Sekt, die die gewiß an sich sehr mäßigen Herren, die alle diese Fragen zu entscheiden hatten, gewohnt waren zu trinken, mit eine der Ursachen gewesen sind, daß sie die Größe und Stärke unseres Feindes unterschätzt und die Wirkung unserer geringen Zahl der U-Boote überschätzt hatten. Nur so kann ich es mir erklären, daß auf unseren Werften, während der grimmigste Feind uns bedrohte, rüstig Handelsschiffe für die Zukunft gebaut wurden, anstatt, wie jeder Verständige glaubte, U-Boote und wieder U-Boote, und daß man sich erst in den letzten 8 Tagen vor dem Zusammenbruch entschloß „in gesteigertem Maße sich dem Bau von U-Booten zuzuwenden". Für mich als Arzt, der seit Jahrzehnten in der Trinkerrettungsarbeit steht, erinnert diese ganze Handlungsweise geradezu typisch an die Handlungsweise trunksüchtiger Bankerotteure, die unmittelbar vor dem Konkurs, plötzlich ernüchtert, den Rest ihres Vermögens mit einem schnellen, energischen Griff noch retten wollen, der vor einem Jahre ihnen vielleicht ihr ganzes Vermögen gerettet hätte, für den es jetzt aber zu spät ist. Es ist aber eine Tatsache, daß sehr viele unserer Offiziere und führenden Männer es nicht bei einem oder zwei Glas bewenden ließen, sondern vielfach gewohnheitsgemäß ganz erhebliche Quantitäten geistiger Getränke zu sich nahmen.

Zu dem Laster des Trinkens kam das Laster des Rauchens, dessen ebenfalls narkotisches Gift, das Nikotin, das, wenigstens bei irgendwie stärkerem Genuß, die Schärfe unseres Denkens rettungslos einschläfert und umnebelt. Von diesem Gift haben wir in den letzten 30 Jahren unserem nationalen Gehirn für über 30 Milliarden Mark eingeflößt.

Ein dritter Fehler, in den wir in den Jahren unseres Wohlstandes verfallen waren, war die sinnlose Verschwendungssucht und geradezu leichtfertige Vergeudung von Werten. Während viele Millionen unserer Volksgenossen in Löchern wohnten, die den Namen menschlicher Wohnungen nicht verdienen, waren die Aborte unserer eleganten Restaurants oft mit einem geradezu beispiellosen Luxus ausgestattet. Unsummen von Stoffen, die in der Industrie leicht hätten wieder Verwertung finden können, wurden tagtäglich mit dem Müll aus den Städten abgefahren und entweder, wie in Altona, Hamburg und anderen Städten, mit diesem verbrannt oder einfach zur Erhöhung von niedrigem Gelände benutzt. Nur in wenigen Städten fand eine Sichtung und Ausnutzung dieses Mülles statt. In gleicher Weise trieben wir eine heillose Verschwendung mit vielen unserer Industrieabwässer und vor allen Dingen mit dem Kloakenwasser der Städte. Man schätzt den Dung eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschen auf 5—6 Mark im Jahr*). Wir können rechnen, daß in Deutschland rund 25 Millionen Menschen in Städten wohnen, deren sämtliche Abgänge durch die Kloaken der betreffenden Stadt in den vorbeifließenden Fluß geleitet werden, so daß wir alljährlich mit einem Düngerverlust im Werte von 125 Millionen Mark durch dieses verschwenderische System rechnen können. Aber nicht genug damit, daß uns diese Riesensumme an Düngerwert für unsere Landwirtschaft verloren geht, verpesten wir gleichzeitig durch diese Flußverseuchung unsere gesamten Flußgebiete derart, daß die Binnenfischerei, die uns während des Krieges bei vernünftiger Wirtschaft eine Fülle von eiweißreicher Fischnahrung hätte liefern können, dadurch fast völlig zerstört war. Ich habe auf diesen Punkt für den Fall eines Weltkrieges bereits vor 16 Jahren in meiner Schrift „über die militärische Bedeutung der Reinhaltung der deutschen Gewässer"**) aufmerksam gemacht. Wir haben im Krieg schwer unter der Fettnot gelitten, weil wir nicht nur für unsere Ernährung, sondern auch für industrielle Zwecke Unmassen an Fett gebrauchten, das wir früher zu einem großen Teil aus dem Auslande bezogen. Wir können rechnen, daß der Mensch täglich mit seinen Fäkalien und seinen Abwässern rund 20 Gramm Fett abscheidet. Es ist ein einfaches Rechenexempel, wieviel tausend Kilogramm solcher für die Industrie höchst brauchbaren Fette wir mit Hilfe unseres technischen Fortschrittes hätten wiedergewinnen können, wenn wir nur den zehnten Teil der von der städtischen deutschen Bevölkerung den Abwässern überantworteten Fettmengen wieder gewonnen hätten***).

Dies alles sind vorzugsweise wirtschaftliche und körperliche Schädigungen unseres Volkskörpers, die wir vor dem Kriege und während seiner Dauer in gesteigertem Maße haben geschehen lassen. Viel schlimmer noch sind die geistigen Verheerungen, denen unser Volk durch die unglaubliche Kurzsichtigkeit und Fahrlässigkeit unserer Regierung ausgesetzt war. Ich erinnere nur an die Fehler unserer Jugenderziehung, an das überwiegende Betonen von gedächtnismäßig und auswendig gelerntem Wissen, an die viel zu geringe Bedeutung, die auf die Ausbildung der jugendlichen Charaktere, des Gewissens, der Schulung des Willens und der Einsicht in die Pflicht gegenüber dem Staatswohl gelegt wurde. Ich weise hier auf die schweren Schädigungen hin, die unserer Volksseele dadurch zugefügt wurden, daß die Behörden es litten und heute noch leiden, daß unser Volk, insbesondere unsere Jugendlichen, überschwemmt wurden und werden mit schmutzigen und unzüchtigen Darstellungen in Schriften und Bildern, in

*) Das war vor dem Kriege. Jetzt kann man das Sechs- bis Zehnfache der Summe rechnen. **Vortrupp.**

**) Verlag von C. F. Leineweber, Leipzig 1903.

***) Siehe Bonne, „Mehr Nahrungsmittel!" Verlag von E. Reinhardt in München. 1916.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Theateraufführungen und Kinos. Ich weise hin auf den teilweise festzustellenden geistigen und sittlichen Tiefstand unserer Tagespresse, die sich vielfach nicht scheut, aus rein gewinnsüchtigen Interessen die fadesten und leichtfertigsten Romane und die gemeinsten und unsittlichsten Anzeigen zu bringen, die bei dem oft großen Leserkreis geradezu verheerend auf den Geist und die sittliche Gesundheit in den weitesten Schichten unseres Volkes einwirken müssen.

Die ganze Summe aller dieser Sünden auf wirtschaftlichem, geistigem, sittlichem und gesundheitlichem Gebiet hat die Kraft unseres deutschen Volkes untergraben. Der Krieg hat die innere Fäulnis nun ans Tageslicht gebracht, und die Revolution war weiter nichts, als das Aufbrechen des riesengroßen Eitergeschwürs, das die Gleichgültigkeit und Gewissenlosigkeit unserer führenden Kreise seit Jahrzehnten in unserem Volkskörper großgezüchtet hat. Unser Volk, das 1914, als es sich angegriffen fühlte von einer Welt von Feinden, mit so flammender Begeisterung in den Krieg gezogen war, konnte und mochte nicht mehr, weil es allmählich die Unfähigkeit der führenden Kreise, es zur Gesundheit und Kraft und zum Siege zu führen, erkannt hatte, die Unfähigkeit und zu einem großen Teil die Unwürdigkeit. In diesem Zustande der Erbitterung und Enttäuschung wurde es naturgemäß nur allzuleicht eine Beute derjenigen, die unserem Volke die Auflösung wünschten. Jetzt gilt es, aus den Trümmern unseres Reiches und aus den Resten unseres Volkes uns neu aufzubauen. Die Wege dazu habe ich bereits gezeigt, indem ich die Abwege gezeigt habe, die wir gegangen sind.

Wir müssen vor allen Dingen wieder deutsch werden, deutsch denken und fühlen lernen, deutsch sprechen und deutsch schreiben, vor allen Dingen aber deutsch handeln! Deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun! Wer danach fragt, wenn er etwas tut, was gewinne ich dabei, welchen Vorteil habe ich dabei, anstatt sich einfach zu sagen: das, was du tust, tust du, weil es notwendig ist und du es tun kannst, der ist kein Deutscher, und wenn er dreimal blonde Haare und blaue Augen hat! Er ist undeutsch geworden und verdient nicht den Namen, ein Deutscher zu sein. Wir sind jetzt so weit gekommen in bezug auf unseren Handel, daß der Handel zum geringsten Teil nur in der Kunst besteht, die Ware von dem Erzeuger auf dem kürzesten Wege in der geeignetsten Weise zum Verbraucher zu bringen. Dieser Handel ist so notwendig und wertvoll beinahe, wie das Erzeugen der Ware selbst. Heute aber wird gehandelt, um zu handeln, ohne jede Rücksicht auf den Verbraucher. Es wird geschoben und gewuchert, aber nicht gehandelt. Dieser Handel ist undeutsch, und somit muß er verschwinden.

Dieses eine Beispiel zeigt neben dem vorhin Erwähnten die außerordentlich großen Schwierigkeiten, vor denen die neue Regierung steht, und es bedarf einer Unsumme von Kenntnissen und Erfahrungen und der Aufwendung beispielloser Tatkraft bei denjenigen Männern, die an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spitze unseres Volkes stehen, um aus dem Chaos, in dem wir uns bereits befinden, wieder eine geordnete Welt, ein nach Gesundung strebendes Volk zu schaffen. Und doch sind es ganz gewisse große Richtlinien, die uns helfen und führen können, wieder zur Gesundung zu gelangen.

Die eine Aufgabe ist durch die bittere Not der Zeit bereits Gemeingut der weitesten Kreise geworden: Das ist die Lösung der Wohnungsfrage. Wenn wir die Lage unserer arbeitenden Bevölkerung richtig kennen, so müssen wir zu der Überzeugung gelangen, daß die ganze Lohnfrage keine Geldfrage, sondern nur eine Wohnfrage ist*). Es ist für den städtischen Arbeiter völlig gleichgültig, ob er 5 Mark oder 40 Mark am Tage verdient. Sobald er das Mehrfache von den heutigen Löhnen verdient, steigern die Mietskasernenbesitzer, die Krämer, Schlachter, Bäcker usw. ebenfalls ihre Preise, und der Arbeiter ist das Mehr an Lohn im gleichen Augenblick wieder los und sitzt nach wie vor im gleichen Elend seiner dunklen, finsteren Mietskasernenwohnung. Hier hilft nur eins, worauf ich bereits vor 15 Jahren in einer Arbeit über die dringende Notwendigkeit einer systematischen Dezentralisation unserer Städte in hygienischer und sozialer Beziehung hingewiesen habe, wie die Arbeiter im Umkreise von Haltestationen an den bereits vorhandenen Bahnen außerhalb der Städte in gartenstadtähnlichen Niederlassungen anzusiedeln und, wo es nötig ist, aus der Stadt herausführende Verkehrswege zu schaffen seien. Die Beschaffung des dazu nötigen Geländes, sowie die dazu notwendigen Baumaterialien ist durch das vortreffliche Gesetz vom 19. Januar 1919 mit Hilfe der darin gewährleisteten Enteignung unschwer zu beheben. Hier steht das Interesse des Gesamtvolkes turmhoch über den Interessen der einzelnen Besitzer, die ebenfalls nur gedeihen können, wenn das Ganze gedeiht.

Auch der zweite Krebsschaden in unserem Volke, der mit dem deutschen Trunk zusammenhängt, ist leichter auszumerzen, als es den Anschein hat. Amerika, England, Skandinavien, Finnland haben uns bereits die Wege dazu gezeigt: Überflüssige Wirtschaften werden geschlossen. Desgleichen müssen die Brauereien und Brennereien, wie ich es bereits 1915 in meinem Buch „Mehr Nahrungsmittel!" gezeigt habe, verschwinden und aus Nahrungsmittel zerstörenden in Nahrungsmittel erzeugende Betriebe, wie Molkereien, städtische Kuhhaltungen, Schweinehaltungen usw. umgewandelt werden. Und während die in den Alkoholbetrieben beschäftigten Personen zum Teil die schlechteste Sterbestatistik unter allen werktätigen Berufen haben, haben die neuen Berufe, die die Alkoholbetriebe verdrängen, zumeist eine sehr günstige Sterbestatistik und, was für die Gegenwart außerordentlich wichtig ist, beschäftigen diese Betriebe bei weitem mehr Hände und Köpfe, als die Brauereien und Brennereien mit ihren Wirt-

*) Siehe Bonne „Die Lösung der Lohnfrage durch Lösung der Wohnfrage". Ein Beitrag zum Wiederaufbau unseres Volkes. Mitteil. des deutsch. Vereins für Wohnungsreform. Juli 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften es je getan haben, so daß eine Umwandlung dieser schädlichen Industrien in nützliche, einer neuen Zeit angepaßte Betriebe geradezu als das beste Mittel gegen die herrschende Arbeitslosigkeit angesehen werden muß*).

Mit dieser Ausschaltung der Sitte, berauschende Getränke als Genußmittel zu genießen, fällt bereits ein großer Teil des Anreizes zu der Verwilderung unseres Volkes fort. Alle diese unsittlichen Varietés, Tingeltangel, Bordelle usw. können sich nur halten mit Hilfe des Trunkes, da nüchterne Menschen vor diesen Gemeinheiten einen solchen Ekel haben, daß sie ihnen von selbst fern bleiben. Tun unsere Behörden ein übriges und schließen, wie es bereits kürzlich auf Anregung weiter Volkskreise beschlossen ist, die unsittlichen Kinos**) und bekämpfen tatkräftig den Schmutz in Wort und Bild, führen wir umgekehrt unser deutsches Volk wieder zurück zur Natur, siedeln wir die Familien wieder an in kleinen Gärten, lassen wir unsere Jungens und Mädel, anstatt sie in die Kneipen ziehen zu lassen, hinaus ins Grüne ziehen, in Feld, Wald und Heide, lehren wir sie in der Schule die unermeßlichen Wunder der Natur erkennen und in ihr die unendliche Allweisheit und Alliebe verehren, lehren wir sie die Pflichten gegen unseren Nächsten, dieses höchste Gebot Christi: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", tatsächlich als das oberste Gebot und die oberste Richtschnur ihres gesamten Denkens und Handelns üben, so wird unser deutsches Volk, und wenn Frankreich und England sich dreimal auf den Kopf stellten, in wenigen Jahren so schön und kraftvoll wieder dastehen, wie weder unsere Feinde, noch wir selbst es heute auch nur ahnen können.

Vor allem aber müssen wir in unserer Politik, d. h. in unserem öffentlichen Leben, in dem „Leben für das Staatswohl", wieder wahr und innerlich deutsch werden. Dazu gehört, daß wir diesen Wust des heutigen Parteilebens ausmerzen. Wir können nur in eine gesunde neue Zeit hineinwachsen, wenn wir uns von diesem Spinngewebe eines veralteten Parteilebens endlich frei machen. Wir brauchen für unsere Nationalversammlung, für unseren Reichstag Standesvertretungen der Großgrundbesitzer und der kleinen Bauern, der Großindustriellen, der Handwerker und der Arbeiter, der Lehrer und der Ärzte, der Rechtsanwälte und der Künstler, der Überseekaufleute und der kleinen Gewerbetreibenden. Sie alle müssen durch die Tüchtigsten und Besten ihres Standes vertreten sein. Nur aus der Summe der Forderungen aller dieser Stände können die Aufgaben gebildet werden, deren Lösung für das Gesamtwohl notwendig sind, aber alle Stände und ihre Vertreter müssen sich bewußt sein, daß

*) Vgl. Bonnes Aufsatz „Volkswirtschaftlicher Fortschritt und volkswirtschaftliches Anpassungsvermögen in Nordamerika und bei uns" in der „Volksstimme" v. 25. Oktob. 1919. Ein Bruchstück dieses Aufsatzes findet sich auf Seite 88/89 dieses Vortruppheftes. Vortrupp.

**) Bonne, Über die soziale Bedeutung des Kinos. Vortrupp Nr. 19, 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsch sein heißt: „eine Sache um ihrer selbst willen tun", nicht um des eigenen Vorteils willen feilschen und schachern, und daß es deutsche Art ist, daß der Starke für den Schwachen sorgt und ihm hilft, ebenfalls emporzukommen.

So heißt der Wegweiser zu unserer neuen Blüte, zu unserem neuen Aufstieg einfach: „wiederdeutsch werden!"

Sanitätsrat Dr. Georg Bonne.

Die revolutionäre Schule und ihr Geschichtsunterricht.

II.*)

Wir wollen doch endlich Rücksicht nehmen auf das Gesetz, daß der Einzelmensch in seiner Entwicklung dieselben Stufen durchläuft wie die Menschheit als Ganzes. Ein Gesetz, das wir überall bestätigt finden: in der Entwicklung der körperlichen Bedürfnisse, in der sprachlichen, der rhythmisch-musikalischen, der zeichnerischen, der religiösen, in der geistigen Entwicklung, d. h. der der Erkenntnis.

In einzelnen Zweigen erst haben wir dieses biogenetische Grundgesetz auf Erziehung und Unterricht angewandt. Jedenfalls noch nicht im Geschichtsunterricht.

Was bedeutet es für diesen?

Auf welcher Stufe der Kulturmenschheit 9- bis 13jährige Kinder als Einzelwesen in der Entwicklung stehen, hat die Wissenschaft uns bis heute noch nicht gesagt. Es kann vorläufig genügen, wenn wir sagen: die Phasen des Urmenschen und der Barbarei haben Kinder dieses Alters völlig durchlaufen; sie sind daher imstande, deren körperlichen und geistigen Lebensäußerungen bis in alle Verästelungen zu folgen. Alle späteren Kulturphasen, bis zu denen sie in ihrer eigenen Entwicklung noch nicht gelangt sind, die ihnen noch nicht „adäquat" sind, werden sie nur unter einem Gesichtswinkel sehen, der diesen Phasen nicht gerecht wird; sie werden daher diese in ihren Zusammenhängen nicht verstehen.

Dieser Gedankengang in Verbindung mit der Notwendigkeit, zur Vorbereitung des späteren Geschichtsunterrichts Verständnis für ökonomische Tatsachen und ihre Wirkungen zu wecken, führt mich dazu, folgenden Weg zu gehen, den ich in skizzierter Form klarmachen zu können hoffe.

Wir wollen zuerst den Menschen kennen lernen im Urstadium der Kultur, in der Zeit, in der alle die Fortschritte gemacht wurden, die den Menschen so unendlich hoch über seine Mitgeschöpfe hinausheben, und die von allen menschlichen Leistungen die bedeutungsvollsten sind.

Ein Hünengrab im Klecker Walde**), an dessen Steinumfassung wir ge-

*) Der erste Teil dieses Aufsatzes findet sich in Nr. 2 des „Vortrupp".
**) Südlich von Harburg a. d. Elbe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rastet haben, läßt uns die ersten Fragen stellen: Wie lange ist es her, daß Menschen diese Steine zum Grab setzten? Es müssen Menschen von gewaltigem Körperbau gewesen sein. Wissen wir überhaupt etwas aus jener Zeit? oder sind wir lediglich auf Vermutungen angewiesen? In andern Fällen wissen wir aus der Vergangenheit durch Bauten, Gerätschaften und vor allem durch schriftliche Quellen (alles in weitestem Sinne). Aus jener weit zurückliegenden Zeit sind uns keine Schriftzeugnisse überliefert. Die Hünengräber selbst erzählen von Werkzeugen, Geräten, Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen, Nahrungsmitteln. (Museumsbesuche.) Wir fragen uns: Wie lebten jene Menschen? Jedes Buch, das uns Aufschluß geben könnte, lassen wir einstweilen weg. Wir wollen selbst finden, wollen entdecken. Es kommt uns darauf an, selbst so viele biologische und soziologische Zusammenhänge wie möglich zu finden. Wir begeben uns darum in die Lage, ohne alle Hilfsmittel der Kultur auf eine Rieseninsel versetzt zu sein, auf der noch nie Menschen hausten. Ein Robinsonleben ohne dessen Hilfsmittel einer neuzeitlichen europäischen Kultur. Wir führen 2 bis 3 Wochen lang irgendwo draußen, wo unsere Schule ein Landheim hat, in der Heide oder im Forst Hahnheide bei Trittau*) ein Urleben und versuchen uns völlig loszulösen von der Kulturperiode, in die wir durch die Geburt hineingeraten sind.

Die Nahrungsfrage beschäftigt uns zuerst. Wildwachsende Pflanzen: Beeren, Pilze, Nüsse, Wurzeln, Baumrinde, Zwiebeln, Blätter. Wilder Honig. Tiere, die leicht zu fassen sind: Fische, Raupen, Ungeziefer (wir erinnern uns der Affen, denen wir in der Lebensweise nicht gar so fern stehen), Vogeleier, junge Vögel und andere Tiere. Der Hunger, der Mangel an einfachsten Werkzeugen, führt dazu, auch Ekelhaftes zu essen, gewöhnt uns daran, wochenlang fasten zu können. Sicher werden Parallelbeispiele aus unserer Zeit gegeben: Ratten und Mäuse in belagerten Festungen, Hungerkünstler. Eine Erkenntnis ist gewonnen, nicht die erste überhaupt in diesem Zusammenhang, aber die erste biologische.

Die Wohnungsfrage. Ist eine Wohnung überhaupt nötig? Wärme- und Schutzbedürfnis, Regenzeit. Nachtquartier auf Bäumen, in Felsenhöhlen, Windschirme aus Zweigen; aus letzteren gehen die ersten künstlichen Wohnungen hervor: Hütten, daneben Erdhöhlen.

Feststellung, daß es eine Kleidungsfrage noch nicht gibt.

Das erste Werkzeug bot die Natur unmittelbar: Stein, Pflanze, Tier. Das Wichtigste ist der Stein; Wurfstein zum Vogelfang, zum Kampfe, Schlagstein zum Aufklopfen der Nüsse. Dabei zersprangen Steine, und von selbst ergab sich das Urwerkzeug, der scharfkantige Stein. Als was ließ sich der verwenden? Im allgemeinen als Messer, als Schaber, als Meißel; ein breiter Stein mit besonders schartiger Schneide zum Sägen, aber nicht zum Schneiden, ein spitzer Stein zum Bohren. Nun fliegen

*) Der genannte Forst befindet sich in der Umgebung Hamburgs.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir so durch die Entwicklung. Bewußt arbeiten wir an der Ausgestaltung dieses Werkzeugs. Es wird zum Hammer durch einen Stiel, ebenso zur Axt, zu einer guten Säge durch Ausmeißelung der ungefügen Scharten. Wir arbeiten dauernd an der Verbesserung; fieberhaft, denn wir sehen ja mit Staunen, wie erheblich wir unsere Lebensweise heben können. Es dämmert in uns, daß aller Fortschritt von der Technik abhängig ist. Aus dem rohen abgerissenen Baumast wird jetzt Wurf-, Grab- und Schlagstock, wird Speer, Keule, später Ruder, Schwert, Bogen und Pfeil.

Ich gebe meinen Gedankengang hier nur kurz; jetzt, wo sich unübersehbare Perspektiven eröffnen, wo die praktische Anwendung der Gerätschaften schier endlos wird, kann ich nur in allgemeinsten Umrissen andeuten.

Bisher konnte man schnelläufiges Wild nur in mit Zweigen bedeckten Erdgruben fangen. Nun holen Pfeil und Bogen die Beute, auch die Fische aus den Flüssen. Tierfelle werden Kleidungsstücke, werden Zeltwände. Wir wenden die Technik auf alle Gebiete an, erfinden Neues, verbessern unsere Technik und machen einen Schritt nach dem andern vorwärts in der Kultur. Die verschiedenen Gebiete, auf die sich unsere Arbeit erstreckt, von denen jedes einzelne uns große Aufgaben setzt, kann ich nur nennen: Grabstätten, Waffen, Siedelungen (Pfahlbauten), Körperschmuck, Handel, Werkstätten für Steinwerkzeuge (Arbeitsteilung). Wildpflanzen werden zu Kulturpflanzen, Wildtiere zu Haustieren. Weberei, Töpferei, Metalle. Und vor allem die größte Errungenschaft der Urzeit: das Feuer.

Die ganze Arbeit läuft von selbst. Auch die Fragestellung, die uns unseren Bau weiterführen läßt von Stufe zu Stufe. Ist doch die Gedankenwelt der kleinen Forscher erfüllt von ihrem Urzeitleben, so erfüllt, daß beim Spiel, beim gemeinsamen Spaziergang in Wald und Heide, jeder Stein, jeder Raum, jedes Erdloch auf seine Verwendbarkeit im prähistorischen Leben untersucht wird. Ich vermute, die Gründung eines „Museums" in unserer Arbeitsgemeinschaft ergibt sich von selbst; Ordner, Leiter werden bestimmt.

Aber das alles sind doch erst Anfänge. In der Weiterarbeit kommen wir zu immer wertvolleren Erkenntnissen. Manche Zusammenhänge bleiben zunächst gefühlsmäßig im Unterbewußtsein, werden aber zu einer späteren, oft v i e l späteren Zeit zu ausgezeichneter Hilfe für Begriffe, und dann sind es lebenerfüllte Begriffe. Nach Jahren liest einer in einer Abhandlung über das Schamgefühl: „Ob das Schamgefühl eine Naturanlage des Menschen ist, darüber ist viel gestritten worden. Wir glauben, daß nicht die Kleidung durch das Schamgefühl verursacht werde, sondern daß vielmehr das Schamgefühl und seine Entstehung erst aus dem Vorhandensein einer Kleidung zu erklären ist." Diese der allgemeinen Meinung entgegengesetzte Folge geht uns nach unserer Arbeitsweise leicht ein; ist etwas, was wir vielleicht schon gefühlt. Dann jedenfalls braucht es nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgesprochen zu werden, um uns nach der Art unserer Arbeit sofort zur Erkenntnis zu werden.

Oder ein anderes: wir besehen Bilder von Negern, Indianern, Australiern mit weit vorgestreckten Lippenscheiben, mit eigenartigem Haarschmuck, mit sonderbaren Gesichts- und Körperverunstaltungen und machen es wie alle: Die Komik wirkt auf uns und wir lachen darüber. Aber unser Einleben in das Wesen jener Kulturphase hilft uns doch dann weiter verstehen, daß es so sein muß, daß es sich um ein Verlangen handelt, die Individualität zu bezeichnen, die Zugehörigkeit zu bestimmten Geschlechterverbänden, um Ehrenzeichen, Kunstformen.

Denn ganz von selbst haben wir den Zusammenhang zwischen dem Materiellen und dem Geistigen gefunden, den ersten und einfachen Zusammenhang erst. Aber unsere Arbeit geht ja weiter.

Zunächst: wie die Sprache entstand, die Grundbedingung alles geistigen Lebens. Ein Kapitel der reichsten Vermutungen und Tastversuche, bis etwas wissenschaftlich Haltbares aus unserer Arbeit erspießt. Ich gebe Hilfen: Einmal veranlasse ich Mädchen unserer Arbeitsgemeinschaft (sie besteht selbstverständlich aus Knaben und Mädchen), Mädchen, die ein- bis zweijährige Geschwister hüten müssen, zu berichten, welche Gegenstände diese zuerst benennen und wie sie sie benennen. Ferner weise ich auf elementare Anfänge einer Sprache bei höheren Tieren hin. Nach Dupont sollen Hühner und Tauben 12 verschiedene Laute besitzen, Hunde 15, Hornvieh 22, während das Wörterbuch des gemeinen Mannes angeblich aus etwa 300 Wörtern besteht. Schließlich lassen sich noch die Ergebnisse der Sprachforschung verwerten. Wir sind ja selbst Sprachforscher, gehören also zur „Zunft". Eine feine Anregung bekommen wir aus der Wissenschaft. Da gab es zwei Richtungen, von denen die eine den Ursprung der Sprache in der Nachahmung von Naturlauten erblickt, die zweite ihn auf die Tätigkeit der Menschen zurückführt, bis der Oxforder Sprachforscher Max Müller der letzten Auffassung zum Siege verhalf durch seine Entdeckung, daß sich unter den 121 Urbegriffen, auf die sich die 800 Wurzeln im Sanskrit zurückführen lassen, nur ein einziger befand, der nicht auf menschliche Tätigkeit zurückgeht (Fliegen). Nun wird uns der Weg klar, und wir bekommen in gemeinsamer Arbeit die Mittel zu der Erkenntnis, die vielleicht erst nach Jahren ausgesprochen wird: Die Sprache ist das erste unumgängliche Organ menschlichen Denkens und Bewußtseins, und da ihr Ursprung in der Tätigkeit liegt, die ja wesentlich ökonomischer Natur ist, so ist das Ökonomische der Ursprung des Bewußtseins und Denkens. Eine Erkenntnis, die wir später erweitern zu der, daß Wirtschaft, Fortpflanzung und soziale Organisation alle Lebensäußerungen in sich schließen, und daß sie den Boden bilden, aus dem alles höhere geistige Leben erwächst, und daß mit der Veränderung dieser Verhältnisse, in erster Linie der wirtschaftlichen, auch eine Änderung der Bewußtseinsinhalte vor sich geht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So werden uns also Wissen, Glauben, Moral, Recht, Sitte, Kunst zu Ergebnissen der äußeren und inneren Erfahrung. Was dachten jene Menschen? Was „glaubten" sie? Welche Rechtsverhältnisse bildeten sich bei ihnen heraus? Welche Sitten und Gebräuche? — Erscheint die Erarbeitung dieser Zusammenhänge als zu schwierig? Es kommt alles darauf an, ob wir uns dabei genügend weit loszulösen vermögen aus der Anschauungswelt der Gegenwart. Das würde nicht gelingen, wenn wir unsere Betrachtungen in den Schulräumen begännen, wenn Glockenzeichen Anfang und Schluß für uns bedeuteten. Aber unsere Gemeinschaftsschule hat ihr Landheim irgendwo draußen bei Trittau, im dortigen Forst haben wir uns in Spiel und in Arbeit und in spielender Arbeit bei unseren Ausgrabungen, beim Höhlenbau, bei der Werkzeugherstellung, beim Nacktlaufen im Wasser ganz in den Gedankenkreis der Urmenschen eingelebt, haben Blitz, Donner, Nebel als erschreckende und unheimliche Mächte kennen gelernt und danach unseren Mythos gebildet: wir sehen nur Wirkungen, deren Ursachen wir nicht begreifen. Die unheilvollen Naturerscheinungen sind uns etwas Feindliches; Geister, Dämonen müssen die Ursache sein, die wir beschwichtigen zu können glauben durch gewisse Zeichen, Sprüche, Bräuche. Wir wollen vor allem die Toten da unten in den Steingräbern schützen vor den unheimlichen Geistern und umgeben darum ihre Grabstätten mit einem Steinkranze, wie ihn das Hünengrab im Klecker Walde hat. Das aber ist schon ein Fortschritt gegen früher, als noch freistehende Dolmen (wie bei Fallingbostel die sieben Steingräber) oder gar nur einfache Grabhügel gebaut wurden.

Nur das Böse ist in dieser ersten Phase des religiösen Bewußtseins Gegenstand der Religion. Der Naturmensch ist ein kleines Kind, das wohl das ihm Widerwärtige fürchtet, für das ihm widerfahrende Gute aber keine Dankverpflichtung empfindet. Eines Tages kommen wir auf die höhere Stufe: Unser Feuer droht zu verlöschen; es gelingt, es zu erhalten. Eine Regung des Dankgefühls. Oder: die Gefahr eines Schlangenbisses wird abgewendet; ein rechtzeitiger warmer Regen fällt auf unsere lebenswichtigen Pflanzen, die vertrocknen wollen. Oder im Spiel: wir sind Sieger nach schweren Kämpfen. Wir erkennen wohltätige Mächte in der Natur, denen wir danken und das Beste bieten, das wir haben. (Opfer.) Wir formen in unserer Vorstellung die Übermächtigen nach unserem eigenen Bilde. Eines Tages formt einer sie auch in Holz, in Stein. Kult, künstlerische Erscheinungsform des religiösen Gedankens.

Ich breche ab, ohne die weiteren Kulturphasen auszumalen, die wir durchwandern: Bronzezeit, Eisenzeit, Zeit des Hackbaues, des Pflugbaues. Dem Sommer folgt der Winter, unserer Arbeit im Freien die ausschließliche Hausarbeit. Wir statten unser Museum aus. Künstlerische Wiedergaben der interessantesten und schönsten Heidegräber, Rekonstruktionen eines Pfahlbauerdorfes kommen an die Wände, und über jedes Bild kommt nicht nur eine Notiz in den Museumskatalog, sondern auch ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erläuterndes Blatt in unsere Museumsbücherei, jedes geschrieben von einem Mitgliede unserer Arbeitsgemeinschaft und kritisiert vor der Einreihung von allen. Vor allem aber kommt jetzt die Einrichtung unserer „wissenschaftlichen Bücherei", damit wir ergänzen und berichtigen können, was wir selbst erarbeitet haben. Das ist heiße, aber notwendige Arbeit, und wir haben reichen Gewinn in Vorträgen, Unterhaltungen und Debatten.

Ein Junge bringt ein Bild; „Tongefäße aus der Steinzeit" steht darunter. Er ist aufmerksam geworden auf die Verzierungen, die die Gefäße tragen: zierliche Punkte und Striche, in regelmäßiger Anordnung, mit spitzen Knochen in die weiche Lehmmasse gestochen. Unsere Vorstellungen von den künstlerischen Äußerungen jener Zeit werden berichtigt.

Einer berichtet darüber, was er in Wilh. Wagners Buch „Die Heide" in dem Kapitel gelesen: „Was die Gräber der Heide erzählen". Es ist aus der Zeit, die wir durcharbeitet haben, nichts aus diesem Buche zu berichtigen. Aber durch die Ausdrücke Eiszeit, Gletscher, Moränen werden wir in eine Zeitperiode zurückgeführt, die uns bisher unbekannt war, in eine Zeit, in der noch keine Menschen lebten. Indem wir das physikalische Werden des Erdkörpers kennen lernen bis zum ersten Auftreten des Menschen, schaffen wir ein wichtiges Verbindungsstück und sehen manches tiefer und klarer, wenn wir nun den Weg vom Affen zum Baummenschen, den Übergang vom Baum- zum Bodenleben gehen und dabei die Bedeutung der Hand als des Werkzeugs aller Werkzeuge uns klar wird.

Aus einem andern Buche erfahren wir von Ausgrabungen, die es ermöglicht haben, sich ein zuverlässiges Bild des Urmenschen zu machen. Bilder zeigen den Neandertalmenschen.

Von besonderem Interesse ist, was einer von Heinrich Schliemanns Ausgrabungen in dem berühmten Ruinenhügel des alten Troja erzählt. Es war gar nicht so leicht, sich durch das Buch Nelsons „Schliemann und seine Homerische Welt" hindurchzuarbeiten; aber der Junge wollte, er fühlte bald aus dem Buche heraus, daß es uns alle fördern würde. Wir erfahren, daß an dieser durch Jahrtausende von Menschen bewohnten Stätte nicht weniger als neun Erdschichten übergelagert waren, die sämtlich eine Fülle prähistorischer Gegenstände bargen, und zwar fanden sich in der untersten Schicht, die schätzungsweise aus der Zeit von 3000 v. Chr. stammt, Steinwerkzeuge, in der zweiten bis sechsten Schicht, 2000 v. Chr., Stein- und Bronzewaffen, in der siebenten bis neunten Schicht, 500 n. Chr., Werkzeuge und Waffen aus Eisen. Das Ganze u. a. eine wertvolle Bestätigung, daß die von uns gefundene Aufeinanderfolge der Metallzeiten richtig ist.

Und dann erfahren wir auch, daß unsere wissenschaftliche Kenntnis jener Zeit nicht nur aus der Prähistorie stammt, sondern daß sie unendlich viel bereichert worden ist durch die vergleichende Völkerkunde, jene noch junge Wissenschaft, die man zu Schillers Zeit noch nicht kannte, die aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schiller schon vorausgeahnt, wenn er sagt: „Die rohen Naturvölker, von denen die Seefahrer aus fernen Meeren und von entlegenen Küsten berichten, geben uns ein ebenso lehrreiches wie unterhaltendes Schauspiel. Eine weise Hand scheint uns diese Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wiederherzustellen." Und nun treiben wir selbst vergleichende Völkerkunde. Vor Materialfülle wissen wir kaum, wo anfangen. Unsere Bücherei wächst, und allein aus billigen Sammlungen können wir uns Schilderungen von dem Leben heutiger Völkerschaften herausholen, die sämtliche Kulturphasen der Vorzeit als noch vorhanden zeigen:

1. Amundsens „Eskimoleben" zeigt uns Menschen auf der untersten Stufe, niedere Jäger, die durch besondere klimatische Verhältnisse in besondere Entwicklungsbahnen gedrängt worden sind.
2. Die Stufe der höheren Jäger bietet der Bericht eines Sioux-Indianers aus seinen Kindheitserinnerungen.
3. In einigen Stämmen der Tundra, die uns Jden-Zeller schildert, erkennen wir die Vertreter der nächsten Stufe: Fischer, die weder Tierzucht noch Ackerbau kennen.
4. Vorwiegend Tierzüchter sind die Hottentotten, von denen Stanley, und die Tibetaner, von denen Hedin berichtet.
5. Die Indianer am Schingu, von deren Lebensweise Karl von den Steinen erzählt, sind Ackerbauer; sie treiben Hackbau mit Jagd.
6. Und Livingstone schildert die Ovambo und Kaffern, die Hackbau mit Tierzucht haben.

Aus Poeschels „Völkerkunde" erfahren wir, daß es heute noch Pfahlbauern gibt auf Borneo, Neuguinea, in Innerafrika und Südamerika, im ganzen noch 10 Millionen Menschen, die in Wasserfestungen leben.

Bei der Entdeckung des Feuers haben wir uns gefragt, was wohl den Menschen anfänglich dazu gereizt haben mag, sich um die Entzündung und Unterhaltung des Feuers zu bemühen. Das Wärmebedürfnis? Das Verlangen, die Speisen zu kochen? Die zerstörende Kraft des Feuers beim Aushöhlen des Einbaums, zur Anlegung von Grasbränden? Der Lichtreiz, das Grauen vor dem Dunkel? Der abschreckende Eindruck auf Raubtiere? Wir hatten die Lösung nicht gefunden, nur einiges entschieden abgelehnt, bis uns jetzt die Sprachwissenschaften Aufschluß geben. Lazarus Geiger sagt: „Nicht die wohltätige Wirkung des Feuers, nicht seine Nützlichkeit, nicht einmal seine wohltuende Wärme ist es, die in den uralten Sprachdenkmälern gepriesen wird, sondern sein Lichtglanz, seine rote Glut, und soweit die sprachlichen Benennungen sich mit Sicherheit deuten lassen, ist es ebenfalls weder die Wärme, noch etwa die Eigenschaft zu brennen, zu zehren, Schmerz zu bereiten, sondern die rote Farbe, von der die Namen aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehen. Der Sinn für Farbe ist also das älteste Interesse, das die Menschen zum Feuer hinzog."

Eines Tages lesen wir die Schöpfungsgeschichte aus der Bibel und die Patriarchengeschichte. Wir hören zu — nicht mit religiöser Andacht, sondern mit der des Forschers. Brauchen wir noch irgendein Wort der Erklärung dafür, daß dies alles Mythos und kindlicher Vorstellungskreis einer früheren Stufe ist?

Ich brauche nicht darauf einzugehen, mit welchem Interesse, aber kritischem Interesse, wir alle dichterischen Erzeugnisse lesen, die ihren Stoff aus jener Zeit nehmen, die wir zum eingehenden Studium der Gesetze gewählt, die das Kulturleben ausmachen. Ich weise hin auf Karl Ewalds Erzählung „Zweibein" und auf Jack Londons Roman eines Hundes: „Wenn die Natur ruft". Ferner erwähne ich die „Germanischen Götter- und Heldensagen" von Gustav Schalk, die nicht nur die Sagen selbst, sondern auch ihre Deutung bringen. Ich vermute, Kinder lasen diese letztere bisher nicht mit; wir aber sehen gerade in ihr den Sinn der Sagen und lesen sie eher zweimal als gar nicht. Ich bin überhaupt davon überzeugt, daß durch unsere Arbeitsweise ein wirkliches Verhältnis der Schularbeit zum Buche, zur Schulbücherei, geschaffen wird. Bisher bestand die Schülerbücherei neben der Schule; fortan wird sie wirklich ein Teil der Schule werden.

Eins, zwei, drei, im Sauseschritt
läuft die Zeit ...

Ich überspringe jetzt Jahrhunderte, Jahrtausende, um zur Verdeutlichung noch ein zweites Beispiel einer fortgeschrittenen Arbeitsstufe zu wählen. Das Gefühl dafür, daß Wirtschaft, Technik die Grundlage ist, auf der alles höhere geistige Leben wächst, ist zur Erkenntnis gewachsen, und diese wird immer mehr befestigt durch die Erfahrungen in der ferneren Arbeit.

Weiter heißt es darum mit der Technik vertraut machen und den durch sie bewirkten gesellschaftlichen, sozialen, moralischen usw. Veränderungen. Immer mehr heißt es zu der Einsicht führen, daß die Technik, die Werkzeuge, den Unterbau der menschlichen Gesellschaft bilden, die eigentliche Grundlage, worauf sich der ganze riesenhafte und so verwickelte Organismus der Gesellschaft erhebt. Immer mehr heißt es Teilerkenntnisse schaffen zu der großen Erkenntnis, die zum Wesen unseres historischen Sinnes werden muß, daß die Menschen mit ihren Vorstellungen, ihren Anschauungen, ihren Ideen, ihren Grundsätzen an die Produktionsweise ihrer Zeit gebunden sind. Wieder wollen wir um Gotteswillen keine Worte machen, oder gar Leitsätze diktieren, sondern finden und finden lassen. (Die abstrakten Ausdrücke, die sich jetzt häufen und manchen bedenklich machen könnten, sollen nur für uns raschestes Verständigungsmittel sein.)

Die Menschheitsgeschichte bietet Beispiele genug.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Webstuhl.

Im Museum kann seine Entwicklung gezeigt, durch Bilder kann diese später erinnert werden.

Von den Flachsarbeiten und dem Handstuhl der Pfahlbauern, der heutigen Naturvölker, kommen wir zu dem einfachen Webstuhl, von diesem zu dem zusammengesetzten hölzernen mechanischen Webstuhl, der noch heute in deutschen Bauernstuben benutzt wird, von da zu dem mit Dampf und Elektrizität betriebenen eisernen Webstuhl. Der Betrieb der Maschine wird besprochen und dargelegt, wie sich mit den Produktivkräften die Produktionsverhältnisse ändern.

Der einfache Webstuhl erzeugt die Hausarbeit durch die Familie, der mechanische Handwebstuhl eine Gesellschaft von kleinen Meistern und Gesellen, der elektrische Kraftstuhl, der viermal soviel leistet wie ein Handstuhl und bei dem eine Person mehrere Stühle überwacht, eine Gesellschaft mit Großindustriellen, Aktionären, Direktoren, Bankiers, Lohnarbeitern.

Also früher: viele kleine Meister, kleine Werkstätten, wenig Lohnarbeiter, jetzt: wenige Fabrikbesitzer, große Fabriken, Hunderttausende von Lohnarbeitern.

Ein gewaltiger Umschwung, bewirkt durch die Maschine.

Das gleiche kann an allen andern technischen Entwicklungsprozessen gezeigt werden: Nähnadel, Nähmaschine. Petroleumlampe, Gas, Elektrizität. Schlachten, Schlachthäuser mit elektrischem Betriebe. Heimarbeit und die Spielwarenindustrie. Kleine Brotbäckerei, Brotgroßbetrieb usw. usw.

Die Technik, die Produktivkraft war es, die die kleinen Besitzer um ihren Besitz brachte und Tausende zwang, in den Lohndienst zu treten. Die Produktionsverhältnisse sind gleichbedeutend mit den Eigentums-, den gesellschaftlichen Verhältnissen: Großindustrielle, Kapitalisten, Kaufleute, Lohnarbeiter; Großgrundbesitzer, Bauern, Pächter, Lohnarbeiter. Die einen besitzen die Produktionsmittel, Grundstücke, Werkzeuge, Rohstoffe, Produkte, die anderen nur ihre Arbeitskraft und den für diese erhaltenen Preis. Wir sehen, wie Besitz oder Nichtbesitz der Naturschätze (oder mit andern Worten: unsere Stellung im Arbeitsverhältnis) Grundlage der menschlichen Gesellschaft ist, und durchwandern den historischen Weg von der primitiven kommunistischen Gesellschaft über die Arbeitsteilung, die Entstehung der Berufsarbeit und die Entwicklung der Technik zum Privateigentum und zur Bildung von Klassen. Dann sehen wir an den erwähnten Beispielen, wie durch Technik und Arbeit der Reichtum der Besitzenden immer größer wird und immer schroffer der Gegensatz zu den Besitzlosen.

Hier eine Einschaltung.

Vielfach wird in letzter Zeit von Reformern des Geschichtsunterrichts vorgeschlagen, im kulturgeschichtlichen Unterricht und in Lesebüchern die Lebensschicksale von Erfindern zu bringen. Sicher sind gerade diese Lebensläufe in ihrem Auf und Ab außerordentlich interessant; aber was bedeuten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie allein für die historische Erkenntnis? Hier spielt die übertriebene Anschauung von dem sittlichen Einfluß solcher Biographien eine Rolle. Ich verachte Lebensläufe nicht; aber ich will nicht die Persönlichkeit des Erfinders in die erste Linie gestellt sehen, sondern die Erfindung und ihre soziologische Wirkung. Diese wird in den mir bekannt gewordenen Büchern über Erfindungen nicht dargestellt oder höchstens als Anhängsel. Bezeichnend sind stets die Stellen, in denen die bitteren Erfahrungen geschildert werden, die die Erfinder durch ihre eigenen Berufsgenossen erleben. So wird gesagt in dem Buche von Thomas „Die denkwürdigsten Erfindungen" von dem Erfinder der Nähmaschine, im Augenblick seines Aufstiegs, als er größere Lieferungen zu leisten hatte, habe sein Geschäft auch schon ein schreckliches Ende gefunden. „Die Pariser Schneidergesellen glaubten sich in ihrem Erwerbe bedroht, und noch aufgeregt von dem revolutionären Geist jener Jahre, rotteten sie sich zusammen, zerstörten sämtliche Maschinen und bedrohten sogar das Leben des Erfinders." Die Darstellung ist völlig ungenügend. Die Schneidergesellen g l a u b t e n sich nicht nur bedroht, sondern sie w a r e n tatsächlich bedroht, es lag im Wesen der neuen Erfindung, und bei allen Erfindungen war stets die gleiche Erscheinung festzustellen, wie es übrigens Thomas auch bei den Erfindern des Webstuhls und der Spinnmaschine tut. Aber nicht einmal stellt er in der weiteren Darstellung klar heraus, daß die neue Technik eine neue Produktionsweise und eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse bedingt. Das Tragische liegt weniger beim Erfinder, als vielmehr bei den von der Erfindung Betroffenen, die ihre Stellung im Produktionsprozeß und in der Gesellschaft herabgedrückt sahen.

Da die in Betracht kommenden Bücher im allgemeinen die gesellschaftlichen Wirkungen der Technik nicht berücksichtigen, muß unsere Arbeit uns kritisch gegenüber solchen Büchern machen, damit wir nicht blind an der Hauptsache vorbeirennen; finden die jugendlichen Leser diese Fehler von selbst, können wir mit unserem Arbeitsunterricht zufrieden sein. Recht überzeugend können wir die gesellschaftliche Wirkung zeigen an dem Gegensatz von Handweberei und Fabrikweberei; ich weise hin auf Freiligraths Gedicht: „Aus dem schlesischen Gebirge", auf das freche Spottlied: „Die Leineweber haben eine saubere Zunft, Mittfasten halten sie Zusammenkunft", auf die Schilderungen des Weberelends (Hungertyphus und Massensterben) in Schlesien, England, Indien und auf Gerhart Hauptmanns „Die Weber".

Und dann kommen wir zu dem Schwierigsten, aber Entscheidenden. Wie Arbeiter A gesellschaftlich denkt, denken auch B, C, D, E, wie Fabrikbesitzer A, so auch B, C, D, E, wie Großgrundbesitzer A, so auch B, C, D, E, und wir kommen darauf, daß die Anschauungen, Vorstellungen, Ideen von Recht, Moral, Politik e i n e s Menschen in den Grundzügen mit denen übereinstimmen, die alle haben, die mit ihm sich in gleicher Lage befinden. In diesem Zusammenhange kom-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men wir dann auf die politischen Parteien und ihre Programme, in denen die Klassen mit ihren gesellschaftlichen Anschauungen und Rechtsauffassungen vertreten sind. Wir leben uns aus der Lebenslage des Großagrariers in den konservativen, des Kaufmanns in den nationalen und liberalen, des Arbeiters in den sozialistischen Gedankenkreis ein, lassen jeden Standpunkt von einem Kinde vertreten gegen die Anfechtungen einer Aussprache und erkennen, wie jeder von seiner Stellung im Produktionsprozeß in diese Ideenwelt hineingewachsen ist.

Ebenso interessant wie die Machtkämpfe der Gegenwart, in die wir so hineingeraten, sind für uns die der mittelalterlichen Städte; wir bekommen Gelegenheit zu Vergleichen und leben uns in die historischen Romane hinein, die den Kampf des städtischen Proletariats mit den Zunftbürgern und beider Gruppen mit den Patriziern schildern.

Und damit breche ich ab. Alles ist nur Beispiel, nur Fingerzeig für die Art, kein Lehrplan. Daß der Geschichtsunterricht einen solchen Weg aber einschlagen muß, ist mir klar geworden; ebenso klar, daß die wissenschaftliche Forschung uns auf diesem Gebiete noch viel zu geben hat, und daß wir unendlich viel zu lernen haben. Darüber wollen wir nicht streiten, ob ich im letzten Teile meiner Ausführungen hier und da über das geistige Vermögen des Grundschulalters hinausgegangen bin und schon Vierzehnjährigen Erkenntnisse vermitteln möchte, die erst einem höheren Alter zukommen. Vergessen wir aber nicht, daß der bisherige Geschichtsunterricht Schwierigeres von Vierzehnjährigen forderte, wenn er sie mit den gesamten wirtschaftlichen und staatlichen Formen der Gegenwart bekannt machen wollte. Begeben wir uns nur im Sinne des Ganzen an die praktische Arbeit; dort wird sich alles klären.

Und auch ein anderes darf uns nicht hindern, den neuen Weg zu gehen. Viele werden sagen, es sei zuviel verlangt, daß jetzt auch ein Historiker in der Technik zu Hause sein müsse. Darin liegt ein Irrtum; es kommt ja nicht auf technische Einzelheiten der Maschinen an, sondern auf die Maschine als Ganzes und ihre historische Entwicklung. Schließlich wird die Mehrarbeit für den Geschichtslehrer ja auch dadurch ermöglicht, daß er nicht mehr wie bisher Stratege zu sein braucht, der alle Feldzugpläne und jeden Schlachtenverlauf bis ins einzelne kennt.

Lehrbücher der alten Art können wir natürlich nicht brauchen. Wir können überhaupt keine Lehrbücher brauchen, weil sie uns umrissenen, feststehenden Wissensstoff geben wollen. Wir haben nur einen historischen Atlas, dem eine Zeittafel beigegeben ist, nötig; vielleicht auch einen Bilderatlas, aber lieber noch suchen wir uns die Bilder selbst. Welcher Art die Bücher sind, die wir in reichem Maße haben müssen, und die zum Teil noch zu schaffen sind, ist aus den von mir gegebenen Beispielen ersichtlich. Chroniken aller Art müssen in billigen Ausgaben heraus; auch stark einseitige, parteiische, die man früher nicht in die Schule lassen wollte. Aus der Zeit des Kaisers Heinrichs IV. gibt es keine einzige Schilderung eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

unbeteiligten Zuschauers, sondern nur Schriften von Freunden oder Gegnern des Kaisers, tendenziöse Darstellungen; aber wir können bei unserer Arbeitsart ebensowohl Brunos Buch vom Sachsenkriege vertragen, das Stammeshaß und kirchliche Feindschaft zugleich atmet, wie die Lebensbeschreibung Heinrichs durch den Bischof Benno II. von Osnabrück, die alles zugunsten des Kaisers sieht.

Ein Wort noch über die Bürgerkunde, deren Notwendigkeit für die Erziehung in den letzten Jahrzehnten von den Reformern immer stärker betont wurde, und die jetzt — nach der Revolution — als Teil des geschichtlichen Unterrichts in der Schule stärkere Beachtung finden wird; denn sie soll Verständnis der gegenwärtigen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen Zustände wecken. Es ist aber nicht mehr als eine rein äußerliche Regelung, wenn man den Schüler in die Einzelheiten der Rechtsinstitutionen, der verfassungsmäßigen Einrichtungen und der Pflichten und Rechte eines Staatsbürgers einführt. Es ist bloße Technik, kein Einleben in die Volksgemeinschaft. Nur die Technik der herrschenden Einrichtungen wird gegeben und davon schon die Einspritzung des Pflichtgefühls, des Verantwortungsgefühls und der Solidarität erwartet, deren Vorhandensein die Volksgemeinschaft bedeuten. Daß hier ein großes Erziehungsproblem vorliegt, wird übersehen. Um dieses Problem zu lösen, ist eben eine revolutionäre Umwandlung der Schule nötig; keine Reform kann hier helfen. Nur wenn das Lehrerkollegium aus einheitlichem Geiste sich zusammenfindet, um mit den Kindern Kind zu sein, wenn so eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft sich bildet, ist es möglich, diese Werte von innen heraus natürlich sich entwickeln zu lassen und sie zu einem Wesensbestandteil der werdenden Menschen zu machen. Dann wachsen Kinder zusammen zu Kameradschaften in Spiel und Arbeit. Aus der Arbeitskameradschaft wird Arbeitsgemeinschaft. Die Arbeit verlangt ihre Ordnung, die Gemeinschaft ihr Gesetz. In gemeinsamer Beratung wird eine eigene, nicht eine „oktroyierte" Verfassung geschaffen; die Gemeinschaft wird zur Schulgemeinde, zum kleinen Staat. Die breite Demokratie dieser Verfassung treibt zur Mitarbeit, weckt eine Gesinnung, die das Wohl des Ganzen will, führt die Bürger dieses Staates in reiner Erfahrung durch Arbeit, innere Notwendigkeit, nicht durch Überredung, äußeren Zwang zu einem Leben der Gemeinsamkeit, der Mitverantwortlichkeit, der Selbständigkeit und der Gleichheit, zu einem Sozialismus feinster und völlig unpolitischer Art.

So wachsen wir aus der Schulgemeinschaft in die Volksgemeinschaft, in den gesellschaftlichen Organismus hinein. Nicht zu sozialem Wissen, zu sozialem Handeln haben wir dann erzogen. Wir müssen nur erstmal den Mut zum Anfang haben.

Und nun bin ich am Schlusse. Was ich hier ausführe, ist also kein Lehrplan, sondern nur Beispiel einer neuen Weise des Geschichtsunterrichts. In der Praxis macht es der Eine so, der Andere so. Nicht auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stoff kommt es an, sondern darauf, was aus dem Stoff gewonnen wird, und das muß und wird irgendwo und irgendwie ein Stück Menschheitsentwicklung sein, etwas von den Gesetzen, nach denen diese Entwicklung verläuft. Von heute auf morgen können wir es nicht so machen. Noch ist die soziologische Wissenschaft eine zarte Pflanze, die erst werden will; noch fehlen die wichtigsten Vorbedingungen für die meisten von uns: noch fehlt die Schule, deren Lehrerkollegium aus einem Geiste zusammengekommen ist, um die freie, gleich auf gleich gestellte Gemeinschaft mit den Kindern zu bilden; noch fehlt uns viel in unserer Ausbildung; und vor allem fehlt uns oft die Beweglichkeit, das für recht Erkannte in die Tat umzusetzen.

Und es fehlt wohl noch mehr. Trotzdem an die Arbeit! Wir arbeiten ja nicht von heute auf morgen, und Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie überwunden werden, wir dürfen sie nur nicht tragisch nehmen. Das hat die Lehrerschaft auch noch nie getan; sie wird in die Notwendigkeiten der neuen Zeit immer mehr hineinwachsen und eine Schule schaffen, die denkende, freie Menschen heranzieht.

Und nun sehe ich voller Spannung dem Widerhall entgegen, den meine Ausführungen hervorrufen. Der hamburgische Lehrerverein hat eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, die aus Akademikern und Seminarikern besteht und im Sinne meiner Ausführungen, die ich vor kurzem in jenem Vereine vorgetragen habe, arbeiten will. Ich weiß, der entworfene Bau wird manchem Stoß und Wetter ausgesetzt sein, er wird gezaust und geschüttelt werden, das wird ihn in Einzelheiten ändern, berichtigen, weiterführen, ihn aber nicht zu Fall bringen, dazu ist er zu tief aus dem Innern heraus gewachsen. Wenn ihn etwas stürzen kann, dann ist es nur die praktische Arbeit mit den Kindern, der einzige pädagogische Lehrmeister der Lehrer in der neuen Schule.

Nicolaus Henningsen.

Was andre sagen

Volksstimme (Gotha). Nr. 101, 1919.

Volkswirtschaftlicher Fortschritt und volkswirtschaftliches Anpassungsvermögen in Nordamerika und bei uns. Von Sanitätsrat Dr. Bonne.

„Das .... Verbot der Herstellung und des Verkaufs geistiger Getränke, sowie das bereits seit 1. Dezember vorigen Jahres erlassene Brauverbot in den Vereinigten Staaten bringt einschneidende wirtschaftliche und soziale Änderungen mit sich. Die Brauereien sind bereits vielfach mit Eifer daran, ihre Einrichtungen anderen Zwecken dienstbar zu machen. Manche haben ihre Betriebe in Malzmilchfabriken umgewandelt, andere wollen Korn- und Gerstenzucker herstellen. Anderswo prüft und erwägt man die Verwertung von

Hefeerzeugnissen, die Herstellung von Trockenmilch, Käse und Pflanzenöl. Die großen Rebbergbesitzer von Kalifornien verwandeln ihre Weinfabriken in Süßigkeiten-, Fruchtsaft-, Extrakt- und ähnliche Fabriken. Man erwartet eine große Zunahme des Verbrauchs alkoholfreier Getränke. Eine amerikanische Zeitschrift zählt 13 Brauereien in verschiedenen Staaten der Union auf, die sich umgestellt haben, und zwar auf: Gerberei, Automobilteile, Fleischverpackung, „Cremerie und Produkte", Eis, Eis- und Milcherzeugnisse, Malzmilch und Porzellan, Obstnebenerzeugnisse, Beerensaft, Farben, Öl und Firnis, Schuhe. Eine in eine Schuhfabrik umgewandelte Brauerei beschäftigt jetzt 2500 Menschen gegen früher 123, die in eine Gerberei umgewandelte 1600 an Stelle von 156! Nach anderen Quellen wird die Herstellung von alkoholfreien Getränken, Kandiszucker, Schokolade u. a. m. an Stelle von Bier in den früheren Brauereien betrieben.

Infolge dieser neuen amerikanischen Alkoholverbotsbestimmungen mußten ferner nach dem dortigen ‚Brooklyn Daily Eagle' mehr als 10000 Wirtschaften geschlossen werden. Darunter eine große Anzahl, die früher hohe Erträge brachten. Dortige Grundeigentümer erklären aber, daß die Voraussagen einer dadurch entstehenden Panik auf dem Liegenschaftsmarkt sich nicht erfüllt haben, vielmehr die Anwesen, die die Bestimmung zu Wirtschafts- und Gasthauszwecken aufgaben, jetzt nach den nötigen baulichen Veränderungen höhere Verzinsung abwerfen als früher. Es wird eine ganze Reihe von verblüffenden Beispielen angeführt (bei Verwendung als Volksspeisehäuser und Erfrischungsräume, Lebensmittel- und Feinkostgeschäfte, Magazine, Wohnungen, Läden und Werkstätten verschiedener Art). Auch erklären Grundbesitzer, die Beseitigung der Wirtschaften aus Wohngebäuden habe den Preis von Wohngrundstücken, die einen halben Häuserblock entfernt liegen, gesteigert. Aus Rochester im Staat Neuyork wird gemeldet, daß in den Geschäftsvierteln neue Läden und Geschäftsfronten wie Pilze da aufschießen, wo zuvor die Kneipe ihre Stätte hatte, und Anstreicher und Verzierer alle Hände voll mit der Umgestaltung zu tun haben.

Auch in England hat man gelernt, sich den neuen Lebensgewohnheiten, die der Krieg gebracht hat, anzupassen. So ist eine der ältesten und bekanntesten Brauereien in Nord-Wales nach dem ‚Daily Chronicle' von ihrem neuen Eigentümer in ein Milch-Großgeschäft mit Käsefabrik umgewandelt worden.

Ich habe bereits 1915 in meinem (im Verlag von Ernst Reinhardt, München, erschienenen) Buch ‚Mehr Nahrungsmittel!' ausführlich den Vorschlag gemacht, die Nahrung zerstörenden Alkoholbetriebe in Nahrungsmittel erzeugende Betriebe umzuwandeln. Die praktischen Amerikaner und Engländer sind uns dementsprechend im großen Maßstabe mit der Tat vorangegangen, während wir Deutsche weiter trinken. . ."

Rund um uns

Zur Erneuerung unseres Erziehungswesens durch den „Jungbrunnen". „Der Aufstieg eines niedergebrochenen Volkes kann nur durch eine sorgfältige, verbesserte Jugenderziehung geschehen."

Diese Überzeugung öffnete vor 100 Jahren einem Fichte den beredten Mund zu seinen „Reden an die deutsche Nation", veranlaßte die Stein-Hardenbergschen Erziehungspläne und bewegt auch heute die Herzen aller Volks- und Vaterlandsfreunde. Wie kanns geschehen? Fragen wir uns zunächst, was uns den Niederbruch gebracht. Wir waren auf falschem Wege. Wir suchten es an dünkel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hafter Weltgeltung in Handel und Gewerbe den Engländern und Amerikanern gleichzutun und vergaßen dabei unser Bestes, unsre deutschen Ideale. — Nun wollen wir nicht mehr in die Ferne schweifen oder, wie Goethe sagte, uns in „Nachäffung" des andern gefallen, sondern wir wollen heimkehren zu unserem eigenen Volkstum, zur eignen Scholle und auf ihr ein freies Volk auf freiem Grunde zu werden trachten.

Die Pflege unseres Volkstums muß fortan im Mittelpunkte der Jugenderziehung stehen.

Wir stehen im Begriffe, die an dem Niedergang unseres Volkes und seiner Zerklüftung mitschuldige „Standesschule" auszuschalten und an ihren Platz ein „einheitliches Schulwesen" zu stellen. Wie es einzurichten ist, darüber gehen die Meinungen noch weit auseinander. — Einig ist man sich aber darin, daß das „Deutsche" in den Mittelpunkt des kommenden Schulwesens gestellt werden muß. Traurig ists nur, daß uns erst die Not zu dieser Selbstverständlichkeit zwingen muß.

Haben wir nicht jahrhundertelang alles Fremde dem Eigenen vorgezogen? Haben wir nicht immer griechische, römische und selbst französische Bildung unserer eigenen vorangestellt? Haben wir nicht französische Moden, Romane, Schaubühnen, englische Sitten und Unsitten bis zur Lächerlichkeit nachgeäfft? Haben wir in unseren höheren Schulen nicht bisher die griechischen und römischen Sagen und Götterlehren den nordgermanischen und deutschen vorangestellt? Haben wir nicht in unseren „niedern Schulen" unsere eigenen Überlieferungen an Märchen, Helden- und Göttersagen und all die herrlichen Literaturschätze, um die uns die Welt beneidet, überhaupt nicht mitgeteilt? Man frage nur die in dem unreifen Alter von 14 Jahren ins Leben Hinausgestoßenen, was sie vom deutschen Volkstum wissen und durchlebt haben. Und dann wird man sich nicht mehr über die Verständnislosigkeit der Massen in vaterländischen Dingen wundern.

Das muß nun anders werden!

Jetzt oder nie müssen wir unser Volk zur Selbstbesinnung, zur Erkenntnis seines eigenen Wertes und seiner Schwächen führen. Und das ist Sache der Erziehung. Wir wollen unserem jungen Nachwuchs keinen Haß einflößen wie die Franzosen, sondern ihn nur mit einem würdigen Stolz auf unsere Eigenschaften, soweit sie gut und hervorragend sind, erfüllen.

Für die Entwicklung eines natürlichen nationalen und eines gesunden sittlich-religiösen Empfindens kann der Deutschunterricht, sofern er unsere eignen Überlieferungen an wertvollem Schrifttum voll auswertet, von höchster Bedeutung werden.

Nach dem entwicklungsgeschichtlichen (biogenetischen) Grundgesetz durchläuft ein Mensch in seiner Jugend körperlich und geistig alle Stufen der Entwicklung seiner Ahnen. Die Bedeutung unserer Überlieferungen an Märchen, Sagen und Mythen für das heranwachsende Geschlecht beruht darum weniger in ihrem moralischen Gehalt, als darin, daß in ihnen ausgesprochen liegt, was unser Volk in seiner Jugendentwicklung seelisch durchlebt hat. Daher die merkwürdige Anziehungskraft dieser Stoffe auf unsere Jugend. Wir können nichts Besseres tun, als ihnen diesen „Jungbrunnen" so schnell und so lange wie möglich zu öffnen und sie allmählich an der Hand unseres Schrifttums zur reiferen Erkenntnis, zum sittlich religiösen Begreifen der Gegenwart zu führen. —

Der Unterzeichnete betrachtet es als seine Lebensaufgabe, aus reicher Erfahrung heraus nachzuweisen, wie der Jungbrunnen unserer Überlieferungen wirksam dem Deutschunterricht und auch dem ersten Religionsunterrichte einzufügen ist. Vor 25 Jahren hat er bereits durch sein Büchlein: „Am Jungbrunnen des deutschen Volkes" die Lehrerschaft für diesen Gedanken gewinnen und durch sein Bronzewerk: „Der Nibelungen Not" auf der großen Berliner Kunstausstellung und im Künstlerhause die Gebildeten für unsere Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lieferungen erwärmen wollen. Wohl sandte ihm als Anerkennung für dieses Bemühen ein Wilhelm Jordan seine „Nibelungen" und der Germanist, Professor Engelhard, seine „sämtlichen Werke", aber ein durchdringender Erfolg war damals, wo wir noch zu tief in der Bewunderung fremdländischer Kulturen steckten, noch nicht zu erreichen.

Jetzt muß uns die Not der Zeit zu diesem Jungbrunnen als zu einer Kraftquelle von unvergleichlichem Wert führen. Ich bin dessen gewiß, daß jetzt, wo unser Volkstum durch die Kraft des sozialen Gedankens mehr und mehr zu einem inneren Ausgleich kommen wird, wo man der Volkstüchtigkeit freie Bahn schaffen will, die grundlegende sittliche Erneuerung unseres Volkes nur durch die Pflege unserer eigenen kulturellen Überlieferungen geschehen kann.

Tretet mit warmem Herzen an diese Stoffe heran, ihr Erzieher, spendet sie euern Kindern in dem Werke, das ich stufenweis geordnet, und ihr werdet bald an ihnen und an euch selbst die verjüngende Kraft des Jungbrunnens erfahren, wie ich sie an mir selbst erfahren habe. — Das Deutschwerk „Jungbrunnen" will in zehn gutausgestatteten Heften (à 1 M.) der gesamten Jugend unseres Volkes ein Vorwärtsschreiten in der nationalen und sittlichreligiösen Erkenntnis an der Hand unserer Überlieferungen ermöglichen und so zur Aufrichtung unseres Volkstums nach besten Kräften beitragen. Die Hefte wollen die Lese- und Geschichtsbücher wirksam ergänzen und sind für die Hand der Schüler bestimmt. Zahlreiche Schulmänner haben ihre freudige Zustimmung zu dem Werke ausgesprochen. Bisher sind erschienen: Die Einführungsschrift für Schulleiter und Erzieher (Preis 2.40 M.) und das 1. und 10. Heft für die Kleinsten und Größten (à 1 M.).

Möge das bei Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25 erscheinende „Jungbrunnenwerk" bald in Schulen und im Elternhause fröhliche Einkehr halten.

Paul Matzdorf.

„Genesen". Das Büchlein, das diesen Titel trägt und knapp 16 Druckseiten umfaßt, kann seine volle Würdigung nur bei dem finden, der dem Verfasser persönlich nahesteht, wie ich selber das tue. Nur, wer den Charakter des Menschen, der Dies geschrieben hat, aus der Praxis des Lebens kennt, wird ganz verstehen, daß er hier eine Lebensbeichte eines Menschen und eines Arztes vor sich hat. Eines Menschen, der sich dazu durchgerungen hat, ganz „sein eigener" zu sein, und eines Arztes, der es gelernt hat, in seinem Berufe besondre Wege zu gehen. Nur ein solcher Leser wird wissen, daß der Heilstättenarzt und spätere Stabsarzt Dr St., aus dessen Geschick wir hier hören, im wesentlichen der Verfasser selbst ist. In der Lage eines solchen Lesers bin ich; ich habe insbesondre in dem Verfasser einen der leider ganz wenigen Menschen kennen gelernt, die es fertig bringen, im militärischen Organismus Mut nach oben zu haben. Einen Mann ferner, der sich aus einer der besten Garnisonen Deutschlands freiwillig in ein russisches Typhusnest versetzen ließ, weil er glaubte, dort mehr nützen zu können. Endlich einen gütigen Menschen, von dem ich weiß, daß alles, was in dem Büchlein „Genesen" steht, in seinem Munde innerlichste Wahrheit ist. Darum bespreche ich die kleine Schrift hier. Die Vortruppleser kennen den Verfasser, der unter dem Decknamen Christlieb Willkrieg schreibt, bereits aus seiner Schrift „Rauschgetränke?!", die hier in Nr. 13 von 1918 auf Seite 259/60 besprochen worden ist.

In dem Büchlein „Genesen" ist mir der Gang der Handlung hiernach nicht die Hauptsache, obwohl sie mich gefesselt hat (die Ursächlichkeit des Schlusses verstehe ich allerdings nicht völlig). Sie ist übrigens durchdrungen von Schwarzwalduft und Alpenlicht. Sie gibt sich durchaus unliterarisch, wie sie auch in dem Privatverlage von Frau Johanna Bauer, Lindhardt bei Naunhof, erschienen ist.

Die Hauptsache ist mir eben die Persönlichkeit des Verfassers, der hier sich selbst gibt. Besonders auch in seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgesprochenen Religiosität, die namentlich zum Ausdruck kommt in der Auffassung über die Heilung des Dr. St. von seiner sehr schweren Krankheit, und in dem programmatischen Schlußsatze der Geschichte „Mir ist nicht weh und gar nicht bange; durch den Sieg von Golgatha ist meine Seele ganz genesen." Das wirkt natürlich auf den am stärksten, der weiß, wie ernst es dem Verfasser mit diesen Dingen im Leben ist.

Ferner habe ich den Eindruck, daß aus dem, was der Verfasser über die ärztlichen Methoden des Dr St. berichtet, der Fachmann nicht wenig lernen kann: Auch als Nicht-Arzt fühlt man sofort, daß hier ein Heilkundiger spricht, der wirklich in seiner Kunst etwas erlebt hat. Von den Sätzen, die hierin zum Nachdenken zwingen, führe ich nur einen an: „Wenn sonst ein gesunder Körper Vorbedingung einer gesunden Seele sein sollte, hier oben in der Heilstätte lernte man die Umkehrung — nur aus Seelenruhe kam wirkliche gedeihliche körperliche Ruhe und Erholung. Gemüter beruhigen, Geister besänftigen galt es."

Hermann Popert.

Teuerungsmaßregel. Nachdem die Buchdruckereien seit Kriegsbeginn wiederholt, und ganz besonders im vergangenen Jahre, die Preise für Druckarbeiten erheblich heraufgesetzt hatten — Preissteigerungen, die, wie die meisten übrigen deutschen Zeitschriften, so auch den „Vortrupp" zwangen, das Bezugsgeld zu erhöhen —, ist zu Beginn des neuen Jahres unmittelbar nach der letzten Preiserhöhung des „Vortrupp" den Verlegern abermals durch die Druckereien die Herausgabe von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften unerwartet beträchtlich verteuert worden. Unsern Lesern wird diese Tatsache bekannt sein: Fast alle Tagesblätter mußten vor wenigen Wochen ihre Bezugspreise erhöhen.

Da nun infolge dieser neuerlichen Verteurung des Druckes und ebenso durch die in jüngster Zeit schon wieder erfolgte ganz ungeheure Steigerung der Papierpreise (um mehr als 100%!) die letzte Erhöhung des Vortrupp-Bezugsgeldes, die mit Beginn dieses Jahres eintrat, für uns nicht die gewünschte Wirkung ausüben kann, sind wir in die Zwangslage versetzt, bis auf weiteres die einzelnen Vortruppnummern um einige Textseiten zu kürzen. Auf diese Weise wird es uns möglich sein, die neuen Mehrbelastungen für Druck und Papier zu ertragen, ohne die Bezugspreise nochmals erhöhen zu müssen. Es soll sich selbstverständlich nur um eine geringe, heute noch nicht für alle kommenden Nummern vorauszubestimmende Beschränkung des Umfanges handeln, die bei eintretendem Rückgang der Druck- und Papierpreise sofort aufgehoben wird.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Berendsohn, Walter, A.: Die Ethik des studentischen Lebens. W. Gente, Hamburg.

Just, Prof. Dr. Karl: Pestalozzis Lebenswerk und Vermächtnis. M. 2.75. Julius Klinkhardt, Leipzig.

Engelhardt, Emil: Tat und Freiheit. Ein Fichtebuch. 2 Bde. M. 10.—. Deutschnationale Verlagsanstalt, Hamburg.

Brandes, Georg: Verdenskrigen (Der Weltkrieg). 4. Aufl. Gyldendalsche Verlagsbuchhandlung, Kopenhagen.

Enking, Ottomar: Auferstehung! Ein Osterspiel in 6 Vorgängen. M. 1.20. C. Ludw. Ungelenk, Dresden u. Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 4 2. Februarheft

Mathias Zdarskys Lebenswerk.

Hamburg, den 8. Februar 1920.

Mathias Zdarsky ist ein aus Böhmen stammender Deutscher, der, wie nicht wenige von denen, einen tschechischen Namen trägt. Er wohnt jetzt in den Alpen Nieder-Österreichs, im Traisental, in Marktl neben Lilienfeld. Er ist heute nicht mehr ganz jung. Wir Deutschen haben in ihm einen Volkserzieher von ganz großem Ausmaße, nämlich einen Mann von der Art und Größe des Turnvaters Ludwig Jahn. Mathias Zdarskys Lebenswerk besteht (meines Erachtens zum wesentlichsten Teile) darin, daß er die Möglichkeit erdacht und verwirklicht hat, die unerschöpfliche und völlig einzigartige Kraftquelle des winterlichen Gebirges einem ganzen Volke zum Jungbrunnen werden zu lassen. Platt ausgedrückt: Zdarsky hat die Möglichkeit geschaffen, den Wintersport zu sozialisieren.

Der Reichskanzler Bauer hat kürzlich eine Abordnung schlesischer Arbeiter empfangen, die unter anderm verlangten, daß gegenwärtig in ihren Gebirgen keine Wintersportfeste abgehalten werden dürften. Die Abordnung hat dabei ausgeführt, es gehe nicht an, daß für solche Wintersportfeste eine Menge Nahrungsmittel zusammengeschleppt würden, während die Bevölkerung darbe. Der Reichskanzler Bauer hat Berücksichtigung dieser Klage zugesagt; er hat damit nicht unrecht gehabt: Wintersportfeste waren in den glänzenden Zeiten vor dem Kriege ein Luxus, der dem Volke zwar nicht nützte, dem Volke als Ganzem aber auch nicht schadete, der manchen Rekordleuten Gelegenheit zur Auswirkung einer meist harmlosen Eitelkeit bot, der manchem andern harmlosen Gemüt Freude machte, der schließlich den als solchen sehr wichtigen Berggasthäusern, und auch manchmal ganzen Ortschaften, einen ihnen durchaus zu gönnenden Verdienst brachte. Übel wirkten die Wintersportfeste damals nur durch Überanstrengungen, zu denen sich einige gar zu eitle Toren dabei hinreißen ließen. Bei den heute herrschenden Nahrungsmittelschwierigkeiten aber haben diese Feste allerdings kaum eine Berechtigung, wenngleich nicht abzusehen ist, warum sie unzulässig sein sollen, wenn gleichzeitig die noch viel unnötigeren und positiv schädlichen Massentanzereien überall in Dorf und Stadt erlaubt werden. Aber jedenfalls: Wintersportfeste sind nichts, an dessen Erhaltung oder gar Pflege heute für die Allgemeinheit irgend etwas gelegen wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Desto mehr ist gelegen, ist für das ganze Volk gelegen, und ist gerade heute gelegen an der möglichst ausgiebigen Pflege eines möglichst weit in die Massen getragenen ernsthaften Winter-sportes. Ernsthafter Wintersport, darunter verstehe ich Ski-touristik. Natürlich soll dem fröhlichen Scherz des Rodelns, dem tüchtigen Vergnügen für Kinder und Erwachsene, als solchem sein Recht bleiben. Und wer einen Nervenkitzel darin findet, auf einem Riesenrennschlitten (Bobsleigh), oder in der Bauchfahrt über die vereiste Steilbahn auf dem Eisengerippe (Skeleton), seinen Hals zu riskieren, den zu hindern hat der Staat kein Recht, hat allerdings auch keine Veranlassung, ihn dabei zu fördern.

In der Skitouristik dagegen besitzen wir eines der großartigsten Mittel, unser deutsches Volk körperlich und seelisch wieder aufzubauen. Denn körperlich und seelisch wirkt sie Wunder. Das bezeugt Jeder, der jemals auf den schlanken Brettern (auch „Bretter", die jedem, der sie kennt, „eine Welt bedeuten!") in ein verschneites Gebirge eingedrungen ist. Körperlich bietet sie uns vor allem ein ganz hervorragendes unter den Mitteln, die wir heute an Stelle der Leibesschulung durch die allgemeine Wehrpflicht setzen müssen, wenn wir als Volk nicht körperlich verkommen wollen. Ich vergesse nie das Bild eines alten, wohl mindestens 65jährigen Engländers, den ich seine Skier und die sonstige schwere Ausrüstung auf seinen Schultern die Straße des Alpendorfes entlangtragen sah, als sei er ein Jüngling. Das können wir auch, wenn wir uns dazu erziehen. Gesunde erhält die Skitouristik gesund und jung, und viele Kranke macht sie gesund: nicht nur Blutarme und sonst Stadtverbildete, sie heilt zum Beispiel selbst Drüsentuberkulose. — Und seelisch gibt sie uns etwas, was selbst in diesen Tagen Freude zeugt: Wer jemals etwa die gelben Felsen der Valluga in nächster Nähe vor sich aus dem unendlich weißen Schnee hat ragen sehen, wer sich dabei so ganz bewußt geworden ist: vor dieser unbeschreiblichen Wirklichkeit stehe ich nun hier in meinem eigenen Leibe, an dieses Wunder kann ich meine Finger legen — der hat heulen können vor Wonne einfach darüber, daß es so etwas gibt. Ohne die schlanken Bretter aber wäre es Vernichtung, in dieses Herz gewaltigsten Winters eindringen zu wollen. Wer da steht, mitten in den Wundern, die gleichzeitig Wunder einer zurückgekehrten Eiszeit und Wunder der Sonne sind — ja, wer auch nur auf der Höhe des tief verschneiten Brockens steht—, in dessen Horizont ist Clémenceau kein Tiger mehr, sondern nur noch eine Laus: Es ist nötig, daß wir Deutschen die Welt zu Zeiten auch einmal wieder so sehen, wenn wir stark bleiben wollen zur Tat und zur Arbeit. Auch zur Arbeit: Wohl ist uns Arbeit und nochmals Arbeit die Losung der nächsten Jahrzehnte, aber für die Arbeit noch mehr als für andre Dinge gilt die Wahrheit: „Niemand tauget ohne Freude." — Und Menschen und Massen, die Skitouristik treiben, haben in ihr dann

auch noch die stärkste Schutzwehr gegen den größten Feind körperlicher und seelischer Gesundheit und gegen den größten Vertilger der Arbeit, gegen den Alkohol, dessen neue Hochflut, als eine der schwersten Gefahren schon der nächsten Zukunft, unserm armen Vaterlande droht*): Die Münchner Bierwirte haben wohl gewußt, warum sie, als in den Zeiten vor dem Kriege München aus einem Mittelpunkte der Bierentartung ein Mittelpunkt der Volksgesundung durch Skitouristik wurde, zu hindern versucht haben, daß am Wochenende die Sonderzüge in die Skigebiete vermehrt würden: Skitouristik und Alkoholkultus, das reimt sich einmal nicht zusammen. — Wozu dann noch ein nicht kleines Stück geistiger und gesellschaftlicher Gesundung dadurch kommt, daß bei der Skitouristik die verschiedenen Stände und Bildungsstufen in engsten Verkehr und oft in innigste gegenseitige Hilfeleistung treten. Und endlich bringt die Skitouristik für uns Deutsche auch immer erneute, und immer neu erfreuliche, Berührung und Zusammengehörigkeitserneuerung mit unsern Brüdern aus Deutsch-Österreich.

All Das habe ich hier schon einmal zu zeigen versucht in meinem Aufsatze „Das gleitende Brett"**). Und nun, das Alles kann, wenn richtig angefaßt, sehr großen Teilen des deutschen Volkes zugänglich gemacht, das Alles kann „sozialisiert" werden. Und zwar zunächst und grundsätzlich deshalb, weil die Skitouristik, wenn man einmal an Ort und Stelle ist, ein durchaus billiger Sport ist; die Skitouristen aller Stände aber billig an Ort und Stelle zu bringen, hatte die Eisenbahnverwaltung vor dem Kriege bereits als eine ihrer volksgesundheitlichen Aufgaben erkannt, und wird es wieder erkennen, wenn unsre Eisenbahnzustände einmal aus dem jetzigen Dreck etwas heraus sein werden; die Verwaltung könnte übrigens in dieser Sache schon jetzt wieder etwas klarer sehen. Natürlich ist aber eine Sozialisierung der Skitouristik und damit deren gewaltiger körperlicher und seelischer Segnungen nur dann möglich, wenn sie für jedermann und leicht erlernbar gemacht wird.

Und damit stehen wir mitten in „Mathias Zdarskys Lebenswerk". Mathias Zdarsky hat — in jahrelanger geistiger und leiblicher Arbeit — eine Methode der Skitouristik geschaffen, die für jeden Menschen, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, in allerkürzester Zeit erlernbar ist, unter der einzigen Voraussetzung, daß der Lernende gesunde (oder richtiger: wenigstens nicht zu schwer beschädigte) Knochen und Muskeln hat. Eine Methode, die jedermann befähigt, in jedem Gelände, auch am steilsten

*) Wie Professor Ponickau im ersten Januarheft auf Seite 13ff. klar gezeigt hat.

**) Leitaufsatz in Nr. 4 vom 16. Februar 1914, auch erschienen als Vortrupp-Flugschrift Nr. 27.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alpenhang, sofern sich an dem nur überhaupt Schnee halten kann, flott, sturzfrei und sicher zu fahren, und zwar selbst dann, wenn der Schnee noch so verharscht ist. Eine Methode, von der ich persönlich, der ich Männer und Frauen darin ausgebildet habe, bezeugen kann, daß sie nach einer Übung von wenigen Tagen, oder vielmehr, richtiger, von wenigen Stunden, nach einer Übung, die keinerlei Erschöpfung bringt und bei der Stürze durchaus unnötig sind, jeden bereits befähigt, mit ernsthafter Skitouristik auch im alpinen Gelände zu beginnen. Was diese Methode leistet, hat sich mir vor allen Dingen unauslöschlich eingeprägt, als ich einmal im Engadin infolge eines Zusammentreffens ungünstiger Umstände genötigt war, zusammen mit einer Dame in der Mitte der dreißiger Jahre, die von Hans Paasche und mir genau nach Zdarskys Methode ausgebildet war, aber erst ganz wenige Touren hinter sich hatte, eine keineswegs leichte nächtliche Abfahrt von mehreren Stunden zu machen: Die Abfahrt auch der Dame ging praktisch sturzfrei vor sich.

Mathias Zdarsky hat seine Methode in einem Büchlein dargestellt, das in einer Sprache von geradezu klassischer Einfachheit und Verständlichkeit geschrieben ist, einem Büchlein, von dem man nur sagen kann, daß es in Wort und Darstellung auf derselben Höhe steht, wie die Reglements des bisherigen deutschen Heeres, deren klassische Sprachkunst bekanntlich von keiner Seite je bestritten werden konnte. Wie schwer es ist, eine Methode der Skitouristik so gut darzulegen, wird einem besonders klar, wenn man manchen andern Leitfaden über dasselbe Gebiet liest. Zdarskys Büchlein heißt „Alpine (Lilienfelder) Skifahr-Technik", ist erschienen im Verlage von Konrad W. Mecklenburg (dem vormals Richterschen Verlag) in Berlin, und bezeichnet sich im Untertitel mit vollem Recht als eine „Anleitung zum Selbstunterricht". Es liegt naturgemäß nicht im Rahmen dieses meines Aufsatzes, viel über sportstechnische Einzelheiten zu sagen; ich weise deshalb nur darauf hin, daß eine der Hauptstärken von Zdarskys Methode darin liegt, daß Zdarsky mit dem vollen Fachwissen des völlig durchgebildeten deutschen Turners und mit dem Scharfblick eines außergewöhnlich praktischen Mannes genau erfaßt hat, was für die Zwecke einer unbedingt sicheren Skitouristik (unbedingt sicher auch im schwierigsten Alpengelände) notwendig ist, und daß er seine Methode streng auf das Lehren dieses Notwendigen beschränkt hat. Es handelt sich dabei im wesentlichen etwa um das Stehen und Gehen, um das Steigen oder richtiger Aufwärtsgleiten*), um das Wenden vermittels

*) Vielleicht diejenige Anwendung des Ski, von der der Unkundige die irrigste Vorstellung hat: Er stellt sich darunter eine furchtbare Anstrengung vor, während dieses sanfte Aufwärtsgleiten, dessen Neigungswinkel der Tourist selbst bestimmt, mit zum Köstlichsten der ganzen Skitouristik gehört: sowohl im körperlichen Gefühl, als auch seelisch, weil es ja das immer tiefere Eindringen in das Zauberreich des weißen Landes bedeutet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Spitzkehre beim Aufstieg, um das Fahren, das Halten und um das Wenden vermöge des „Stemmbogens" in der Abfahrt. — Um die denkbar zweckmäßigste Ausübung seiner Methode zu sichern, hat Zdarsky dann einen Ski geschaffen, der die Aufgabe, so an den menschlichen Fuß befestigt zu werden, daß der Ski denkbarst sicher geführt werden kann (das sogenannte „Bindungs"-Problem), in ganz hervorragender Weise löst: Zdarskys „Alpen-Ski" mit seiner, nach Zdarskys jetziger Heimat benannten, „Lilienfelder-Bindung" ist für den Skitouristen ein Kamerad, dessen ganze Kraft und Treue er erst voll begreift, wenn der Hang steil und der Schnee harschig wird*). Übrigens ist dieser Ski mit dieser Bindung auch für jede andere Fahrart nicht nur voll brauchbar, sondern hervorragend geeignet; er hat besonders auch die Tugend, daß er, so sicher er am Fuße sitzt, sich im Falle eines Sturzes rechtzeitig und gefahrlos löst; das kann ich aus eigner Erfahrung feststellen.

Wer an einen Ort kommt, wo sich Skifahrer zusammenfinden, der trifft sie häufig in einem wilden Streit um die verschiedenen Fahrmethoden. Namentlich zwischen den „Lilienfeldern", also denen, die Zdarskys Methode ausüben, und den „Norwegern" — das sind die, die nach einer Methode fahren, die in ihrer Urform aus Norwegen stammt — pflegen Redekämpfe (und in deren Fortsetzung auch Preßkämpfe) stattzufinden, die, seltsam aber wahr, nicht selten die Glut und die Erbitterung der wildesten Glaubensstreitigkeiten erreichen. Ich habe das daher den „Streit der Skikonfessionen" genannt. Wer innerlich über diesen Feindseligkeiten steht, dem kann das Zuschauen dabei, oder selbst eine gelegentliche kurze Teilnahme daran, unter Umständen wohl eine gesteigerte Ablenkung von seinen Berufsgedanken gewähren, die die Erholung durch die Skitouristik noch vermehrt. Aber im Grunde ist diese Sache, die übrigens schon bis zu Duellforderungen geführt haben soll, etwas Ernstes, und zwar etwas sehr Übles. Denn sie zeigt wieder einmal, daß wir Deutschen es leider fertigbringen, uns über alles, aber buchstäblich über alles im giftigsten Hader zu zerraufen. In einem Hader, der in diesem Falle so besonders giftige Formen (Formen, die angesichts der zugrunde liegenden rein technischen Meinungsverschiedenheiten eigentlich ganz unbegreiflich sind) wohl um deswillen angenommen hat, weil der Zank zuerst in Österreich aufgesprungen ist, wo die dort übliche, denkbar üble Art, politische Kämpfe auszufechten, auch auf andre Gebiete abzufärben pflegt. Insbesondere die gegen Zdarsky gerichteten Angriffe müssen nicht selten unter diese

*) Die von Mathias Zdarsky erdachte „Bindung" kommt häufig in einer Umformung vor, die ihr der österreichische Offizier Bilgeri gegeben hat, und heißt dann „Bilgeri-Bindung". Ob diese Umformung eine Verbesserung ist, ist strittig. Jedenfalls bedeutet es keine Herabsetzung der großen Verdienste Bilgeris um den Skisport, wenn man die Tatsache feststellt, daß es sich bei der nach ihm benannten „Bindung" nur um eine etwas veränderte Ausdrucksform für einen Gedanken handelt, den Mathias Zdarsky erdacht hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verurteilung fallen, zumal sie oft von Personen ausgehen, die nicht einmal von dem wahren Wesen seiner Methode etwas wissen, geschweige denn, daß sie von den sonstigen volkserzieherischen Verdiensten des Mannes und von der Bedeutung seiner Persönlichkeit eine Ahnung hätten.

Und dabei ist für vernünftige Menschen der ganze Streit sinnlos: Die sogenannte „norwegische" Methode ist zwar ursprünglich nur für verhältnismäßig sanftes Hügelland gedacht gewesen, ist dann aber durch tüchtige deutsche Meister, namentlich auch durch den schon genannten Bilgeri, auch für deutsche Gebirge, selbst für die Alpen, brauchbar gemacht worden. Es gibt heute nicht wenige Fahrer „norwegischer" Art, die ihre Methode tadellos auch in den Alpen fahren (wenngleich allerdings nach meinen Beobachtungen nur die Wenigsten von ihnen das in jeder Lage und in jedem Gelände vermögen). Wer diese „norwegische" Methode wirklich beherrscht, der kann zweifellos etwas Wunderschönes und sportlich sehr Hochstehendes. Aber diese Methode ist durchaus nicht geeignet, einen der körperlichen und geistigen Volksgesundheit dienenden Massensport heranzuziehen:

Denn erstens erfordert die „norwegische" Methode eine sehr lange Lehrzeit; einer ihrer Innsbrucker Vertreter zum Beispiel sagte mir: „Wir lassen unsre Anfänger ein halbes Jahr lang nicht vom Übungsplatz weg." Sie kommt also nur in Betracht für Menschen, die ständig im oder am Gebirge wohnen und auch da nur für solche, denen ihr Beruf ungemein viel freie Zeit läßt; sie ist dennoch von vornherein ausgeschlossen zum Beispiel für die weitaus meisten Norddeutschen und für fast alle stark Berufstätigen. Der Grund für diese lange Lehrzeit liegt unter anderm darin, daß die „norwegische" Methode, in vollem Gegensatze zu derjenigen Zdarskys, über das für den praktischen Gebrauch der Skitouristik Notwendige weit hinausgeht; sie lehrt zum Beispiel regelmäßig den „Telemarkschwung" und den „Christianiaschwung", womöglich auch noch das „Springen". Lauter Dinge, deren wirkliches Können ein sehr schöner Besitz ist; von denen aber das „Springen" für die Skitouristik überhaupt ausscheidet, während die beiden „Schwünge" zwar für den, der sie unbedingt sicher beherrscht, in der Touristik manchmal verwendbar, aber niemals nötig sind und an Zuverlässigkeit, namentlich bei steilem Gelände und schwierigem Schnee, von den entsprechenden Übungen Zdarskys stets weit übertroffen werden. — Dann ist weiter diese lange Lehrzeit unendlich mühevoll und in der Regel, weil bei den meisten Personen mit einer Unzahl von Stürzen verbunden, außerordentlich ermüdend und lustraubend. Daher erfordert das Erlernen der „norwegischen" Methode — jedenfalls ein wirkliches Erlernen, das zu ernsthafter Touristik befähigt — eine besondere Begabung, und ist für Leute, die nicht mehr ganz jung sind, wohl immer ausgeschlossen. Die „norwegische" Me-

thode unter den Verhältnissen steiler deutscher Gebirge, namentlich der Alpen, wirklich zu beherrschen, ist so schwer, daß sehr Viele — nach meinen Beobachtungen die Meisten — von denen, die glauben, sie gelernt zu haben, bei der Touristik, sobald die Lage wirklich schwierig wird, zum Beispiel am stark verharschten Steilhang, meist doch ihre Methode aufgeben und dann eine (ungeübte und daher schlechte und unzureichende) Nachahmung von Zdarskys Schule anwenden. Die „norwegische" Methode ist also eine sehr schöne Sache für eine mit besondrer Begabung und viel Zeit versehene, dazu günstig wohnende Minderheit, aber viel zu schwierig und viel zu zeitraubend, um jemals für auch nur beträchtliche Teile des Volkes die Vermittlerin der Segnungen des Gebirgswinters zu werden. Das vermag tatsächlich nur Zdarskys, eben von jedermann in kürzester Zeit und zu vollster Sicherheit in jedem Gelände und bei jedem Schnee erlernbare, Schule. Es handelt sich also bei der Methode Zdarskys und der „norwegischen" Methode um zwei Systeme, denen ihrem Wesen nach ganz verschiedene Ziele gesetzt sind. Die „norwegische" Methode ist eine hohe, wenn ernst genommen, nur wenigen besonders Berufenen zugängliche, sportliche Kunst; Zdarskys System bietet jedermann und ganzen Massen ein, wie er selbst es ausgedrückt hat, „mühelos erlernbares Durchschnittskönnen" für sportliche Arbeit mit weitesten Zielen der Volksgesundheit. Beide Methoden können sich deshalb, bei klarer Betrachtung der Sachlage, gar nicht ins Gehege kommen. Und darum ist der Streit so sinnlos.

Er hat aber für die gute und große Volkssache, um die es sich hier tatsächlich handelt, leider sehr üble Folgen: Während Zdarsky die der „norwegischen" Methode innewohnenden Möglichkeiten voll anerkennt (der Beweis dafür liegt in vielen Stellen seiner Schriften der Öffentlichkeit vor), gehört es, das ist wirklich nicht zu leugnen, bei einer Anzahl von Personen aus dem andern Lager anscheinend geradezu zum guten Ton, Zdarsky und seine Schule anzugreifen, ein ganz falsches Bild von ihr zu geben, sie zu verhöhnen, sogar zu boykottieren. Ich persönlich habe den ganz verrückten Fall erlebt, daß mir ein Bergführer sagte, er wisse ganz genau, daß in den Alpen Zdarskys Methode für die weitaus größere Zahl von Menschen die weitaus überlegene sei; auch für ihn selbst. Aber er dürfe dieser Erkenntnis keine praktische Folge geben, sonst boykottierten ihn seine Berufsgenossen. Das spielte allerdings in der Schweiz, aber ich kann mir sehr wohl denken, daß in Deutschland und in Deutsch-Österreich die Dinge oft ähnlich liegen. So wird aber eben verhindert, daß die Kenntnis von den Möglichkeiten, die Mathias Zdarsky für ganze Massen, ihre Gesundheit und ihre Gesundung geschaffen hat, überall dahin dringt, wohin sie im Interesse unsres Volkes dringen müßte.

Und: Ich schreibe diesen Aufsatz zwar nicht für Zwecke des Sports, sondern für Zwecke der Sozialpolitik; aber möge dem Sportsmann in mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die folgende Äußerung gestattet sein: Es kann manchmal einen Hund jammern, wenn man an den Winterplätzen Massen von Menschen, namentlich auch weiblichen Geschlechts, ihre kargen Ferienwochen und ihr oft sauer verdientes Geld an der unmöglichen Aufgabe verwüsten sieht, in diesen paar Tagen „norwegisch" fahren zu lernen. Mit dem Ergebnis, daß sie sich fürchterlich abschinden, andauernd im Schnee wälzen, immer an einen öden Übungshügel gefesselt bleiben und von den göttlichen Herrlichkeiten des wirklichen Gebirges und der köstlichen Freude des sicheren Skifahrens keine Ahnung bekommen. Und womöglich noch trübseliger ist es, wenn dann jemand von dieser Art (der auf jenem Übungshügel vielleicht sogar schon den „Telemarkschwung" ein paarmal gekonnt hatte), falls man ihn einmal auf eine Tour mitnimmt, im wirklichen Gebirge sofort versagt. Wenn man so ein männliches oder weibliches Unglückstier, das vielleicht schon dicht vor dem Schlusse seines Urlaubs steht, dann darüber aufklärt, was Mathias Zdarsky auch für ihn (oder für sie) geschaffen hat, dann hört man gewöhnlich: „Ja, warum hat mir das nicht schon eher jemand gesagt?" Ja, warum? — Übrigens sei bemerkt, daß niemand, der sich verständigerweise zunächst in Zdarskys Schule rasch zum zuverlässigen Skitouristen ausbildet, sich dadurch etwa dafür „verdirbt", auch noch das Künstlertum des „norwegischen" Fahrens zu erwerben, falls er später Zeit und Begabung dafür entdeckt.

Wie man die von Mathias Zdarsky geschaffenen technischen Möglichkeiten nun auch wirklich praktisch verwenden kann, um die Skitouristik als Massenkraftquelle für das Volk wirken zu lassen, um also den Wintersport im Interesse der Volksgesundheit zu „sozialisieren", das hat Zdarsky selbst glänzend vorgemacht durch geniales Organisieren von Lehrgängen an allen möglichen Orten Deutschlands, Deutsch-Österreichs (und meines Wissens auch der Schweiz). Er persönlich hat dabei etwa 10000 Menschen — Männer und Frauen, Zivilisten und Soldaten — in der Skitouristik ausgebildet und aus den Geeignetsten unter ihnen einen Stab von Lehrern seiner Methode geschaffen. Über seine Grundsätze bei dem Aufbau und der Durchführung solcher Lehrgänge erfährt man vieles sehr Fesselnde aus den Sammlungen seiner Aufsätze und Vorträge, die unter den Titeln „Skisport", und „Für Skifahrer" in den Jahren 1915 und 1916 in Wien im Verlage von Carl Konegen (Ernst Stülpnagel) erschienen sind*). Ein sehr charakteristisches Bild von Art und Wesen eines von Zdarsky persönlich geleiteten Lehrganges hat im „Vortrupp" Hans Paasche gezeichnet, nämlich in dem Aufsatze „Volkserziehung im Schnee" in Nr. 5 vom 1. März 1912. In der Grundauffassung Zdarskys von seiner Lehr-

*) Diesen beiden Sammlungen habe ich die gleich folgenden Zitate entnommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeit zeigt sich nun erst die wirkliche Größe des Mannes, seine Berufenheit zum wirklichen Erzieher des Volkes als Fortsetzer von Ludwig Jahns Werk:

Zdarsky verliert seine selbstgesetzte Aufgabe, die unendliche Kraftquelle des winterlichen Gebirges zu sozialisieren, keinen Augenblick aus dem Auge. Alles „Sportliche" ist ihm nur Mittel zu diesem Zwecke; der „Sport" hat für ihn nur Bedeutung, weil und soweit er dem Volke dient. Er weiß, daß die ernsthafte Skitouristik das in einem Maße vermag, das immer noch viel zu Wenige kennen, und er macht sich deshalb Frithjof Nansens Wort zu eigen: „Beim Skilauf handelt es sich um mehr, als die Meisten ahnen." Aber er weiß auch, daß die Skitouristik, um ein Weg zu diesem wirklich erhabenen Ziele zu sein, etwas großartig Einfaches sein muß: „Der Einzelne oder eine kleine zusammengesuchte Schar kann „„Kunststücke"" pflegen, aber diese einem ganzen Volke beibringen zu wollen, ist Narretei." Daher haßt er auch den hergebrachten Betrieb der Wintersportfeste, den er im Sinne *seiner* Aufgabe nur für schädlich halten kann:

> „Die wenigsten Menschen wissen, daß sie zum Skifahren tauglich sind, denn den meisten Nichtskifahrern schwebt als Skileistung entweder ein gruseliger Sprung oder ein abhetzendes Wettlaufen vor, weil sie andres bei den „„großen"" Wintersportfesten nicht zu sehen bekommen. Es wird . . . übersehen, daß den Höchstleistungen der Einzelnen auf irgendeinem Sportgebiete niemals Werbekraft für die Massenbeteiligung innewohnen kann."

Für Mathias Zdarsky, dessen Zweck nicht der Sport, sondern der Mensch und das Volk sind, kommt es, wie immer wieder hervorzuheben, auf ein, auch den Massen zugängliches, „mühelos erlernbares Durchschnittskönnen" an, und das ist erreichbar für jedermann, denn: „Das Skilaufen ist keine Sache der Schneid, wie man sich einbildet, es ist Sache der Übung." Darum ist ihm von besonderer Wichtigkeit immer wieder der Kampf gegen die sportliche Eitelkeit und immer wieder die Arbeit für die äußerste sportliche Disziplin: „Der Skisport wird [in Zdarskys Lehrgängen] ernst betrieben, Fahrtüchtigkeit ohne allen persönlichen Eitelkeitkitzel ist unsre Devise." Und weil Zdarskys Zweck der Mensch und nicht der Sport ist, so ist es in seinen Augen schwerster Frevel, wenn der Mensch den Sport dahin entarten läßt, daß er ihm Gesundheit oder gar Leben opfert, denen zu dienen ja eben das Einzige ist, was dem Sport Daseinsberechtigung verleiht. So gibt Zdarsky zum Beispiel für die Bewegung bergauf den kurzen, scharfen Rat: „Wer sich sicher Herz- oder Lungenkrankheiten zuziehen will, der hetze im Skilaufen." Und die folgende Stelle ist so köstlich, und bei allem Humor so ernst, daß ich mir nicht versagen kann, sie voll hierher zu setzen:

> „Nehmen wir an, daß wir über eine exponierte Stelle gehen, wo vielleicht Lawinengefahr bestehen kann. Es tritt Nebel ein und wir fragen uns: ‚Sollen wir die Tour fortsetzen oder nicht?' Das hängt jetzt von der Individualität des Betreffenden ab. Ist er seines Körpers

vollkommen sicher, weiß er, daß alles an ihm Stahl und Eisen ist, daß er unter keinen Umständen zusammenbrechen wird, daß er vor keiner Anstrengung zurückschreckt, daß er sich nie irren kann, ist er also seiner selbst absolut sicher, dann wird er auf diesem lawinengefährlichen Hang im Nebel — sofort umkehren und nicht weitergehen. Das tut ein Fachmann, weil er sich sagt: „„Auf mich kann ich mich verlassen, auf die Natur nicht. Ich weiß ja nicht, was dort drüben im Nebel alles versteckt sein kann, und weil meine Phantasie mir sagt, das und das kann eintreten, wogegen ich als Mensch ohnmächtig bin, werde ich als vorsichtiger Mensch umkehren."" Das ist eine alpine Pflicht und eine alpine Tugend, und es ist nicht wahr, daß es eine Schande ist, umzukehren. Es ist eine Schande, nicht umzukehren."

Zdarsky belehrt seine Schüler auf das Genaueste über jede Kleinigkeit, die zur Sache gehört, über die beste Art, die Stiefel zu dichten ebenso wie über die vorteilhafteste Methode, den Rucksack zu packen. Aber auch da, wo er über derartige ebenso prosaische wie notwendige Dinge spricht, fühlt man, wie das ganze Sein und Tun dieses Mannes in unendlicher Liebe zur Natur als der unerschöpfbaren Kraftspenderin des Menschengeschlechts ruht; mit Conrad Ferdinand Meyer dürfte Mathias Zdarsky von sich sagen, daß überall in seinem Wesen Firnenlicht sei.

Einen starken Rückhalt für seine Arbeit hat er sich in dem von ihm gegründeten Alpen-Skiverein in Wien geschaffen, sowie in dessen Zeitschrift „Der Schnee"; dieser Verein hat auch die zuletzt genannten Sammlungen der Aufsätze und Vorträge Zdarskys herausgegeben.

Mathias Zdarsky ist ein Mann, dessen Wesen zweifellos seine Schroffheiten hat. Die haben Männer dieser Art immer und müssen sie haben, um sich durchzusetzen. Und auch hierin war, meines Wissens, Ludwig Jahn eine ähnliche Natur. (Diese Schroffheit mag eine der Ursachen sein, warum der Kampf, der gegen jeden Menschen, der seinen Mitmenschen etwas wirklich Gutes bringt, stets und überall sofort entbrennt, gegenüber Mathias Zdarsky vielfach so besonders üble Formen angenommen hat. Das ist eine Erklärung, keineswegs eine Entschuldigung dieser Kampfformen.)

Aber Zdarsky ist ein Mann von der Art der Männer, wie wir sie stets gebraucht haben und jetzt mehr als je gebrauchen. Wenn ich Konrad Haenisch wäre, oder sonst ein Kultusminister innerhalb Deutschlands Grenzen, dann bäte ich Mathias Zdarsky sofort, zu mir zu kommen. Und dann ersuchte ich ihn, mir ein Programm vorzulegen darüber, wie man mit den Mitteln und auf den Wegen, die er erdacht und gefunden hat, in diesem und den nächsten Wintern zunächst einmal ein paar hunderttausend Deutsche beiderlei Geschlechts zu körperlichen und seelischen Prachtmenschen entwickeln kann.

Wir Deutschen haben, in bedauerlichem und uns sehr schädlichem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterschiede von den Angelsachsen, bisher eine erhebliche Begabung bewiesen, viele Menschen von Kraft und Bedeutung ungenutzt zu lassen. Das braucht nicht unbedingt so zu bleiben. Mathias Zdarsky ist nur einer unter vielen, auf die sich das bezieht. Aber er ist Einer davon.

Zdarsky würde, des kann man sicher sein, binnen längstens acht Tagen ein sehr brauchbares Programm vorlegen. Daß es kostspielig sein würde, bezweifle ich, und zwar um so mehr, weil die erforderlichen Geräte gerade jetzt, vom Kriege her, noch in großen Mengen in den Beständen des früheren Heeres vorhanden sind. Aber selbst wenn einiges Geld erforderlich wäre, es wäre nur der Teil eines Tropfens in dem Ozean unsres allgemeinen Finanzjammers. Und dafür bekämen wir einen breiten und tiefen Strom körperlichen und seelischen Segens für unser Volk.

Hermann Popert.

Wandern und Hören.

Für die Erziehung des Auges ist in den letzten Jahrzehnten manch Wort gesagt worden. Avenarius, Lichtwark, Schultze-Naumburg, Schwindrazheim haben das Auge zu bilden versucht. Der Künstler, wegbereitend wie immer, deckte neue Provinzen der Schönheit auf. Solchen Landschaften, die von allen Seiten als armselig verschrien waren, wußte er verborgene Reize zu entlocken; Tagesstimmungen, die jedermann als trist und unfreundlich ablehnte, sprachen zu seinen Sinnen. Den Meistern blieb die Jüngerschaft nicht aus. Die ernsthafte Jugend wandert jetzt offeneren Auges durch die Welt. Das unterliegt keinem Zweifel.

Nicht dieselbe Aufmerksamkeit hat man der Bildung des Ohres geschenkt. Und doch gibts draußen so viel des Erfreuenden zu hören, das dem verschlossen bleibt, der seine Empfänglichkeit nicht gesteigert hat. Um gleich das Gebiet herauszuheben, auf das ich den Blick lenken möchte: Wie wenig vernimmt durchschnittlich der Mensch vom Gesang unserer Vögel. Sein Reichtum wird ihm nicht offenbart. Die landläufige Kenntnis der Vögel unserer Heimat ist gering. Ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen nicht mehr als 6—8 Vögel im Freien völlig eindeutig bestimmen können. Was kennt man in der Regel? Storch, Kiebitz, Kuckuck (aber nur, wenn er ruft), Rotkehlchen, Schwarzdrossel und Star. Bei andern weiß man die Gattung, zum Beispiel beim Sperling, aber nicht, ob man den Haus- oder Feldsperling vor sich hat; auch die Lerche kann man nicht genau als Feld-, Hauben- oder Heidelerche erkennen. Einige Vögel sind in aller Munde; die Meisen treten in der Fibel auf, der Zaunkönig spielt im Märchen eine Rolle, die Nachtigall haben wir alle angesungen; aber Hand aufs Herz, wer kann diese Vögel unter hundert anderen heraus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

finden oder sie bestimmen, ohne daß er ihrer ansichtig wird, allein nach dem Gesange? „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön", sangen wir in der Schule, aber gehört haben wir diese Vielgepriesene nicht ein einziges Mal. Das ist armselig. Aber dem Städter mag gleich die Entschuldigung auf die Lippen kommen, daß er in seiner Steinwüste der Natur entfremdet ist. Dieser Einwurf ist jedoch nicht stichhaltig. Denn jeder Vogelkundige macht sich anheischig, auch in der größten Stadt fünfzig und mehr Vogelarten nachzuweisen. Das bedeutet einen großen Reichtum. Allerdings liegt er nicht völlig offen zutage. Er hält sich zurück; man muß ihn suchen. Aber die Beglückung für den, der ihn zu finden weiß, ist groß. Es ist ohne Übertreibung gesprochen: dem, der beobachtend in das Vogelleben eindringt, erschließt sich eine neue Welt, die wundersam reich und mannigfaltig ist, immer neue Überraschungen bietet und Herz und Sinnen eine solche Fülle des Befreienden und Schönen bringt, daß man diese Welt nie wieder verläßt, wenn man sie einmal in Besitz genommen hat.

Es ist der erste Tag des Jahres. Ich trete aus dem Hause und gehe der Landstraße zu. Ein nadelspitzes Ti Ti trifft mein Ohr. Ich wende den Kopf. Da sehe ich auch schon das kleine, graue Kerlchen, von dem der Ruf stammt. Eben flog's einen Baumstamm an, tief unten. Jetzt arbeitet es sich hinauf, emsig. In Stößen kommt's höher, die Krallen schlagen in das Holz ein. Der Schwanz stützt. Es sucht die Rinde ab. Drollig sieht's aus, wenn's hinter die rissige Borke der alten Linde schaut und mit seinem langen, schwachgebogenen Schnabel den gefundenen Leckerbissen herausholt. Ti Ti lockt es immer wieder inmitten dieses fleißigen Kletterns und Suchens, auch mal fast perlend Tririri. Da huscht ein zweites graues Wesen vorüber, fliegt den nächsten Baum unten an und arbeitet sich ebenso emsig wie das erste diesen Baum hinan. Kleine Baumläufer sind's, auch Mäusespechte genannt, offensichtlich ein Paar, die mir hier ihren Neujahrsgruß boten.

Schnee ist gefallen, eine bitterböse Zeit für die Vögel, die den Winter bei uns verbringen. Aber ihr Lebensmut kann nicht gebrochen sein, denn aus dem Vorgarten eines kleinen Landhauses dringt ein Gesang heraus, so herzhaft, keck und munter, daß wir überrascht stehen bleiben. Ein robuster Gesang, schmetternd vorgetragen. Doch was ist das? Von drüben kommt eine Antwort. Aus dem Gesträuch eines Parkes heraus schlägt derselbe kraftvolle Gesang. Und nun wieder der erste. Unser Blick hat den Vogel gefangen. Ein winziger Gast, unscheinbar braun ist sein Gefieder. Stur in der Haltung, den Schwanz fast lotrecht nach oben gerichtet, den Schnabel weit aufgerissen, stößt er seine Roller- und Schmettertöne in die Welt hinaus. Und wieder von drüben die Antwort. Es sind Zaunkönige, die's nicht lassen können, trotz aller Kälte ihr Lied zu singen. Einzigartige Geschöpfe, Schneekönige hat man sie genannt, weil kein anderer Vogel so sieghaft der Wintersnot trotzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vier Wochen sind verstrichen; es ist Mitte Februar. Die Sonne kommt schon höher herauf, und wenn sie durchbricht, streichelt sie uns wohlig und warm. Ganz zaghaft fangen die Menschen an, des Frühlings zu gedenken; ach, es fehlt noch eine geraume Zeit, bis er sich einstellt. Aber für die Kohlmeise ist er schon da. Widu, widu ruft's über uns in klangvollen Terzgängen. Ein einfaches Lied. Wer kennt ein schlichteres? Und doch so schön! Ich muß bekennen, daß ich kaum ein Lied so sehr liebe wie dies kunstlose der Kohlmeise. Wenn ich diese Töne höre, ist für mich der Winter bezwungen, dann hebt der Frühling an. Nicht Krokus, Tulpen und Hyazinthen oder Primeln und Anemonen, auch nicht Storch oder Nachtigall künden ihn an. Die Kohlmeise läutet ihn mit ihrer glockenreinen und glockenvollen Stimme ein. Frühling, Frühling klingt's in dem wieder, der sie kennt, während die andern warten und warten.

Wer am Rande der Stadt wohnt, ist in seinen Beobachtungen begünstigt, aber auch im Innern der Stadt warten der Freuden viel. Es ist garstiges Wetter im März. In Stößen fegt der Wind durch die Straßen, ab und zu fällt ein Spritzer aus den Wolken. Schwarz, struppig, naßglänzend stehen die Bäume in der Straße. Menschen eilen, Bahnen rasseln. Da, inmitten all dieses Jagens und Hastens eine zarte Stimme Zi zi zirr. Dünn und fein, gezogen fängt's an mit Zi zi und schließt mit einer Reihe perlender Töne unsagbar schön ab. Von der andern Seite der Straße schwirrt der Ton herüber. Als wir die Straße überquert haben, bedarf es keines langen Suchens, den Sänger zu finden. Kein Blatt verbirgt ihn. Schon wieder dieses bezaubernde Zi zi zirr. Eine Blaumeise. Ihr schönes Gefieder, das in Blau und Gelb die reizvollsten Übergänge zeigt, kommt in der schmutzigen Stadt nicht voll zur Geltung, aber ihr possierliches Wesen kann sie nicht verleugnen. Munter gleitet sie an den Zweigen auf und ab, hängt sich an die dünnsten Enden, schwingt hinauf und hinunter, häkelt sich an die Rinde, hüpft und springt, und das alles so leicht, so behende, wie man es sonst nie gesehen hat.

Ein anderes Mal halten wir uns weiter draußen auf. Wo früher ein stilles Dorf war, sind jetzt städtische Häuser aufgeschossen. Aber Baum und Busch sind noch immer in reichem Maße vorhanden und den Vögeln ein beliebter Aufenthalt. Klang da nicht aus der Hecke heraus Vogelsang? Das Wort Sang ist fast zu hoch gegriffen für diese Reihe klappernder Töne. Wir suchen die Hecke ab. Wieder dieses Geklapper! Nun endlich haben wir den Sänger gefunden. Wie er zierlich und sicher von Zweig zu Zweig schlüpft, wie er emsig sucht und pickt, ein Bild geschäftiger Eile! Jetzt richtet er sich auf und schmettert wieder seine Töne heraus. Aber diesmal gabs etwas mehr zu hören. Voran ging ein unruhiges Gezwitscher, darauf erst setzte das Geklapper ein. Unauffällig nur klang das Gezwitscher; ob wirs die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ersten Male überhört haben? Wir fassen den Vogel fest ins Auge. Grau ist sein Gefieder, die Kehle weiß. Es ist die Klappergrasmücke, volkstümlich als Müllerchen bezeichnet. Nur einen Augenblick hat unser Auge Zeit, Form und Farbe aufzunehmen; denn jetzt schlüpft das Vögelchen schon wieder durch das Gesträuch. Der Weißdorn hat sein grünes Kleid noch nicht angelegt, kein Vorhang hindert die Einsicht. Das ist ein Tänzeln und Schlüpfen, ein Hinauf und Hinunter, ein Hin und Her, ein Kopfnicken und Schwänzchenschlagen!

Hat die eigentliche Sangeszeit eingesetzt, dann finden wir keine Stelle auf unseren Wanderungen, die des Vogellebens bar wäre. Heide und Moor, Wiesen und Felder, Wasser und Sand, überall gibts etwas zu hören. Ein Abend in der Heide. Ein weicher, warmer Frühlingstag neigt sich dem Ende zu. Allein in der großen Einsamkeit ziehen wir unsern Pfad entlang.

Die Gedanken sammeln sich und halten Einkehr. Wer kennt sie nicht, diese traumhaft schönen Abendstunden in der Heide? Wenn dann die Heidelerche anhebt, leise, zaghaft. Unsagbar weich und sehnsuchtsvoll klingt ihre Weise. Kein andrer Sang hat diesen Schmelz. Das Ohr bleibt gefangen, der Schritt verlangsamt sich. Lülülü schwebts immer wieder klagend herunter. Im Weitergehen verklingt der Sang, aber eine zweite schenkt uns ihre süße Weise, und weiterwandernd klingts immer wieder auf uns zu, zagend, klagend. Es ist eine wundervolle Einheit, die unermeßliche Heide, der scheidende Tag und der wehmutsvolle Gesang dieser begnadeten Sängerin.

Es ist keine Frage: Mit dem Gesange unserer Vögel liegt ein Reichtum ohnegleichen offen ausgebreitet, unerschöpflich, für jeden zugänglich. Es bedarf gar nicht einmal einer besonders großen Mühe, ihn aufzulesen. Gewiß, ganz ohne Arbeit werden wir ihn nicht bergen, aber im Verhältnis zu der Beglückung ist die Mühe gering. Für den, der den Gesang der Vögel kennen lernen will, gibt es nur eine Möglichkeit, hinauszugehen und zu hören und immer wieder zu hören. Dazu bedarf er eines Führers. Den besitzen wir glücklicherweise in einem Buche, das unschätzbare Dienste leistet: „Voigt, Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen“ (Verlag: Quelle und Meyer, Preis im Vorjahre 4,60 Mark). Dies Buch genügt. Voigt ist ein trefflicher Führer, beides, ein vorzüglicher Kenner und ein Pädagoge, der einen sichern Blick für das Wesentliche hat. Dem Neuling mag es rätselhaft erscheinen, wie es möglich sein soll durch die Führung eines Buches in das bunte Gezwitscher einzudringen, das sich seinem Ohr bietet. Aber das vielgestaltige Orchester ist in der Tat zu zerlegen. Der Hilfsmittel gibt es eine ganze Reihe. Zunächst einmal ist die Zahl der Vögel gar nicht so groß; etwa 400 sind in Deutschland gezählt, aber von Durchzugsvögeln und Irrgästen können wir absehen. Es bleiben gut 100, die als Brutvögel in der Nähe unseres Wohnortes vorkommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Davon sind einige durch Größe, Färbung oder auffällige Lebensweise, andere durch ihren Aufenthaltsort: Wasser, Strand, Wiese, Wald ohne weiteres herausgehoben. Doch das wichtigste Kennzeichen ist der Gesang. Der bietet des Charakteristischen viel mehr als der Uneingeweihte glaubt. Zum Beispiel das Rotkehlchen. Sein Lied ist eine Kette melodischer, perlender, mit erstaunlicher Fertigkeit herausquellender Töne, die durch einen oder zwei fabelhaft hohe Töne eingeleitet oder unterbrochen werden. Diese hohen Töne, die nur einmal bewußt aufgenommen werden müssen, damit sie nie wieder überhört werden, sind ein untrügliches Kennzeichen. Oder der Weidenlaubvogel, Voigt sagt von ihm: „Er kommt schon Mitte März bei uns an und läßt dann bei milder Witterung in dem noch kahlen Geäst seinen hackenden Gesang erschallen: djelm-delm-dem-djem, alle Töne nahezu gleichhoch, etwa zwischen a_4 und g_4 schwankend, als bemühte er sich vergebens, den ersten Ton wieder zu treffen, ohne doch weit zu fehlen. Manchmal hörte ich's wie dalp dalp dalp dalpzip und dalzip dalzip oder zilp zilp zilp zalp. Immer folgen die Silben in sehr gleichmäßigen Abständen, innerhalb 5 Sekunden zählte ich 10 bis 12 Schläge, bei recht lebhaften Sängern bis 15, und solch neckisch drollige Rezitation geht oft eine halbe Minute lang in ungestörtem Gleichmaß fort." Dieses gleichmäßige Hacken djem, djem, djem des kleinen Metronomsängers ist so auffällig, daß es uns nicht entgehen wird. Ähnlich ist's mit seinem Verwandten, dem Waldschwirrvogel. Sipp, sipp, sipp, sipp, sipp, sipp sirrrr, fast wie Schreckfilben klingt's, eine Folge gleichmäßiger Anschläge, die in einem schwirrenden Ton enden. Kein anderer Vogel hat einen ähnlichen Gesang. Oder nehmen wir den Fitis. Sein Gesang ist aufgebaut aus einer Folge von Tönen, aus der fit, fit (Name!) deutlich herauszuhören ist. Absinkend, absterbend, weich, fast schwermütig klingt's, eine Weise, die nicht ihresgleichen hat. Allerdings machen es uns nicht alle Vögel so leicht. Es gibt Begabte und Unbegabte unter ihnen. Die großen Künstler, voran die Grasmücken, soweit sie über das Stereotype hinaus zu einem reichen Wechsel in der Melodik kommen, geben uns viel zu raten auf. Auch die schwatzhaften Meisen mit ihren vielen, ihrer wechselnden Stimmung entsprechenden Lauten machen uns immer wieder Mühe, aber es wird auch keiner erwarten, im Handumdrehen Kenner zu werden.

Alle, die in dieses Gebiet ernsthaft eindringen wollen, mögen eines beherzigen: Früh im Jahre beginnen, am besten Mitte Februar. Kalte Füße dürfen nicht schrecken. Wer glaubt, spazierengehend im warmen Mai zu sichern Beobachtungen zu kommen, ist in einem schweren Irrtum befangen. Dann quinkeliert und jubiliert es dermaßen durcheinander, daß der Anfänger verzagen wird. Der Grund muß im Vorfrühling gelegt werden. Nur die überwinternden Vögel sind dann hier, die langsam vermehrt werden durch die früh heimkehrenden Zug-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vögel, Baum und Strauch sind kahl, und ungehindert kann der Blick den Vogel verfolgen, Form, Farbe und Bewegung aufnehmen. Das dünne Wispern der Goldhähnchen wird uns vertraut werden, die auffälligsten Rufe der Meisen sich uns einzuprägen, Amsel und Singdrossel lernen wir unterscheiden, das Gehämmer der Goldammer wird uns geläufig, der Zaunkönig fällt auf, der Buchfinkenschlag kann uns nicht entgehen, Rotkehlchen sind nicht zu verkennen, großen und kleinen Baumläufer werden wir zu finden wissen, des Grünfinks Gickern und Rulschen drängt sich auf, gehen wir ihm nach, so werden wir auch nicht das Kicksen des Kirschkernbeißers überhören. Wenn dann die Laubsänger, die Rotschwänze, Fliegenfänger und Grasmücken die Lust und den Jubel mehren, beginnts bunt und kraus zu werden, und vieles, was gehört wird, bleibt ungelöst. Aber bei gründlicher Vorarbeit werden bis zu Ende der Sangeszeit ständig sichere Feststellungen zu buchen sein.

Es gibt Menschen, die haben eine Scheu vor dem Einzelwissen, wenn es sich um die Natur und ihre Erscheinungen handelt. Wenn sie des Abends unter der besternten Kuppe des Himmels stehen, benommen von so viel Schönheit, dann wollen sie nichts von Sternbildern und ihren Namen hören. Das raubt ihnen die Andacht. Sie freuen sich der Buntheit einer Wiese und kümmern sich nicht darum, ob Lychnis flos cuculi und Myosotis palustris ihr Rot und Blau in die Farbenharmonie hineingeben. Sie haben sicher recht mit ihrer Befürchtung, daß hinter dem Wissen oft genug das starke Einfühlen zurückstehen muß. Aber diese Naturen irren, wenn sie mißbilligend über die Kenntnis des Vogelsangs sprechen. Sie ahnen nicht, was alles sie entbehren müssen. Wer sich hier nicht vom Ganzen dem Einzelnen zuwendet, bleibt im Vorhof stehen. Das Allerheiligste ist ihm verschlossen. Der höchste Jubel der gefiederten Welt um die Pfingstzeit spricht auch zu ihm. Aber die vielen Vorstufen kennt er nicht. Der Kundige wird schon beglückt von dem anspruchslosen Lied der Heckenbraunelle, ihn belustigt der drollige Gesang des Hausrotschwänzchens. Wenn der Kleiber flötet, der graue Fliegenfänger schirkst, der Rohrammer stammelt, ist es für ihn eine Freude. All das überhört der Nichteingedrungene. Wo der Wissende lauscht und staunt, bleibt der Ungeschulte völlig ohne Teilnahme. Mit dem Allerallgemeinsten muß er sich begnügen. Er hört zu Beginn des Jahres ein bißchen Sing-Sang, später ein buntes Jubilieren, aber was ist das gegenüber dem völligen Erfassen der großen Mannigfaltigkeit?

Jedem Wanderer, der nicht nur sehend, sondern auch hörend hinauszieht, vertiefen sich draußen die Stunden ungemein, ihm verschmilzt Gesehenes und Gehörtes zu einer wunderbaren Einheit. Die trockene Kiefernheide wird für ihn durch den schwermütigen Fitisgesang um einen charakteristischen Zug bereichert, der Nadelwald durch das feine Gewisper der Goldhähnchen, zum Laubwald gehört für ihn das Sirren des Schwirr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vogels, der rohrbestandene Sumpf und das Karakiet des Rohrspatzes wachsen zu einer Einheit zusammen, vom Dorf kann er das Stottern des Hausrotschwänzchens nicht trennen. Eins verwebt sich ins andere.

Wer auszieht, um mit seinem Ohr Eroberungen zu machen, wird immer im vollen Maße von seinem Auge unterstützt werden müssen, aber umgekehrt wird er auch niemals heimkehren, ohne daß sein Auge reiche Beute gemacht hat. Das Ohr wird zum Vorposten für das Auge ebenso wie das Auge fürs Ohr. Vom Ohr geleitet, tut sich auch dem Auge ein schönes Reich auf. Nimmer wird es müde werden, Gefieder, Wechsel der Bekleidung, Flug, Fortbewegung auf der Erde und im Wasser, Paarung, Nestbau, Aufzucht der Jungen zu beobachten. Es gibt kein Ende. In ständiger Wechselwirkung werden schließlich Auge und Ohr stehen und durch diese gegenseitige Förderung uns Stunden schenken, die uns unvergeßlich sind.

Carl Will.

Kulturlandschaft, Naturempfinden und seelische Vertiefung.

Wir alle wissen, daß die intensivste Bodenausnutzung in unserem Vaterlande eine Vorbedingung unseres Lebens ist. Es gilt, zur Gewinnung gesteigerter Erträge den Gartenbau soviel wie möglich zu fördern, das heißt mit anderen Worten: Deutschlands Landschaftscharakter stark zu beeinflussen und es in ein blühendes Gefilde zu verwandeln. Schon einmal hatte unser Vaterland diesen — oder bei der sehr viel geringeren Bevölkerungszahl einen sehr ähnlichen — Charakter getragen: das war im achtzehnten Jahrhundert. Deutschland hatte sich nach den Verwüstungen des siebenzehnten in einen blühenden Garten verwandelt; an die Stelle verödeter Landstriche waren Felder und Wiesen getreten, die weit und breit die menschlichen Ansiedelungen umgaben.

Und nun ist zu beachten, daß gerade in dieser Kulturlandschaft der neue Natursinn des achtzehnten Jahrhunderts hervortrat, der am besten aus der „empfindsamen" Zeit bekannt ist. Wir wissen aber, daß dies Naturgefühl zum großen Teile — Kulturgefühl war. Da man nicht annehmen wird, daß das Zusammentreffen beider ohne tieferen Grund ist, kann uns dies heutzutage sehr stark interessieren.

Wir sehen heute freilich an jener Zeit all die Züge besonders scharf, die der Gegenwart als wunderlich erscheinen. Die gekünstelte Naturschwärmerei, die vielfach im Vordergrunde steht, finden wir allzu gemacht. Und doch möge man sich hüten, zu meinen, daß Empfindungen, die in den Dichtwerken gesteigert zum Ausdruck kommen, ganz in gleicher Art alltäglich geteilt wurden. Man denke an die gesteigerten Empfindungen der allerjüngsten Kunst, — womit nichts gegen den Expressionismus gesagt ist. Was die Kunst bietet, entstand stets durch Konzentrierung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Auslese der Empfindungen. So auch damals. Die Schwärmerei ist gar nicht der einzige Zug der empfindsamen Zeit. Nicht nur sentimental tun will sie, sondern durchaus damit etwas Neues schaffen. Die vielberufene Affektion empfindsamer Seelenverfassung ist nur ein Versuch oder Umweg, überhaupt seelischen Schwung freizumachen. Ein Strom seelischen Lebens flutet durch jene Zeit, ohne daß freilich die Zeitgenossen sich über seine Tiefe nur entfernt klar gewesen wären.

Dafür ist gerade die Naturseligkeit jener Zeit bezeichnend. Sie war bekanntlich einseitig. Hochgebirge und Wald treten ganz zurück; das Ödland ist noch gar nicht entdeckt. Was angeschwärmt wird, ist, wie gesagt, die ganz ausgesprochene Kulturlandschaft. Bebaute Felder, Obstpflanzungen, Wiesen und Haine sind die Landschaftselemente, an denen das Empfinden sich entzündet. Daß der moderne Wald auch Kulturlandschaft ist, war noch nicht erkannt.

Also das Naturempfinden von damals war durchaus Kulturempfinden. Das heißt aber: man hatte damals die Fähigkeit, das Alltägliche gesteigert zu empfinden. Man brauchte nicht das Ungewöhnliche, Romantische, um an seiner Hand vor der Wirklichkeit zu fliehen, sondern man holte aus dem wirklichen Landschaftscharakter der Umwelt die Innigkeit des Empfindens, die man zum Aufschwung brauchte; man zog aus dem Alltäglichen die Kräfte zur Durchseelung eben dieser Alltäglichkeit; man vermochte, im Gegensatz zum neunzehnten Jahrhundert, das Alltägliche höher zu rücken.

Kann diese kulturgeschichtliche Erinnerung heute unser Interesse beanspruchen? Aber sicher! Denn so etwas brauchen wir heutzutage so dringend, wie irgend möglich. Wir sind jetzt darauf angewiesen, uns auf rein praktische Aufgaben zu werfen, um überhaupt das bloße Leben als Nation zu fristen. Überspanntheiten können wir uns gar nicht leisten. Andererseits wollen wir aber auch nicht in der nüchternen Auffassung stecken bleiben, als sei das Praktische nun das allein Wesenhafte an der Welt. Da bleibt uns nur der eine Weg, diese praktische Alltäglichkeit gesteigert zu empfinden — so wie es das achtzehnte Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte auch konnte. Gewiß, auch damals gab es Schwankungen nach rechts und links von dieser mittleren Linie ab. Von der einen war schon oben gesprochen; das andere Extrem — soeben wurde es schon als eine Gefahr angedeutet — wäre das, alles abzulehnen, was jenseits der nüchternen Praxis liegt. Da aber im Deutschen nun einmal der Hang zum Spintisieren liegt, wird diese Gefahr nicht allzu schlimm sein. Daß diese Richtung auch auftreten wird, ist klar, denn die Neigung zur alleinigen Berücksichtigung des zahlenmäßig Ausdrückbaren wirkt aus der Vorkriegszeit nach. Andererseits wird aber das neue philosophische Interesse, das jetzt überall erkennbar hervortritt, das seine tun. Für uns heute gilt das Goethesche Wort, wie nur je:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung."

Daß wir aber aus den schweren Diensten die der Allgemeinheit bisher verborgenen Offenbarungswerte herausholen können, dazu mag uns die Vertiefung in die selbstgeschaffene Kulturlandschaft ein Führer sein.

Dr. Wilhelm R. Richter.

Rund um uns

Das Wandervogelnest an der Sophienkirche. Vor nicht langer Zeit haben Wandervögel mitten in Berlin ein Nest zu bauen angefangen, mit einem Kapital von 200 Mark. Sie mieteten zwei Stübchen in einem Haus der armen Leute, kauften ein paar Militärbettstellen nebst Strohsäcken und Wolldecken, eine Bunzlauer Schüssel nebst Wasserkrug und Trinkglas, Besen und Schippe, und eröffneten den Betrieb. Das Haus füllte sich rasch. Jede Nacht zogen Gäste ein, die wie Murmeltiere schliefen, morgens ihr Waschwasser ausgossen, die Stube fegten, das Bett in Ordnung machten und nach Erlegung von einer Mark weiterzogen.

Wie es aber bei tüchtigen Geschäftsleuten zu gehen pflegt: das „Haus" wurde bald zu eng. Neue Kapitalien strömten herbei, das Inventar wurde vermehrt — nicht nur um den Marmeladeneimer zur Aufnahme des Mülls und die Zigarrenschachtel mit dem Stiefelputzzeug. — Nein, es war so viel geworden, daß, als nach einem halben Jahr das „neue Haus" bezogen wurde, ein paar handfeste Wandervögel mit einem Handwagen länger als einen halben Tag daran zu fahren und zu schleppen hatten.

Das neue Haus ist zweihundert Jahre alt, beherbergt eine Anzahl Kleinwohnungen und kann nach Aussage eines Sachverständigen noch gut zehn Jahre stehen, ohne zu wanken. Darin haben die Wandervögel zwei Stuben zu ebener Erde gemietet, zwei im ersten Stock und zwei oben unter dem Dach. In einer der letzteren hab ich kürzlich einmal übernachtet. Als ich hinter dem Hausvater und seinem Lämpchen die Treppe hinaufstieg, mußte ich ein paar Schritte Abstand nehmen, um nicht mit dem Kopf an seine Stiefelabsätze zu stoßen. Dabei trug ich meine Reisetasche hinter dem Rücken, nicht so sehr, weil ich mich dieses Luxusartikels schämte, sondern, weil ein Mensch und eine Reisetasche nebeneinander keinen Platz auf der Treppe hatten.

In dem Dachstübchen standen zwei Soldatenbetten, ein leeres unter der schrägen Wand; in dem andern schlief bereits ein vor Kälte zusammengerollter Wandervogel, dessen hellblonder Haarschopf unter einem Soldatenmantel trotzig hervorstach. Während das Lämpchen allmählich erlosch, berechnete ich noch im Einschlafen, daß der Wandervogel und ich im Verhältnis unserer Leiber ebenso viel Raum in dem Stübchen hatten, wie zwei Staare in ihrem Kasten. Dennoch blickte von der Kalkwand Anselm Feuerbachs stolze Iphigenie über das weite Meer.

Im ersten Stock wohnte der jungverheiratete „Hausvater", und hier ist auch eine Speiseanstalt für die Gäste des Hauses. Wo die Speisen bereitet werden, ist mir nicht ganz deutlich geworden, denn den Raum, der in meiner Erinnerung als Küche lebt, mußte ich ebenso mit der Handtasche hinter dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rücken durchschiffen wie die Treppe. Genug: um eins dampften die Pellkartoffeln nebst einer Schüssel Blumenkohl und einer Apfelspeise auf dem Tisch, die ein Hotelkoch auch nicht besser bereitet hätte. Durch die kleine alte Tür aber kamen große junge Männer mit Stühlen herein und rückten um den Tisch herum so nahe zusammen, daß es für Stuhllehnen und Ellbogen kein Ausweichen mehr gab, pellten ihre Kartoffeln und verzehrten mit lachenden Gesichtern, was ihnen ebenso fröhlich geboten wurde. Nur „Friesel", das Wandervogelmädel, das der Hausmutter hilft, war die steile Treppe heruntergefallen und verzog beim Niederlassen etwas schmerzhaft das Gesicht.

Der Schwerpunkt des Unternehmens liegt aber weder in den Stübchen unter dem Dach noch im ersten Stock, sondern zu ebener Erde, wo gegenüber dem stillen Sophienfriedhöfchen der schmiedeeiserne Wandervogel über der Haustür prangt. Hier befinden sich gleich rechts und links von der Haustür die beiden größten und wichtigsten Räume des Hauses. Wer morgens früh genug in den rechten hineinblickt, sieht lange Gestalten sich vom Erdboden erheben, Strohsack und Decke zusammenrollen, sich waschen, fegen, lüften und Feuer machen, dann sich um den runden Tisch im Fensterwinkel zum Frühstück vereinigen. Den Tag über an demselben Tisch über Büchern und Heften sitzen, während allerhand Passanten kommen und gehen: Durchreisende Wandervögel aus andern Städten, Ansiedler vom Lande oder solche, die es werden wollen, setzen sich auf die Ofenbank, strecken die benagelschuhten Füße von sich, ziehen ein Stück Schwarzbrot aus dem Rucksack, essen, wärmen sich und tauschen ihre Anschauungen, denn sie haben welche und glauben daran.

Jenseits des Flures haben sie eine Buchhandlung aufgeschlagen mit Büchern, Zeitschriften und kleinen Kunstgegenständen der verschiedensten Art, ausgenommen Schmöker und Kitsch, weil sie der Meinung sind, daß man nur den Umgang mit Menschen vermitteln soll, die wirklich etwas zu sagen haben. Am schönsten ist es in diesen beiden Zimmern am Abend. Dann sind sie regelmäßig für ein Billiges an Jugendvereine vermietet, die ihre Versammlungen darin halten. Ich saß kürzlich in einem solchen Kreise an dem runden Tisch im Fensterwinkel und hörte zu.

Sie hatten einen Gast mitgebracht; der erzählte von dem Bund der Frontsoldaten, den er begründet hatte. Dann kam die Rede auf ländliche und städtische Ansiedlungen, auf die Bestrebungen von Sering und Damaschke; und sie stritten darüber, bis die Begriffe der zwei Gelehrten in Glut gerieten wie Eisen unter dem Schmiedehammer. Sie ließen sich indessen nicht zusammenschweißen, diese Begriffe, und so holte einer die Laute von der Wand und begann ein altes Volkslied zu singen, dem andere folgten — aus zwanzig jungen Kehlen auf das stille Sophiensträßchen hinausschallend, bis ein Vorübergehender ans Fenster klopfte und Ruhe gebot. Da sangen sie dem galligen Nachtwandler ein wunderschönes Marienlied hinaus, und wieder glühte das Eisen auf dem Amboß ihrer Jugend, daß der Vorübergehende — wäre er nur stehen geblieben — sich hätte daran wärmen können. Und zum Schluß hätten sie ihn noch auf eine ihrer Wanderfahrten mitgenommen, und er wäre in eine Dorfschule geraten, und hätte mit dem ländlichen Schulmeister erstaunt das Verlangen der Wandervögel gehört: er möge für heut den Unterricht schließen und ihnen seine Kinder herausgeben; sie wollten mit ihnen singen und tanzen. Der Scholarch empört auf den Flur hinaus: was ihnen einfiele — ob sie verrückt seien?! Hilft ihm aber nichts, die Wandervögel handeln ihm seine fünfzig Jungen und Mädel ab. Er muß sogar mit hinaus auf die Dorfwiese und dem Jubel zuschauen. Bis er — o braver Scholarch! — davon angesteckt wird, sich mit den Eindringlingen und ihrem Tanzunterricht befreundet . . . und ihr Freund geblieben ist bis auf diesen Tag, so daß er nun selbst mit seinen Kindern alte Volkslieder singt und alte Tänze auf der Dorfwiese tanzt.

Seht: von dieser Art sind die Wan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dervögel, die an der Sophienkirche ihr Nest bauen, und deren Traum es ist, das alte Häuschen einmal zu kaufen. . . . Nun geht selbst das stille Sophiensträßchen entlang, wenn die Sonne scheint, und kauft ein paar Bücher in ihrem Laden, oder wenn der Mond über dem kleinen Kirchhof und seinen verwitterten Gräbern steht, hört sie singen. Vielleicht tust auch du es einmal, freundlicher Leser dieser Zeitschrift, der mir nach meinem Kriegsbericht über ein geschundenes Ostpreußendorf eine ansehnliche Summe für seine Bewohner ins Feld schickte, ohne mir bis heut seinen Namen zu nennen. Wer weiß: vielleicht hast du noch ein rundes Sümmchen im Schrank und gibst es meinen Wandervögeln als Hypothek auf ihr altes Häuschen. So oft du dann das Sophiensträßchen entlang gingest, fielen dir von deiner Hypothek reiche Zinsen in den Schoß; denn du wüßtest: Hier schmieden junge Herzen und Köpfe das Eisen für unseres Volkes Zukunft. Ach Freund — für unseres Volkes Zukunft!

Rudolf v. Koschützki.

Der Weg der Bodenreform in Deutschland im Jahre 1919. Drei Ereignisse treten aus der Fülle der gesetzgeberischen Maßnahmen des verflossenen Jahres als Blocksteine auf dem Weg zu einem sozialen Bodenrecht hervor.

Die erste Maßnahme ist die Verordnung über die Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedelungsland vom 29. I. 1919, die am 1. VII. 1919 Gesetz wurde. Schon seit Dezember 1918 gilt in Preußen ein gesetzliches Vorkaufsrecht des Staates an land- und forstwirtschaftlichen Besitzungen, das auch auf gemeinnützige Siedelungsgesellschaften übertragbar ist, und bei welchem der Vorkaufsberechtigte, falls der ausbedungene Kaufpreis ihm zu hoch erscheint, eine Neufestsetzung des Preises nach dem gemeinen Wert verlangen kann. Die Absicht dieser Bestimmung war, die Schwierigkeit der Landbeschaffung zu beheben, die sich stets jeder Siedelungstätigkeit als Haupthindernis in den Weg gestellt hatte. Die genannte Verordnung vom 29. I., das „Reichssiedelungsgesetz", erstrebt dieses Ziel für das ganze Reich. Sie verpflichtet die Bundesstaaten, gemeinnützige Siedelungsunternehmen zu begründen, denen durch folgende Maßnahmen das notwendige Land gesichert werden soll: Staatsdomänen können zum Ertragswert erworben werden; für Moor- und Ödländereien wird ein Enteignungsrecht zugestanden, wobei die Entschädigung nach dem Ertragswert des unverbesserten Bodens, also sehr gering, bemessen werden soll. Ferner soll bei jedem Besitzwechsel landwirtschaftlicher Grundstücke von über 20 ha dem Siedelungsunternehmen ein Vorkaufsrecht zustehen, allerdings ohne die Möglichkeit einer Verringerung des Kaufpreises, wie bei der obengenannten preußischen Verordnung. In allen Bezirken, wo der Großgrundbesitz (Güter über 100 ha) mehr als 13% der gesamten landwirtschaftlichen Fläche ausmacht, sollen „Landlieferungsverbände" gebildet werden, welche aus dem Großgrundbesitz nötigenfalls durch Enteignung (namentlich bei Gütern, die schlecht bewirtschaftet sind, oder die während des Krieges von Nichtlandwirten erworben wurden, oder die in den letzten 20 Jahren mehrfach den Besitzer gewechselt haben) so viel Land zur Verfügung stellen sollen, daß der Anteil des Großgrundbesitzes auf 10% sinkt. Alle so gegründeten Siedelungen sollen durch ein Wiederkaufsrecht des Siedelungsunternehmens davor geschützt werden, daß die Siedler sie mit Gewinn weiter verkaufen. Endlich werden die Landgemeinden und Gutsbezirke verpflichtet, ihren ständigen Landarbeitern auf Wunsch Pachtland für die Bedürfnisse des eigenen Haushalts zu überlassen.

Der gleichen Absicht, arbeitswillige deutsche Menschen wieder mit dem vaterländischen Boden in Verbindung zu bringen, dient die Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung, die am 31. VII. 1919 Reichsgesetz wurde. Sie will die unmäßigen Pachtsteigerungen verhindern, durch welche der durch den Lebensmittelmangel wachgerufene Landhunger in wucherischer Weise ausge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beutet wird. Zahlreiche Nachrichten aus den verschiedensten Teilen des Reiches zeigen, daß die Pachtpreise z. T. ganz ungeheuerlich hochgetrieben worden sind, so in Göddingen (Kr. Bleckede) auf das 10—12fache, in Euskirchen bis auf das 17fache der Friedenspreise. Daß einzelne einsichtsvolle Grundbesitzer, namentlich solche, die selbst Bodenreformer sind, die alten Pachtpreise im wesentlichen bestehen ließen, beweist nichts gegen die Notwendigkeit eines gesetzlichen Schutzes der Kleinpächter.

Sehr bedeutungsvoll kann endlich die Tatsache werden, daß Anfang August die Grundforderungen der Bodenreform als § 155 in die Reichsverfassung aufgenommen wurden. Hier wird gefordert: Überwachung der Verteilung und Nutzung des Bodens durch den Staat, Förderung der Siedelung und Heimstättenbildung, Enteignung von Grundbesitz zu diesem Zweck und zur Hebung der Landwirtschaft, Pflicht der Grundbesitzer zur Bearbeitung ihres Bodens, Nutzbarmachung des unverdienten Wertzuwachses von Grund und Boden für die Gesamtheit, Staatsaufsicht über alle Bodenschätze und Naturkräfte.

Es ist von vornherein klar, daß diese Gesetzes- und Verfassungsbestimmungen eine wirksame Waffe nur sein werden in den Händen von Männern, die selbst von bodenreformerischem Geist durchdrungen sind und die entscheidende Bedeutung der Bodenreform für den Neuaufbau unseres Volkstums erkannt haben. Leider kann man das von den Männern, die heute an der Spitze unseres Reiches stehen, im allgemeinen nicht behaupten. Sie sind durch ihre Vergangenheit viel zu ausschließlich darauf eingestellt, die soziale Frage, die heute mehr denn je zugleich eine nationale ist, als eine bloße Lohnfrage anzusehen, während doch die tägliche Erfahrung es jetzt mit Händen greifen läßt, daß Lohnerhöhungen durch sinkenden Geldwert immer wieder zunichte gemacht werden, und daß das wirklich Wertvolle die notwendigsten Sachgüter sind, vor allem Grund und Boden, der, der uns die Möglichkeit zu Obdach, Nahrung und Arbeit gibt. Daß solche Männer, namentlich wenn sie gewissenhaft sind und die Last der auf ihnen ruhenden Verantwortung empfinden, nur allzu leicht der geschickten Beeinflussung durch „Sachverständige", die leider fast immer zugleich „Interessenten" sind, erliegen, ist nur allzu naheliegend. Wie zäh die Gegenarbeit solcher Interessenten sein kann, lehren die Ereignisse, die der endgültigen Beschlußfassung über den Bodenreformartikel der Reichsverfassung vorausgingen. In dem ersten Entwurf der Verfassung waren nämlich in einem § 28 bodenreformerische Forderungen, aber in wenig glücklicher Form und mit Beschränkung auf ländliche Siedelung, niedergelegt. Eine Eingabe der Bodenreformer an den Reichspräsidenten, die eine wesentlich wirksamere Fassung vorschlug, hatte zunächst den eigenartigen Erfolg, daß in einem zweiten, der Nationalversammlung vorgelegten Entwurf der Bodenrechtsparagraph nicht nur nicht verbessert war, sondern ganz fehlte. Da wandten sich die deutschen Bodenreformer in einer Fülle von Zuschriften an die einzelnen Abgeordneten der Nationalversammlung mit dem Erfolg, daß in der Tat die wesentlichen Forderungen der Bodenreformer in einer befriedigenden Fassung angenommen wurden. Schon diese Geschichte des § 155 lehrt, wie groß die Gefahr ist, daß ein solches „Grundrecht" auch bei der besten Fassung toter Buchstabe bleibt. Es gibt eben eine „passive Resistenz" der ewig Blinden auch auf gesetzgeberischem Gebiet. Worauf es ankommt, ist, daß nicht nur die von dem Ertrag ihrer Arbeit lebenden Klassen, sondern in erster Linie die leitenden Männer unseres Reiches von dem Sauerteig bodenreformerischer Erkenntnis durchdrungen werden, wie in England, wo einflußreiche Minister, vor allem Lloyd George, Bodenreformer sind. Wie nötig das ist, zeigt u. a. auch der im Juli der Nationalversammlung vorgelegte Rayonsteuergesetzentwurf der Reichsregierung, der das Reich an der Wertsteigerung des freiwerdenden Festungsgeländes nur durch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

einmalige 50%ige Wertzuwachssteuer wollte teilnehmen lassen. Trotz des Drängens der Regierung auf schnelle Annahme wies die Nationalversammlung den Entwurf zurück und verlangte ein neues Gesetz, welches das freigewordene Festungsgelände der Spekulation gänzlich entziehe und ausreichende Möglichkeiten biete, es zu gemeinnützigen Zwecken dem Gemeindebesitz zuzuführen. Am wirksamsten würde das letztere Ziel dadurch erreicht, daß das fragliche Land den Gemeinden zu dem landwirtschaftlichen Wert, den es bei Kriegsbeginn hatte, überlassen und dann nur auf dem Wege der Erbpacht, des Rentenguts- oder des Wiederkaufsrechts weitergegeben würde.

Kräftig regte sich im vergangenen Jahr der Geist der Bodenreform in den deutschen Einzelstaaten. So erließ die badische Nationalversammlung ein Sperrgesetz, das jeden Besitzwechsel bei Grundstücken von staatlicher Genehmigung abhängig macht. Diese soll dann versagt werden, wenn die Interessen der Gesamtheit es erfordern, z. B. beim Verkauf von Landgütern an Nichtlandwirte. In jedem Fall hat der Staat das Vorkaufsrecht. Das in Hessen verabschiedete „Landgesetz" verrät deutlich die Mitarbeit überzeugter Bodenreformer, und der gleiche Geist beherrscht die Siedelungsgesetze von Meiningen und Braunschweig. Die Nachteile einer halben Maßregel der früheren Regierung beleuchtet eine Eingabe der Siedelungsgesellschaft „Sächsisches Heim". Diese weist darauf hin, daß ein Verkaufsverbot auf nur zwei Jahre, wie es in dem Kapitalabfindungsgesetz vom 8. VI. 1916 für die für die Abfindungssumme erworbene Siedelung vorgesehen ist, unter keinen Umständen ausreicht. Denn manche der Abgefundenen betrachten die zwei Jahre nur als eine unbequeme Wartezeit, um dann ihr Anwesen mit Gewinn wieder loszuschlagen. Solche „Siedler" und „Landwirte" kann unser Volk nicht gebrauchen. Deshalb fordert die Eingabe ein unbefristetes Wiederkaufsrecht des Heimstättenausgebers. Auf die wucherische Ausbeutung des Landhungers unseres Volkes weisen zwei kleine Anfragen hin, die in der preußischen Landesversammlung gestellt wurden. Die eine, unterzeichnet von den Abgeordneten Held, Stendel und Görck, fragt, was die Regierung dagegen zu tun gedenke, daß trotz der Reichssiedelungsverordnung vom 29. I. 1919 Bodenwucher und Güterhandel mehr denn je blühten. Die andere, von Dr. Friedberg, wünscht Auskunft, welche Vorkehrungen, die preußische Regierung zu treffen gedenke, um das freiwerdende fiskalische Gelände der Spekulation zu entziehen. Die Antwort lief im wesentlichen hinaus auf das von der früheren Regierung her sattsam bekannte: „Die Erwägungen werden fortgesetzt."

Ein Beispiel, wie die Parlamente benutzt werden, um unter dem Deckmantel schönklingender „freiheitlicher" Phrasen dem Bodenwucher die Wege offen zu halten, bietet ein Vorgang in Mecklenburg. Hier besteht seit 1849 das Erbpachtrecht. Während die Bauern früher mit kurzfristiger Kündigung auf ihrem Pachtgut saßen, konnte ihnen jetzt nur gekündigt werden, wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkamen. Die Höhe der Pacht wird alle 20 Jahre nach dem Marktpreis des Roggens neu festgesetzt. Eine Steigerung des Preises darf nur zur Hälfte zur Pachterhöhung benutzt werden. Dabei sind die Pachten so niedrig geblieben, daß sie vielfach nur 3 Mark für den Morgen guten Landes betragen. Der Besitzer kann das Land nie wieder der Bearbeitung durch Pächter entziehen, da er bei einer nötig gewordenen Kündigung verpflichtet ist, binnen Jahresfrist das Land neu zu verpachten. Man ersieht hieraus, daß der Gedanke der Erbpacht an sich ein durchaus gesunder und sozialer ist. Zu wünschen wäre nur, daß die Pachten nicht den Großgrundbesitzern, sondern den Gemeinden zugute kämen. Was mußten wir nun im mecklenburgischen Landtag erleben? Mit dem Schlagwort „Freier Bauer auf freier Scholle" wurde gegen das Erbpachtverhältnis an sich Sturm gelaufen und die Umwandlung in „freies" Eigentum verlangt, und das trotz all der bitteren Erfahrungen, die man bei uns wie überall zu allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeiten der Geschichte mit diesen „freien" Bauernstellen gemacht hat. Die Geschichte lehrt eben, daß viele aus der Geschichte nichts lernen — oder nichts lernen wollen. Der Landtag war erfreulicherweise einsichtig genug, um jenen Antrag mit großer Mehrheit abzulehnen.

So sind es stets dieselben Gegner, deren oft stillen, aber zähen Widerstand die Bodenreform zu überwinden hat: einerseits die „Bodeninteressenten", die ein Recht zu haben glauben, ein dringendes Lebensbedürfnis der breiten Volksmassen wucherisch auszubeuten, und die dieses angebliche Recht im Namen der „Freiheit" hartnäckig verteidigen, andererseits die Verständnislosigkeit nicht nur dieser Massen, sondern auch vieler leitenden Männer für die wahren Grundlagen eines starken und gesunden Volkstums. Gerade im Hinblick auf England, wo so ziemlich alle führenden Staatsmänner erklärte Bodenreformer sind, ist diese Tatsache beschämend und betrübend zugleich. Alle oben genannten Gesetze und Verfassungsbestimmungen sind nur Möglichkeiten. Ob sie lebensvolle und heilbringende Wirklichkeit werden, hängt davon ab, daß die Männer an der Spitze des Reiches sie recht zu nutzen wissen. Aus dieser Erwägung heraus ist von Hamburg aus der Führer der deutschen Bodenreformer, Dr. jur. h. c. Adolf Damaschke in Berlin, als Kandidat für die kommende Reichspräsidentenwahl aufgestellt worden. Er, der Träger einer bei allen Parteien und Ständen anerkannten Zukunftsidee, ist wie kein zweiter geeignet, das deutsche Volk aus zerstörendem Hader und Parteistreit zu aufbauender Arbeit zu einen!

Dr. G. Cony.

Zur Auslieferungsfrage. Es scheint mir Sache eines jeden zu sein, der die Möglichkeit hat, zur Öffentlichkeit zu sprechen, daß er zu der Auslieferungsfrage unbedingt klar Stellung nehme. Wie ich darüber denke, habe ich in meinem Aufsatze „Deutsche Ehrensäulen" im 1. Augustheft von 1919 gesagt. Ergänzend füge ich heute hinzu: Ich halte es für das selbstverständliche Recht, ja geradezu für die Pflicht eines jeden der betroffenen Deutschen, sich der ihm von Clémenceau und Genossen zugedachten Hölle mit schlechthin allen Mitteln zu entziehen, und ich halte es für die Pflicht jedes andern einzelnen Deutschen, ihm dabei mit allen Kräften zu helfen.

Hamburg, den 27. Januar 1920.

Hermann Popert.

Veit Valentin. Wie unsern Lesern bekannt ist, hatte nach Erscheinen meines Aufsatzes in der Juli-Doppelnummer 1919, noch in demselben Monat, die philosophische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau erklärt, sie sehe sich genötigt, nunmehr das ganze zur Beurteilung des Falles nötige Aktenmaterial zu veröffentlichen (vgl. S. 472 in unserm 1. Augustheft 1919). Nunmehr, also nach Ablauf von sechs Monaten, ist (nach Zeitungsnotizen) diese Veröffentlichung erschienen.

Ich werde später darauf zurückkommen; Eile hat die Sache, wie das Verhalten der Fakultät zeigt, nicht.

Hamburg, den 27. Januar 1920.

Hermann Popert.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Montgelas, Graf Max: Glossen zum Kautsky-Buch. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Krant, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 5 1. Märzheft

Volkswirtschaftliche Haushaltsrechnungen.

Armut.

Nichts kann uns auf die Dauer über die traurige Tatsache hinwegtäuschen, daß Deutschland durch Krieg und Niederlage furchtbar verarmt und überschuldet ist; daß wir gegenwärtig weit über unsere Mittel leben; und daß keine Verfassungsänderung, kein Sozialismus und kein Rätesystem mehr verteilen kann, als vorhanden ist. Wenn wir nicht in völligen Bankrott versinken wollen, so müssen wir entweder doppelt so viel arbeiten wie vor dem Kriege oder nur halb so viel verzehren. Beides erscheint für die Masse des Volkes unmöglich. Wesentlich erleichtern läßt sich der notwendige Ausgleich zwischen Herstellung und Verbrauch durch rationelle Wirtschaft. Ein Ziel des Sozialismus ist ja, durch planmäßige Volkswirtschaft und zweckmäßigste Gestaltung aller Arbeit deren Ertrag zu steigern. Das muß geschehen. Aber für die nächsten Jahre sind die Aussichten leider gering, weil es uns an Rohstoffen, Werkzeugen, Verkehrsmitteln fehlt, die im Kriege verbraucht und heruntergewirtschaftet sind; vor allem aber, weil wir die zahllosen Volksgenossen beschäftigen müssen, die bei rationeller Wirtschaftseinrichtung zunächst aus der Tätigkeit geworfen würden.

Viel zu wenig beachtet ist die rationelle Gestaltung des Verbrauchs. Sie ist besonders wichtig, weil sie jederzeit leicht durchführbar ist, weil sie gerade dem Mangel an Rohstoffen und Nahrungsmitteln entspricht, und weil sie eine dauernde Verbesserung der Volkswirtschaft und der Volksernährung bringt. Sie ist eine Frage der Hausfrauenerziehung. Trotz aller Not und aller Kriegserfahrungen wird in den Küchen noch ungeheuer viel vergeudet oder doch nicht genügend ausgenutzt. Namentlich der Arbeiterhaushalt ist im Durchschnitt durchaus nicht rationell. Das kann den meisten Frauen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die Verhältnisse haben sie vielfach gehindert, haushalten zu lernen und der Küche die nötige Zeit und Arbeit zu widmen. Denn eine rationelle Küche kostet viel Zeit und Arbeit. Aber diese lohnt, nicht nur in Notzeiten, sondern immer. Aus den vielen Kleinigkeiten des einzelnen Hauses entstehen Summen von gewaltiger Bedeutung. Sie den Hausfrauen vor Augen zu führen, ist der Zweck der folgenden kleinen Rechnungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nur zehn Pfennig!

Was sind heute zehn Pfennig! Wer achtet ihrer. Wie oft und unbedacht werden sie im Haushalte vergeudet. Licht und Heizung brennen kurze Zeit ohne Zweck; ein paar Äpfel, ein Gemüse verderben; irgendeine Kleinigkeit. . . . . leicht können in jedem Haushalte täglich zehn Pfennig erspart werden. Der Lohn solcher Aufmerksamkeit macht in einem Jahre 36 Mark, also in einem dreißigjährigen Familienbetriebe über 1000 Mark Ersparnis.

Was aber macht es für das deutsche Volk im ganzen? Wenn 15 Millionen Haushaltungen täglich einen Groschen sparen, so sind das täglich 1 1/2 Millionen Mark, in einem Jahre 550 Millionen und für eine Generation (in dreißig Jahren) nicht weniger als 16 1/2 Milliarden Mark. Man muß sich immer die Gesamtsumme vor Augen halten, um zu wissen, daß kleine Ersparnisse lohnen — wenn sie nur von allen treulich gemacht werden.

Kartoffeln in der Schale.

Die Kriegslehre, Kartoffeln in der Schale zu kochen, scheint großenteils vergessen zu sein. Aber die Kartoffelknappheit ist größer als je, und heute wie früher geht ein Zehntel der Kartoffeln beim Schälen verloren. Was bedeutet das? Bei der knappen Kriegsration von einem Pfund auf den Kopf und Tag*) verbrauchen 60 Millionen Deutsche in einem Jahre fast 240 Millionen Zentner. 10% Ersparnis davon machen 24 Millionen Zentner. Bei dem gegenwärtigen Höchstpreise von 10 Mark (der aber vielfach überschritten wird) kostet der mit den Schalen weggeworfene „Abfall" nicht weniger als 240 Millionen Mark in jedem Jahre.

Brot.

Die amtliche Brotration von reichlich einem halben Pfunde täglich*) (einschließlich Mehl) macht auf den Kopf 2 Zentner jährlich oder auf 60 Millionen Menschen 120 Millionen Zentner. Wenn nur 5% dieses Mehles und Brotes nicht richtig ausgenutzt werden, so macht der Abfall 6 Millionen Zentner jährlich. Die kosteten im Frieden 70 Millionen Mark und kosten heute weit über 300 Millionen. Im nächsten Jahre werden es wohl 500 Millionen Mark sein. Trotzdem kann sich unsre Regierung noch immer nicht dazu verstehen, eine stärkere Ausmahlung des Brotgetreides von mehr als 90% anzuordnen, obwohl doch endlich bekannt sein sollte, daß das stärker ausgemahlene Mehl eher gesundheitförderlich als schädlich ist.

---

*) Der Aufsatz ist schon vor mehreren Wochen geschrieben, als die zur Verteilung gelangende Menge noch nicht den jetzigen sehr viel niedrigeren Stand erreicht hatte. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fleisch.

Im Jahre 1912 betrug der Fleischverbrauch 52 kg auf den Kopf im Jahre. Das machte im ganzen 3 1/2 Millionen Tonnen. Wieviel davon ging verloren, indem es entweder weggeworfen oder nicht richtig ausgenutzt wurde! Nur 5 % Abfall machte 175 Millionen Kilogramm jährlich. Bei einem Friedenspreise von 80 Pfennig für das Pfund kosteten die jährlich 270 Millionen Mark, jetzt werden sie bei einem Pfundpreise von 3 Mark über eine Milliarde Mark kosten! Leider hat die Masse des Volkes heute viel weniger Fleisch zu essen als 1912. Aber vergeudet wird noch immer. Und mehrere hundert Millionen Mark gehen dadurch in jedem Jahre verloren*).

Fett.

Mit nichts wurde im Frieden so sorglos umgegangen wie mit dem Fette, dessen Wert wir erst in den Jahren der Knappheit schätzen gelernt haben. In Berlin ist festgestellt worden, daß durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung täglich 20 g Fett mit dem Spülwasser wegfloß. Das macht auf 3 Millionen Menschen in Groß-Berlin täglich 600 Zentner Fett in den Abwässern. Man wird annehmen müssen, daß in ganz Deutschland ähnlich verschwendet wurde. Für ein Volk von 70 Millionen Köpfen machte das täglich 1,4 Millionen Kilogramm und in einem Jahre 8 Millionen Zentner! Beim Friedenspreise von 70 Pfennig für das Pfund kosteten diese jährlich 560 Millionen Mark; bei einem Preise von 3 Mark würden sie heute jährlich fast 2 1/2 Milliarden kosten.

Der ganze Reichshaushalt von 1913 hätte bestritten werden können mit dem Fette, das aus den Küchen weggespült wurde; die Hälfte der Kriegsanleihen könnte man damit verzinsen und tilgen. Heute gehen natürlich solche Summen nicht mehr verloren, weil wir viel weniger Fett haben und auch sparsamer damit umgehen. Aber daß noch immer viel vergeudet wird, ist ganz sicher, deswegen mag es zweckmäßig sein, die Friedensrechnung noch etwas zu veranschaulichen.

Wenn von den 20 g, die täglich auf den Kopf der Berliner Bevölkerung wegschwammen, der vierte Teil, also 5 g, Butter war, so machte das jährlich im ganzen 100000 Tonnen Butter. Zu deren Herstellung bedürfte es der Milch von mindestens 500000 Kühen. Also mehr als jetzt die Entente an Milchkühen von uns fordert, haben wir

*) Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, daß schon der Fleischverbrauch an sich — im Vergleich zur fleischlosen Ernährung — eine ungeheure wirtschaftliche Vergeudung bedeutet. Man mag im übrigen zum Vegetarismus stehen, wie man will, diese Tatsache läßt sich nicht abstreiten. Wir verweisen auf die Ausführungen Prof. Dr. Schlägers in Nr. 18 des vorigen Jahrganges des „Vortrupp" („Der Vegetarismus als wirtschaftliche Notwendigkeit und sittliches Gebot").

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns früher selbst entzogen, indem wir ihr Produkt ins Spülbecken gossen. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr an Butter machte im Frieden etwa 9 Millionen Zentner jährlich. Den konnten wir also völlig sparen, wenn wir das Vorhandene ausnutzten.

Fletschern.

Im ersten Kriegsjahre haben wir viel vom Fletschern geredet. Es war uns eine Art von ergötzlichem Sporte. In Wirklichkeit ist es eine Sache von gewaltigster volkswirtschaftlicher Bedeutung. Fletcher lehrt, daß durch langsames Essen, durch intensives, andauerndes Kauen die Nahrungsmittel ungleich besser ausgenutzt werden als durch das übliche schnelle Hinunterschlingen. Es ist kein Geheimnis und keine Kunst bei seinem Systeme. Nur gründlich kauen! Er behauptet, mit einem Drittel der sonst üblichen Nahrung den gleichen Ernährungserfolg zu erzielen. Hat man sich einmal klar gemacht, was das bedeutet?

Im Frieden gab das deutsche Volk jährlich etwa 20 Milliarden Mark für Nahrungsmittel aus. Wenn davon, ohne Verschlechterung der Ernährung, zwei Drittel gespart worden wären, so hätte das fast 14 Milliarden Mark ausgemacht. In jedem Jahre 14 Milliarden! Das ist eine Summe, die uns damals fast unvorstellbar war.

Aber wenn auch bei weitem nicht so großer Erfolg erzielt würde; wenn durch gründliches Kauen nur um 20% die Nährwerte besser genutzt würden (und das ist ganz sicher leicht zu erreichen!), so machte das im Frieden 4 Milliarden Mark jährliche Ersparnis, also zweimal den ganzen Reichsetat, viermal den Wehrbeitrag von 1913. Heute ist die Summe mindestens dreimal, vielleicht auch fünfmal so hoch. 15 Milliarden Mark könnten wir jährlich ersparen, nur durch besseres Essen — und könnten damit eine Kriegsschuld von 300 Milliarden verzinsen!

Was aber vielleicht heute noch wichtiger wäre als die Gelderspamis: wir könnten statt dessen unsere Ernährung im gleichen Maße verbessern, könnten mit den vorhandenen, zu knappen Nahrungsmengen völlig ausreichen. Und alle die bösen Hindernisse der Unterernährung beseitigen, die einem Wiederaufbau unserer Wirtschaft im Wege stehen*).

Voraussetzung eines solchen rationellen Essens sind gesunde Zähne. Man rechne einmal nach, was eine allgemeine Zahnpflege kosten und was dadurch „verdient" werden würde. Und man wird auch hier wieder sehen, daß Sozialpolitik die rentabelste Anlage von Volksvermögen ist.

Heinz Potthoff.

*) Näheres in meinem Vortrage „Was heißt Volkswirtschaft?" Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verborgene Schätze.

Im Jahre 1904 war es. Ich war auf der Weltausstellung in St. Louis gewesen und reiste nun in Amerika umher, um Fabriken und Werften und andere gewerbliche Anlagen kennen zu lernen. So kam ich auch in die Werke der „Westinghouse Electric and Manufacturing Co." in Pittsburg. Hier sah ich eine Reihe von Gasmaschinen, die zum Antrieb elektrischer Stromerzeuger dienten. Ich hatte auf der Weltausstellung Gaserzeuger verschiedener Art gesehen und schon wollte ich fragen, was für Gas für diese Maschinen verwendet würde, und ob ich die Anlage besichtigen dürfe, da fiel mir ein, daß man mit Fragen vorsichtig sein soll. Ich fragte also nur: „Woher kommt das Gas?"

Da glitt ein Lächeln über das glatt rasierte und scharf geschnittene Gesicht des mich führenden amerikanischen Ingenieurs, er zeigte mit dem Finger nach unten und sagte: „Natural Gas."

Nun wußte ich es, der Behälter, der dieses Gas lieferte, lag tief unten in der Erde, und erzeugt war es vor Tausenden und Abertausenden von Jahren. Und in mir stieg der Gedanke auf: Wie leicht hat der liebe Gott es euch Amerikanern doch gemacht, mit den anderen Völkern in Wettbewerb zu treten; was für Schätze der verschiedensten Art hat er in euren Boden gelegt! —

Der Amerikaner ahnte vielleicht, was in mir vorging, denn er sagte schmunzelnd: „So etwas gibt es wohl in Deutschland nicht?!" —

Nein, so etwas gab es in Deutschland damals nicht, und man glaubte auch nicht, daß es so etwas geben könnte. Erst als man einige Jahre später die Gasquelle bei Neuengamme (auf hamburgischem Gebiet) ahnungslos erbohrte, wurde man gewahr, daß uns in dieser Hinsicht der liebe Herrgott „nicht ganz und gar verlassen hatte".

Ich erfuhr dann von meinem Führer, daß ein Bohrloch der Westinghouse Co. Gas für eine 1500pferdige Maschinenanlage lieferte, ein zweites führte verschiedenen Glüh- und Heizöfen den nötigen Brennstoff zu. — „Sehr bequem!" sagte ich. „Wenn wir das auch nur so könnten!" —

Die Neuendammer Quelle hat jahrelang einen nicht unwesentlichen Teil des Hamburger Gasbedarfs gedeckt, dann versiegte sie nach und nach. Nun hat man kürzlich nicht fern davon eine neue Quelle erbohrt, die in dieser Zeit der Not und Kohlenknappheit von ganz besonderem Wert ist. Und da fragt man natürlich: Sollte nur Hamburg mit solchen Naturgaben gesegnet sein? —

Eine Antwort auf diese wichtige Frage mögen uns die Geologen und die Wünschelrutengänger bald geben! — Sie sind übrigens schon an der Arbeit. In Quarnbeck bei Kiel vermutet man gleichfalls Erdgas, eine Bohrfirma hat die Sache angeregt, eine bekannte Rutengängerin hat die Stelle bezeichnet, wo — wie sie angibt — in 240 Meter Tiefe Gas vorhanden sein soll, und der Kieler Magistrat hat die Firma veranlaßt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm Angebot für die entsprechenden Arbeiten zu machen. Er hat dann den städtischen Kollegien hierüber eine Vorlage unterbreitet die 1 700 000 Mark fordert. In einer großen öffentlichen Versammlung hat man für und gegen das „Wünschelrutenproblem" Stellung genommen. Ob nun die Vorlage durchgeht, ist zweifelhaft. Wir sind leider nicht so reich und nicht so unternehmend wie die Amerikaner, um Millionen für Suchen und Versuche auszugeben. Aber wir dürfen die Sache nicht aus dem Auge lassen, und da fragt man wohl: Wie liegen denn in dieser Beziehung die Verhältnisse in Amerika, und was für Erfahrungen hat man dort gemacht?

Schon seit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebrauchte man in Pittsburg Erdgas als Heizmittel, auch in Haushaltungen. Dort, wo man die reichsten Quellen fand, entstanden große Industrien, um die billige Heizkraft auszunutzen, namentlich Eisen- und Glashütten. Pittsburg wurde die „Eisenstadt" Amerikas. Man ging überall verschwenderisch um mit diesem Gas, das aus der Erde quoll, nicht nur in der Industrie, sondern auch in den Haushaltungen und auf den Straßen. Es war billig, man nahm es als etwas so selbstverständliches hin wie den Regen, man meinte, es sei unerschöpflich. — Dann aber merkte man, daß der Zufluß schwächer wurde; hier und da fing der Lebensodem einer Fabrik an zu stocken. Eine Quelle nach der anderen ermattete, erschöpfte sich, aber man bohrte weiter. Für die großen Eisenöfen reichte das Gas nicht mehr; man fing an umzubauen, man mußte vielfach mit Kohlen heizen. Man trieb und treibt aber immer neue Rohre an neuen Stellen in die Erde, man lernte es dann auch, haushälterischer mit dem Erdgas umzugehen, als man wußte, daß es sich nicht Tausende von Jahren zu hunderttausendpferdigem Frondienst zwingen ließ, wie der Niagarafall.

Es sind hauptsächlich 4 Staaten, die Naturgasquellen besitzen: Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Westvirginien. Die Rohre sind stellenweise nur 100 Meter tief in die Erde getrieben, dann wieder 500 und 600 Meter durch Sand und Felsen hindurch. Kommen sie an die rechte Stelle, so strömt aus ihnen das Gas mit einem Druck von 20 bis 50 Atmosphären. Gegen Ende der achtziger Jahre war die Ausbeute an Gas am höchsten, damals schätzte man den Wert auf rund 100 Millionen Mark im Jahr. Mitte der neunziger Jahre war dieser Betrag fast auf die Hälfte herabgesunken. Die Zahl der Gasquellen betrug damals gegen 4000.

Die in den Steinkohlengruben sich sammelnden Gase, die sich als „schlagende Wetter" bemerkbar machen, haben mit den hier in Betracht kommenden Gasquellen nichts zu tun. Vielmehr behaupten die Geologen, daß das Erdgas nicht im Zusammenhang mit den Kohlenlagern auftritt, sondern mit unterirdischen Ansammlungen von flüssigen Kohlenwasserstoffen, also mit Erdöl. So ist denn auch das zwischen dem Eriesee und Pittsburg liegende Land eins der wichtigsten Erdölgebiete Amerikas. Und es ist bekannt, daß beim Erbohren tiefer Ölbecken, die unter dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drucke zusammengepreßter Gase stehen, das Öl mit großer Gewalt durch das Bohrloch nach oben getrieben wird, sobald der Bohrer die Decke des Beckens durchstößt. So soll ein Springquell (Philipps Well) 4000 bis 5000 Hektoliter Öl täglich geliefert haben, ein Strom, der also durch einen gewaltigen Gas-„Windkessel" betätigt gewesen sein muß. Allerdings muß vielfach das Öl aus der Tiefe heraufgepumpt werden, steht also mit kräftigen Gasquellen dann nicht in Verbindung. Immerhin ist daran festzuhalten, daß Erdöl und Erdgas zueinander in nahen Beziehungen stehen.

Erdöl findet sich in unserer norddeutschen Tiefebene, so in der Lüneburger Heide und bei Heide in Holstein. Nun ist an zwei Stellen bei Hamburg Gas erbohrt, und zwar handelt es sich hier um erhebliche Mengen. Erfüllen sich die Erwartungen, die Viele an Quarnbeck knüpfen, dann wäre weiter bestätigt, daß unser Land Bodenschätze birgt, die für uns von recht wesentlicher Bedeutung werden können. Und erfüllen sie sich an jener Stelle nicht, so müssen gelehrte und erfahrene Leute suchen, in anderen Gegenden solche Quellen zu finden. Es ist doch nicht eben wahrscheinlich, daß jene Quelle, die man bei Neuengamme erbohrte, als man Wasser suchte, und daß die neue Quelle, die man an jener Stelle fand, die von den Rutengängern bezeichnet war, die einzigen sind, die es in unserem Lande gibt.

Früher waren in Deutschland die Kohlen reichlich, jetzt sind sie knapp und unerschwinglich teuer, so daß man Garten- und Alleebäume fällt und Wälder verwüstet; je weiter eine Gegend von den Kohlenrevieren entfernt liegt, desto größer ist die Not. In Mittel- und Süddeutschland, in den Gebirgsgegenden, hat man Wasserkräfte, dort kann man die Gefälle noch weit mehr ausnutzen, als es bis jetzt geschehen ist; man wird das auch tun, man wird weit mehr „weiße Kohle" zu gewinnen suchen. Nord- und Ostdeutschland hat solche Naturkräfte nicht; sollte uns statt dessen die Vorsehung einen Schatz gegeben haben, der ebenfalls Kraft, Licht und Wärme spendet, einen Schatz, der tief unten in der Erde seit Jahrtausenden ruht und nun gehoben werden soll? —

So viel ist klar: Wir müssen danach suchen!

Georg Asmussen.

„Aber die Deutschen sind daran schuld."*)

Vor mir liegt ein altes und zerlesenes Buch „Fünfundsiebenzig Jahre in der Alten und Neuen Welt", Memoiren eines Unbedeutenden von Heinrich Börnstein", verlegt von Wigand in Leipzig 1881. Einer der deutschen Zivilinternierten, die vor uns hier hinter dem Stacheldraht gesessen haben, hat es zurückgelassen. Ich bin ihm dankbar dafür; denn, was der Journalist

*) Der Verfasser hat diesen Aufsatz als Kriegsgefangener im englischen Gefangenenlager Lofthousepark-Wakefield im November 1919 geschrieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Theaterdirektor, Offizier und Mediziner Heinrich Börnstein in seinem langen Leben, das in den Schrecken der Franzosenzeit von 1806 beginnt und bis zum Jahre 1881, also bis auf die Höhe deutscher Machtentfaltung führt, in Hamburg und in Lemberg, in Triest und Wien, in Paris und St. Louis alles erfahren und vollbracht hat, und die Art, in der er davon erzählt, das ist überaus interessant und in mehr als einer Beziehung lehrreich.

Hier möchte ich etwas herausheben, was uns begreiflich machen kann, warum unsere zu Anfang des Krieges so hochgespannte Hoffnung auf den Einfluß der Deutschen in Amerika so bitter hat enttäuscht werden müssen.

Heinrich Börnstein schildert uns die Deutschen in St. Louis: die ersten deutschen Ansiedler, die in dem Menschenalter zwischen 1818 und 1848 dort seßhaft geworden sind und die große Einwanderung von Flüchtlingen aus der Zeit der deutschen Reaktion nach 1848. Die ersten Ansiedler „mit ihren Mützen, ihren langen Pfeifen, ihrem Sauerkraut und ihrem Bier" (II, 103) standen auf einem „sehr niederen Grade der Bildung". „Für sie waren der Bierkrug und die Tabakspfeife die höchsten Güter der Erde" (II, S. 201, vgl. S. 103). „Die politischen Parteiführer fanden ihre Rechnung dabei und begünstigten diese Zustände; — ihnen war es ganz recht daß die Massen der Deutschen unwissend und ungebildet blieben wie die Irländer, denn so waren sie leichter zu handhaben und nach Belieben zu nasführen; — man brauchte bei politischen Fragen und entscheidenden Wahlen nicht erst die Intelligenz und das Verständnis des Volkes zu überzeugen und zu gewinnen, sondern es handelte sich einfach darum, einige Dutzend „prominent wardpoliticians" mit soundsoviel per diem zu engagieren, Bierwirte, Barkeeper, Deputies von Steuerassessoren . . . ., welche in den Warddistrikten herumzogen, in den Wirtshäusern schwadronierten und aufschnitten, Freibier für alle Welt spendierten, und die sich am Abend rühmten, sich mit ein paar hundert deutschen Stimmen in der Tasche zu Bette zu legen."

Von ganz anderem Schlage ist die deutsche Zuwanderung in St. Louis nach dem Jahre 1848. Da kommt eine große Anzahl hervorragend intelligenter und hochgebildeter Männer („Journalisten, Maler, Musiker, Ingenieure, Professoren und Lehrer", sowie viele Handwerker II, S. 203) aus Deutschland in die Union, und die Kulturarbeit, die nun in St. Louis gerade von den Deutschen geleistet wird — vielfach unter der Führung von Börnstein, der durch seine Redaktion des „Anzeigers des Westens" einen gewaltigen Einfluß gewinnt — ist erstaunlich und eine Ehre für den deutschen Namen.

Aber auch in dieser Zeit bleibt es eine unverlorene Besonderheit der Deutschen, daß der Bierkrug und das Wirtshausleben ihnen heilige Güter sind. Als Börnstein seine Zeitung übernimmt, braucht ihm „das politische Glaubensbekenntnis des Blattes keinen Kummer und keine Schwierigkeiten zu machen"; denn „die gesamte deutsche Bevölkerung von St. Louis (etwa 25000 Köpfe) gehörte der demokratischen Partei an, so wie dies bei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahe überall im Westen der Fall war, weil die damalige Whigpartei zu viel mit Temperenzfanatismus untermischt und daher den Deutsch-Amerikanern ein Greuel war" (II, S. 45). „Der gemeine und rohe Ton der Wirtshäuser" (II, S. 207) bildet für die Kulturbestrebungen Börnsteins unter seinen Landsleuten ein schwer zu überwindendes Hemmnis. Ein „deutsches Lesekabinet" z. B., — „bequem eingerichtet, mit Landkarten, Konversationslexikons und einer kleinen Nachschlagebibliothek ausgestattet, während die langen Lesetische eine reiche Auswahl von englischen und deutschen Zeitungen aus allen Teilen der Union, europäischen Journalen, Revuen und den neuesten Broschüren und Pamphlets boten" — „fand keinen Anklang; den im südlichen Stadteile wohnenden Deutschen war es zu entfernt gelegen, und dieselbe Klage brachten die Deutschen im nördlichen Stadteile vor, — in Wirksichkeit nur eine faule Ausrede; denn wenn irgendwo ein besonders gutes Bier verzapft wurde, scheuten di eselben Leute vor einer Wanderung von einigen englischen Meilen nicht zurück" (II, S. 212). Manch einer, der hohe Werte hätte schaffen können, ging durch diese deutsche Neigung zum Trunk zugrunde, so z. B. jener „Professor der Philologie an einer deutschen Universität", von dem Börnstein (II, 204) erzählt, daß er ihn, den hochgelehrten Mann, „als Barkeeper in einem Hotel zweiten Ranges" getroffen habe. „So aber blieb er Barkeeper, kredenzte der unwissenden Plebs die verschiedenen cobblers and drinks; verwilderte und versumpfte endlich bei dieser banalen und geisttötenden Beschäftigung und ging nach einigen Jahren spurlos unter."

Ein besonderes Opfer und eine schwere Gefahr bedeutete die Trunkfreudigkeit der Deutschen für die Politiker, die sich unter ihnen um irgendeine Wahl — sei es in der städtischen Verwaltung oder in der großen Politik — bewarben. „Nun spielt aber die Bierfrage eine große Rolle unter den Deutsch-Amerikanern, manchmal eine zu große, und es gab Orte und Zeiten, wo die Deutschen lieber auf eines oder mehrere ihrer verfassungsmäßigen Rechte verzichtet hätten, als auf die Freiheit, Bier zu trinken, wann, so oft und so viel sie wollten. Deutsch-amerikanische Redakteure mußten auf die Bierfrage immer gebührende Rücksicht nehmen, und manche Wahlen sind einzig und allein durch die Bierfrage entschieden worden — ja, es genügte oft, zu behaupten oder nachzuweisen, daß dieser oder jener Kandidat ein Temperenzler sei, um das ganze deutsche Votum von ihm abwendig zu machen" (II, S. 174). „Es ist leider amerikanische Unsitte, daß die Tagespolitik dort meist im bar-room am Schenktisch betrieben wird, und daß ein einflußreicher Parteiführer daher viel mehr trinken muß, als es sein Wunsch ist und als es seine Gesundheit gestattet. Von Hunderten und Hunderten aufgefordert, mit ihnen anzustoßen und zu trinken, muß er diesem Verlangen nachkommen und so, selbst wenn er jedesmal nur nippen würde, eine Menge geistiger Getränke verschlingen, von denen obendrein der größte Teil noch dazu gesundheitsschädlich verfälscht ist. Dieser Alkoholvergiftung kann kein ameri-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kanischer Politiker ausweichen; denn die Weigerung, mit jemandem anzustoßen und zu trinken, wird als eine tödliche Beleidigung, ja selbst das nicht vollständige Leeren des Glases als eine Nichtbeachtung betrachtet, und gar oft schon hat eine solche Weigerung am Schenktische zu blutigen Auftritten geführt" (II, 196). „Wie viele begabte Menschen habe ich nicht in der Blüte ihrer Jahre an diesem amerikanischen Nationallaster elend verkommen und zugrunde gehen sehen, und ich selbst konnte diesem drohenden Schicksale der amerikanischen Politiker nur dadurch entgehen, daß ich mir streng zum Gesetz gemacht hatte, nie und unter keiner Bedingung ein Wirts- oder Kaffeehaus, einen bar-room oder andere öffentliche Schanklokale zu betreten — ein mir selbst abgelegtes Gelübde, das ich auch während der dreizehn Jahre meines Wirkens in Amerika gewissenhaft und unverbrüchlich gehalten und mir dadurch viele unangenehme und gefährliche Folgen ferngehalten habe" (II, 191).

So schreibt Heinrich Börnstein. Man muß sich nur wundern, daß ihn diese klare Erkenntnis nicht verhindert hat, sich bei der Führung seiner mächtigen Zeitung die Abneigung der Deutschen gegen das, was er „Temperenz-Fanatismus" nennt, einfach zu eigen zu machen, ja für diesen Standpunkt und gegen den ernsten Versuch eines Einschränkens sonntäglicher Wirtshausausschweifungen, wie ihn die Grand Jury, die aus 24 Bürgern bestehende Anklagekammer von St. Louis, im Jahre 1853 machte (II, 174ff.), mit großer Entschiedenheit aufzutreten. Und wenn wir schließlich gar hören, daß er selbst Brauereien und drei „Bierhallen" begründet und daraus Gewinn zieht (II, 233), so haben wir ein klares Beispiel für den nicht zum Bewußtsein kommenden, aber um so stärker bindenden Zwang und die Verblendung, die die Trinksitte unter den Deutschen schafft. Auch ein so hochgebildeter, so eifrig für das gemeine Wohl arbeitender Mann, wie Heinrich Börnstein, der noch dazu den Vorteil der Ablehnung der Trinkgewohnheiten an sich selbst erfährt und empfindet („öffentliche Orte und Wirtshäuser vermied ich schon aus Gesundheitsrücksichten" II, S. 207), kommt garnicht auf den Gedanken, seinen Einfluß zu einer Bekämpfung der Trinksitte zu benützen.

Und doch weiß sein reiches Leben von Erfahrungen genug, die ihm hätten die Augen öffnen können. So erzählt er z. B. von einem Freunde, einem hervorragenden amerikanischen Politiker, dem General Blair, von dem er sagt, daß er ein „kühner und energischer Führer, ein treuer und verläßlicher Freund, ein tüchtiger und ehrenhafter Mann" gewesen ist. „Sein Ende war ein trauriges, er erlag dem Nationallaster der amerikanischen Politiker, den verderblichen Folgen der Trunksucht, die durch einen Schlaganfall seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten „lähmten und ihn später plötzlich hinwegrafften". „Blair war eine starke und kräftige Natur und konnte viel vertragen, außerdem aber verließ ihn nie die Besonnenheit, und er wußte die Lasten seiner Stellung, namentlich das populäre Zutrinken, auf das geringste Maß zu beschränken. Erst als ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Jahre 1867 aus Deutschland wieder nach St. Louis kam, um in der Kongreß- und Staatswahl tätig zu sein, bemerkte ich mit Schrecken, daß Blair mehr, viel mehr trinke als früher und es oft bis zur Besinnungslosigkeit treibe. In einem vertraulichen Augenblicke machte ich ihm Vorstellungen darüber und sprach meine Befürchtungen über die Folgen aus; — er schwieg eine Weile und hörte geduldig zu, dann, als ich geendigt hatte, sagte er nach einer Pause des schmerzlichen Nachsinnens: „Sie haben recht, lieber Freund, ich trinke jetzt mehr als ich sollte, aber Ihre Freunde, die Deutschen, sind daran schuld." (II, 197.)

Am 1. Juli dieses Jahres (1919) haben die Vereinigten Staaten durch das die ganze Republik umfassende Verbot der Herstellung und des Verkaufes berauschender Getränke, das seit diesem Tage zunächst noch als Kriegsmaßnahme, vom 16. Januar 1920 an aber als für dann geltendes Friedensgesetz in Kraft ist, einen mächtigen und wirksamen Versuch gemacht, sich und damit auch die Deutschen in Nordamerika von der Macht der Trinkgewohnheiten zu befreien. Es ist schade gewesen, daß in den Kämpfen, die zu diesem Siege geführt haben, die Deutschen in Amerika zum weitaus größten Teil auf seiten der Verteidiger des Trunkes standen. Vielleicht würden sie auch für ihr altes Vaterland eine gewichtigere Stimme gehabt haben, wenn nicht so viele von den Anglo-Amerikanern daran gewöhnt worden wären, bei jedem Unglück und Schaden, den der Trunk bringt, wie an etwas im besonderen Sinne Deutsches zu denken und zu sagen: „Die Deutschen sind daran schuld."

Hans Schmidt.

Hochschulreform und Schulreform.

Wir halten es nicht mit den Allzuvielen, denen Wissenschaft um der Wissenschaft willen der Weisheit letzter Schluß bedeutet. Gewiß mußte unbedingt einmal die wissenschaftliche Forschung — und mit ihr die akademische Lehre — entschieden und selbst mit einer gewissen Einseitigkeit jeden Mißbrauch zu politischen, religiösen und anderen Zwecken ablehnen, nachdem sie Jahrhunderte hindurch den verschiedensten vorgefaßten Meinungen und Bestrebungen gedient hatte. Gewiß mußte sogar jeder Gedanke einer unmittelbaren Nutzanwendung der Wissenschaft nach der einen oder der anderen Richtung grundsätzlich verlassen werden, sollte anders freie Bahn für „freie" wissenschaftliche Forschung geschaffen werden. Sieht man von unvermeidlichen Rückfällen ab, so sind wir Heutigen im allgemeinen längst so weit, daß, praktisch gesprochen, das unentwegte Betonen der „Wissenschaft um der Wissenschaft willen" für jeden Kundigen eine starke Beimischung von Donquichotterie enthält.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf den meisten akademischen Lehrgebieten hat man das denn auch eingesehen und gewürdigt. Den zweifelhaften Ruhm, sich mit ihrer vollendeten Weltfremdheit, zumal der mangelnden Übersichtlichkeit und einer erstaunlichen Zeit- und Kraftvergeudung jenem Wahlspruch erbarmungslos ausgeliefert zu haben, dürfen die philosophischen Fakultäten für sich beanspruchen.

Und das kam so. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es wesentlich drei Hauptgebiete akademischen Fachstudiums: Theologie, Jura, Medizin. Neben und mit ihnen erwuchsen seit dieser Zeit die ehedem als „freie Künste" (artes liberales) bekannten Grund- und Hilfswissenschaften jener Fakultäten, erst bescheiden, seit dem Aufblühen der Natur-, Geschichts- und der philologischen Wissenschaften aber die übrigen Universitätsstudien an Ausdehnung überflügelnd. Die „alten" Fakultäten besaßen ein verhältnismäßig in sich abgeschlossenes Lehrgebiet und dementsprechend einen nach Zielen und Wegen leidlich einheitlichen Charakter. Geistliche, Richter und Verwaltungsbeamte, wie auch Ärzte zu bilden, galt und gilt heute, unbeschadet aller eigentlich wissenschaftlichen Forschungszwecke, als der anerkannte Zweck der betreffenden Fakultäten. Anders die philosophischen Fakultäten. In der Tat war lange Zeit — noch bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts — die Grenze zwischen philosophischer Fakultät und Gymnasium durchaus fließend (der Glaube an die Allgewalt des Schulstempels versetzte damals noch nicht Berge); und so zählten auch Berufungen von Lehrern höherer Schulen auf akademische Lehrstühle keineswegs zu den Seltenheiten. Nun muß zugegeben werden, daß die einst ungeahnte Ausdehnung der Wissenschaften im Bereich der philosophischen Fakultäten einerseits, die sehr beträchtliche Steigerung der Ansprüche an die Lehrmethodik und anderes mehr es dem Einzelnen heute nur noch in Ausnahmefällen erlauben, den Anforderungen des akademischen wie des höheren Lehramts gleichzeitig gerecht zu werden. Aber damit ist doch nicht der mindeste zureichende Grund gegeben für die hermetische Absperrung, ja offensichtliche Minderachtung, die viele akademische Lehrer der philosophischen Fakultäten ihren eigenen Schülern, sofern diese Schulwissenschaften studieren, entgegen bringen.

Mit dieser immer aufs neue zu erhärtenden Tatsache vergleiche man, was ein ehemaliger Professor der semitischen Philologie, der gegenwärtige Unterstaatssekretär im Kultusministerium, C. H. Becker, äußert: „Die Oberlehrer werden zu Philologen, zu Naturwissenschaftlern und Mathematikern erzogen, aber beileibe nicht zu Lehrern, d. h. Pädagogen. Daher kommen die Oberlehrer von der Hochschule mit einem falschen Berufsideal; sie sind als Gelehrte erzogen, nicht als Staatsbürger, denen die heilige Aufgabe der Erziehung unserer Jugend obliegt. Daher das tiefe Unbefriedigtsein in weiten Kreisen dieses wichtigen Standes. Die Berufseignung der Oberlehrer ist ihr eigenstes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verdienst. Die Universität hat ihren Charakter als Lehrer höchstens indirekt gebildet. Man blicke daneben auf die Theologen, Juristen, Mediziner, obwohl auch hier manches zu wünschen übrig bleibt. Bei ihnen, am wenigsten bei den Theologen, überwiegt an der Universität die Fachausbildung, ohne daß die Wissenschaft bei den wirklich wissenschaftlich Interessierten zu leiden hätte. Es liegt in der historischen Entwicklung, daß die alte Artistenfakultät die reinste Forschungsstätte geblieben ist. Man kann diesen Zustand billigen, ja, ihn für nötig halten, und braucht sich doch den geschilderten Mißständen nicht zu verschließen*)."

In solchem geistigen Klima ist natürlich die Pädagogik als akademisches Lehrfach entweder gänzlich unmöglich oder sie kämpft doch bis auf den heutigen Tag mit den größten Vorurteilen, mit Verständnislosigkeit und Nichtachtung. Nicht viel besser steht es, dem äußeren Scheine entgegen, mit der philosophischen Grundlage der Schulwissenschaften. Man wundert sich indes weiter über die offenbaren großen und kleinen, über die sachlichen und die persönlichen Mängel, die in unserm höheren Schulwesen herrschen; daß hier in erster Linie und nachweislich Mängel des akademischen Lehrbetriebes verantwortlich zu machen sind, dürften von allen Außenstehenden nur die wenigsten ahnen; die großen Wortführer der Schulreform scheinen es ja zumeist selbst nicht zu wissen; jedenfalls melden sie nichts davon.

Ob solche Zustände länger wünschenswert sind, ja, wie sie bisher nur möglich sein konnten — darüber ein Wort hinzuzufügen, scheint überflüssig. Weniger klar, aber von desto allgemeinerem Interesse dürfte die Frage sein, warum man alle erdenklichen Wissenschaften mit offen eingestandener Berufsabsicht studieren darf, nur nicht diejenigen, die später im Lehrerberuf verwendet werden sollen. Nach Abzug des nicht unbedeutenden Aufwandes an Sophistik, dem man in diesem Gedankenkreise meist begegnet, ergibt sich als Antwort diese: Unsern philosophischen Fakultäten hangen die Eierschalen der Vergangenheit an (18. Jahrhundert: „artes liberales"!), sie schämen sich ihrer neben den übrigen älteren Fakultäten und suchen dieses bewußt oder unbewußt wirkende Schamgefühl bei jeder Gelegenheit, weltmännischer Übung entgegen, zu unterstreichen. —

Mit Recht sind wir Deutschen stolz auf die Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und akademischer Lehre, wie sie auf unsern Hochschulen heimisch ist. Aber es läßt sich bei alledem nicht verkennen, daß je länger desto mehr — und zwar vor allem in den philosophischen Fakultäten — die Forschungsarbeit auf Kosten der Lehrtätigkeit betont wurde. Andererseits machte man seit etwa 100 Jahren die höheren Schulen aus bloßen Vorbereitungsstätten gelehrter Studien zu allge-

*) „Gedanken zur Hochschulreform", S. 26. Leipzig 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meinen Bildungsanstalten, die den verschiedenartigsten Bedürfnissen der Wissenschaft, Technik, Kunst und des praktischen Lebens sich anzupassen hatten: im ganzen eine Wandlung, die der in den philosophischen Fakultäten bemerkten entgegengesetzt verlief.

Schon Comenius (1592—1676) verfehlte nicht, in dem berühmten Plan seiner Schulorganisation der Hochschule ihre gebührende Stellung anzuweisen. Von dieser überaus bedeutsamen und für die Gegenwart gleich wichtigen Tatsache ist meines Erachtens in der Flut der Äußerungen zur Einheitsschule selten oder nie die Rede. Um so bemerkenswerter erscheint es, wenn ein aus dem Gelehrtenstande hervorgegangener Mann der Verwaltung, wie C. H. Becker in seiner obengenannten Schrift ausdrücklich darauf hinweist, daß die Hochschulen in den Zusammenhang unsres gesamten Schulwesens einbezogen werden müssen. Man darf weitergehend sagen, daß eine durchgreifende Schulreform — zumal der höheren Schulen — nicht denkbar ist ohne eine Reform der Hochschulen, im besondern der philosophischen Fakultäten.

Diese Überzeugung aussprechen, heißt auf einige naheliegende Mißdeutungen und Bedenken eingehen. — Kein Vernünftiger denkt daran, den deutschen Hochschulen den Stempel des „Schulmäßigen" aufzudrücken. Die ziemlich allseitig anerkannte Notwendigkeit der Vermehrung von Seminar- und Institutsübungen z. B. ist doch im Grunde nichts andres als der aufs Hochschulpädagogische angewandte allgemein-pädagogische Grundsatz der planmäßigen und ausgiebigen Übung und der Erziehung zur Selbständigkeit gegenüber dem zeit- und kraftvergeudenden und leicht zur Selbsttäuschung bei Lehrenden und Lernenden führenden bisherigen Verfahren, bei dem die Vorlesungen fast auf allen akademischen Gebieten im Vordergrunde standen. Von der Ordnung, die Zeit gewinnen lehrt, spricht Mephistopheles zum Schüler; nicht wenige Studenten haben diese (oder ähnliche) Worte bei beliebigen akademischen Anlässen vernommen; doch wie stehts damit in der grauen Alltäglichkeit des akademischen Lehrbetriebes?

Sodann muß erkannt und gewürdigt werden, daß die in den letzten Jahrzehnten etwas einseitig betonte Pflege der „reinen" Wissenschaft auf den Universitäten wie andererseits des allgemeinen Bildungs- und Erziehungszwecks von seiten der höheren Schulen doch ihre verhältnismäßig enge Grenze findet, teils in den Dingen selbst, teils in der Entwicklung des jugendlichen Menschen. Unsere Hochschulen geben vielzuviel bloßes Fachwissen, sie bilden einseitige Fachmenschen und vergessen darüber die Ausbildung des Staatsbürgers und vernachlässigen die sittliche Persönlichkeit. „Daß die Universitäten", sagt Fr. v. d. Leyen in seiner 1906 erschienen Schrift, „Deutsche Universität und deutsche Zukunft", „einmal Erzieherinnen der Nation im edelsten Sinne waren, daß ist heute fast ganz vergessen. Man bewundert höchstens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Geschick und die Gelehrsamkeit, nicht die Persönlichkeit des Dozenten. Das Köstlichste, was sie früher besaßen, ist den Universitäten schon verloren oder sein Verlust steht nahe bevor. Und das Schmerzlichste ist, daß eigentlich die Universitäten ganz allein sich durch ihre Kurzsichtigkeit um diesen Schatz brachten." — V. d. Leyen denkt folgerichtig zu Ende; nach einer eingehenden Darstellung des landläufigen akademischen Betriebes der Germanistik sagt der Münchener Universitätsprofessor ungeschminkt die Wahrheit: „Die künftigen Lehrer nun, die auf der Universität Vorlesungen und Dozenten wie den eben geschilderten ausgesetzt waren, finden daher nirgends liebreiche und verständnisvolle Anleitung, die Kunst und die Art der Autoren zu erfassen, dafür eine Überfülle äußerlicher, für die Mehrzahl unter ihnen unbrauchbarer Kenntnisse. Die Klagen gegen die Schule, die heute leidenschaftlicher erklingen als je: sie erwecke und belebe nicht, sie töte die Lust am Lernen, sie unterdrücke die Selbständigkeit, erstrebe äußerliches Aneignen, verfolge geringe Versehen, etwa grammatische Fehler und Verstöße, als seien es moralische Minderwertigkeiten und lasse Sünden gegen den Geist ungestraft — diese Vorwürfe, immer noch sehr berechtigt, darf man nicht der Schule als der allein Schuldigen aufbürden. Einen großen Teil der Schuld trägt auch hier die Vorbildung, die die Universitäten dem Lehrer geben; woher denn soll dem Durchschnitt unter ihnen die Fähigkeit kommen, innerliches Aneignen zu predigen und die Schüler zu behandeln, wenn ihm dies auf der Universität niemand einhauchte? Wurden dem Lehrer dort nicht auch die äußeren Kenntnisse als die Kenntnisse gepriesen? Kam er selbst denn jemals durch die Gelehrsamkeit hindurch zu den Dichtern? Muß er nicht von Goethe und Shakespeare, von Plato und Homer reden, nachdem das einzige, worin er sich in seiner Studienzeit vertiefen konnte, lexikalische oder textkritische oder sprachgeschichtliche Probleme untergeordneter Art waren, für die ihn sein Universitätslehrer anwarb? Bleibt der Betrieb der Wissenschaften wie heute, so klingen jene Kassandrarufe nicht mehr wie sinnlose Übertreibungen: die Wissenschaft müsse allmählich sich selbst zerstören, der Bildung und dem Leben sich ganz entfremden und allen Einfluß und Herrschaft über die Schule verlieren." —

Der Zustand zweier nahezu völlig getrennter Welten widerspricht dem zweifellos berechtigten Kern des Einheitsschulgedankens durchaus. Auf diese Tatsache muß einmal nachdrücklich und rückhaltlos hingewiesen werden. Diese Trennung ist sogar sehr viel schärfer und unvermittelter, als das an irgendeiner andern Stelle unsres gesamten öffentlichen Bildungswesens bisher des Fall war. Dieser Zustand ist aber auch im höchsten Grade und im eigentlichen Wortsinne „unnatürlich"; denn die Natur kennt weder Primaner noch junge Studenten, sondern junge Leute, die sich allmählich zu größerer Reife und Selbständigkeit entwickeln. Daran ändert auch kein noch so gut gemeintes „Reifezeugnis"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas Wesentliches; vor den vielen professoralen Erklärungen aber, die seit Jahren zugunsten dieser oder jener angeblich „besten" Vorbereitung für akademische Studien über uns ergingen, wird die Muse der künftigen pädagogischen Geschichtsschreibung zweifelsohne ihr Antlitz verhüllen.

Beachtenswerte praktische Vorschläge, den überspannten Gegensatz zwischen Hochschule und höherer Schule zu mildern und in die Bahnen naturgemäßer Entwicklung hinüberzuleiten, sind in letzter Zeit namentlich von dem Münsterer Rechtslehrer Krückmann und dem Frankfurter Privatdozenten F. E. O. Schultze gemacht worden. Krückmann denkt an eine „Schulakademie", eine Zusammenfassung nur von Obersekunda und Prima in einer einzigen Anstalt, die zunächst in freien Wettbewerb mit den bisherigen Schulorganisationen zu stellen wäre. Diese Akademie müßte aber nicht bloß die Fächer der heutigen Oberklassen enthalten, sondern noch etwas mehr: alles das, was heute auf den Schulen keinen Platz findet, was aber als Voraussetzung für dieses oder jenes akademische Fachstudium zu gelten hat. Zugleich verspricht sich Krückmann von der „Schulakademie" die Befreiung der reiferen Jugend von dem Zwange eines Schulbetriebes, der ihren Jahren denn doch nicht mehr ganz angemessen ist. Als weitere Vorteile werden mit Recht in Aussicht gestellt: „Vertiefung der stofflichen Behandlung, Ausbildung aller natürlichen Anlagen der Schüler, bessere Vorbereitung auf den künftigen Beruf, geringerer Zeitverlust bei der beruflichen Ausbildung. In Anbetracht der außerordentlichen Belastung, die wir mit Schule, Studium und Vorbereitungsdienst den Eltern zumuten, scheint letzterer Punkt nicht der unwichtigste: ist doch die Geldfrage ohnehin die weitaus bedenklichste Stelle im Bereich aller Einheitsschulfragen! — Im ganzen also eine Übergangsstufe zwischen schulmäßiger Gebundenheit und hochschulmäßiger Freiheit. In ähnlicher Weise soll nach F. E. O. Schultze ein gemischtes Unterrichtssystem geschaffen werden, das zwischen dem Unterricht der Oberschule und dem Vorlesungssystem der Oberstufe der Hochschule die Mitte hält." Seine Ausführungen verdienen darum besondere Beachtung, weil sie aus vierjähriger praktischer Unterrichtstätigkeit im Oberlehrerinstitut in Buenos Aires erwachsen sind und sich auf sehr sorgfältige erkenntniskritische, logische und methodologische Überlegungen stützen*).

Es läßt sich gegenwärtig kaum sagen, in welcher Weise und in welchem Grade die dringend nötige Reform des akademischen Unterrichts eintreten wird. So viel aber steht ganz fest: werden die sich stetig mehrenden Schwierigkeiten im Übergang zwischen höherer Schule und Hochschule beseitigt, so hat die Hochschule selbst den größten Ge-

*) Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. Von F. E. O. Schultze. Leipzig 1914.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

winn davon. Es ist auf die Dauer ein unwürdiger Zustand, daß sich die Universitäten wie die übrigen Hochschulen infolge der ungleichartigen und teilweise überhaupt unzureichenden Vorbildung der Studenten mit verhältnismäßig elementaren Dingen abgeben müssen. Und nicht minder bedenklich muß es sein, wenn sich unsre Hochschulen gegen viele im Grunde selbstverständliche Gebote der Pädagogik weiter versündigen und „mit einer Art religiöser Inbrunst" (Carl Lamprecht) an überlebten akademischen Formen zähe festhalten. Vor allem fällt den philosophischen Fakultäten eine schwere, aber dankbare Arbeit zu, deren Lösung sie sich nicht länger entziehen dürfen: sie sollten Pädagogen vorbilden und stehen der Pädagogik und pädagogischem Geist vielleicht am fernsten! Was die übrigen akademischen Studiengebiete betrifft, sei zum Beispiel der vor kurzem erschienenen Schrift einer Autorität der Technik, A. Riedlers, über „Zerfall und Aufbau der technischen Hochschulen" gedacht; wie hier vom technischen Studium, so muß man weiterhin vom juristischen Studium den Eindruck bekommen, daß es wie bisher unmöglich weitergehen darf. Man denke nur an das Repetitorenunwesen!

Im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung unsres gesamten öffentlichen Bildungswesens müssen Vereinigungen lebhaft begrüßt werden, die, wie es die „Gesellschaft für Hochschulpädagogik" tut, die Einseitigkeiten und Auswüchse des bloßen Gelehrtentums bekämpfen, den Geist der Verantwortlichkeit für die studierende Jugend in den akademischen Lehrern pflegen und die bewährten Grundsätze der allgemeinen Pädagogik an unsern Hochschulen heimisch machen möchten — unbeschadet der Rechte und der Würde wissenschaftlicher Forschung, wie überhaupt der berechtigten Eigenart akademischen Lehrens und Lebens. Die zurzeit im 12. Jahrgang stehende „Zeitschrift für Hochschulpädagogik" (Leipzig, F. A. Köhler), der Mittelpunkt aller jener Bestrebungen, legt Zeugnis ab davon, daß hier seit langem, von der Mehrzahl selbst der akademisch Gebildeten unbeachtet, viel stille, segensreiche Vorarbeit geleistet worden ist.

Es entspricht dem ganzen Zuge unsrer Zeit, wenn man bei allen erdenklichen Reformen nur zu einseitig an Sachreformen denkt: in unserm Falle an Arbeitsschule und Einheitsschule als an Dinge, die einfach angeordnet und eingerichtet zu werden brauchen, ohne Rücksicht auf irgendwelche Bedenken, ob denn die Menschen für sie auch reif seien. Ähnlich steht auch das Ganze der Hochschulreform in Gefahr, über all den großen und kleinen Einzelfragen der Organisation, der akademischen Verfassung, der Besoldung u. a. m. die Erneuerung des Geistes zu verabsäumen. Solange der Nur-Theoretiker dem Manne der Praxis, der vielgerühmte Spezialist dem philosophischen Kopf sich unendlich überlegen dünkt, hat es gute Weile mit einer Hochschulreform, die dieses Ehrennamens wahrhaft würdig ist. Hier kann nur eins

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gründlich und dauernd helfen: Erneuerung unsres gesamten Schulwesens an Haupt, Geist und Gliedern!

Möge auch die im Frühjahr 1920 tagende Reichsschulkonferenz sich dieser Einsicht nicht verschließen*)!

Hans Offe.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Hermann Oeser.

Wer kennt Hermann Oeser? Ich habe oft Bekannte, auch Bücherfreunde, nach ihm gefragt; allein fast regelmäßig erhielt ich ein verwundertes Achselzucken, ein verneinendes Kopfschütteln zur Antwort. Traf ich aber einmal auf einen, der ihn kannte, so grüßte mich wohl ein Aufleuchten des Auges, ein verständnisvoller Händedruck. Denn die Werke Hermann Oesers, dieses tiefen Denkers, dieses ernsten innigen Menschen kennen, ist gleichbedeutend mit: den Verfasser verehren und lieben.

Ich persönlich habe ihm tiefste Seelenerlebnisse zu danken; seine Worte hatten die Kraft, mein Inneres zu berühren und zu wecken; und oft ist er mir der Glöckner gewesen, der die Glocken der Tiefe in Schwingung brachte, und dessen Worte mir einen feiertäglichen Sonntag der Seele einläuteten. So sei es mir heut erlaubt, in persönlicher Dankbarkeit dies Gedenkwort als frischen Kranz auf sein Grab zu legen.

Auch dieser feinsinnige Schriftsteller ist wie so manch andrer unsrer edelsten Geister ein Kind des evangelischen Pfarrhauses. 1849 ist er zu Lindheim in Hessen geboren als Sohn des dortigen Pfarrers, der unter dem Namen O. Glaubrecht einen bescheidenen Ruf als Volksschriftsteller besitzt. Hermann Oeser selbst kennzeichnet in einer hinterlassenen biographischen Skizze seine Eltern mit folgenden, wenigen Worten: „Mein Vater war fromm, edel und vornehm. Ich verlor ihn 1859. Meine Mutter lebte bis 1884. Sie hat den stärksten Einfluß auf mich ausgeübt; sie war dogmenlos-fromm, liebreich und voll Humor." Der Jüngling verläßt 1860 das treuliche Elternhaus, studiert kurze Zeit Theologie und wendet sich dann der Neuphilologie und Germanistik zu. Eine bedeutungsvolle Krisis seines inneren Lebens macht er durch, als er in den Jahren 1872—1885 mit Haeckel aus dem Christentum auswandert. Später ist es seiner arbeitenden Seele gelungen, ein neues verinnerlichtes Verhältnis zum Christentum zurückzugewinnen, sein tief veranlagtes Gemüt hatte mit besondrer Inbrunst den Hauch der Hoheit und Reinheit, der von der Gestalt des Heilandes ausgeht, erfaßt; seine Religion gründet sich auf persönliche Liebe zu dieser Persönlichkeit, und ihr Bild schimmert durch all seine reli-

*) Ausfürlich dargestelt wird vorliegende Frage in des Verfassers Schrift: Hochschulreform und Schulreform. Berlin 1920.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

giösen Schriften hindurch, wenn er auch in seltner Schamhaftigkeit der Seele ihren Namen kaum einmal nennt. Den Hauptteil seines Lebens hat Hermann Oeser im Großherzogtum Baden verlebt, als Mädchenschuldirektor in Baden, dann als Seminardirektor in Karlsruhe. Hier hat sich seine pädagogische, seelsorgerliche Veranlagung zu reichster Fülle entfaltet; unzähligen jungen Menschenkindern ist er ein Führer in das Reich höheren, geistigen Lebens geworden. Auch seinem Familienleben ist dieser voranleuchtende Schimmer eigen gewesen; nachdem im Jahre 1894 seine erste Ehe durch den Tod seiner von ihm verehrten Frau ihren Abschluß fand, schloß er im Jahre 1895 eine zweite, ihn innig beglückende Ehe, deren Wärmestrahlen nicht nur sein Herz und Haus durchsonnten, sondern auch in den weiteren Kreis seiner Umgebung einen hellen Schein warfen. Aus seiner reichgesegneten Tätigkeit wurde er am 18. Januar 1912 durch einen Gehirnschlag gerissen, dem nach kurzem, qualvollen Leiden am 3. Februar 1912 der Tod folgte.

Hand in Hand mit seiner Tätigkeit in Haus und Beruf ging seine Wirksamkeit als Schriftsteller. Das gesamte Leben dieses Mannes quoll wie ein reicher Strom aus dem tiefen Born seines gütigen Gemütes, aus dem Frieden seiner in Gott verankerten Seele. Er hat nicht viele und keine umfangreichen Bände geschrieben. Die köstliche Erzählung „Midaskinder", das Bändchen kleiner Lebensbilder „Stille Leute", die Skizzenbücher „Am Wege und abseits", „Zweistimmen", „Des Herrn Archimores Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse", und das reizende „Ehzuchtbüchlein" sind seine Gaben an uns; aber seine wenigen, schmalen Bändchen tragen Ewigkeitswerte in sich und sind wahrhaftige Künder des Lebens dieser innigen Seele*).

Wer Hermann Oesers Eigenart mit wenigen Strichen umreißen wollte, könnte sie kennzeichnen mit den Worten, die er selbst von einer seiner Gestalten, dem alten Hirten Gnaduhtsch (in „Stille Leute") sagt: „Seine Gabe war es, im Zeitlichen das Ewige liebend zu erkennen." Die Herzensnähe zum Ewigen, die hinter allen Worten Oesers steht, läßt ihn überall im Irdischen verborgene Gottesgedanken erkennen, und nichts des Zeitlichen ist ihm zu geringe, um daran anknüpfend, diesen unsichtbaren Verbindungslinien nachzuspüren. Die still beharrliche Magnetnadel des Kompasses wird ihm zum Bilde des unentwegt zu Gott gerichteten Herzens; der Bildstock, der inmitten froher Gelände plötzlich tiefernst den Wanderer grüßt, wird ihm ein „Wetterleuchten der Ewigkeit"; überall „schlägt der Ewige im Irdischen, das lautlos geworden, die Augen auf, daß ich ihn sähe und liebte und seiner nicht vergäße, wo er wohnt, — nicht nur im Gewissen, sondern auch in Steinen und Blumen, Schmetterling und Reh, Licht und Linie, und vor allem im Kristall einer naiven Seele, in der Lieblichkeit des Menschen".

Ja des Menschen! Wenn der Dichter mit dankbaren, lichterfüllten Augen von der Natur zurückkehrt, so gehört sein liebevollstes Anschauen doch immer wieder den Menschen, seinen Brüdern. Sinnend legt er seinen Ewigkeitsmaßstab an die ihm begegneten Gestalten, wie wird an ihm sichtbar alle Kleinheit, alle seelische Verzerrtheit, all das Gefangensein im Alltag und das Heer der kleinen Eitelkeiten! Mit herzlichem Humor weiß unser Dichter diese tragischen Winzigkeiten zu kennzeichnen (z. B. in „Laienpredigten über allerlei Christen"), und doch werden ihm am Ende auch hier die scheinbar kleinen Schwächen und Ungenauigkeiten zu verschwiegenen

*) Sämtliche Werke Hermann Oesers sind im Verlage Eugen Salzers in Heilbronn erschienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wegen hinein in die Seelen, die den Tiefblickenden über mancherlei innere Unfreiheit und Unwahrhaftigkeit aufklären.

Im Gegensatz zu diesen im Kleinen und Kleinlichen gebundenen Naturen entdeckt er dann mit um so größerer Freude seine Lieblingsgestalten, jene groß veranlagten Menschen, deren ruhigreine Umrißlinien den Hintergrund des Ewigen, vor welchen der Dichter sie stellt, ertragen. Durch alle seine Bücher gehen mit langsamer, sinnender Gebärde diese in sich still gewordenen Seelen. Oft werden gerade sie es sein, die im Alltagsleben nicht verstanden werden, ja die belastend wirken durch die Schwere ihrer wahrhaften Worte. Wie gütig-tröstende Worte findet da der Dichter für die verschwiegene Not dieser Einsamen! Mit welcher Barmherzigkeit versteht er den heißen, heimlichen Kampf schwieriger Eigenart. Stets ist es, als legte er besonders eine segnende Hand auf die Wunden derer, die „in sich betrübt sind, wie nur sie betrübt sein können". Nicht als Richtender, sondern als ein Verstehender und Liebender ist Oeser durch diese Menschenwelt gegangen.

Der Grundzug seines Wesens und seiner Werke ist t i e f e r F r i e d e n. Dieser Mann, selbst durch bittres Leid und schweren, inneren Kampf gegangen, lebte versöhnt mit sich selbst, mit dem Leben, mit seinem Gott. Deshalb strömt uns aus all seinen Worten ein wohltuender Hauch von Ruhe und Reinheit entgegen. Folgen wir ihm in sein Geistesgebiet, so ist es uns, als nähme uns eine Insel des Friedens auf, und die unruhevolle Gegenwart rückt von uns ab, versinkt hinter uns. Seine Bücher bedürfen aber auch unsrer aufmerksamen Versenkung, um verstanden zu werden; ihre einzelnen Seiten halten uns halbstundenlang und länger auf.

Für die Lauten, Raschen, Oberflächlichen hat er nicht geschrieben. Wessen Seele aber an stillen Sonntagen oder in der Stille der Natur oder des Krankenzimmers zur Ruhe gelangt ist, der lasse sich sein Gesammeltsein von diesem Künstler vertiefen und durchgeistigen. In dieser E r z i e h u n g z u r V e r i n n e r l i c h u n g liegt die Gegenwartsbedeutung dieses feinfühligen, religiösen Schriftstellers.

Vally Nagel.

(Aus „Der Gnaduhtsch" in „Stille Leute". Lebensbilder von Hermann Oeser.)

„Weiter, Herr Pfarrer: wie mein Tag vergeht? Ich bin hier den Sommer lang und sterbe, und winters bin ich in meinem einsamen Hause und sterbe."

Als der Vikar verwundert in das blasse, von einigen langen Linien durchfurchte Gesicht sah, sagte der Hirt wie erklärend:

„Wer nicht stirbet,
Eh er stirbet,
Der verdirbet,
Wann er stirbet."

„Ist das ein Sprüchlein von Euch, Gottlieb?" fragte der Vikar betroffen.

„O nein, es ist das Wort eines absonderlich erleuchteten Mannes, dieser aber war ein Schuhmacher zu Görlitz im Lausitzer Lande und hieß Jakob Böhme. Wenn Sie das Sprüchlein nicht kannten, so kennen Sie den Mann auch noch nicht, und da wollen wir uns nicht eilen. Die Zeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird kommen, in der wir von dem seltsamen und teuren Manne reden und in seine dunklen Bücher schauen. Dem Kindlein reicht man erst die Fibel dar und danach erst und spät die Bibel, so nehmen Sie erst mit mir vorlieb, dann soll die edlere Kost kommen."

Der Vikar faßte die Hand des Hirten und drückte sie fest. Er war ein Suchender und wußte etwas, was nicht viele seines Alters wußten, — wie viele Jahre seiner Geburt verflossen waren.

„Auch höre ich auf die Predigt der Erde", fuhr der Alte fort, und indem er auf zarte, hauchartige Wölkchen hinwies, die wie ein Traum im hellen Äther dahinzogen, sagte er: „Den Wolken sehe ich sonderlich gerne zu, sie ziehen in die Ferne und Tiefen und versprechen mir, daß auch ich einst stille hinüber verfließen darf in die weite Flur, die unseres Vaters Herz ist. Und um mich herum reden die Blumen mit mir, die schöne Sternblume, die gesenkte Aglei, das wundersam verkleidete Gretchen im Grünen, wie ich es mir an einem geschützten Eckchen dort angesäet habe. Sie reden —"

Er brach ab, sah erst schüchtern, dann aber mit dem Ausdrucke inniger Liebe den jungen Mann an und begann dann, anfänglich mit leiserer Stimme, später aber mit dem gewohnten klaren und ruhigen Tone:

„Wissen Sie, Herr Pfarrer, ob es eine Sprache gibt, in der Pais etwas bedeutet?"

Der Vikar besann sich, eine Frage auf dem Kirnlacher Gemeindeanger ließ ihn nicht gleich an Griechenland denken, dann aber sagte er: „Es ist vielleicht das griechische Wort Pais."

„Griechisch spricht man in Griechenland? Ist das das Land Graecia, in dem der Apostel Paulus in einer vornehmen Stadt vor Hungrigen und vor Distelkindern von dem unbekannten Gott predigte?"

„Ja; in der Sprache jener alten Zeit heißt das Wort Pais das Kind oder der Sohn. Woher kennen Sie das Wort?"

„Es ist ein mächtiges Wort, es ist voller Geheimnis und inwendiger Kraft. Es wohnt in meinem Gemüte seit langen Jahren. Als noch der alte Pfarrer selig drunten im Pfarrhause wohnte, kam ich einmal zu ihm, ihn um geistlichen Rat zu bitten, und da ich auf ihn warten mußte, nahm ich mir ein Herz und schlug ein Buch auf, das auf dem Tische lag — denn Sie müssen wissen, daß ich immer einmal gern in einem Buche gelesen habe, um zu erfahren, wie eine andre Seele in die Welt schaue. Auf dem Blatte aber, das ich aufschlug, stand etwas Sonderbares erzählt. Es war einmal eine Insel, weit von uns weg, in einem fremden Meere. Dort wohnte allein ein Gott und sein Sohn, der Pais. Sie gingen unter schönen Bäumen, über liebliche Blumen und an klaren Wassern hin, Tag für Tag, und der Gott lehrte den Pais, und dieser vernahm alles mit großen Freuden. Aber wie es so ging, eines Tages hatte er die Hand des Gottes nicht gefaßt und war in eigne Gedanken so für sich hingegangen, und wie er um sich schaut, war auf einmal alles verändert, es war wie vorher, aber doch anders, über die Berge, die vorhin wie alle Tage so klar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dagelegen hatten, war ein Duft ausgebreitet wie ein leichter Nebel, und die Blumen sahen bläßer aus und die Bäume waren wie müde. Und wie er sich umdreht, um seinen Vater zu fragen, was vorgegangen sei, ist er allein. Und er blieb allein. Sein Vater war gestorben und war über die ganze Insel hin in alle Dinge hineingesunken, wie Wasser hineingesickert in die dürre Erde. Der Pais aber trauerte, und sein Herz verzehrte sich in Sehnsucht nach seinem Vater, und er suchte ihn in den Wäldern, im Gebirge, aber er fand ihn nicht. Er erkannte dann, daß er ihn von Angesicht zu Angesicht nicht mehr finden solle, daß er verborgen lag, da und dort, und einmal, als er älter geworden war, verstand er, daß er den Vater noch besitze, anders, ganz anders, aber auch herrlich, ja herzbeweglicher als vordem: im Frühling, in der Blütenpracht, in der Sehnsucht des Herzens, in der Barmherzigkeit, im Mitleid erstand der begrabene Gott auf. Wäre ihm der Vater am Leben geblieben, so hätte er ihn nie wahrhaft besessen, als er ihm starb, gewann er ihn erst.

Als ich das las, kam etwas über mich, das seitdem nicht wieder vergangen ist: ich wußte, daß ich der Pais war und daß ich dem begraben liegenden und der Auferstehung harrenden Gotte zur Auferstehung verhelfen muß durch die Tat der Liebe, durch das brüderliche Wort und durch Aufmerken auf die göttliche Verborgenheit in den lieblichen Pflanzen und im Lichte. Wenn ich an Sommerabenden fern am Himmel das Wetterleuchten sehe, so erschaue ich es in einem geheimnisvollen Abbilde vor mir, wie das göttliche Leben in der Welt aufzuckt und der begrabene Gott die Scholle durchbrechen will, die ihn bedeckt. Ich schweige aber davon, damit er nicht tief hinabsinkt und der Pais nicht mutterseelenallein in einer stillen Welt klagend steht, denn Gott wird durch das Geschwätz vertrieben, wie das Vöglein durch die Hand des Vogelstellers. Auch nehme ich jenes mächtige Wort nicht gern in den Mund und Sie sind der Erste, dem ich von dem Pais mit seinem Namen geredet habe."

So sprach der Alte. Und wie er dem Jüngling bei dieser ersten längeren Begegnung die Hand gereicht hatte, nachdem er aus seiner Predigt gemerkt, daß kein Schriftgelehrter, sondern ein Suchender, kein Profos, sondern ein Bereuender, kein Meister, sondern ein Bruder vor ihm stehe, so blieb er froh, daß er fortan oft mit dem jungen Pfarrer reden durfte und sehnte sich nach ihm und nahm ihn in seinem Herzen an Sohnes Statt an. Und was jener fortan in sich erfuhr und anderen gab, war auf dem Wege gefunden, auf den ihn der arme Korbflechter und Hirte gestellt hatte, dem Glaubenswege des Gnaduhtsch.

* * *

(Aus „Zweistimmen".)

Zehntausende, zusammen, haben keinen Gott, — Tausende, zusammen, verbindet eine Lehre von Gott, — wenn zwei an Gott vorübergehen, so sehen sie ihn nicht, — wenn der Einsame kommt, so s i e h t er Gott.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dem Roman „Midaskinder".

(Unter Midaskindern versteht Oeser jene gottgesegneten Menschen, die so wunderbar blicken, daß sich ihnen die Welt in Gold verwandeln muß, während der finstern Seele alles unfroh und düster erscheint.)

„Alle sind sie unwiderstehlich zum Lieben, zum Schönen, zum Guten hingezogen. Alle nehmen sie das Oberflächliche, das Schmutzige und das Erbärmliche als das, was es ist, etwas, das sie nicht aufhalten darf, sich am Großen zu erquicken, etwas, für das ihnen ihre Seele, ihre Augen, ihre Zeit zu kostbar ist. Alle üben sie die gleiche Wirkung auf die Umgebung aus, sie beleben und erheben das Unsterbliche, Sehnsüchtige und Suchende in ihrer Umgebung, Schwache werden stark bei ihnen, Verirrte stehen mit einem Schlage, ohne zu wissen, wie? auf dem rechten Wege. Alle sind l a u t e r. Lauter ist ein tiefer Begriff; — rein, unschuldig kommt nicht dagegen auf. Midaskinder sind lauter, sie sind bemüht um die Unschuld der Sinne, des Denkens, des Urteilens, des Wollens, des Sprechens, der Handlungsweise, — das ist Lauterkeit."

* * *

Aus dem „Ehzuchtbüchlein".

Wer über den Ehegefährten bei andern klagt, bricht die Ehe.

Wer nicht das e r s t e Wort nach Spannungen findet, soll nicht heiraten.

Tief sieht die Liebe. Sie sieht alle Schwächen des Geliebten. Darum ist sie zugleich Arzt und Schleier.

Der liebt nicht die „Wahrheit", der sie andern sagt. Nur der l i e b t die Wahrheit, der sie gegen sich selbst verträgt.

Sei immer größer als der Augenblick.

Rund um uns

Fünfundzwanzig Jahre Frauenbewegung. Zu den zielklaren Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht und für die Anerkennung der Gleichberechtigung der Frauen in Deutschland, für die es nie ein Schwanken, nie ein Zugeständnis nach rechts oder links gegeben hat, die immer den Grundsatz vertreten haben, daß die Frauenbewegung im innigsten Zusammenhange mit all den großen Fragen steht, deren Lösung nur durch g e m e i n s a m e treue Arbeit b e i d e r Geschlechter gefunden werden kann, gehört Minna Cauer, die unerschrockene Herausgeberin der Halbmonatsschrift „Die Frauenbewegung". Fünfundzwanzig Jahre hat Minna Cauer diese Zeitschrift, die sich im Untertitel als ein „Organ für das politische Leben der Frau" bezeichnet, geführt, und in den von so großer Begeisterung für die Frauenfrage durchdrungenen Leitaufsätzen, die das Beste enthalten, was an grundlegenden Gedanken zur deutschen Frauenbewegung gesagt worden ist, hat sie mit großem Geschick und starkem Nachdruck gegenüber aller Oberflächlichkeit, allem betrüblichen Unver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stand, auch auf Seiten der Frauen, die Entwicklung der Frauenbewegung kräftig gefördert. In ihrem Rückblick auf die 25 Kampfjahre sagt Minna Cauer mit Recht, daß sich die Frauen vielleicht werden entschließen müssen, von nun an ganz andere Wege als bisher zu gehen, daß sie neue Methoden zur Lösung ganz neuer Probleme auffinden und mit aller Kraft die inneren und äußeren politischen Zusammenhänge zu erfassen suchen müssen. „Denn du, deutsche Frau, bist jetzt ebenso verantwortlich wie der Mann für eine gesunde, freiheitliche und kraftvolle Entwicklung deines Landes und deines Volkes."

„Der Vortrupp" hat von seiner ersten Nummer an auf Seiten der klugen Ruferin im Kampfe für die Rechte der deutschen Frauen gestanden, und sein Herausgeber hat in einer grundlegenden Arbeit „Der Vortrupp und die Frauenbewegung"*) nachdrücklich darauf hingewiesen, welch große Bedeutung das Frauenstimmrecht für Deutschland haben werde.

Minna Cauer hält jetzt ihre Aufgabe innerhalb der Frauenbewegung für erfüllt, und indem sie anderen und größeren Aufgaben sich zuzuwenden verspricht, schließt sie mit der Nummer vom 15. Dezember 1919 das Organ, das unter ihrer Leitung 25 Jahre im Dienste der Frauenbewegung gekämpft hat. Möge der unerschrockenen Führerin der deutschen Frauenbewegung in ihrem Suchen und Forschen nach Menschheitsfragen und Menschheitsproblemen, denen sie sich jetzt in aller Freiheit zu widmen beabsichtigt, ebenso große Erfolge beschieden sein, wie in ihrem kraftstolzen Ringen für die Ideale der Frauenbewegung.

Franziskus Hähnel.

Volksverband der Bücherfreunde. Wie alle Vortruppleser fand ich vor einigen Wochen als Beilage des Vortruppheftes einen Aufruf vom Volksverband der Bücherfreunde*). Inzwischen haben mich die Namen der Mitarbeiter, die Art der Tätigkeit des Verbandes und seine erste Veranstaltung (ein Goetheabend) überzeugt, daß es sich um eine wertvolle Arbeit handelt, die, dem Allgemeinwohl uneigennützig dienend, den Beistand eines jeden erheischt, der für die Erziehung der Menschheit zu höchsten Kulturzielen eintritt. Liebevolles Eindringen in die Gedankenwelt eines guten Buches ist eine der edelsten Formen der Bildung von Herz und Geist; das Buch sammelt entgegengesetzte und verstreute Geister zu gemeinsamem Erleben und erzieht in Form und Inhalt gleicherweise ethisch wie ästhetisch.

Die Zeit der billigen Bücher ist vorbei; eine Reklamnummer kostet heut bei denkbar schlechter Ausstattung das sechsfache ihres Grundpreises. Trotzdem brauchen wir aber heut mehr denn je gute Bücher in allen Volksschichten! Ich denke daran, mit wieviel Liebe man seit Jahren seine eigene Bücherei zusammengetragen hat unter ungleich günstigeren Umständen, und ich bedaure die Kinder von heut, die es einmal sehr viel schwerer haben werden, sich eine gute Hausbücherei zu schaffen. Ihr Eltern, die ihr euren Kindern dabei helfen, ihr Jungen und Mädchen, die ihr für später Schätze zusammentragen wollt, ihr Lehrer und Führer, die ihr der Jugend raten und Wege bahnen wollt: Hier ist eine der vielen Quellen, aus denen wir trinken müssen; hier ist eines der Lichter, die uns hinweghelfen sollen über die Dunkelheit der kommenden Jahre.

Heft mit, daß das gute Buch seinen Weg finde in jedes Haus!

H. Dannenberg.

*) Hermann Popert, der „Vortrupp" und die Frauenbewegung. II. Auflage. Vortrupp-Flugschrift Nr. 7, Hamburg 1914, Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag. Preis 40 Pfennig.

*) Über die Bedingungen, unter denen man Mitglied des Verbandes werden und gute, billige Bücher beziehen kann, sowie über die sonstigen Veranstaltungen des Volksverbandes der Bücherfreunde gibt sein im Wegweiser-Verlag (Berlin W 50, Rankestr. 34) erschienenes Werbeheft näheren Aufschluß.

Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 6 2. Märzheft

Die Vermummten.

Hamburg, den 4. März 1920.

Im „Vortrupp" habe ich bereits einmal, in der Neujahrsnummer 1919, kurz von der „Freien Zeitung" in Bern gesprochen. Wer meinen heutigen Aufsatz liest, wird wahrscheinlich mit mir darin übereinstimmen, daß es der Mühe wert ist, sich eingehender mit diesem Organ zu befassen:

Die „Freie Zeitung" erscheint seit November 1917 Mittwochs und Sonnabends in Bern. Sie ist in deutscher Sprache geschrieben und die, die sie schreiben, sind Reichsdeutsche. Mir liegen die Nummern der „Freien Zeitung" vom November 1918 bis Mitte Januar 1920 ziemlich vollständig vor. Aus ihnen ergibt sich über Richtung und Inhalt des Organs das Folgende: (Wo ich Anführungen aus dem Inhalte gebe, zitiere ich immer wörtlich; auch da, wo ich keine Anführungszeichen setze.)

Die grundsätzliche Einstellung dieser in deutscher Sprache schreibenden Reichsdeutschen zu ihrem Vaterland Deutschland ist diese: Unser Volk ist das Volk der Filmdichter und -denker. Der Deutsche steckt seine Ehre mal für 'nen Augenblick ruhig in die Westentasche. Das deutsche Volk ist während des Krieges allmählich in eine bessere Räuberbande verwandelt worden. Man hatte eine Nation von Räubern aus uns gemacht. Als gut abgerichtete Räuber haben wir in jenen Augusttagen 1914 den stolz dahinbrausenden Zug menschlicher Zivilisation mit vorgehaltenen Revolvern zum Stehen gebracht. Was wir Deutschen im Kriege beabsichtigten, war die deutsche Weltherrschaft, das heißt das Schand- und Blutregiment habgieriger Gewaltmenschen, die mit Hilfe eines verführten und fanatisierten Volkes die ganze Menschheit zum Objekt ihrer Ausbeutung und ihrer grenzenlosen Herrschaftsgelüste machen wollten. Uns führte die Potsdamer Blutbande. Wir haben für die schlechteste Sache der Welt gekämpft. Unsre Truppen, die das Vaterland verteidigt haben, sind „Helden" [man bemerke: die „Freie Zeitung" setzt das Wort in Anführungsstriche], der Empfang, den wir den Überlebenden von ihnen bereitet haben, als sie aus dem Felde zurückkamen, war ein großer Klimbim. Unsre Fahne war die schwarz-weiß-rote Raubfahne oder der schwarz-weiß-rote Kaiser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lappen, unsre Uniform die hohenzollernsche Vagnotracht. Einem Menschen, der von preußischen Offizieren umgeben ist, ist alles zuzutrauen. Das preußische Volk hat nun einmal keine andern Ideale, als Menschen hinzuschlachten und zwischen zwei Schlachtfesten Menschen zu Schlachtmeistern und zu Schlachtvieh zu erziehen. Ein grauenvoller Schlund hat sich aufgetan zwischen menschlichem und deutschem Empfinden. Kein Nachen, keiner Brücke Bogen führt mehr über ihn und kein Anker, den man auswerfen möchte, findet hier Grund. Die Perversität der deutschen Mentalität ertötet jeden Glauben an ihre Besserungsfähigkeit. Fast alles was von innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle kommt, ist unaufrichtig. Der beginnende Völkerbund ist maßlos bestürzt und degoutiert über den enthüllten Zustand der deutschen Seele. Sie gleicht fast in allem dem bodenlos verstockten Sünder, der den äußeren Vollzug der Strafe nötig macht. Preußen und Österreich-Ungarn halten das Böse konkurrenzlos besetzt. Die Welt findet überhaupt keinen Platz mehr darin; wohin jedoch die Heere Wilhelm II. kommen, führen sie Unrecht, Schlamm und modrigste Vergangenheit mit sich, löschen sie den freien Menschen, Glück, Wohlstand, aufrechte Gesinnung aus. Es geht bei uns Deutschen jetzt alles ins Tierische, die Schuld zehrt auf und baut selbst den schamhaften Schein noch ab. Sie erwürgen alles, die unbeschreiblichen Hallunken, die über uns alle das Zuchthaus, über die Welt den Mord verhängt haben. Das (deutsche) Land erstickt in Feigheit und Lüge. — Angesichts der entsetzlichen wirtschaftlichen Not Deutschlands Ende 1918 hieß es: Zudem bleibt immer die verfängliche Frage bestehen: ist es denn wirklich ganz so entsetzlich schlimm, wie es gemacht wird? Wir Deutschen „mimen" Entrüstung gegen den „Gewaltfrieden" (die „Freie Zeitung" setzt dieses Wort in Anführungsstriche). Man protestiert bei uns gegen den „Gewaltfrieden" so notschweißtrunken, daß sogar deutsche Emigranten ihre patriotischen Bedürfnisse nicht länger zurückhalten können. Wir plärren in ekelerregender Weise über „Raublust" der Entente. Das bekannte Gutachten neutraler Gelehrter über die Wirkungen der Hungerblockade hat die deutsche und (wie die „Freie Zeitung" vorwurfsvoll hinzufügt) „die sogenannte neutrale Presse" in die Welt hinausgewinselt. — Deutschland hat das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein unter den Völkern verwirkt.

Zu der Entente dagegen stehen die Reichsdeutschen, die die „Freie Zeitung" in deutscher Sprache schreiben, so: Die Entente ist der Bund der freien Völker [man denke an die Freiheit in Frankreich, wo es Tod brachte, wenn man ein Gegner der Blutpolitik Clémenceaus war]. Die Entente besteht aus den Nationen der garantierten Zivilisation [wahrscheinlich deshalb überschwemmt Frankreich die jetzt von ihm besetzten Gebiete mit Bordellen]. Die Entente ist die bessergewordene Menschheit. In ihr führten die Völker Europas den Befreiungskrieg gegen

das deutsche Volk. Der Weltkrieg war die blutige Zeit, wo die demokratischen Völker der Entente in verzweifeltem Ringen gegen eine schwarze, untermenschliche Reaktion um die bedrohte Freiheit der gesamten Kulturwelt kämpften. Das Wort vom Imperialismus der Entente ist ein Schlagwort. Die Entente spricht nach ihren Siegen erst recht, mehr als je, von Völkerbund, Friedensreich, Absage an die Gewalt [nicht zu leugnen, sie „spricht" wirklich davon]. Ihre moralische Haltung bietet eine Gewähr, daß man auf die opfermütige Mitarbeit eines aufrichtigen und bereuenden Volkes von 70 Millionen im Aufbau einer neuen Welt nicht leichthin und ohne die strengste Erwägung verzichten wird. [Eine köstliche Konstatierung.] Die Entente hat das gute Gewissen eines gerechten Krieges gehabt. Im Innersten sollten wir ihr alle dankbar sein für die Befreiung, die sie uns gebracht hat. [Das war wohl eine Prophezeiung der „Ordonnanzen", mit denen die Entente jetzt vertragsbrüchig das Rheinland zu versklaven sucht.] Insbesondre bei den Franzosen war es keine künstlich entfachte und genährte Kriegspsychose, die zu den Waffen rief, sondern echte Empörung über Hinterlist und Vertrauensbruch [angesichts des Ausbruches eines Krieges, von dem es in Frankreich seit 1871 überall geheißen hatte „Immer daran denken, nie davon sprechen", und für den Frankreich Rußland mit 22 Milliarden jahrelang gerüstet hatte!]. Frankreich verlangt verständlichsterweise nach genau heimzahlender Rache, und, wenn die „Freie Zeitung" auch nicht verschweigen kann, daß in der jetzigen Menschheit ein Zug lebendig ist, der lieber Jesus als Jehova nachfolgen möchte, so meint sie doch beruhigend: „Die Rache ist mein, spricht aber gerade auch der Herr." Die Franzosen haben keine Spur von annexionistischem Geist. Der Geist für Annexionen ist nämlich nicht republikanisch, und das heutige Frankreich ist republikanisch. [Wie wenig annexionistisch Frankreich ist, zeigt so köstlich die amtliche französische Unterstützung für die rheinischen Hochverräter.] Die brutale Note Clémenceaus vom Juni 1919 wird von der „Freien Zeitung" folgendermaßen angesungen: „Ein moralisches Dokument. Wahrlich die Säulen, auf denen bislang die Menschheit und ihre Geschichte stand, würden wanken, lautete diese Note anders, als sie in der Tat lautet. Sie reicht für mich nach allem was geschah, in ihrer grauenvollen Erhabenheit und Unerbittlichkeit, in ihrer haarscharfen Dialektik und Unwiderleglichkeit an die Gesänge aus Dantes Hölle und an die Dialoge des großen Platon heran." Und weiter stellt die „Freie Zeitung" triumphierend fest, Clémenceau habe sich das Wort der Elisabeth zu eigen gemacht „Es ist kein Bund mit dem Gezücht der Schlangen" [was nämlich wir Deutschen sein sollen]. Über den Frieden von Versailles ist die „Freie Zeitung" ungemein entzückt: Nie vorher hat in der Geschichte bei einer Neuordnung Europas das Selbstbestimmungsrecht der Völker eine so große und einschneidende Rolle gespielt wie jetzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch diesen Frieden ist zum ersten Male festgesetzt, daß Willkür und Vergewaltigung in der neuen Weltordnung keine Stätte mehr haben sollen [zum Beispiel Danzig, die Zerschneidung Deutschlands in zwei Stücke, Memel, Oberschlesien, Deutsch-Österreich, das Saargebiet, das Rheinland, die Frisierung der ersten Abstimmungszone in Nordschleswig].

Aus dieser Grundeinstellung gegen Deutschland und für die Entente ergeben sich dann die von der „Freien Zeitung" aufgestellten politischen Forderungen: Die Reichsgründung im Jahre 1871 war eine weltgeschichtliche Provokation. Solch ein Ungetümsgebilde wie das „Deutsche Reich" [die „Freie Zeitung" setzt es tatsächlich in Anführungsstriche] ist eine Unnatur. Ein freies Volk und ein „Deutsches Reich" sind zwei unvereinbare Gegensätze [die „Freie Zeitung" setzt das in Sperrdruck]. Die Auflösung des Reiches erst ergibt das, was Freiheit und ein freies Volk bedeutet. Nicht eher wird Frieden und Ruhe in der Welt sein, als bis das „Reich" [wiederum Anführungsstriche] gefallen ist. Darum wird in einem „Programm-Entwurf für eine Deutsche Verfassung" unter anderm gefordert „Die deutschen Staaten bilden einen losen Bund ... Zentralisation des Staates ... ist für immer ausgeschlossen" [mit andern Worten: Wir Deutschen allein, unter allen Völkern der Erde, dürfen das nicht haben, was für alle andern Völker selbstverständlich ist, und was überhaupt einem Volke erst die Möglichkeit eines Daseins gibt]. Die Proteste von deutscher Seite gegen die Friedensbedingungen kann man nicht billigen. Im Gegenteil, die „Freie Zeitung" sagt: „Wir würden glauben, unsre Pflicht zu versäumen, wenn wir nicht immer und immer wieder auf die harten Tatsachen hinwiesen, die den Alliierten allerdings es nahelegen müssen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich vor Deutschland zu schützen, das auch nach Annahme der Friedensbedingungen leider ein unter Führung Preußens stehendes, streng zentralisiertes Reich bilden würde." Es ist eine Geste übertriebener Rücksichtnahme und Höflichkeit, daß man Deutschland nicht in völlige wirtschaftliche und moralische Regie zu nehmen gedenkt. Es wäre wohl denkbar, daß man Berlin besetzte, weil eine scharfe Kontrolle der deutschen Zentrale, von der alles Unheil kommt, sich nicht mehr umgehen läßt. [Ich betone nochmals, daß alle meine Inhaltsangaben aus der „Freien Zeitung" durchaus wörtlich sind, auch da, wo ich keine Anführungsstriche benutze.]

Jene politische Grundeinstellung der „Freien Zeitung" und diese von ihr aufgestellten politischen Ziele lassen ohne weiteres erkennen, was sie ist: Ein Preßorgan zur Förderung der Interessen der Entente, insbesondre Frankreichs, und zur Schädigung der Interessen Deutschlands. Ein Entente-Preßorgan, dessen besondere Wirkungsmöglichkeit dadurch ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geben ist, daß es in deutscher Sprache erscheint und daß Reichsdeutsche sich dazu hergeben, es zu schreiben. Diese Vermummung eines Ententeorgans als deutsche Zeitung wird weiter planmäßig dadurch verstärkt, daß es sich den Untertitel gibt „Unabhängiges Organ für demokratische Politik", und daß seine Macher sich selbst als „deutsche Freiheitsfreunde" und „deutsche Demokraten" anreden. Die mit dieser Vermummung beabsichtigte Wirkung liegt, soweit ersichtlich, im wesentlichen in zwei Richtungen: Einmal sollen darunter möglichst viele Urteilslose in Deutschland, die die Vermummung nicht durchschauen, zum Vorteil der Entente und zum Schaden Deutschlands eingefangen werden. Solange der Krieg dauerte, geschah das durch Einschmuggelung des Organs über die Schweizer Grenze, unter anderm durch Einlegen in andre Zeitungen; die „Freie Zeitung" nennt das so: „Auf vielen Wegen ist die von uns verkündete Wahrheit über die deutschen Grenzen gedrungen"*). Zweitens aber ist es natürlich für die Kriegstreiber in der Entente, die Clémenceau, Lloyd George usw., sehr nützlich, wenn sie sich zur Rechtfertigung ihrer Blutpolitik, gegenüber den Dummen in ihren Ländern, auf die begeisterte Zustimmung eines „deutschen" Organs berufen können.

Es ist nun von praktischer Bedeutung, kurz festzustellen, für was und gegen was dieses Organ im einzelnen eintritt, da wir nach seinen dargelegten politischen Gesinnungen und Zielen unbedingt sicher sein können, daß ausnahmslos alles, wofür es arbeitet, von der Entente als uns Deutschen schädlich erachtet wird, und daß ebenso ausnahmslos alles, wogegen es auftritt, der Entente als uns nützlich erscheint.

Was Deutschlands Stellung nach außen angeht, so ist es die Hauptaufgabe der „Freien Zeitung", das Märchen von der „Deutschen Schuld am Weltkriege" möglichst weit zu verbreiten und möglichst fest in die Gehirne der Toren zu rammen. Diese Verdrehung der Wirklichkeit scheint überhaupt die eigentliche Aufgabe zu sein, für die die „Freie Zeitung" gegründet worden ist; man findet kaum eine Seite irgendeiner ihrer Nummern, wo nicht mindestens einmal an der Ausbreitung dieser Unwahrheit gearbeitet würde. Kein Wunder: Es gibt ja nichts, was für die Clémenceau und Genossen so wichtig wäre: der ganze Vertrag von Versailles baut sich ja auf dieser Lüge auf, und nur, solange sie in den Ententeländern geglaubt wird, können die Clémenceau und Genossen die Wut ihrer Völker über die Millionenopfer ihrer Blutpolitik gebannt halten.

Wie die Sache in Wirklichkeit liegt, ist hier ja oft genug dargelegt

*) Ich habe während des Krieges den deutschen Grenzbehörden mehrfach Beweisstücke für dieses Treiben der „Freien Zeitung" vorgelegt. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden*): Frankreich, dessen herrschende Clique es nicht ertragen will, daß Frankreich ein umstrittenes Grenzland mit durchweg deutscher Bevölkerung hat aufgeben müssen, schiebt deswegen seit 1871 Europa planmäßig in den Krieg hinein. Es gelingt ihm, als es in der ganzen Welt nach Bundesgenossen dafür herumläuft, das zaristische Rußland für seine Zwecke einzufangen, dem es mit 22 Milliarden seine Rüstungen dafür bezahlt, und das bereits am 21. Februar 1914 amtlich beschließt, bei dem ersten dafür günstigen Zufall einen europäischen Krieg zu entfesseln, um dabei dann seinerseits Konstantinopel und die Meerengen zu erobern. Diesen günstigen Zufall liefert ihm die Torheit der Staatsmänner der Dynastie Habsburg, die sich durch eine von Rußland unterstützte und gedeckte serbische Mordtat verleiten lassen, an Serbien ein, angesichts der tatsächlichen Machtverteilung in Europa, höchst unzweckmäßiges Ultimatum zu stellen. Rußland benutzt dann, wie geplant, diese Gelegenheit, um den Brand zu entfesseln, in den Deutschland, weil es Österreich-Ungarn nicht fallen lassen kann, mit hineingezogen wird, ebenso Frankreich, das hülflos an das zaristische Rußland gefesselt ist, und ja übrigens, wie gesagt, den Krieg seit 1871 geschoben hat. Unglücklicherweise liegen die Dinge weiter so, daß infolge von Deutschlands auswärtiger Politik unter Hohenlohe und Bülow, einer Politik, zu der Deutschland zwar ein gutes Recht hatte, die aber angesichts der tatsächlichen Machtverhältnisse ebenfalls unzweckmäßig war, Englands Interessen es im Falle eines europäischen Krieges auf die Seite von Deutschlands Feinden weisen**). Immerhin bricht der Krieg erst aus, nachdem Deutschland sein Bestes und England wenigstens viel getan haben, das Unheil zu verhindern; die Friedensbemühungen beider Mächte scheitern an dem unbedingten Kriegswillen Rußlands und der in Frankreich tatsächlich herrschenden Männer; der große Franzose Jaurès, der den Willen hat und vielleicht die Macht gehabt hätte, der Kriegstreiberei in Rußland und Frankreich zu widerstehen, wird ermordet, unmittelbar ehe er den entscheidenden Schlag für den Frieden tun kann. Übrigens geschah das alles in einer Welt, in der „Der Krieg" einfach das von allen Maßgebenden in allen Ländern der Erde als durchaus loyal anerkannte Mittel war, mit dem j e d e r Staat seine Interessen wahrnahm, sobald er das für zweckmäßig hielt, so daß man auch von Frankreich und Rußland nur sagen kann, daß sie den Weltkrieg veranlaßt haben, aber nicht, daß sie deswegen eine „Schuld" trifft. —

Die „Freie Zeitung" interessiert sich für diese Tatsachen nicht. Sie

---

*) Namentlich in meinen Aufsätzen „Die Schuld am Weltkriege", „Moorgrund" und „Deutscher Pazifismus" in den Nr. 1, 5, 17 von 1919 („Moorgrund" ist auch erschienen als Vortrupp-Flugschrift Nr. 56/57). H. P.

**) Näheres darüber in meinen beiden Aufsätzen „Vorgeschichte" und „Das kalte blaue Licht" in Nr. 13 von 1918 und Nr. 2 von 1920. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dekretiert: „Die Schuld Deutschlands am Weltkriege ist jetzt allen denkenden Menschen geschichtlich erwiesen", sie „steht in der gesamten nichtdeutschen Welt lange fest". „Die Deutschen haben ungeheuren Mord begonnen. Die Andern setzten sich zur Wehr, zur Notwehr." Da die „Freie Zeitung" dieses Gegenteil der Wahrheit nun einmal nicht beweisen kann, so setzt sie an Stelle des Beweises Redensarten. Wie zum Beispiel die, es sei eine schamlose Forderung, wenn die Deutschen einen „neutralen" Gerichtshof über die Schuldfrage forderten. Denn dadurch erwiesen die Deutschen, daß ihnen die Schuldfrage nach wie vor nur eine Akten- und keine Gesinnungsfrage sei, eine theoretische und keine, durch den Anblick dieser vier Jahre evidentest bereits entschiedene moralische Frage. [Auch dieser Gallimathias ist, wie alles andre wörtliches Zitat!] Oder kürzer und wenigstens sprachlich verständlicher: „Die Spatzen pfeifen unsre Kriegsschuld vom Dach, es bedarf für die Hauptübeltäter nicht erst einer Untersuchungskommission." Natürlich muß, soweit der Wirkungskreis der „Freien Zeitung" reicht, vor allem eins verhindert werden: Daß man in Deutschland begreife, wie die Clémenceau und Genossen das deutsche Schuldbekenntnis für die Dummen in ihren Ländern und zur Begründung der wahnsinnigen Friedensbedingungen von Versailles dringend brauchen. Darum heißt es in der „Freien Zeitung": „Menschen, für die der verächtlichste Ausdruck noch nicht treffend genug wäre, dürfen dem deutschen Volk vorlügen, daß das Bekenntnis zur Wahrheit [will sagen: zur Lüge von der deutschen Schuld] eine Waffe für die Feinde sei." Und für die g a n z Dummen bei uns wird dann noch ausdrücklich gesagt: „Wäre das neue Deutschland mit männlich-freimütigem Schuldbekenntnis — aus dem Munde vertrauenswürdiger, unkompromittierter Männer — unmittelbar nach der November-Revolution vor die Welt und seine Kriegsgegner hingetreten, so wäre der Frieden entsprechend der Größe der Schuld und des angerichteten Unheils zwar auch nicht milde, aber er wäre weniger hart und drückend geworden als der jetzige Friedensentwurf."

Fast ebenso wichtig ist für die „Freie Zeitung" eine zweite Tätigkeit: Bekanntlich sind unter den vielen verrückten Bestimmungen des Clémenceau-Friedens die allerwahnsinnigsten die Artikel 227 bis 230, wonach Clémenceau und Genossen die Auslieferung unsres ehemaligen Kaisers und noch einer Reihe andrer Deutscher verlangen, um sie abzuurteilen auf Grund von Tatbeständen, die nicht existieren, nach Gesetzen, die es nicht gibt, durch „Gerichte", die keine sind*). Diese Artikel sind deshalb die allerwahnsinnigsten des ganzen Clémenceau-Machwerks, weil ihre Ausführung einen geradezu unausdenkbaren Haß erzeugen muß, der die Ruhe Europas auf Geschlechter hinaus vernichten

*) Eingehendes darüber in meinem Aufsatze „Deutsche Ehrensäulen in Nr. 15 vom 1919. H. P.

kann, damit selbstverständlich auch die Ruhe der jetzigen Entente-Länder. Clémenceau und Genossen, unfähig über den nächsten Tag hinauszusehn, vielleicht aber auch bewußt daran arbeitend, daß ein echter Völkerbund unmöglich gemacht werde, brauchen diesen verbrecherischen Unsinn, um den Massen der unter ihren Landsleuten befindlichen Dummen, die noch hinter ihnen herlaufen, ein Schauspiel zu geben, das diese Toren hindert, rechtzeitig aus ihrem Rausch zu erwachen und ihre Führer als die Blutmenschen zu erkennen, die sie sind. Und die „Freie Zeitung", als Trabantin der Clémenceau und Genossen, predigt dementsprechend, was die nötig haben, und worauf sie sich insbesondre als auf eine „deutsche Stimme" berufen können: „Man stelle in Paris eine Liste der Schuldigen auf, die der strafenden Gerechtigkeit verfallen sind, verlange ihre Auslieferung und erkläre, daß Deutschland sonst keinen Frieden bekomme. Dann wird das deutsche Volk sich wohl endlich demütigen, dem gerechten Verlangen zu willfahren. So sollte man mit dem deutschen Volke sprechen." „Wir dringen darauf, eine Liste der Schuldigen auszuarbeiten und die Auslieferung zu verlangen." Für unsern ehemaligen Kaiser wird dabei ausdrücklich lebenslängliches Zuchthaus gefordert, in dem schönen Jargon, ihm „dürfte wohl lebenslängliches Zuchthaus blühen", und wenn die Entente dann etwa eine „Milderung des faktischen Vollzugs irgendwann, durch Verbannung oder sonstwie" eintreten lassen wollte, so darf sie doch dabei, das verlangt die „Freie Zeitung", nicht „den Tatbestand des entehrenden Charakters der Strafe antasten". Selbst die „Freie Zeitung" vergaloppiert sich dabei übrigens einmal und zeigt, daß sie ganz genau weiß, daß für die Auslieferungsforderungen der Entente schlechthin kein Rechtsgrund gegeben ist. Sie tröstet dann aber sich und ihre Dummen damit: „Das amerikanische und das englische Recht kennen kein formales judicium" (in dieser Anwendung ein greulicher juristischer Unsinn), und trumpft auf mit dem Posaunenstoß „Denn auch hier fordert das Volk, und zwar das gesamte der Welt, das Haupt der Stuart". Ein Rechtsgrund, mit dem sich allerdings jeder Mord rechtfertigen läßt.

Die „Freie Zeitung" tritt immer wieder begeistert ein für die rheinischen Hochverräter Dorten und Genossen; wer sich gegen die wehrt, treibt ein Ränkespiel, das, diabolisch in seinen Methoden und entsetzlich in seinen Wirkungen, eine allgemeine Verwirrung schaffen will. Die „Freie Zeitung" bedauert es sehr, daß das Geschäft dieser Hochverräter dadurch etwas gestört wird, daß Deutschland noch für längere Zeit Truppen in der neutralen Zone rechts des Rheins halten kann. — Selbstverständlich findet die „Freie Zeitung" es höchst berechtigt, daß die Entente das von ihr proklamierte „Selbstbestimmungsrecht" der Völker selbst auf das Tollste verhöhnt, indem sie Deutsch-Österreich den Anschluß an Deutschland gewaltsam verwehrt. Ebenso selbstverständlich bewährt sich die „Freie Zeitung" als Clémenceaus treue Dienerin, in-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem sie seine bestialische Haltung in der Frage der deutschen Kriegsgefangenen zu der ihrigen macht. Und selbst dafür haben ihre Macher, die doch immerhin selbst Weiße sind, nur grinsenden Beifall, wenn die Franzosen die deutsche Pfalz schwarzen Besatzungstruppen ausliefern.

Ihre Haltung zu Deutschlands inneren Dingen ist entsprechend: Bekanntlich hat seit dem 9. November 1918, außer den eigentlichen Spartakisten selbst, niemand Deutschland so nahe an den Rand des Abgrunds gebracht wie die (von jenen praktisch kaum zu unterscheidende) „Unabhängige Sozialdemokratie"*). Dementsprechend sagt die „Freie Zeitung": „Männer mit reinen Händen finden sich in Deutschland indes nur bei den unabhängigen Sozialisten." Sie sind die einzige Partei in Deutschland, die während des Krieges eine anständige Haltung einnahm. Sie sind „Deutschlands einzig mögliche Regierung". Deutschlands zwei größte Verderber, Liebknecht und Rosa Luxemburg, werden von der „Freien Zeitung" in Sperrdruck angehimmelt, sie stellt sich schützend vor den bayrischen Rätekongreß, der München fast in den Abgrund gestürzt hat, vor Levins und verschämt selbst vor die Münchner Geiselmörder. Ihr ausgesprochenster Liebling aber ist der fürchterliche Konfusionarius Kurt Eisner, natürlich wegen seiner konfusen Schuldbekenntnisse, die Clémenceaus Friedensbedingungspolitik gefördert haben, wie weniges andre. Eisner ist der einzige Retter, der im Reich seit so langer Zeit endlich einmal gekommen ist. Er scheint fast der einzige hellsehende Mann auch in der heutigen deutschen Republik zu sein. Wird Eisner gestürzt, so ist Deutschland auf lange verloren. — Die „Freie Zeitung" ruft wiederholt nach der „zweiten Revolution", deren Mittel — das einzige Mittel, aber auch das wirksamste Mittel — der Generalstreik sei. — Da die Vernichtungspläne der „Unabhängigen Sozialdemokratie" (und der ihnen engverbundenen Spartakisten, zu denen die „Freie Zeitung" in weiterer Vermummung offiziell gegnerisch steht) sehr wesentlich auch an der Einwohnerwehr gescheitert sind, so ist die der „Freien Zeitung" ein böser Dorn im Auge: „Wir machen", so sagt sie in Sperrdruck, „den obersten Rat des Völkerbundes dringend auf diese Einrichtung aufmerksam und weisen an dieser Stelle darauf hin, daß es sich bei den Einwohnerwehren um eine bewaffnete Geheimvereinigung von reaktionär gesinnten Militaristen handelt, die von Berufs- und Reserveoffizieren geleitet wird und die einst vielleicht den Weltfrieden gefährden könnte. Drum caveant consules . . .!" Die „Freie Zeitung" hatte richtig erkannt, daß eine Rettung Deutschlands nur bei möglichst schneller Einberufung einer Nationalversammlung möglich sei. Ihre Haltung dazu war demnach gegeben. Sie erklärte,

*) Näheres darüber auf Seite 231/32 meines Leitaufsatzes „Spartakus in der Jugendbewegung" in Nr. 8 von 1919. Der grauenhafte 13. Januar 1920 hat es aufs neue bewiesen. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die deutsche Nationalversammlung werde die Sklaverei einführen in einem des ganzen Jahrhunderts unwürdigem Maße. Sie sei ein Parademarsch schmutziger Seelen. „Wir wenden uns an den Sitz und Ausgangspunkt der moralischen Revolution, Paris, zu verhindern, daß die geplante voreilige Berufung der deutschen Versammlung ... den letzten Rest edlen Freiheitsgeistes ... vergewaltige." Nachdem diese Denunziation merkwürdigerweise wirkungslos geblieben und die Nationalversammlung zusammengetreten war, nannte die „Freie Zeitung" sie ein „Produkt unbeholfensten Stimmviehs".

Von besonderem Interesse ist es dann, gegen welche Personen Deutschlands die „Freie Zeitung" besonders hetzt; weil man eben sicher sein kann, daß diese Personen den Clémenceau und Genossen als wichtig für den Zusammenhalt des Deutschen Reiches erscheinen: Vor allem ist es Noske, von dem es einmal heißt, es sei „unmöglich, seinen schändlichen Titel [also: Reichswehrminister] auch nur zu schreiben". Die deutsche Regierung „hetzt weiße Garden gegen wehrloses Volk". Und, das könnte unsern Heißspornen rechts zu denken geben, deren Feldzug gegen Noske und Ebert mit dem „Badehosenbild" wird von dem Ententeorgan „Freie Zeitung" freudig unterstützt. Eine besonders starke Hetze geht auch gegen Scheidemann („Philippus Scheidemann der Glatzige") und gegen Konrad Hänisch („Das saubere oder vielmehr unsaubere Bürschlein"), dann gegen die deutschen Friedensunterhändler in Versailles, und (was unsre Heißsporne rechts wiederum nicht übersehen sollten) gegen den Herausgeber des „Berliner Tageblattes" Theodor Wolff.

Ebensosehr aber sollten weiter links stehende vaterlandsliebende Deutsche über das Folgende nachdenken: Immer wieder stellt die „Freie Zeitung" als eine ihrer Grundforderungen auf: „Auflösung Preußens", zum allermindesten möglichst starke Schwächung Preußens. „Preußen, dessen Schwächung eines der Hauptziele des Bundes der freien Völker [soll heißen Frankreich und seiner Genossen] ist." Das spricht entschieden gegen den „Föderalismus", dessen überzeugte Anhänger gewiß gute Deutsche sind, der aber doch eben offensichtlich von Clémenceau und Genossen, deren gefügiges Organ die „Freie Zeitung" ja ist, als geeignet für Deutschlands Schwächung angesehen wird. Und solche Feinde pflegen scharf zu sehen. Wenn es irgendeinen durchschlagenden Beweis für die Notwendigkeit gibt, im Interesse Deutschlands ein starkes Preußen zu erhalten, so ist es diese Haltung der „Freien Zeitung".

Ungemein lebhaft ist deren Zorn darüber, daß die Deutschschweizer, ihrem natürlichen Gefühle folgend, in überwältigender Menge zu Deutschland stehn. Deutschschweizer und deutschschweizerische Zeitungen, die diese selbstverständliche Haltung einnehmen, bekommen in der „Freien Zeitung" andauernd sehr schlechte Zensuren. Besonders wütend ist die „Freie Zeitung" über ein Mitglied des Schweizer National-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

rats, der den Vertrag von Versailles als das bezeichnet hat, was er ist, nämlich als eine Schöpfung von Bestien. Im übrigen sucht die „Freie Zeitung" die Schweiz, wo sie Gastfreundschaft genießt, dadurch zu schädigen, daß sie die Entente aufreizt, das rechte Rheinufer in Zehnkilometerbreite von Lörrach bis Feldkirch zu besetzen. „Die Schweiz wäre damit innerhalb 24 Stunden restlos vom Deutschen Reiche abgeschnitten und nicht nur jeder Handelsverkehr, sondern auch jeder geistige Verkehr ohne die geringste Verletzung der schweizerischen Neutralität unterbunden." Die Schweiz erhält die Zensur: „Man ist ‚neutral', das heißt denkfaul und handlungsunfähig."

Die Vermummung, in der diese Trabanten Clémenceaus auftreten, wäre nicht vollständig, wenn sie sich nicht, außer als „deutsche Freiheitsfreunde" und „deutsche Demokraten", auch noch als „Pazifisten" ausgäben. Die Leser des „Vortrupp" wissen, daß ich selbst überzeugter Pazifist bin, und insbesondre auch die Zukunft unsres Deutschland (wie übrigens aller Staaten der Erde) nur bei einem Siege des pazifistischen Gedankens als gesichert ansehn kann. Sie wissen aber auch, was Pazifismus ist: Nämlich die Überzeugung, daß die bisher zwischen den Staaten herrschende Anarchie und die Folgeerscheinung dieser Anarchie, nämlich der Krieg, einer Rechtsordnung zwischen den Staaten weichen muß — und die politische Betätigung zur Herbeiführung dieser Rechtsordnung. Die Leser des „Vortrupp" können deshalb ohne weiteres erkennen, daß die Macher der „Freien Zeitung" das Gegenteil vom Pazifisten sind (wie das übrigens für Trabanten des Antipazifisten Clémenceau und des durch und durch antipazifistischen Frankreich ganz selbstverständlich ist): Wenn irgend etwas in der Welt geeignet ist, die zwischenstaatliche Anarchie ins vorläufig Unabsehbare zu verlängern, dann ist es das Machwerk von Versailles, das überall deutsche Irredenten geschaffen und dazu noch das Gebiet des bisherigen Österreich-Ungarn völlig planlos balkanisiert hat; das übrigens durch seine Auslieferungsparagraphen die menschliche Gesittung um mehr als 2000 Jahre zurückgeworfen hat und durch sie, falls sie ausgeführt werden, einen Haß erzeugen wird, der in Generationen nicht ausbrennen kann. Die Macher der „Freien Zeitung" aber treten ja für den Unsinn von Versailles begeistert ein und gehören in der Auslieferungsfrage sogar zu den Haupthetzern. Dementsprechend sind sie auch da, wo wirklich pazifistisch gearbeitet wird, immer auf der gegnerischen Seite: Sie haben gehetzt gegen die Internationale Völkerbundskonferenz in Bern, sie hetzen gegen die hochverdienten pazifistischen Deutschen Professor Quidde, General Graf Mongelas und Professor Schücking. Sie sind nur da zu haben, wo das Wort Pazifismus als Deckmantel benutzt wird, um darunter ungestört die Lüge von der „Deutschen Schuld am Weltkriege" verbreiten zu können. Darum bejubeln sie das, was jeder einsichtige Pazifist, nicht nur in Deutschland,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern auf der ganzen Erde, als die Schande und gleichzeitig die größte Gefährdung des Pazifismus erkennen muß: die Beschlüsse des „Ersten deutschen Pazifistenkongresses" und des „Rates des internationalen Friedensbüros in Bern", Beschlüsse, die mit Pazifismus garnichts mehr zu tun haben, sondern einfach die Geschäfte der Entente besorgen. An einer Stelle leistet die „Freie Zeitung" sich übrigens den Ulk, den Viererrat von Versailles als „eine Art Diktatur der Pazifisten" zu bezeichnen. — Daß die „Freie Zeitung" den hier im „Vortrupp" vertretenen „deutschen Pazifismus" garnicht mag, ist nicht verwunderlich: besteht doch dessen Wesen darin, daß er es ablehnt, den heiligen und welterlösenden Gedanken des Pazifismus mit ebenso sinnlosen wie unwahren Beschuldigungen gegen unser Vaterland zu verquicken. Die Macher der „Freien Zeitung" haben aber nur an diesen wüsten Beschuldigungen Interesse und an der Welterlösung durch den Pazifismus garkeins. Bezeichnenderweise erklären sie, dieser deutsche Pazifismus sei „viel schlimmer als der alldeutsche Standpunkt", geben übrigens mit langem Gesicht ausdrücklich zu, meine Auffassung, daß nur diese Art von Pazifismus in Deutschland Aussicht auf dauernden Erfolg habe, sei richtig.

Die Namen der Reichsdeutschen, die die „Freie Zeitung" machen, sind im wesentlichen diese:

Hugo Ball
Dr. Karl Becker
Jakob Bengler
Dr. Ernst Bloch
Karl Brienzer
Gottfried Einsam
Jacob Feldner
Dr. Richard Grelling
Karl Ludwig Krause
Ferdinand Kuenzelmann
Walter Landauer
Dr. P. Mathies
Professor Dr. O. Nippold
Dr. Hermann Rösemeier
Dr. Adolf Saager
Dr. Edward Stilgebauer.

Als verantwortlicher Redakteur zeichnete bis zum 13. September 1919 Hans Huber (möglicherweise ein Schweizer), seitdem hat der frühere Konsul des Deutschen Reiches, Dr. H. Schlieben, sich dazu hergegeben „für die politische Leitung verantwortlich" zu zeichnen; er hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übrigens, wie die „Freie Zeitung" ausdrücklich hervorhebt, sie auch schon vorher gefördert.

Fragt man sich, ob nicht eine Abwehr solcher Schädlinge möglich sei, so ist zunächst zu berichten, daß bereits einiges mit Erfolg geschehen ist; den Erfolg beweist das jedesmalige Schmerzgeheul in der „Freien Zeitung". Besonders wirksam hat sich solche Abwehr gegenüber dem vielleicht schlimmsten dieser Menschen erwiesen, gegenüber Grelling: Der heulte schon wütend auf, als Fedor v. Zobeltitz in den „Hamburger Nachrichten" (deren politischer Freund ich sonst keineswegs bin) das ausgezeichnete Wort von der „widerlichen Hyänenarbeit der deutschen Schuldforscher" prägte, wovon sich Grelling mit vollem Rechte in allererster Linie getroffen fühlte. Er geriet ganz außer sich, als im „Berliner Tageblatt" Theodor Wolff Grellings und seiner Gesinnungsgenossen Anklageschriften gegen das eigene Vaterland „Makulatur" nannte, die hauptsächlich zur Erbauung des Auslandes geschrieben worden sei. Man sieht also: es ist dieser Art Menschen keineswegs gleichgültig, wenn wir in Deutschland ihr Treiben beim rechten Namen nennen und ihnen dadurch ja auch eine Anzahl Opfer entreißen. Und nun stelle man sich die Wut Grellings und der „Freien Zeitung" vor, als das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" — in Ausübung einer wirklichen vaterländischen Pflicht — es ablehnte, ein Inserat von Grellings für Deutschland allerschädlichstem Buche „J'accuse" zu bringen, wodurch diese Schädigung unsres Vaterlandes ziemlich vollständig aus dem deutschen Buchhandel ausgesperrt worden ist. Dann aber gar erst der Zorn dieser Edelmenschen, als Grelling sich dem Untersuchungsausschuß in Berlin als Sachverständiger antrug und der Untersuchungsausschuß diese Unverfrorenheit prompt abwies. (Unverfrorenheit ist ein sehr milder Ausdruck, wenn man auch nur berücksichtigt, wie die „Freie Zeitung", von deren geistigen Vätern Grelling einer der hauptsächlichsten ist, für die Zertrümmerung des Deutschen Reiches und für die rheinischen Hochverräter arbeitet.) Ferner scheint es gelungen zu sein, den Theaterstücken des fast ebenso schlimmen Stilgebauer die deutschen Bühnen zu verschließen; die „Freie Zeitung" quittiert diesen sehr berechtigten Akt der Notwehr begreiflicherweise mit wildem Geschrei. — Unverständlich ist es, wie es möglich ist, daß die „Freie Zeitung", wie sie selbst sich rühmt, in der deutschen postamtlichen Zeitungspreisliste eingetragen ist: Anstalten, die dem Deutschen Reiche gehören, sind zweifellos nicht dazu da, um in ihm ein Preßorgan verbreiten zu helfen, das sich — insbesondre durch seine Wühlarbeit für die Zertrümmerung des Deutschen Reiches und durch seine Unterstützung der rheinischen Hochverräter andauernd des Verbrechens des Hochverrates gegen unser Reich (speziell nach § 85 des Reichsstrafgesetzbuches) schuldig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht. Es muß versucht werden, dem abzuhelfen. Und ebenso halte ich es nicht für unmöglich, daß die schweizer Regierung, die gegenüber unserm Vaterlande stets, auch nach dem Verluste seiner Machtstellung, gleichmäßig loyal geblieben ist, sich auf die Dauer weigern wird, auf ihrem Boden ein Unternehmen und Gäste zu dulden, die berufsmäßig solchen Hochverrat gegen das der Schweiz benachbarte und befreundete Deutsche Reich üben.

Hermann Popert.

Zurück zur Landwirtschaft!

Welche Vorzüge eine ländliche Lebens- und Wirtschaftsgestaltung gegenüber dem Stadtleben bietet, zumal wenn das Landleben mit den echten Kulturerrungenschaften befruchtet und zweckbewußt erneuert wird, braucht den Lesern des Vortrupp nicht mehr gesagt zu werden. Neu ist an den folgenden Ausführungen nur, daß im Interesse unserer Volks- und Staatserhaltung eine Massenumsiedlung von Millionen Städtern zur Landwirtschaft nottut, und daß ein solches Riesenwerk in kurzer Zeit bewältigt werden muß.

Daß solches möglich ist, hat sich im Großen bei der Mobilmachung zum Weltkrieg gezeigt. Niemand hatte es für möglich gehalten, jene Millionenmassen in so kurzer Zeit auf so weite Entfernungen zu bewegen und ihre ganze Lebensgestaltung von Grund aus umzukehren. Jetzt gegenüber der inneren Not handelt es sich um weit geringere Schwierigkeiten. Diese müssen überwunden werden, zumal die innere Not größer ist als die Kriegsnot. Erlagen dieser 1,6 Millionen unserer Volksgenossen, so kann uns Hungersnot zermalmen.

Daß eine plötzliche Umstellung vom Stadtwesen zur landwirtschaftlichen Lebensform im einzelnen wohl gelingt, beweisen die zahlreichen Auswanderer, die jenseits des Meeres mit Erfolg gesiedelt haben, obwohl sie zum Teil weder landwirtschaftlich noch überhaupt körperlich gearbeitet hatten. Freilich war ein ungeteilter Wille erforderlich; die Schiffe mußten sozusagen verbrannt, die Brücken abgebrochen werden. Psychologisch hatte schon die große Entfernung vom gewohnten Lebenskreise einen vollen Anteil am Erfolg, wie das schon an den in ihrer Heimat trägen, in Sachsen aber höchst strebsamen Sachsengängern festgestellt worden ist. Wer die Hand an den Pflug legt, darf nicht zurückschauen; wer siedeln will, darf nicht nach den Bequemlichkeiten der gewohnten Großstadt schielen. Einem Kranken verordnet der Arzt oft Luftveränderung, und unser Volk ist an Leib und Seele leidend, ja schwerkrank; nur die Rückkehr zu Sonne und Freiluft, zu echter, rechter Arbeit, zum Liebeshauch der Mutter Erde, von der wir in den Städten durch Asphalt, Backsteine und hohe Stockwerke uns getrennt halten, kann uns noch retten. — Der Einzelne kann Entschluß und Ausführung der Siedlung in wenigen Tagen vollbringen, zwar nicht in Amerika und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Australien, weil er dazu von unserem Gelde heute wenigstens 100 000 Mark anwenden müßte, sicherlich auch nicht gemäß den kommunistischen Plänen in der russischen Republik, weil hier alle Hilfsmittel: Beförderung, Werkzeuge, Sicherheit fehlen, — wohl aber im eigenen Lande. Wenn nun der Einzelne auf seiner Fahrt zum Siedeln auf Hunderte, ja Tausende von Schicksalsgenossen stößt, so erschwert das ihm nicht sein Vorhaben, sondern erleichtert es ungemein. Da drängt sich ihm die gegenseitige Stützung durch genossenschaftlichen Zusammenschluß als Siedlungsmittel auf: Jeder des andern Kamerad und Helfer. Gewiß ist die Millionenaussiedelung aufs Land keine leichte, aber doch eine lösbare Aufgabe. Handle nur so, als ob niemand in der ganzen Welt — außer Gott — dir helfe, aber handle zugleich so, als seiest du verantwortlich für die ganze Welt. „Die Welt ist aus den Fugen. Wehe mir zu denken, daß ich geboren ward, sie einzurenken", kannst du mit Hamlet sagen; aber du mußt dich darnach mehr betätigen als jener, von des Gedankens Bläße Angekränkelte.

Doch der Zweifler folgt mir schon nicht mehr; der waschechte Großstädter wendet ein: wir brauchten so radikale Forderungen nicht, leichtere Abhilfen liegen anderswo, liegen vor allem in der „Hebung der Valuta", in der industriellen Arbeit, in der Nahrungseinfuhr vom Auslande usf. — Ich muß also meine Anfangsthese beweisen. Die Valuta bestimmt sich nach dem Grade des Vertrauens, welches das Ausland in unsern Staat als den Ausgeber papierscheiniger Zahlmittel setzt, daß diese Scheine gegen reale Werte (Edelmetalle z. B.) werden eingelöst werden. Diese Einlösung ist aber bedingt durch eine solche Steigerung unserer Produktivkräfte, daß wir über unsere Selbsterhaltung hinaus Überschüsse zur Schuldentilgung erzeugen. Wer solche entfernte Möglichkeiten, die günstigenfalls in Jahrzehnten zu Wirklichkeiten werden könnten, als genügend sichere Grundlagen wirtschaftlicher Erwägungen gelten läßt, ist unverbesserlicher Optimist.

Können wir denn nicht Nahrungseinfuhr mit Ausfuhr unserer Fabrikate decken? Ein schreiendes Verlangen nach unseren Fabrikaten besteht gewiß, und wir können wohl vorhandene Vorräte verschleudern, nicht neue in ausreichender Menge herstellen. Rohstoffe fehlen, kaufen können wir sie zu wirtschaftlichen Preisen nicht. Zu einem Austausch fremder Stoffe gegen unsere Arbeitsleistung fehlt es an einer eigentlichen Volkswirtschaft und damit an einer weltwirtschaftlichen Tauschstelle; wir haben nur private Einzelwirtschaften, keine wirtschaftlichen Gesamtbetriebe zum unmittelbaren Leistungsaustausch von Volk zu Volk. Solche Organisationen zu schaffen, ist jetzt zu viel für die erschlafften Staaten; denn auch für die erfolgreichen feindlichen Staaten beginnen Not und Unruhe, „siegreiche" Kriege bestehen eben nur in einer falschen Rechnung. — Einstweilen führt der Weg jeder Ware vom Erzeuger zum Verbraucher durch die staatliche Währung: Ware gegen Geld, dieses gegen andere Ware usf. Leider ist es dabei unter unserer Valuta so, als käme die Ware in eine Konkursmasse hinein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und aus ihr nur als die bekannte, prozentuale Gläubigerquote wieder heraus. Unsere, im Wesen der allgemeinen Volkserkrankung begründete, Produktionssenkung liefert, selbst unter dem Anreiz höchster Preise, lange nicht den eigenen Notbedarf; an Überschüsse zur Ausfuhr ist für absehbare Zeiten nicht zu denken. Daß auch eine auf die Wurzeln gehende Neugestaltung der Finanzwirtschaft unerläßlich ist, kann hier nicht näher ausgeführt werden.

Was aber den Industrialismus und Kommerzialismus im ganzen, d. h. abgesehen von vorübergehenden Sonderfällen, anlangt, so ist die Zeit seiner Vorherrschaft vorbei. Alle Länder sind während der Kriegsjahre stark industrialisiert worden; nicht nur sind unsere bisherigen Absatzmärkte im Auslande uns versperrt — aus den allbekannten Gründen —, sondern die anderen Industriestaaten würden uns mit ihren Fabrikaten überschwemmen, sofern wir nur zahlen könnten. Das industrielle System hat sich selbst die Wurzeln abgegraben; wir müssen aus der merkantilen Sackgasse in umgekehrter Richtung heraus, zurück zu den vernünftig-natürlichen Grundlagen jedes Wirtschaftslebens, zur Urproduktion. Wir brauchen den Ausgleich von Stadt und Land; die Landwirtschaft muß wieder den anderen Wirtschaftszweigen die Wage halten. Das bedeutet als Ziel: die Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung um etwa 15 Millionen Menschen.

Die Möglichkeit der Nahrungseinfuhr ist also sehr eingeschränkt. Aus Wohltätigkeit wird uns Amerika vielleicht für einige Tage unseren Lebensbedarf decken. Uns ausreichend mit den fehlenden Lebensmitteln versorgen kann das Ausland nicht einmal. In allen Kulturländern beginnt der Mangel, in Frankreich und Italien ist bereits die Not. Infolge des Krieges und steigender Industrialisierung ist überall in der Welt die Nahrungserzeugung zurückgegangen. Unseren Hauptbedarf an Nahrungseinfuhr deckten Rußland und der Balkan, sie kommen für lange nicht mehr in Betracht. Unsere Mägen lassen sich aber nicht solange abstellen, bis die — an sich natürlich stets einsetzenden — Gegentendenzen zum Ausgleich wirksam geworden sind. Was die anderen Überschußländer anlangt: Kanada, Argentinien, Australien usw., so erzeugen sie nicht so viel, wie unsere Feinde jetzt brauchen, und diese werden sich die vollen Schiffe nicht zu unseren Häfen vorbeifahren lassen. Man bedenke auch die geringe Siedeldichte dieser Länder: der ganze Weltteil Australien hat nicht mehr landwirtschaftliche Bevölkerung als Groß-London an Einwohnern zählt. Unmöglich, daß die wenigen Landwirte jener Länder ganz Westeuropa mit Nahrung aushelfen, und unseren vollen Bedarf für 65 Millionen Menschen 4—6 Monate lang decken sollen. Von der Notlage Österreichs, Polens und Westrußlands ganz zu schweigen.

Wir sind zur Selbstversorgung genötigt; nur in der Landwirtschaft können unsere produktiven Kräfte gesteigert werden. Aber es ist undenkbar, daß 15—16 Millionen deutscher Landwirtschaftsangehöriger, darunter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa 7—8 Millionen volle Arbeitskräfte, noch weiter die ganze übrige Bevölkerung miternähren. Nehmen wir einen Gutsbezirk mit 65 Bewohnern, der naturalwirtschaftlich seinen ganzen Bedarf selber erzeugt. Denken wir: von den 65 Personen wollten nur acht auf dem Acker arbeiten, während von den übrigen 22 Arbeitsfähigen acht „industriell" zu wirken, sieben die Erzeugnisse unter die 65 zu verteilen und weitere sieben das Ganze zu „verwalten" vorzögen. Solche Arbeitsteilung wäre unhaltbar, so aber — mit Million vervielfältigt — sind die Berufszahlen Deutschlands. —

Bedeutsam ist nun, daß die Arbeitsleistungen auch bei fast allen Landarbeitern in den letzten Jahren stark gemindert worden sind, und zwar durchschnittlich bis auf $^7/_{12}$ der Friedensarbeit. Diese „Faulheit" ist auch ein Erkrankungssymptom des Gesamtorganismus. Dagegen sind Arbeitsleistung und -freudigkeit am wenigsten gemindert in der selbständigen Eigenwirtschaft. Der Grund liegt in dem stärkeren Eigeninteresse des selbständigen Landwirts, das auch gegenüber genossenschaftlichen Versuchen als stärkster Antrieb zu beachten ist. Faulenzt einer von 12 Genossen einen Tag lang, so mag er die Genossenschaft um 100 Mark schädigen, auf ihn selber fällt von diesem Schaden nur $^1/_{12}$ zurück, und das ist ihm der volle freie Tag wohl wert; das schlechte Beispiel und die weiteren Folgen zu erwägen, reicht über den Gesichtskreis des Durchschnittsmenschen hinaus, der im Allgemeinen nicht allzuviel Gemeinschaftsbewußtsein und Verantwortungsgefühl für das Gesamte hat, dennoch aber zu „sozialisieren" oder gar zu „kommunisieren" (aus welchen inneren Kräften heraus?) sich getraut. Überall, besonders im Staatsleben, sind uns die Verhältnisse zu riesenhaft, zu kompliziert geworden; die Hirntätigkeit des Verwaltens und Registrierens endloser Kombinationen und Variationen des äußeren Lebens führt zum Überwuchern der schaffenden Arbeit durch Scheingeschäftigkeit in Bureaukratie, Handel, Wissenschaft usw. Die meisten dieser Scheinleistungen können wir in unserer Not uns nicht mehr leisten; jede Kraft muß zu wirtschaftsnotwendiger Arbeit, vor allem zur Urproduktion, zur Landwirtschaft, herangezwungen werden.

Soweit möglich, sollten demnach die Stadtentbehrlichen als selbständige Landwirte angesiedelt werden. Unser Ackerboden reicht bei einer Verteilung von 1 Hektar auf den Kopf (5 Hektar kann eine 5köpfige Durchschnittsfamilie ohne fremde Arbeitshilfe nach kleinbäuerlicher Wirtschaftsweise allein bearbeiten) hin, um die landwirtschaftliche Bevölkerung von 16 auf 34 Millionen Menschen zu vermehren. Diese weitgehende Aufteilung ist aber weder möglich noch nötig. Sämtlichen Großbesitz zu zerschlagen, solange nicht der an seine Stelle gebrachte Kleinbesitz mindestens die gleichen Erträge gewährleistet, ist schon deshalb bedenklich, weil der ländliche Großbesitz verhältnismäßig am meisten abliefert, und weil darauf die Versorgung der Großstädte sich gründet. Die Streitfrage, ob Klein- oder Großbetrieb in der Landwirtschaft vorzuziehen, ist volkswirtschaftlich so zu entscheiden:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Kleinbesitz spart Land und verschwendet Arbeitskraft, der Großbetrieb spart Arbeitskraft und verschwendet Land. Auf gleicher Fläche ist die höhere Ergiebigkeit, selbst bei Körnerbau, im Kleinbetrieb wissenschaftlich über allen Zweifel festgestellt; die mit dem Kleinbetrieb verknüpfte Arbeitsüberlastung freilich darf als Nachteil dieser Betriebsform nicht übersehen werden. Zweckmäßig erscheint mir eine Kombination individueller Einzelwirtschaft (für Gemüse, Obst, Kleintierzucht) mit genossenschaftlicher Gesamtwirtschaft (für Getreide, Hackfrucht, Großtierzucht, Arbeitsteilung, Maschinenanwendung usw.), wie ich sie in der Kommunalen Praxis vom 11. Oktober 1919 und in der Dresdener Zeitschrift „Der Siedler" Januar ff. 1920 andeute; sie vereinigt die Vorzüge beider Betriebsformen, vermeidet ihre Nachteile und ist zudem praktisch bereits erprobt. Wir sind knapp an Kräften, aber mit Land zureichend versehen.

Die Schwierigkeit des Bauens (Mangel an Kohle, an Mauersteinen, an sonstigen Baustoffen, an Beförderungsmitteln, Lohnsteigerung und geminderte Arbeitsleistung) wird technisch und praktisch durch die neue sparsame Bauweise mit bodenständigen Stoffen (Lehm vor allem, wo solcher an Ort und Stelle sich vorfindet) allmählich überwunden werden können. Die bisherige „innere Kolonisation" ist durch die Höhe der Baukosten zum Stillstand gebracht, das neue große Siedelwerk setzt voraus, daß die Siedler selbst in Gruppen unter fachmännischer Leitung und Vorarbeit ihre Häuser aufbauen. Das müssen die Ansiedler im fremden Lande auch tun. Anleitung in Siedlerbauschulen müssen Staat und Provinzen vermitteln.

Mit Recht wird von allen Kennern betont, daß Siedeln sowohl eine Kunst sei, wie auch gründlich erlernt werden müsse. Daher gilt es heute, Lernmöglichkeiten in reichstem Maße zu schaffen. Die vorhandenen, bisher gering ausgenutzten Lehreinrichtungen lassen sich einem Massenbedürfnis leicht anpassen. Die Anleitung kann schon mit besonderen Lehrstunden in der Volksschule beginnen; Schulgärten hier und da sind ein guter Anfang. Eine große Zahl der vom Lande zur Stadt Abgewanderten könnte wohl ohne weiteres als selbständige Siedler hinausgehen. Dagegen ist für alle Anderen die gründlichste Vorbereitung erforderlich, die sie zunächst als lernende Arbeiter in den bestehenden Groß- und Mittelbetrieben, im Winter in Siedlungsschulen finden können.

Euch Geistigen rufe ich vor allem zur Tat auf. Euch stehen besondere Formen der ländlichen Lebensgestaltung bevor; die Siedlung als Kunstform findet ihr auf eine wundersame Art dargestellt in Thoreaus „Walden" (Verlag E. Diederichs), einem Buch, das zugleich eine Tat war. Und schließlich sei mir — der aufgezwungenen Kürze halber — erlaubt, auf die letzten Seiten von Dostojewskis „Schuld und Sühne" hinzuweisen, nämlich auf das Zukunftschauen Raskolnikows.

Aus allgemeiner Verblendung, wie sie große Katastrophen begleitet, ist die Erkenntnis zu den Dichtern und Sehern geflohen.

P. Westphal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bodenreform in England.

Es ist eine lehrreiche und bemerkenswerte Tatsache, daß gerade bei den so praktisch und nüchtern denkenden Engländern, denen man besondere Vorliebe für „graue Theorien" und „weltfremde Ideologien" gewiß nicht nachsagen kann, die Bodenreform mehr als bei allen anderen Völkern Einfluß auf die Gesetzgebung gewonnen hat. Ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung der Bodenfrage in England lehrt, daß hier namentlich auf ländlichem Gebiet die schwersten Mißstände sich herausgebildet hatten, welche ohne die weiten überseeischen Kolonialgebiete, die vielen landlos Gewordenen eine neue Heimat boten, überhaupt nicht zu ertragen gewesen wären. Das eigenartige Bodensystem Englands, dessen Entstehung bis auf die Zeit der normannischen Eroberung zurückgeht, ist bekanntlich dadurch gekennzeichnet, daß ein sehr erheblicher Teil des englischen Bodens in den Händen weniger großer Grundherrn, der „landlords", sich befindet. Erworben ist dieses ungeheure Grundeigentum im wesentlichen auf dem Wege der Gewalt und des Raubes. Das geschah nicht etwa nur dadurch, daß die Normannen einen Teil des Bodens mit dem Rechte des Eroberers für sich in Anspruch nahmen. Viel mehr wirkte die langsame Aneignung, die im Laufe der folgenden und gerade der späteren Jahrhunderte einsetzte: Als den großen Grundherrn wegen der stark gestiegenen Wollpreise weite Ländereien zur Anlage von Schafweiden erwünscht erschienen, da erklärten sie einfach ausgedehnten Grundbesitz von Gemeinden und solchen von kleinen Bauern als ihnen selbst gehörig, sie „hegten" ihn „ein", da sich jene über die „Rechtmäßigkeit" ihres Besitzes nicht ausweisen konnten. Die rechtliche Weihe dieses Verfahrens durch das Statut of Frands (1677), wonach jeder, der nicht durch unanfechtbare Dokumente die Rechtmäßigkeit seines Grundbesitzes beweisen konnte, nur als Nutznießer des Bodens der Lords galt. Damit war natürlich der Willkür Tür und Tor geöffnet. Die „Einhegungen", d. h. die Wegnahme gemeindlichen und kleinbäuerlichen Grundeigentums durch die Landlords nahm außerordentlichen Umfang an: Von 1710 bis 1760 gingen der Gesamtheit 335 000 Acker (1 acre = 40 500 qm) verloren.

Ungeheuer war die wirtschaftliche Macht, die durch diese Entwicklung in die Hände der großen Grundherren gelegt wurde. Sie konnten Tausende von Menschen von dem Land vertreiben, auf welchem deren Vorfahren Jahrhunderte hindurch Arbeit und Brot gefunden hatten. Und sie machten von diesem „Recht" rücksichtslos Gebrauch, wenn ihr Privatvorteil es gebot. Hat doch allein die Herzogin von Sutherland 1814—20 Tausenden von schottischen Bauern gekündigt, um deren Land in Schafweiden zu verwandeln, weil ihr das mehr einbrachte. 39 Schäfer mit ihren Herden hausten jetzt da, wo vorher 15000 Menschen gelebt und gearbeitet hatten. „Schafe fraßen Menschen". Schon dieses eine Beispiel beleuchtet grell die Wirkungen der unnatürlichen Bodenbesitzverteilung. Sie hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dazu geführt, daß ein freier Kleinbauernstand wie in anderen Ländern in England überhaupt nicht mehr besteht. Es gibt nur noch Pächter und Landarbeiter. Aber auch deren Zahl hat im Laufe der Zeit gewaltig abgenommen. Obwohl England den denkbar besten Ackerboden hat, und obwohl die Aufnahmefähigkeit des englischen Marktes für Erzeugnisse der Landwirtschaft in den letzten 70 Jahren mindestens 2—3 mal so groß geworden ist, ist die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten von 2,1 Millionen auf 1,5 Millionen gesunken, die Zahl der Wildhüter aber ist gleichzeitig von 9000 auf 23 000 gestiegen. Immer größere Landflächen werden von den Grundherren ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen und zu Jagd- und Sportzwecken verwendet. Der Wildschaden, der den Pächtern aus der Überhandnahme des ihre Farmen umschließenden Jagdgeländes erwächst, ist oft ungeheuerlich, zumal ihre wirtschaftliche Abhängigkeit von den Grundherrn ihnen ein erfolgreiches Vorgehen unmöglich macht. Überhaupt ist die rechtliche Stellung der Pächter gegenüber den Besitzern sehr unsicher. Diese können ihnen mit einjähriger Frist kündigen und ihnen dadurch nicht nur ihre bisherige Existenz rauben, sondern auch alle Verbesserungen, die durch die Arbeit der Pächter entstanden sind, in ihre Tasche stecken. Ja, es kann vorkommen, daß ein Pächter, dem wegen Verkauf des Landes gekündigt wurde, mit dem neuen Eigentümer wieder einen Pachtvertrag abschließt und dann die Verbesserungen, die er selbst durch seine Arbeit hervorgebracht hat, mit einer erhöhten Pacht bezahlen muß.

Traurig ist vor allem auch das Los der Landarbeiter. Von allen Arbeiterklassen haben sie die längste Arbeitszeit, die geringsten Löhne und die menschenunwürdigsten Wohnungsverhältnisse. Früher waren sie im Besitz kleiner Häuser und eines Stückes Land, auf dem sie den größten Teil dessen bauten, was sie zum Unterhalt ihrer Familien brauchten. Das alles wurde ihnen genommen. 500 Millionen Mark beziehen heute die englischen Landarbeiter jährlich an Löhnen; die Grundrente dagegen, die den Landlords ohne jede Arbeit jährlich in den Schoß fällt, beträgt 680 Millionen Mark. Man denke sich nur einmal die beiden Zahlen vertauscht, dann würde jeder Landarbeiter 360 Mark jährlich mehr beziehen.

In den Städten ist, namentlich im Süden Englands, in Wales und vor allem in London für die Bodenbenutzung das sogenannte Leasehold-System vorherrschend. Dabei wird Land auf eine gewisse Zeit, früher in der Regel auf 99 Jahre, jetzt meist 21 Jahre oder gar nur 7 Jahre verpachtet; und nach Ablauf der Frist fällt der Boden mit allen auf ihn etwa errichteten Gebäuden an den Besitzer zurück. Der Pächter sucht jetzt natürlich den Vertrag zu erneuern was ihm aber, namentlich in aufblühenden Städten, nur gegen eine Pachterhöhung bewilligt wird. Aber nicht nur bei Ablauf der Pachtfrist werden fast regelmäßig Pachterhöhungen erpreßt, sondern auch jedesmal, wenn die Pächter eine, sei es auch noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

so geringfügige, bauliche Änderung vornehmen will, was nur mit Erlaubnis des Besitzers möglich ist.

Schon früh sind volkswirtschaftliche und philosophische Schriftsteller gegen die schweren Mißstände aufgetreten, die aus der Herrschaft einer kleinen Minderheit über den vaterländischen Boden erwuchsen; so, um nur einige bekannte Namen zu nennen, Thomas Moorus in seiner „Utopia", später John Stuart Mill, Carlyle, Herbert Spencer. Greifbare Erfolge wurden aber erst erzielt, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die von dem Amerikaner Henry George begründete Bodenreformbewegung in England Einfluß auf Politik und Gesetzgebung gewann. Wie schnell hier die Entwicklung vor sich ging, zeigen folgende Angaben: 1894 wurde zum erstenmal ein Bodenreformantrag im Parlament eingebracht; man würdigte ihn nicht einmal der Ehre einer Abstimmung. Fünf Jahre später erhielt ein ähnlicher Antrag schon 123 Stimmen, wieder fünf Jahre später wurde ein Antrag des Bodenreformers Trevelyan mit 225 gegen 158 Stimmen angenommen, und nach abermals fünf Jahren (1909) genehmigte das Unterhaus mit 397 gegen 140 Stimmen ein bodenreformerisches Budget, d. h. ein solches, in welchem die Grundforderungen der Bodenreform (allgemeine Abschätzung des reinen Bodenwerts, Einführung einer Grundwert- und einer Zuwachssteuer) enthalten waren. Zwar wurde dieser Beschluß von dem Oberhaus, in dem die Landlords herrschten, nicht gutgeheißen. Aber in einem Wahlkampf von unerhörter Heftigkeit sprach sich das englische Volk für die geplanten Bodenreformsteuern aus. Seit dem 27. April 1910 wird in England aller Grund und Boden von fünf zu fünf Jahren neu eingeschätzt und von dem nackten Bodenwert (ohne Gebäude) eine Steuer von 0,2% erhoben. Die Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs beträgt 20% des einen Wertzuwachs von 10% übersteigenden Betrags.

Der erste englische Ministerpräsident, der sich öffentlich als Bodenreformer bekannte, war Henry Campbell-Bannermann (1907), ihm folgten bald Whinston Churchill und Asquith. Der leidenschaftlichste und erfolgreichste Vertreter der Bodenreformgedanken war aber der Walliser Lloyd George, der in zahlreichen Wahlreden auf das nachdrücklichste für eine gründliche Reform des Bodenrechts eintrat (vgl. z. B. David Lloyd George: Der Kampf um den englischen Boden, deutsche Übersetzung von P. Helbeck, Berlin 1914, Verlag „Bodenreform", Lessingstraße 11). Er forderte die Einsetzung eines besonderen „Landministeriums", dem die Einschätzung des gesamten Grund und Bodens unterstehen soll, und das durch seine Landkommissare darüber zu wachen habe, daß der Boden allen, die seiner bedürften, zu billigen Bedingungen zugänglich sei. Kündigung von Pächtern z. B. sollte nur bei ausreichender Begründung zulässig sein und auch dann nur, wenn ihnen Entschädigung sowohl für die Kündigung an sich als auch für alle von ihnen angebrachten Verbesserungen gewährt würde. Für die Landarbeiter verlangte Lloyd George angemessene Arbeitszeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bessere Löhne, Gründung von Heimstätten und die Möglichkeit sozialen Aufstiegs.

Während des Krieges wurde Lloyd George bekanntlich Ministerpräsident. Wie rücksichtslos er als solcher durchgegriffen, zeigen folgende, den Daily News entnommenen Angaben: Etwa 600 Landlords wurden in den letzten Kriegsjahren die Verfügung über 45 000 ha genommen, weil dieses Land nicht genügend bestellt und ausgenutzt wurde. Weitere 40 000 ha sind von Gütern, die zu einer erfolgreichen Bewirtschaftung als zu groß erschienen, abgezweigt worden. All dieses Land wurde in kleinen Teilen an Landwirte vergeben. Die Wirkung dieser Maßregeln auf die übrigen Landbesitzer war die, daß sie ihr Land erheblich besser bewirtschafteten und überschüssiges Land freiwillig verpachteten. Glänzend waren die Erfolge dieser bodenreformerischen Maßnahmen: die gesamte landwirtschaftliche Erzeugung Englands stieg auf das dreifache des Betrags, den sie im Frieden erreicht hatte.

In geldlicher Hinsicht war von großer Bedeutung die Tatsache, daß England seit 1910 eine allgemeine Wertsteuer auf Grund und Boden eingeführt hatte. Eine Bodenertragssteuer, wie sie bei uns noch meist besteht, belastet nur Fleiß und Tüchtigkeit und bevorrechtigt die Spekulation. Denn wenn jemand aus Ödland Gartenland schafft, wird er durch eine hohe Ertragssteuer für diese wahre Kulturtat bestraft; läßt er dagegen Kulturland veröden und zu Spekulationszwecken liegen, so wird er durch Steuerfreiheit ermuntert. Im Verein mit hohen Einkommens- und Vermögenssteuern hat die allgemeine Grundwertsteuer es den Engländern ermöglicht, einen wesentlichen Teil der Kriegskosten auf dem Steuerwege aufzubringen.

Die Gründung von Kriegerheimstätten, die ja auch bei uns in Deutschland erstrebt wird, ohne daß der entscheidende Schritt, die Vorlage eines Heimstättengesetzes, bis jetzt erfolgt wäre, ist in England vom Parlament beschlossen. Das Land dafür soll zum Teil durch Enteignung gewonnen werden. Den Grundsätzen der Bodenreformer würde es entsprechen, die Entschädigung für solch enteignetes Land nach dem für die Grundsteuer aufgestellten Schätzungswert zu bemessen. Denn es ist billig, daß der Staat dem Einzelnen dasselbe gewährt, was dieser ihm leistet. Das Parlament hat aber, wohl unter dem Einfluß von „Interessenten", beschlossen, den „Marktwert" als Grundlage für die Entschädigung zu nehmen. Die Folge ist eine wilde Bodenspekulation, wie sie bis dahin in England unbekannt war. Da sich ohnehin die Überzeugung mehr und mehr Bahn bricht, daß das alte Grundbesitzsystem sich nicht lange mehr halten wird, benutzen die Großgrundbesitzer die günstige Gelegenheit, um aus ihren riesigen Flächen Land günstig an Kriegsgewinner und Spekulanten zu verkaufen, so z. B. die Herzogin von Bedford und Westminster. Eine einzige Londoner Firma hat in einem Monat des vergangenen Jahres eine halbe Million Acker zur Versteigerung gebracht. In vielen englischen Blättern werden Klagen laut,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß durch diese Spekulation die Bodenpreise eine bis dahin unerhörte Höhe erreicht hätten. Erstaunlich aber ist für uns Deutsche, was man in England als unerhört hohe Preise bezeichnet: In Bradford (Fabrikstadt von 250000 Einwohnern) kostet jetzt ein Acker Land etwa 100 £, d. h. 1 qm rund 0,50 Mark; in Ilford, einem Städtchen, das im Vorortverkehr mit London steht, klagt man über einen Preis von 175 £ (0,80 Mark für den qm); in West Hartlepool (60 000 Einwohner) gilt 1,20 Mk., in Dandee (160 000 Einwohner) 1,10 Mark für den qm als zu viel. Bei uns wären in Friedenszeiten die zehnfachen Beträge noch als durchaus mäßige Preise angesehen worden.

Auch in den englischen Kolonien ist die Ansiedelung von entlassenen Kriegern geplant. Nach Mitteilungen des amerikanischen Staatssekretärs Lane im Kongreß gibt die kanadische Ansiedelungskommission jedem landwirtschaftlich vorgebildeten Soldaten 160 Acker umsonst, außerdem ein Darlehen bis 2000 $. Nichtlandwirte erhalten dieselben Vergünstigungen, nachdem sie an einem landwirtschaftlichen Kursus teilgenommen haben. Australien hat insgesamt 100 Millionen $ für Kriegerheimstätten bewilligt, die einzelnen Staaten geben sämtlich Land umsonst und dazu Darlehen in verschiedener Höhe (Viktoria bis 2800, Queensland bis 1000, Tasmania bis 1500 $). Ähnlich gehen Neuseeland und Südafrika vor. Und wir in Deutschland, dessen einzige Rettung in einem bodenreformerischen Heimstättengesetz besteht, harren noch immer eines solchen, obwohl seine Einbringung längst von der Regierung zugesagt ist, und obwohl die Grundsätze der Bodenreform in § 155 der Reichsverfassung als Grundrecht des deutschen Volkes niedergelegt sind!

Dr. G. Cony.

Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt.

I.

Wie Kant selbst über Form und Darstellung seiner Kritik urteilte.

Es war in dem denkwürdigen Jahre 1781, als unter dem Titel „Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant" das bedeutendste Buch aller Weltweisheitslehre erschien. Aber leider muß dieses einzig dastehende Kantische Hauptwerk wohl bezeichnet werden als das am schwersten zu verstehende Buch des deutschen Schrifttums, einmal schon wegen seiner tiefdringenden Gedanken, doch vielleicht noch mehr wegen seiner äußerst umständlichen Form. Daß für den Leser große Schwierigkeiten bestanden, war dem Verfasser nicht unbekannt. Vollends mußte er sich davon überzeugen lassen durch die Aufnahme, die der Kritik bei seinen Zeitgenossen zuteil wurde, insbesondere durch jene berüchtigte Besprechung vom Januar 1782 in der „Zugabe zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen". Der Gesamtentwurf dieser Beurteilung, der von Prof. Garve herrührte, war zum Nachteil noch von Prof. Feder als dem Schriftleiter nach dessen Geschmack zusammengestrichen und sogar durch einzelne eingeschobene Sätze ergänzt worden, die auf Ähnlichkeiten mit früheren Weltweisheitslehren verwiesen. Manche Bemerkungen sind gewiß zutreffend, auch finden wir hier nicht ungeschickte Zusammenfassungen Kantischer Gedankengänge; aber der geradezu ungeheure Wert des Neuen wurde längst nicht gebührend gewürdigt, so daß ein viel zu ungünstiger Gesamteindruck erweckt wurde.

Solche Erfahrungen bewogen Kant, im folgenden Jahre 1783 ein Buch zu veröffentlichen unter dem Namen „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können". Dieses kleinere Werk sollte dazu dienen, das Verständnis für das große Hauptwerk zu erleichtern, und das kann es in der Tat. Kants großer Nachfolger und Vollender seiner Weltanschauung, Schopenhauer, bezeichnet diese Einführung aus Kants eigener Feder als die schönste und faßlichste aller Kantischen Hauptschriften, die viel zu wenig gelesen werde. Aber es ist eben doch nicht mehr als eine etwas erleichterte erste Einführung in die Kantische Gedankenwelt. An den eigentlich schwierigen Stellen muß Kant doch immer wieder auf die vollständige und ursprüngliche Darstellung der Kritik selbst verweisen. Trotzdem blieb Kant auch später bei der Überzeugung, daß man seine ganze Lehre sehr wohl verständlicher darstellen könne.

In der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft vom Jahre 1787 erklärt Kant gegen Schluß: „Was diese zweite Auflage betrifft, so habe ich, wie billig, die Gelegenheit derselben nicht vorbeilassen wollen, um den Schwierigkeiten und der Dunkelheit soviel als möglich abzuhelfen, woraus manche Mißdeutungen entsprungen sein mögen, welche scharfsinnigen Männern, vielleicht nicht ohne meine Schuld, in der Beurteilung dieses Buchs aufgestoßen sind. In den Sätzen selbst und ihren Beweisgründen, imgleichen der Form sowol als der Vollständigkeit des Plans, habe ich nichts zu ändern gefunden; ... Allein in der Darstellung ist noch viel zu thun, und hierin habe ich mit dieser Auflage Verbesserungen versucht, ..." Und noch einen andern besonderen Mangel hat Kant selbst an seiner Kritik von vornherein nicht übersehen. Er gibt das bereits in der Vorrede zur ersten Ausgabe (A, S. 11—12) unumwunden zu, wenn er sagt, der Leser habe das Recht, zuerst die Deutlichkeit durch Begriffe zu fordern, dann aber auch eine Deutlichkeit durch Anschauungen, d. h. Beispiele. In diesem Zusammenhange fährt er folgendermaßen fort: „Für die erste habe ich hinreichend gesorgt. Das betraf das Wesen meines Vorhabens, war aber auch die zufällige Ursache, daß ich der zweiten, obzwar nicht so strengen, aber doch billigen Forderung nicht habe Genüge leisten können." Kant war nämlich beständig im Fortgange seiner Arbeit un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlüssig gewesen, wie er es mit dem letzten halten sollte. Angesichts der Größe seiner Aufgabe und der Menge der Gegenstände, womit er es zu tun haben würde, mußte Kant sich eingestehen, daß sein Werk ganz allein in trocknem, bloß schulgerechtem Vortrage einen erheblichen Umfang annehmen werde. Daher fand er es schließlich unratsam, dasselbe durch Beispiele und Erläuterungen, die er nur für eine volkstümliche Darstellung für erforderlich hielt, noch mehr anschwellen zu lassen! Denn wie Kant meint, hätten die eigentlichen Kenner der Wissenschaft eine solche Erleichterung, wenn sie auch jederzeit angenehm sei, in diesem Falle nicht nur nicht nötig, sondern diese könne hier sogar etwas Zweckwidriges nach sich ziehen. Folgendermaßen begründet Kant seine Bedenken (A, S. 13—15): „Denn die Hilfsmittel der Deutlichkeit helfen zwar in Theilen, zerstreuen aber öfters im Ganzen, indem sie den Leser nicht schnell genug zur Überschauung des Ganzen gelangen lassen und durch alle ihre hellen Farben gleichwol die Articulation, oder den Gliederbau des Systems verkleben und unkenntlich machen, auf den es doch, um über die Einheit und Tüchtigkeit desselben urtheilen zu können, am meisten ankommt." Kant fürchtete eben allzu dicke, „voluminöse" Bände! Daher kürzte und strich er in der zweiten Auflage mancherlei Sätze und Abschnitte. Er ließ Verschiedenes fort, was nach seiner Meinung nicht wesentlich zur Vollständigkeit des Ganzen gehörte, z. B. wurden von ihm im ersten Hauptstück des zweiten Buches der „Transzendentalen Dialektik" nicht weniger als 57 ganze Seiten ausgemerzt auf die Gefahr hin, daß mancher Leser dieses Fehlende ungern missen würde. Dadurch aber hoffte Kant eine größere Faßlichkeit der Gedanken seines Hauptwerkes erreicht zu haben. Doch das gerade Gegenteil ist eingetreten!

Die sachlichen Abweichungen dieser zweiten Ausgabe der Kritik gegenüber der ursprünglichen waren derart einschneidend, daß Schopenhauer geradezu erklärt, die zweite gleiche einem Menschen, dem man ein gesundes Bein abgenommen und dieses durch ein hölzernes ersetzt habe. In einem Briefe vom 24. August 1837 an Rosenkranz, einem Herausgeber von Kants sämtlichen Werken, schließt Schopenhauer sein ausführliches Urteil mit folgenden Worten ab: „Dadurch also ist die Kritik der reinen Vernunft in der zweiten Ausgabe ein sich selber widersprechendes, verstümmeltes, verdorbenes Buch geworden; sie ist gewissermaßen unächt. Ohne Zweifel ist das Mißverstehen der Kritik der reinen Vernunft, welches bekanntlich Kant's Nachfolger, Gegner und Anhänger einander gegenseitig, und wahrscheinlich mit gegenseitigem Recht, unaufhörlich vorwarfen, hauptsächlich dieser von Kant selbst vorgenommenen Verschlimmbesserung seines Werkes zuzuschreiben; denn wer kann verstehen, was widersprechende Elemente in sich trägt?" — Das ist ein wirklich heilloser Zustand, der auch heute noch keinesfalls als geklärt und ausgeglichen betrachtet werden kann.

In der ersten Beilage zu seinen Prolegomena gesteht Kant es frei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mütig zu, daß er auf eine geschwinde günstige Aufnahme seiner Kritik gleich zu Anfang nicht gerechnet habe, weil zu diesem Zwecke der Stoff, den er mehr als zwölf Jahre hintereinander sorgfältig durchdacht habe, nicht der allgemeinen Faßlichkeit genugsam angemessen ausgearbeitet worden sei! Dazu wären wohl noch einige Jahre mehr erforderlich gewesen. Vielmehr habe er die Niederschrift — man bedenke — dieses Riesenwerkes von etwa 900 Druckseiten in 4 bis 5 Monaten zustande gebracht, aus Furcht, daß bei längerer Zögerung ein so weitläuftiges Geschäfte ihm selber zur Last fallen und am Ende gar vielleicht unmöglich werde. Denn schon stände er im sechzigsten Lebensjahr. Jetzt aber habe er noch den ganzen Bau im Kopfe. — Das ist sehr bedauerlich, daß Kant die Frucht eines zwölfjährigen Nachdenkens in so kurzer Zeit überstürzt niedergeschrieben hat. Dadurch entstanden nicht unerhebliche Mängel und die von Kant selbst beklagten Dunkelheiten, die auch später von ihm nicht verringert werden konnten. Da außerdem noch in der Darstellung lebendige Beispiele im einzelnen fehlten, so ist es kein Wunder, daß die Schwierigkeiten, Kant zu verstehen und eindeutig auszulegen, fast unüberwindlich scheinen.

Bald sind es über 150 Jahre her, seit 1781 die Kritik zuerst erschien, und noch immer herrscht über das, was Kant wollte und was bleibend wertvoll an ihm ist, unter den Sachverständigen die größte Meinungsverschiedenheit. In dieser so wichtigen Angelegenheit sind eben die Gelehrten sich nichts weniger als einig! Zwar darf Kant einerseits am Schluß der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik im Vertrauen auf seine Leistungen gelassen in die Zukunft blicken und erklären: „Widerlegt zu werden ist in diesem Falle keine Gefahr, wol aber nicht verstanden zu werden." Aber anderseits ist es nur allzu begreiflich, wenn Kant hier „mit dankbarem Vergnügen" feststellt, wie er aus verschiedenen öffentlichen Schriften gesehen habe, daß der Geist der Gründlichkeit in Deutschland noch nicht erstorben sei! Verdienten Männern, die mit der Gründlichkeit der Einsicht noch die Gabe einer lichtvollen Darstellung so glücklich verbinden, will er es getrost überlassen, seine eigene hin und wieder etwa noch mangelhafte Bearbeitung zu vollenden. — Das also erwartet Kant selbst von der Zukunft für den weiteren Ausbau seines Lebenswerkes. Daher auch ist jeder Schritt vorwärts in dieser Richtung als Tat zu begrüßen.

Da die Dinge so liegen, nimmt man den ersten Teil der folgenden Neuerscheinung mit Spannung zur Hand: „Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt von Wilhelm Stapel". Die 190 Seiten entsprechen etwa den ersten 70 Seiten bei Kant und enthalten die Vorreden von 1781 und von 1787, sowie die Lehre von Raum und Zeit, also die „transzendentale Ästhetik", außerdem ein fast 10 Seiten umfassendes „Vorwort des Übersetzers", in dem sich Dr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stapel über die Beweggründe ausspricht, die ihn zu dieser Arbeit veranlaßten.

Was es nun mit dieser Arbeit Stapels auf sich hat, soll in einem Aufsatze des nächsten Vortruppheftes gezeigt werden.

Reinhart Biernatzki.

Rund um uns

Die Deutschen in der Bukowina. In der einstmals zum Fürstentume Moldau gehörigen Bukowina gab es schon im 14. Jahrhundert deutsche Kaufleute, Handwerker und Gewerbetreibende in solcher Anzahl, daß sie den Städten ein fast rein deutsches Gepräge gaben, und erst der Türkenherrschaft war es vorbehalten, dieses Deutschtum zum großen Teile wieder verschwinden zu lassen.

Im Jahre 1774 kam Österreich in den Besitz dieses Landes, und von da an hörte man wieder vom Aufleben deutschen Volkstums in der Bukowina. Es wanderten — besonders aus Westösterreich — deutsche Beamte, Kaufleute, Handwerker und Soldaten ein; bald danach entsandte die Zips deutsche Bergleute, der Böhmerwald Glasarbeiter, und ihnen folgten Bauern vom Main und Rhein. Diese Einwanderer blieben auch in ihrer neuen Heimat ihren engeren Stammesgenossen treu. Es siedelten sich die Böhmerwäldler im waldigen Mittelgebiete, die Zipser im gebirgigen Südwesten, die Schwaben aber in dem flachen Osten an. So ist es auch fürs erste erklärlich, daß diese drei sprachlichen Gruppen der Schwaben, Deutschböhmen und Zipser bis in die heutige Zeit hinein ihre Eigenart und Mundart trotz des besonders in der Bukowina außergewöhnlichen Völkergemisches sich haben erhalten können. Sie blieben auch sonst den Gepflogenheiten ihrer Altvorderen treu. Es sind auch heute noch die Schwaben vor allem Landwirte, die Deutschböhmen und Zipser hingegen fanden ihr Fortkommen bis in die letzte Zeit in der Holzindustrie, die Zipser außerdem noch in dem allerdings zurückgegangenen Bergbau.

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts konnte man von einer zweiten Einwandererwelle, um 1870 herum von einer dritten sprechen. Aber auch in der Zwischenzeit war ein steter Zuzug von Deutschen, Beamten und Geschäftsleuten, aus dem Westen Österreichs zu verzeichnen. Diese Einwandererwelle blieb letzten Endes nicht ohne Einwirkung auf das Gepräge des Landes selbst. Es wurde nämlich mit Ausnahme des rein huzulischen Westens und des von Ukrainern bewohnten Nordens solcherart nach und nach das ganze Land mit deutschen Dörfern durchsetzt, und jetzt erhielten dadurch auch die meisten Städte wieder ihr früheres deutsches Gepräge.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Stärke der deutschen Bevölkerung in der Bukowina nach der Umgangssprache, nach Konfession (christliche und jüdische Deutsche) im Gegensatze zu den anderen Volksstämmen anzuführen. Nur das Eine sei hier erwähnt: Man hatte gelegentlich der letzten Volkszählungen, u. zw. 1880: 108820, 1890: 133501, 1900: 159486 und schließlich 1910 bereits 168851 Deutsche gezählt. In vielen der Bukowinaer Städte sprach mehr als die Hälfte der Bevölkerung deutsch. Die zunehmende Stärke des Deutschtums sicherte den Deutschen der Bukowina aber auch einen immer größeren Anteil an der politischen Vertretung des Landes. Von den 14 Reichsratsmandaten hatten 4 Wahlbezirke mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als die Hälfte deutsche Wähler. Im Landtage mit 63 Mitgliedern standen den Deutschen 15 Mandate zu. An deutschen Unterrichtsanstalten hatte die Bukowina eine deutsche Universität in Czernowitz mit deutscher Unterrichtssprache, einer sehr reichhaltigen Universitätsbibliothek, sowie einer Anzahl wissenschaftlicher Institute und Sammlungen. Durchaus deutsche Mittelschulen (Gymnasien) fanden sich in Czernowitz (5), Radautz (2), Sereth (2), Gurahumora (2), Storozynetz (1), deutsche Parallelklassen haben sich an den meisten der anderssprachigen Mittelschulen befunden. Es gab weiter noch eine deutsche Staatsgewerbeschule, verbunden mit einer gewerblichen und einer kaufmännischen Fortbildungsschule, ferner eine landwirtschaftliche Landeswinterschule in Czernowitz, eine gewerbliche Fortbildungsschule in Radautz und eine in Sereth. Die Bukowina hatte nicht weniger als 101 deutsche Volksschulen mit Öffentlichkeitsrecht! Seit die Bukowina an Österreich fiel, also seit 1774, war die innere Amtssprache bei Gerichts- und Verwaltungsbehörden die deutsche. Aber auch ein großer Teil der in öffentlichen Diensten stehenden Beamten, der Lehrer und sonstigen Angestellten waren Deutsche.

Als um die Wende des 19. Jahrhunderts die Rumänen und Ukrainer zunehmenden Einfluß gewannen und auch die Juden der Bukowina den Deutschen gegenüber ihre Haltung änderten, setzte die deutsche Schutzvereinsbewegung kräftig ein. In das Jahr 1897 fällt die Gründung des Vereins der christlichen Deutschen in der Bukowina, der 1914 bereits 10064 Mitglieder in 43 Ortsgruppen vereinigte und u. a. 27 deutsche Büchereien unterhielt. Aus ihm entstand späterhin der Verband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften mit 82 Genossenschaften und 4 deutschen Schülerheimen und verschiedene andere deutsche Vereine. Politisch haben alle deutschen Parteien im Deutschen Volksrate für die Bukowina ihre Vereinigung gefunden.

Das Ende dieses Krieges hat auch über die Bukowinaer Deutschen unaussprechliches Leid gebracht. Die Rumänen haben mit Begeisterung die Wiedervereinigung aller Rumänen begrüßt und beanspruchen die ganze Bukowina auf Grund alter historischer Rechte als ihr Siedlungsgebiet. Die Ukrainer verlangen den Anschluß der nördlichen Bezirke bis zum Sereth einschließlich der Landeshauptstadt an Ostgalizien und die Westukrainische Republik. Die Bukowinaer Juden endlich haben sich als eigene Nation erklärt und einen jüdischen Nationalrat zu ihrer politischen Vertretung gleich nach dem Umsturze eingesetzt. So hat sich denn schließlich auch der Deutsche Volksrat in der Bukowina als Nationalversammlung der Bukowinaer Deutschen konstituiert (27. Oktober 1918). Zweifellos stehen den Deutschen der Bukowina noch harte Prüfungen bevor. Aber, was auch kommen mag, sie werden ihr Volkstum nicht verleugnen, sondern bleiben, was sie waren: Zähe Pioniere des Deutschtums.

E. R. Praschinger.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Brandes, Georg: Der Tragödie zweiter Teil. Der Friedensschluß. Autorisierte Übersetzung von Erich Holm. 5.— M. Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha.

Nansen, Fridtjof: Freiluftleben. 9.— M. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Classen, Walther: Wie der Deutsche entstanden ist. 3.20 M. Verlag des deutschen Volkstums, Hamburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 7 1. Aprilheft

Der Anteil der Gebildeten und der Jugend an unserer Volksbildung und Volksunterhaltung.

Die Zerklüftung der Stände und die Zuspitzung des Parteilebens sind Folgeerscheinungen einer falsch betriebenen Volksbildung. Während die begüterten Schichten ihre Jugend durch alle Standes- und Berechtigungsschulen hindurchgehen ließen und sich durch ein festgelegtes Berechtigungswesen die Anwartschaft auf alle einflußreichen Ämter des Staatslebens sicherten, blieb die Masse des Volkes (über 90%) ohne vertiefte Bildung, ohne Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse.

In demselben Maße, wie die Verkennung und Außerachtlassung des Volksmäßigen bei den Führenden infolge der einseitigen Standesschulbildung stieg, wuchs die Sehnsucht der Masse nach Bildung und die Erbitterung darüber, daß die Ausschließung von Bildung gleichbedeutend mit Besitzlosigkeit war.

„Bildung und Besitz" schienen zusammenzugehören.

Darüber, daß echte Bildung und Besitz ganz verschiedene Begriffe sind, wurden sich die meisten nicht klar.

Die Massen schauten voll Neid auf die bevorzugten gut bezahlten Stellungen des Gebildeten und sahen im rohsinnlichen Genuß das erstrebenswerte Ziel des Besitzes. Bestärkt wurden sie in dieser Auffassung durch das immer üppiger und aufdringlicher werdende Genußleben der gebildeten Kreise, die ganz ins Fahrwasser einer materialistischen Weltanschauung trieben.

Unsere Volksbildung und Unterhaltung war schon lange vor dem Kriege kahl und schal geworden. Die einseitige Verstandesausbildung schloß die vertiefte Gemütsbildung aus.

Bildung bedeutete eben Macht und nichts weiter.

Unleugbar beherrscht diese schiefe Auffassung der Bildung auch noch heute die nach Bildung und Besitz drängenden Massen. Eine Klärung wird erst dann eintreten, wenn die gleichen Bildungsmöglichkeiten für alle Glieder des Volkes geboten werden.

Wir stehen im Begriff, durch das Einheitsschulwesen, durch Fortbildungs- und Volkshochschulen die Bildung bis in die untersten Schichten des Volkes zu tragen.

Daß von dieser „Durchbildung" unsere Stellung im Völkerleben abhängt, hat uns Fichte schon vor 100 Jahren gesagt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hätten wir die weitsichtigen Stein-Hardenbergschen Erziehungspläne zur Durchführung gebracht, wären wir ein „freies Volk auf freiem Grunde" geworden und brauchten jetzt nicht Sklavenketten hinter uns herzuschleppen.

Fast drückender noch als die äußeren Fesseln, die uns die Feinde anlegten, schneiden falsch verstandene Freiheitsbegriffe, Genußsucht und Sinnengier in die Volksseele ein. Die Massen taumeln vom Genuß zur Begierde und umgekehrt.

Erst ganz zögernd und zaghaft steigt den Nachdenkenden im Volke die Erkenntnis auf, daß Besitz ohne echte Bildung eigentlich ein Unsegen ist.

Es werden Jahrzehnte vergehen, ehe eine vertiefte Allgemeinbildung in dem ererbten und selbsterarbeiteten Bildungsbesitz das wahrhaft befriedigende Lebensziel erkennt.

Die nächste Aufgabe ist die, unser Volk aus dem Sinnentaumel zur veredelten Lebensfreude, aus der entsittlichenden Genußsucht zur Selbstzucht und geistigen Läuterung zu führen.

Wir sehen in der Gegenwart, wie die zur Macht gelangten Massen die Machtmittel ohne den einschränkenden Einfluß einer vertieften Bildung nur noch brutaler anwenden, als das frühere Regiment.

Wie kann nun die „Durchbildung der Massen" geschehen?

Der Aufstieg eines sittlich niedergebrochenen Volkes kann nur durch eine sorgfältige, verbesserte Jugenderziehung erfolgen.

Zur wahren inneren Freiheit und zu echten Lebensfreuden werden wir erst durch eine vertiefte, die Verstandes- und Gemütskräfte harmonisch ausbildende Volksbildung gelangen.

Was sich gegenwärtig an Auswüchsen übelster Art auf dem Gebiete der Volksunterhaltung zeigt, es seien nur die Schundfilms und die schamlose Schundlektüre genannt, ist eben eine Folge unserer „Unbildung", die sich ein skrupelloses Ausbeutertum zunutze macht, um durch Ausnutzung der Sinnengier der Menge ihre unsauberen Geschäfte zu treiben.

Ehe das Volk durch vertiefte Bildung diese Schädlinge von selbst abstößt, kann durch sie unsägliches Unheil, ja eine die Volksbildung geradezu vernichtende Wirkung ausgeübt werden. — —

Deshalb ist es Pflicht der verantwortlich Regierenden die noch ungebildeten, irregeleiteten Massen durch strenge Verbote und strikte Unterdrückung der Schädlinge und Volksfeinde vor dem weiteren sittlichen Verfall zu schützen: Kino, Schundliteratur, Schmutztheater, Alkoholkneipen und Nikotinverderbnis.

Natürlich tuns diese Verbote allein nicht.

„Wo gehst du hin?" hörte ich kürzlich einen jungen Burschen den andern fragen: Natürlich ins Kino, das heißt: Lust habe ich zu dem Quatsch auch nicht, aber wo soll man sonst hin! — —

Das ists! Wir müssen der Jugend und dem Volke Stätten veredelter Volksunterhaltung bieten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist es eigentlich die Lust am Gemeinen und Sinnlichen, die die Jugend, die das Volk in die Kinos treibt?

Mir will es scheinen, als ob es mehr die Lust am lebhaften dramatischen Geschehen, das Wohlgefallen an der unerhörten Tatkraft der Kinohelden ist. Ein kühner Verbrecher ist ihnen eben lieber, als ein weichlicher, feiger Schwächling.

Es kommt nur darauf an, diese Vorliebe zum Schauen und Erleben in die rechten Bahnen zu lenken. An die Stelle des Verbrechertums muß das Heldentum des Alltags und der Vergangenheit treten. Die Verpflichtung zur geistigen Volksunterhaltung ruht genau wie die der körperlichen auf den Regierenden. Aber sie nicht allein, sondern alle Gebildeten haben die moralische Pflicht, von ihrem Bildungsgut den ungebildeten Massen zu spenden. Wir trachten nach sozialem Ausgleich, nach einer Gemeinschaft, die in Hingabefreudigkeit und Opferwilligkeit nicht das Ihre sucht, sondern dem uralten christlichen Ideale der wahren Nächstenliebe zustrebt. Wehe uns, wenn wir diesen Weg zum ewigen Frieden nicht finden.

Es gibt auch eine geistige Selbstsucht und einen geistigen Besitzdünkel. Er scheidet hoch und niedrig mehr als der äußere Besitz. So manche Schärfe im Verkehrsleben der Menschen würde fallen, wenn die Gebildeten es sich zur Pflicht machten, nicht nur über die mitverschuldete Teilnahmlosigkeit der Massen in vaterländischen und sittlichen Dingen Klage zu führen, sondern gegen Stumpfheit und Roheit selbst mit den Waffen der Bildung und Gesittung anzukämpfen.

Wie kanns geschehen?

Augenblicklich besinnen sich die Besten schon auf diese Pflicht, zahlreiche Volkshochschulen sind im Entstehen. Man müht sich ehrlich, auch den schlichten Mann in die Vorlesungen zu bringen, aber man vergißt, sich auf den Bildungsstandpunkt des einfachen Mannes zu stellen. Was jetzt in den meisten Volkshochschulen geboten wird, geht weit über die Köpfe der Massen hinaus. Den mehr oder weniger gelehrten Vorträgen mit vielen Fortsetzungen ist der Ungeschulte nicht gewachsen.

Das sind Vortragskurse, aber keine Volkshochschulen.

Unter diesen versteht man in Dänemark, der Wiege des Volkshochschulwesens, ganz etwas anderes.

Da versammeln sich für ein oder mehrere Winterhalbjahre die durch die Volks- und Fortbildungsschulen schon gut vorbereiteten jungen Männer, oft sind auch noch ältere darunter, um einige anerkannte Erzieherpersönlichkeiten zur engeren geschlossenen Arbeitsgemeinschaft. Hier herrscht nicht Vortragsrummel, sondern gegenseitiges Geben und Nehmen, ein inniger Austausch über alle Lebens- und Volksfragen.

Diese Volkshochschulen geben einen Abschluß, senden gefestigte, mit Willensschulung und Gemeinsinn ausgestattete Menschen ins Leben, Menschen, die in sittlicher und wirtschaftlicher Beziehung Vorbilder

sind. Unbedingt hat Dänemark dieser tiefgründigen Durchbildung seiner Bevölkerung nicht nur den großen wirtschaftlichen Aufschwung, sondern seine veredelten, allem Gemeinen und Zotigen abholde Volksunterhaltung zu danken.

Man gehe in den 40000 Menschen fassenden Tivolipark Kopenhagens und stelle dann einen Vergleich mit den Rummelplätzen und Tingeltangels Berlins an, und man wird erkennen, wo wahre Volksbildung getrieben wird und wo nicht.*)

Unbedingt sollten wir in Deutschland unser ländliches Hochschulwesen möglichst nach dem bewährten dänischen Muster einrichten. Nicht überstürzt, sondern Schritt für Schritt sollten wir auf diesem Gebiete vorgehen und zufrieden sein, wenn wir in einem Menschenalter so weit sind wie die Dänen, die durch ihr Volkshochschulwesen die Erzeugungskraft ihres Landes in 10 Jahren verdreifacht haben. —

Jeder Klardenkende muß einsehen, daß wir, die wir in unseren industriellen Bestrebungen jetzt so grausam durch eine uns übelwollende Umwelt gehemmt werden, unsere ganze Volkskraft dem heimatlichen, noch vielfach sehr vernachlässigten Boden zuwenden müssen. Nur wenn wir den Massen, die durch die großstädtischen Fabriken heimat- und vaterlandslos geworden sind, wieder einen Anteil an der heimatlichen Scholle sichern und bodenreformerische Politik treiben, kommen wir zu der Kulturhöhe, die wir ersehnen und die unseres hochbegabten, aber irregehenden Volkes würdig ist.

Wie können aber die Gebildeten samt der Jugend schon jetzt an der Höherentwicklung unserer Volksbildung und Veredlung der Volksunterhaltung arbeiten?

Johannes Tews will einen Bund der „Gemeinnützigen" bilden, Gesellschaften und Vereinigungen der verschiedenartigsten Zusammensetzung haben sich gebildet, um dem niedergebrochenen Volkstum wieder aufzuhelfen.

Die Einen wollen das Kino-, die Anderen das Bühnenwesen, die Dritten das Volksbibliothekswesen von Grund auf reformieren. Alle diese Bestrebungen müssen von einem einheitlichen Wohlfahrtsamt geregelt und in vernünftige Bahnen gelenkt werden.

Wie wenig die Gebildeten sich bisher um die Volksunterhaltung gekümmert haben, wurde mir klar, als ich kürzlich auf dem Verbandstage der Privatbühnen Deutschlands nach Berlin gerufen wurde, um über die Jugendbühne als die Vorstufe der Volksbühne zu sprechen. Wieviel Sehnsucht nach Kunst, wieviel ehrliches Streben nach edlen Lebensfreuden, aber auch wieviel schmerzliche Klage, daß es die Ge-

*) Wir sind mit dem Verfasser der Ansicht, daß das Kopenhagener „Tivoli" allerdings sehr vorteilhaft von den Berliner Volksvergnügungsstätten absticht, aber, vom Standpunkte der Volksbildung aus betrachtet, wäre doch auch gegen das „Tivoli" mancherlei einzuwenden. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildeten immer noch verschmähen, zum Volk herniederzusteigen und mitzuhelfen, klang mir da entgegen.

Von den Hunderten von Vertretern meldete sich nur ein Lehrer bei mir, und doch sollte gerade der Erzieherstand leitend und führend in diesen Vereinigungen vorangehen.

Es ist so leicht über „Dilettantismus" zu schelten, besser ists jedenfalls, mitzuhelfen und zu taten und eine Höherentwicklung herbeizuführen.

In den zahlreichen Theatervereinen kommt die große Vorliebe des Volkes für die dramatische Kunst sichtbar zutage. Warum lassen sich die Gebildeten nicht in diese Vereinigungen aufnehmen und bemühen sich, den meist durch die Zotenstücke der Berufsbühnen verdorbenen Geschmack der Leute zu heben?

Hier bietet sich noch ein reiches Betätigungsfeld für unsere gebildeten Kreise.

Die Würdigung einer Kunst hängt immer davon ab, wie weit das Volk selbst ausübend in die Kunst eindringen darf.

Die Jugend hat sich vielfach aus eigenem Entschluß schon gegen die Auswüchse unserer Volksunterhaltung aus einem gesunden Gefühl heraus gewandt, wie jetzt in der Kinobewegung; es kommt nun darauf an, sie selbsttätig für die Volksunterhaltung eintreten zu lassen.

Schon vor dem großen Kriege haben weitsichtige Volkserzieher, besonders in Kleinstadt und Land, durch Abhaltung von „Volksabenden" eine Erneuerung unserer Volksbildung und Unterhaltung angebahnt. Abseits jedem Parteigetriebe versammelt sich die Jugend mit den Eltern und Geschwistern zu gemeinsamen Abenden, um sich gegenseitig zu unterhalten, zu belehren, zu erbauen. Kurze Vorträge über gemeinnützige Dinge, über wichtige Zweige der Volkswirtschaft und Allgemeinbildung wechseln mit schönen Gesängen der Schulkinder und musikalischen, turnerischen oder theatralisch-deklamatorischen Darbietungen der Jugendlichen. So manche Begabung findet hier ihr Versuchsfeld und entfaltet sich herrlich.

Die vielfach recht engherzigen Vereine vereinigen sich oder werden von den Leitern der „Volksabende" herangezogen, zum Beispiel zu Gesangs- oder theatralischen Darbietungen. Alle Gebildeten des Ortes sollten eine Ehre darin suchen, an diesen Volksabenden mitzuwirken.

Hier ist die Stätte, um über die elende Parteipolitik hinweg als Mensch zum Menschen zu reden und alle Geschlechter und Stände zu gemeinsamer Fortbildung und Unterhaltung zu vereinigen.

Im „Vortrupp" war vor Kurzem von der „Arbeit aus lebendiger Fühlung mit dem Volke" die Rede. Die „Volksabende der Schulgemeinschaften" leisten solche über dem Parteigetriebe stehende Volkserzieherarbeit. (Siehe „Jugend- und Volksabende sowie Volksunterhaltungsabende" bei Arwed Strauch, Leipzig.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie kommen wir an das Volk heran, wie können wir Leuchter anstecken? fragte der Verfasser des erwähnten Vortrupp-Aufsatzes. Diese gemeinsamen Volksabende können sehr wohl Ausstrahlungsstätten des deutschen Geistes sein, könnten die Massen aus dem Sinnentaumel reißen und zu edleren Freuden führen, könnten vor allem den uns so nötigen Gemeinsinn, den uns fehlenden Nationalstolz und die einigende Menschheitsliebe erwecken.

Paul Matzdorf.

Zu neuem Leben erwachen!

Frühlingstage gabs im Februar, Tage, an denen man auflebte; wo man sich sagte: Die schwerste Zeit liegt hinter uns, es geht wieder aufwärts. An einem solchen Tage, wo das Wetter milde war und die Sonne schier warm vom Himmel schien, stand ich vor meinem Bienenhäuschen, um die schützenden Strohwände abzunehmen. Dann fielen die wärmenden Strahlen auf die Bienenwohnungen, und die liebe Sonne blinzelte durch die Fluglöcher hinein in den dunklen Innenraum. Aber kein Leben ließ sich blicken. — Ich legte das Ohr an die Tür der Beuten und hörte überall ein wohliges Summen: drinnen war also alles in guter Ordnung.

Seit im Herbst das Leben auf Feld und Flur erstorben war, seit der Nachtfrost die letzten Honig und Pollen spendenden Blüten vernichtet hatte, hatten die Ausflüge aufgehört. Als dann so frühzeitig Schnee und bittere Kälte kamen, zogen die Bienen sich zur Winterruhe zusammen: zu einer Kugel geballt saßen sie zwischen den Waben, recht stille, möglichst stille. Unruhe kostet Nahrung, und sie wußten, daß sie mit ihrem Honigvorrat bis zum Frühling aushalten mußten. Sie sparten. Jede Biene sparte, so sehr sie konnte, denn was sie verzehrte, das ging von dem Gesamtteil ab. Sie sagten nicht: „Um das bißchen, was ich mehr esse, werde ich die anderen nicht benachteiligen." — Sie wissen, daß jeder nur das nötigste verzehren darf, damit die Gesamtheit erhalten bleibt. Und wenn es sein muß, werden Tausende von ihnen verhungern, wenn nur die Trägerin der Zukunft ihres Gemeinwesens, der Weisel, mit den notwendigen Versorgern erhalten bleibt. Die stirbt zuletzt den Hungertod, wenn die Nahrung ausgeht.

Nahrung und Wärme muß ihnen der Honig geben, den sie in den sechseckigen, wohlverschlossenen Fäßchen aufbewahrt haben. Er erfüllt seinen Zweck so vorzüglich, daß er nur sehr wenig Rückstände im Körper zurückläßt. Und dabei mußte in der Wohnung, auch bei der strengsten Kälte draußen, genügend Wärme sein. Sie wärmten sich gegenseitig, und wenn es den am Umfang des Knäuls sitzenden Bienen zu kalt wurde, machten die Kameraden Platz, ließen sie nach drinnen schlüpfen und dienten nun selbst als Mantel. Alles das war ganz selbstverständlich, wurde ohne Drängen und Stoßen gemacht, ohne Karten und Schiebungen. — Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn der Wind über ihnen in den Kronen der Buchen brauste, wenn nachts die Eule schrie und morgens die hungrigen Raben krächzten, wenn die Mäuse über das Dach der Beute liefen und nach einem Eingang zum Bienenvorratsraum suchten, dann saßen sie wohl geborgen drinnen im dunklen Raum und harrten geduldig des Tages, wo die liebe Sonne es ihnen gestatten würde, einen Ausflug zu wagen. Denn eine gesunde Biene verunreinigt ihre Wohnung nicht. —

Der große Tag war nun gekommen. Ich stand und wartete darauf, daß sie das schöne, warme Wetter ausnutzen würden. — Im zweiten Kasten kam eine Biene aus dem Flugloch, lief auf dem niedergeklappten Brettlein umher und verschwand wieder im Dunkeln. „Aha, die sollte ins Wetter schauen", sagte ich. — Es mochte ihr wohl gefallen haben, denn bald kamen Kameradinnen heraus. Eine flog auf, dann eine zweite und noch eine. —

Ich horchte wieder an den Türen der Beuten: überall das gleichmäßige Summen; etwas lauter war es geworden, fröhlicher klang es. Drinnen verbreitete sich die gute Kunde, daß frühzeitig ein schöner Frühlingstag gekommen sei, und daß die liebe Sonne zu einem Ausflug einlade. —

Da lösten sich die Mantelbienen ab vom Knäuel und eilten ans Flugloch, sonnten sich einen Augenblick auf dem Brettlein, krochen auf der Kastenwand umher, machten einen kurzen Probeflug und erhoben sich dann mit alter Kraft, um sich im goldenen Sonnenschein zu tummeln, oder gar einen Ausflug über den Garten hin zu wagen, um zu sehen, ob schon die ersten Weidenkätzchen süßen Saft und goldene Pollen spendeten. Dazu war es aber noch zu früh. — So eilten sie denn heim, um in der Nähe der Wohnung in der Luft zu spielen. —

Aus allen Beuten waren sie nun gekommen, zu Hunderten zuerst, dann zu vielen Tausenden. Es war ein Leben vor dem Bienenstande, wie es lebhafter zur hildesten Arbeitszeit, wie es lustiger zur Schwarmzeit sich kaum entwickeln kann.

Ich saß dann im Bienenhäuschen hinter den Beuten und schaute hinaus ins fröhliche Gewimmel, hörte das Hoffnung erweckende Singen und Summen der zu neuem Leben Erwachten. Es gab da draußen für sie noch keine Rohstoffe, die ihnen Arbeit und Brot gaben; sie mußten feiern und des Frühlings harren. Aber es dauerte nicht lange, so fand ihr Arbeitstrieb und Ordnungssinn ein Feld für nutzbringende und nötige Tätigkeit. Hier zerrten zwei Bienen eine tote Genossin heraus aus der Beute; auf dem Flugbrett, das glatt ist, konnte eine allein es schon schaffen, die andere schlüpfte wieder hinein, um drinnen die Reinigungsarbeiten fortzusetzen. In den anderen Beuten die gleiche Arbeit; auf den Flugbrettern das gleiche Treiben. Und überall ein fröhliches Bild erwachender Kraft! Es ließ, obgleich ringsumher die Erde winterlich grau und der Wald kahl war, neue Hoffnung im Herzen keimen und den heißen Wunsch aufwachsen: Möchte auch unserm Volk bald ein neues Erwachen beschieden sein, möchte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es — so lange die Rohstoffe fehlen, die nötig sind, um den alten Bienenfleiß rege zu machen — für die früher so hochgerühmte deutsche Sauberkeit im eigenen Bau sorgen! — Nur wenn drinnen alles rein ist, kann neues gesundes Leben in den alten Zellen entstehen.

Und dann noch eins fiel mir ein, während ich da so saß und mich über meine Bienen freute. Die Sonne neigte sich gen Westen, und schon lichteten sich die Schwärme der Bienen da draußen; sie zogen sich wieder zurück in die Beuten. — — Am Abend wird es wieder still und tot draußen sein, und drinnen wieder das wohlige Summen und Brummen. Morgen wehen vielleicht rauhe Winde. Wir haben noch Winter; kalter Ostwind wird wieder über das Haff herbrausen, Schneeflocken werden um das Bienenhaus wirbeln, dort, wo heute die Bienen sich tummeln. Eine harte Zeit kann noch kommen, jedenfalls müssen die Bienen noch wochenlang drinnen sitzen und auf den Tag warten, der neue Nahrung bietet. Und auch dann kommt für sie zuerst noch eine schmale, eine gefährliche Zeit. Aber sie werden haushalten, sparen, keine der anderen etwas wegnehmen und wegnaschen. Die Zukunft ihres Volkes verlangt das. Und in jedem einzelnen der Bewohner dieses Reiches ist der unbezwingbare Trieb, das Wohl des Ganzen über das des Einzelwesens zu stellen.

Auch für unser Volk wird eine schwere, wird vielleicht die schwerste Zeit noch kommen, bis Sommer und Herbst wieder neue Nahrung und ausreichende Ernten bringen, bis wir wieder kaufkräftig genug geworden sind, um das Nötigste an Nahrung und Kleidung von anderen zu kaufen. Möchte unser Volk auch da von den Bienen lernen! Nicht, daß wir's ihnen gleich tun können. — Aber der Wunsch und das Streben, ihnen nachzueifern, könnte doch in unserm Volke wach werden.

G. Asmussen.

Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt.

II.*)

Wie Stapel vorgeht, um den Inhalt der Kritik faßlicher zu gestalten.

Was den Dr. Stapel zu seiner Kant-Übersetzung bewog, war zunächst die klare Überzeugung vom unersetzlichen Wert der Kantischen Gedankenwelt: „Wer nicht durch Kant hindurchgegangen ist, hat selten ein geschärftes Gefühl für Wissenschaftlichkeit ....". Zwar glaubt Stapel nicht, daß die Kantische Philosophie jemals eine Angelegenheit des ganzen Volkes werden könne, wohl aber, daß sie eine Angelegenheit aller Gebildeten sein müsse, zu denen nicht nur Hochschulgeprüfte, Lehrer aller Art, sondern auch, je nach ihrer persönlichen Begabung, Bauern und Arbeiter gehören. Und was könnte die

*) Der erste Teil des Aufsatzes befindet sich in Nr. 6 des „Vortrupp".

Welt an Kant haben, aber hat es nicht! Aus solcher Grundüberzeugung ergibt sich das Ziel, welches dem Verfasser bei seiner Übersetzungsarbeit vor Augen stand, und wir verstehen, warum er, wie Luther es einmal getan, eine Warnungstafel über sein Buch hängen möchte mit den Worten: „Für die einfeltigen layen. Nit für die gelerten."

Damit wir nun einen Einblick gewinnen in Dr. Stapels Werkstätte und uns über die Art der hier geleisteten Arbeit unterrichten, werden wir zunächst bestimmte Stücke auswählen und darauf dann den entsprechenden Kantischen Urtext folgen lassen.

1.

Stapel S. 19—20. Erstens die Gewißheit. Ich habe mir klar vor Augen gestellt, daß es bei dieser Art Forschungen auf keine Weise erlaubt sei, etwas bloß zu meinen, und daß alles, was hier einer bloßen Annahme auch nur ähnlich sieht, verbotene Ware sei, die auch für den billigsten Preis nicht zum Verkauf kommen darf, sondern beschlagnahmt werden muß, sobald sie entdeckt wird. Jede vernünftige Erkenntnis, die allein aus der Vernunft geschöpft werden soll, ohne der Bestätigung durch Erfahrung also durch die Sinne zu bedürfen, muß uns als eine schlechthin notwendige, unausweichliche Erkenntnis einleuchten, denn sonst wäre sie nicht eine Erkenntnis, sondern nur eine willkürliche Vorstellung. Eine solche Erkenntnis ist beispielsweise der Satz: zwei mal zwei ist vier. Da brauche ich nicht erst alle Dinge der Welt, alle Bäume, Steine, Sterne, Tiere usw. durchzuprobieren, ob auch immer wirklich zweimal zwei Bäume vier Bäume, zweimal zwei Steine vier Steine sind usw. Und ich brauche auch nicht erst alle Menschen vom Papst an bis zum letzten Patagonier zu fragen, ob für sie auch zweimal zwei vier sei. Sondern ich weiß allein aus dem Wesen vernünftigen Denkens heraus, ohne den Beweis aus der Erfahrung erst abwarten zu müssen, daß die Wahrheit „zweimal zwei ist vier" für alle Dinge und für alle vernünftigen Wesen unbedingt und ohne Ausnahme gilt. Muß nun also von derartigen „reinen", d. h. der Erfahrung nicht bedürftigen Vernunfterkenntnissen — wir nennen sie kurzweg auch „Erkenntnisse a priori" — gefordert werden, daß sie unbedingt und ausnahmslos gültig, daß sie „schlechthin notwendig" seien, um wieviel mehr muß man diese Forderung stellen an eine Untersuchung, die sich mit dem Wesen der „reinen Erkenntnisse", der „Erkenntnisse a priori" beschäftigt. Sie soll ja gerade den Maßstab aller unbedingten Gewißheit geben, der letzten, tiefsten, festesten, der sogenannten „apodiktischen" oder „philosophischen" Gewißheit, welche viel gewisser ist als die Gewißheit aus der Erfahrung. Oder ist die Gewißheit des Satzes „zweimal zwei ist vier" nicht gewisser als die, daß der Himmel blau ist? Ersteres eine Vernunftwahrheit, letzteres eine „Erfahrungstatsache". Der Maßstab jener ersteren Gewißheit muß wahrhaftig das Allergewisseste sein.

Kant (A) S. 8—9. Was nun die Gewißheit betrifft, so habe ich mir selbst das Urteil gesprochen: daß es in dieser Art von Betrachtungen auf keine Weise erlaubt sei, zu meinen und daß alles, was darin einer Hypothese nur ähnlich sieht, verbotene Ware sei, die auch nicht für den geringsten Preis feilstehen darf, sondern, sobald sie entdeckt wird, beschlagen werden muß. Denn das kündet eine jede Erkenntnis, die a priori feststehen soll, selbst an: daß sie vor schlechthin notwendig gehalten werden will, und eine Bestimmung aller reinen Erkenntnisse a priori noch vielmehr, die das Richtmaß, mithin selbst das Beispiel aller apodiktischen (philosophischen) Gewißheit sein soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2.

Stapel S. 87—89. Mit unseren Ausführungen haben wir demnach die „empirische Realität" der Zeit (die Gültigkeit der Zeit und ihrer Gesetze für die erfahrbare Wirklichkeit) dargetan. D. h. wir haben die „objektive Gültigkeit" der Zeit erwiesen für alle Gegenstände, die uns jemals durch unsere Sinne, äußere wie innere, dargeboten werden können. Da wir Menschen keine andere Anschauung haben als die mit Hilfe unserer Sinne, so ist es völlig ausgeschlossen, daß wir etwas erkennen können, was jenseits der Zeit stünde und ihrem Gesetze nicht unterworfen wäre. Aber wir behaupten, daß die Zeit keine „absolute Realität" habe, d. h. daß sie für das Wesen der Dinge an sich gar nichts bedeute. (Absolute Realität ist: höhere als die für uns Menschen erfahrbare Wirklichkeit. Wirklichkeit jenseits der Erfahrung, „losgelöst" von der menschlichen Erkenntnis — absolutus = losgelöst.) Die Zeit ist nicht eine Daseinsbedingung oder Eigenschaft der Dinge an sich, abgesehn von der Form unserer sinnlichen Anschauung. Denn die Eigenschaften, welche die Dinge an sich, abgesehn von unserer Erfahrung der Dinge haben, können wir mit unserer Erkenntnis nicht fassen, da wir die Dinge niemals anders als nur durch die Erfahrung erkennen können. Damit behaupten wir zugleich die „transzendentale Idealität" der Zeit. (Idealität hier im Sinne von: bloße Anschauungsmäßigkeit, also Nicht-Wirklichkeit. Transzendentale Idealität: nur Form für das Erkennen, nicht eine für sich bestehende inhaltliche Wirklichkeit.) Das bedeutet: wenn man von unsern menschlichen Bedingungen der sinnlichen Anschauung absieht, so ist keine Zeit da, bleibt nichts Zeitliches übrig. Wenn man die Dinge erfassen wollte, wie sie an sich (ohne die Mitwirkung unserer Anschauung) sind, so gehört die Zeit weder zum Wesen der Dinge an sich (als „subsistierend" — subsistere: bestehen, sein) noch ist sie irgendwie ein Teil, eine Eigenschaft, in Verhältnis derselben (als etwas „Inhärierendes" — inhaerere: daranhängen, dazugehören). Doch ist diese „Idealität", diese Nicht-Wirklichkeit der Zeit ebensowenig wie die Idealität des Raumes zu verwechseln oder auch nur zu vergleichen mit der scheinbar objektiven Gegenständlichkeit von Empfindungen wie weiß, hart, süß, die ja nur scheinbare Wirklichkeit sind, die nur sozusagen durch eine „Erschleichung" (subreptio) als wirkliche, objektive Bestandteile von Gegenständen erscheinen. Bei den Empfindungen, etwa bei den Empfindungen weiß, hart, körnig, süß, ist es uns ganz selbstverständlich, daß diese Prädikate (weiß, hart usw.) Bestandteile, Eigenschaften einer Erscheinung, etwa der Erscheinung „Zucker", sind und daß diese Erscheinung Zucker ein „wirklicher" Gegenstand ist, der objektive Realität hat, wenn er auch eben nur als Erscheinung wirklich ist. Bei der Zeit aber wird die objektive Realität, die von unserem Erkennen unabhängige Wirklichkeit, völlig in Frage gestellt. Streichen wir nur die Empfindungen weg, so bleiben immer noch die Gegenstände, durch welche sie hervorgerufen werden, als „wirkliche", wenn auch nur als wirkliche „Erscheinungen" bestehn. Streichen wir aber auch die Zeit weg, so können wir überhaupt nichts mehr über die Wirklichkeit von Gegenständen sagen. Dann bleibt nur noch das Ding übrig, wie es an sich, abgesehn von seiner Erscheinung, ist. Was sollen wir über die Wirklichkeit, über das Vorhandensein eines Dinges wissen, das uns nicht erscheint und nicht erscheinen kann? Freilich, sofern es sich um empirische, also um erfahrbare Wirklichkeit handelt, ist es anders. In der Erfahrungs- und Erscheinungswelt kann man sehr wohl von Realität reden. Man muß also die „Subjektivität" von Empfindungen nicht etwa mit der „Idealität" der Zeit und des Raumes ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichen wollen. Man vergleiche hierüber auch, was wir oben (Seite 75) über die Idealität des Raumes ausgeführt haben, im letzten Absatz der „Schlüsse aus den Begriffen vom Raume".

Kant (A) S. 35—36. Unsere Behauptungen lehren demnach empirische Realität der Zeit, d. i. objektive Gültigkeit in Ansehung aller Gegenstände, die jemals unseren Sinnen gegeben werden mögen. Und da unsere Anschauung jederzeit sinnlich ist, so kann uns in der Erfahrung niemals ein Gegenstand gegeben werden, der nicht unter die Bedingung der Zeit gehörte. Dagegen streiten wir der Zeit allen Anspruch auf absolute Realität ab, da sie nämlich, auch ohne auf die Form unserer sinnlichen Anschauung Rücksicht zu nehmen, schlechthin den Dingen als Bedingung oder Eigenschaft anhinge. Solche Eigenschaften, die den Dingen an sich zukommen, können uns durch die Sinne auch niemals gegeben werden. Hierin besteht also die transzendentale Idealität der Zeit, nach welcher sie, wenn man von den subjektiven Bedingungen der sinnlichen Anschauung abstrahiert, gar nichts ist, und den Gegenständen an sich selbst (ohne ihr Verhältnis auf unsere Anschauung) weder subsistierend noch inhärierend beigezählt werden kann. Doch ist diese Idealität, ebensowenig wie die des Raumes, mit den Subreptionen der Empfindungen in Vergleichung zu stellen, weil man doch dabei von der Erscheinung selbst, der diese Prädikate inhärieren, voraussetzt, daß sie objektive Realität habe, die hier gänzlich wegfällt, außer, sofern sie bloß empirisch ist, d. i. den Gegenstand selbst bloß als Erscheinung ansieht: wovon die obige Anmerkung des ersten Abschnitts nachzusehen ist.

3.

Stapel S. 131—133. Wir dürfen nun aber dabei nicht dies vergessen: wenn wir auch die Gegenstände außer durch Anschauungsformen und Verstandesbegriffe auch nicht erkennen können, wenn wir auch immer nur die Erscheinungen der Dinge erkennen, so müssen wir doch die „Dinge an sich", die nicht erscheinen, wenigstens denken können. Könnten wir die Dinge an sich nicht wenigstens denken, so — hätten wir ja nur die Erscheinungen ohne ein Bewußtsein davon, daß sie Erscheinungen von Dingen sind. Es ergäbe sich also der Unsinn, daß Erscheinung da wäre ohne etwas, was da erscheint. — Nun wollen wir einmal diese von uns gemachte Unterscheidung der Dinge als Gegenstände der Erfahrung (oder, was dasselbe ist: als Erscheinungen) und der Dinge an sich außer acht lassen. Und fragen dann: wie kommt es, daß der Satz von Ursache und Wirkung (der Grundsatz der Kausalität, d. h. daß jede Wirkung eine Ursache und jede Ursache eine Wirkung hat) gilt? Und da der gesamte Mechanismus des Weltalls darauf beruht: Wie kommt es, daß der Naturmechanismus für die Dinge gilt? Man könnte dann nur die eine Antwort geben: die Dinge an sich sind wirkende Ursachen. Man könnte also nicht mehr von irgendeinem Wesen behaupten, es falle unter den Naturmechanismus und seine Gesetze und es falle zugleich auch nicht darunter, denn es ist nach dieser Anschauung wirkende Ursache im Reich der Ursachen und Wirkungen. Man könnte z. B. von der menschlichen Seele nicht sagen, ihr Wille sei frei und er sei doch zugleich auch den Naturgesetzen unterworfen, also nicht frei — denn das wäre ein offensichtlicher Widerspruch. Und zwar deshalb, weil ich in den beiden Behauptungen, daß der Wille frei und zugleich unfrei sei, die Seele, von der ich diese Behauptung aussagte, als ein Ding an sich betrachtet habe. Und so betrachtet man sie gewöhnlich, wenn man nicht eben vorher eine Kritik der Vernunft vorgenommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat. Nehmen wir dagegen an: unsere Kritik habe recht, indem sie die Dinge in zweierlei Bedeutung („als Erscheinungen" und als Dinge „an sich") auffaßt; nehmen wir an: unsere später zu entwickelnde Ableitung der Verstandesbegriffe sei richtig, der Satz von Ursache und Wirkung (das Kausalitätsgesetz) gelte also nur für die Dinge als Erscheinungen, für die Dinge, soweit sie von uns erfahren werden können, und nehmen wir damit zugleich folgerichtig an, daß die Dinge an sich dem Kausalitätsgesetz nicht unterworfen seien, nun, so kann man von dem menschlichen Willen sehr wohl einerseits behaupten, er sei als Erscheinung (nämlich in den von ihm vollbrachten sichtbaren Handlungen) nicht frei, sondern dem Naturgesetz notwendig unterworfen, andererseits aber, er gehöre zu einem Ding an sich (etwa einer Seele), und, da Dinge an sich dem Kausalitätsgesetz nicht unterworfen sind, sei er frei. Alsdann fällt jener Widerspruch fort.

Kant (B) S. 25—27. Gleichwohl wird, welches wohl gemerkt werden muß, doch dabei immer vorbehalten, daß wir ebendieselben Gegenstände auch als Dinge an sich selbst, wenngleich nicht erkennen, doch wenigstens müssen denken können. Denn sonst würde der ungereimte Satz daraus folgen, daß Erscheinung ohne etwas wäre, was da erscheint. Nun wollen wir annehmen, die durch unsere Kritik notwendig gemachte Unterscheidung der Dinge als Gegenstände der Erfahrung, von eben denselben, als Dingen an sich selbst, wäre gar nicht gemacht, so müßte der Grundsatz der Kausalität und mithin der Naturmechanismus in Bestimmung derselben durchaus von allen Dingen überhaupt als wirkenden Ursachen gelten. Von eben demselben Wesen also, z. B. der menschlichen Seele, würde ich nicht sagen können, ihr Wille sei frei, und er sei doch zugleich der Naturnotwendigkeit unterworfen, d. i. nicht frei, ohne in einen offenbaren Widerspruch zu geraten; weil ich die Seele in beiden Sätzen in eben derselben Bedeutung, nämlich als Ding überhaupt (als Sache an sich selbst) genommen habe, und, ohne vorhergehende Kritik, auch nicht anders nehmen konnte. Wenn aber die Kritik nicht geirrt hat, da sie das Objekt in zweierlei Bedeutung nehmen lehrt, nämlich als Erscheinung, oder als Ding an sich selbst; wenn die Deduktion ihrer Verstandesbegriffe richtig ist, mithin auch der Grundsatz der Kausalität nur auf Dinge im ersten Sinne genommen, nämlich sofern sie Gegenstände der Erfahrung sind, geht, ebendieselben aber nach der zweiten Bedeutung, ihm nicht unterworfen sind, so wird ebenderselbe Wille in der Erscheinung (den sichtbaren Handlungen) als dem Naturgesetze notwendig gemäß und sofern nicht frei, und doch andererseits, als einem Dinge an sich selbst angehörig, jenem nicht unterworfen, mithin als frei gedacht, ohne daß hierbei ein Widerspruch vorgeht.

* * *

Die angeführten Proben zeigen zunächst, daß Dr. Stapel nichts weiter will als Kant selbst wiedergeben. Zugunsten strenger Sachlichkeit hat der Verfasser auf jede eigene Stellungnahme oder gar selbständige Weiterführung der Gedanken Kants grundsätzlich verzichtet: „Wo sie in der Schwebe sind oder wo er den Stollen nicht durchschlug, muß es bei dem Zustand bleiben . . . . Ich habe nicht der Wissenschaft, sondern Kant und unsern Gebildeten dienen wollen." Ferner legt Stapel mit Rücksicht auf die Unterschiede der beiden Auflagen der Kritik der reinen Vernunft für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine Bearbeitung den Text der ersten Auflage zugrunde, handelt darin im Sinne Schopenhauers und geht somit den natürlichen Weg, indem er die bedeutsamen Abweichungen der zweiten Auflage nachträglich als Ergänzungen hinzufügt. Dadurch werden von vornherein eine ganze Reihe verwirrender Schwierigkeiten sehr glücklich vermieden. Endlich sehen wir Stapel überall bemüht, in demjenigen Punkte Kant zu vervollständigen, über den dieser selbst immer wieder unschlüssig gewesen war. Der mangelnden Anschaulichkeit nämlich sucht der Verfasser durch zahlreiche eingeschobene Beispiele gründlich abzuhelfen; und ich möchte glauben, daß hierin wirklich ein bleibender Wert von Stapels Kant-Übertragung beruht.

Schon einmal konnte der Vortrupp im ersten Dezemberheft 1919 von einem „Kant in deutscher Form" melden, als Prof. Dr. Deycke die Kritik der praktischen Vernunft der Allgemeinheit aufgeschlossen hatte. Dessen Verdeutschungsgrundsätze wurden gutgeheißen: Auflösung der langen, ineinander geschachtelten Sätze in mehrere Hauptsätze und rein deutsche Wiedergabe der vorkommenden Fremdwörter und besonderen Fachausdrücke; im übrigen aber möglichst dem Kantischen Wortlaute getreu bleibend! Darum, wer Deycke liest, hört, nur etwas vereinfacht, Kant selbst, Satz für Satz. Ja, mit einer Bearbeitung nach Deyckes Art kann man es sogar wagen, einer Versammlung aus Kants Werken vorzulesen. Wenn ich Deycke recht verstehe, so will er durch seine Kant-Ausgabe den Urtext geradezu überflüssig machen. Ich gebe ihm darin recht, wenn er es nicht für erforderlich hält, daß ein Gebildeter ausgerechnet Kant mit allen Formschwierigkeiten in sich aufnehmen solle. Deshalb riet mir Deycke seinerzeit, ich möge, um ein sachliches Urteil zu gewinnen, seinen Kant, ohne mit dem Urtext zu vergleichen, einfach lesen. Und tatsächlich bietet ein solcher Kant, von den sprachlichen Hindernissen befreit, einen Hochgenuß ohnegleichen! —

Dagegen hat Stapel in seiner Kant-Übersetzung ins Gemeindeutsche sich absichtlich nicht an die Kantische Schreibweise angeschlossen. Nur Kants Gedanken will er geben. So hört man eben nicht mehr Kant selbst, sondern Stapel über Kant. Auch läßt sich nicht mehr Satz für Satz vergleichen, sondern etwa Absatz für Absatz. Daher empfiehlt Stapel dem Anfänger, daß dieser zuerst einen Absatz der Übersetzung lese und dann denselben bei Kant im Urtext, der nach solcher Vorbereitung leichter faßlich geworden ist. Natürlich bleiben die Schwierigkeiten des Stoffes. Denn das eigene gründliche Nachdenken beim Aufnehmen der Kantischen Gedankenwelt kann niemandem erspart bleiben. Mit Rücksicht auf diesen Zweck, Kant im Urtext verstehen zu können, hat nun Stapel die hier vorkommenden Fachausdrücke keineswegs vermieden, sondern nennt meist gleichzeitig eine Übersetzung oder gibt eine Umschreibung, sodaß ein Verstehen derselben herbeigeführt wird. Wie Stapel hierbei vorgeht, verdient Anerkennung, und genug Menschen unter uns wünschen offenbar in deutscher Gründlichkeit gerade auch den Urtext selbst vor sich zu haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber weil Stapel sich von Kants Schreibweise frei gemacht hat und seine eigene Sprache redet, um eben die Gedanken Kants in glatt lesbares Deutsch unserer heutigen Zeit umzugießen, hätte man erwarten dürfen, daß er uns mit einem wirklich guten, reinen Deutsch entgegentritt. Doch weit gefehlt! Oder sollte die übliche Fremdwörtelei unter uns Deutschen vielleicht Vorteile irgendwelcher Art mit sich bringen? Ich meinerseits wüßte keinen stichhaltigen Grund anzugeben, warum man nicht von Selbstzucht spricht sondern von „Selbstdisziplin", nicht von Lesestoff sondern von „Lektüre" oder nicht von allerlei begrifflichen Dunkelheiten sondern von „abstrakten"! Auch gibt es nicht einen Durchschnittsverstand sondern eine „Durchschnittsintelligenz". Die Kritik der reinen Vernunft wird erklärt als die „kritische Untersuchung des Wesens der Vernunft als Vernunft", anstatt etwa von einer prüfenden Untersuchung zu reden. Ferner handelt es sich nicht etwa um eine planmäßige Aufzählung der abgeleiteten Begriffe, es muß eine „systematische" sein. Auch gibt es nicht einen Bereich oder ein Reich des Dinges an sich sondern eine „Sphäre". Endlich wird von der Vernunft nicht etwa unrechtmäßigerweise fremdes Gebiet angeeignet oder in Besitz genommen, sondern es wird „annektiert". Solche willkürlich aufgegriffene Beispiele ließen sich beliebig vermehren. —

Wir haben in unserer Besprechung nicht den Weg betreten, den Dr. Stapel voraussieht und als leicht gangbar bezeichnet, daß nämlich an einer Fülle von Beispielen eine solche Arbeit wie die seine in Grund und Boden getadelt werden könne. Bei voller Anerkennung des Inhalts und der anschaulichen Darstellungsform setzt die Untermischung undeutscher Wörter etwas in Erstaunen. Zwar mag durch den erwähnten Umstand mancher Leser von heute nicht erheblich gestört werden, aber zum Heil der großen Sache richten wir an den verehrten Herrn Verfasser den eindringlichen Ruf, in den künftig zu erwartenden Bänden, die voraussichtlich noch Jahre anstrengender Arbeit erfordern, und in einer Neuauflage des ersten Bandes die Einkleidung in sprachliche Unschönheiten zu vermeiden.

Der „Volksbund für Kantische Weltanschauung" hat sich die Aufgabe gestellt, die anerkannt höchsten Werte der geistigen Entwicklung der Menschheit allen denkfreudigen Männern und Frauen zugänglich zu machen, und in einem seiner Grundsätze bezeichnet er als das vornehmste Mittel seiner Wirksamkeit in Vorträgen und Schriften eine fremdwortfreie deutsche Sprache. Jeder, der eine deutsche Schule besucht hat, soll erfolgreich für sich und Andere an solcher Arbeit teilnehmen können. Im gleichen Sinne will doch offenbar auch Stapel wirken durch seinen Kant und tut es ohne Zweifel angesichts der großen Hauptsache, die als unstreitiges Verdienst bestehen bleibt: Durch Stapels Übersetzung der Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche ist es dem nach Bildung Strebenden tatsächlich ermöglicht, Kant selbst zu verstehen.

Allerdings hat Stapel uns bis heute nur den Anfangsteil der Kritik vorgelegt, die kleine, aber inhaltlich außerordentlich wichtige „Transzen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dentale Ästhetik", die Lehre von Raum und Zeit. Wie diese allein schon genügt haben würde, um Kants Namen unsterblich zu machen, so ist auch Stapels erster Band eine bemerkenswerte Leistung und besitzt einen selbständigen Wert. Im Ganzen werden wir jedoch nur so weit geführt, als es dem Durchschnittsmenschen allenfalls gelingt, ohne fremde Hilfe unserm Kant im Urtext zu folgen. Mit trefflichen Worten schildert Stapel dieses und das dann Folgende in seiner Vorrede: „Wieviel tausend Menschen sind mit dem besten Willen an die Kritik der reinen Vernunft herangegangen! Sie lasen mit halbem Verständnis Vorwort, Einleitung, die transzendentale Ästhetik, darin aber oder bald darauf bei der Lehre von den Verstandesbegriffen ging ihnen die trübschwelende Kerze des Verständnisses völlig aus." — Das ist nur allzu wahr! Aus diesem Grunde aber wird auch die eigentliche Feuerprobe auf Stapels Leistungsfähigkeit erst mit dem zweiten Bande einsetzen, wenn es sich um die „Transzendentale Logik" handeln wird. Wenn dann der Herr Verfasser sich zu einer möglichst reinen deutschen Sprache entschlossen hätte, würde seine Arbeit nur gewinnen, ebenso wie durch ein anderes, daß nämlich in Zukunft unnötig breite Ausführungen vermieden werden. Für die Einführung durch den ersten Band war die Ausführlichkeit im allgemeinen berechtigt, könnte aber meines Erachtens für die folgenden Bände zum Vorteil des Ganzen immer dann eingeschränkt werden, wenn die Kantischen Ausführungen in der Kürze schon voll verständlich sind.

Herr Dr. Stapel hat sich nicht gescheut, mit dem schwierigsten Kant-Werk zu beginnen, mit der Kritik der reinen Vernunft. Auf meine Frage, warum er gerade so vorgegangen sei, wurde mir die Antwort: „Ich wollte den Stier bei den Hörnern packen!" Wir haben die Hoffnung, daß er stark genug sein wird, den Stier auch zu bezwingen, und schließen mit den letzten Sätzen seines Vorworts: „Zurück zu den Quellen unsrer Kraft! Zurück zu Kant und Fichte, Goethe und Schiller! Mein Volk, lasse nicht fremde, leicht eingängliche Gedanken dein Haupt umgarnen, sondern bleibe, wenn auch körperlich niedergeworfen, geistig du selbst! Auf daß unsere Enkel uns dennoch segnen".*)

Reinhart Biernatzki.

---

*) Der „Volksbund für Kantische Weltanschauung" stellt die folgenden Werke zu gegen Voreinsendung des Betrages an die Hauptstelle in Hamburg 36 (am besten durch Zahlkarte auf Postscheckrechnung Hamburg Nr. 21 542) oder unter Nachnahme: 1. Deycke, Kants Kritik der praktischen Vernunft in neues, reines Deutsch übertragen im Steifdeckel 9.— Mk., geb. 10.80 Mk. 2. Stapel, Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt, im Umschlag geh. 8.40 Mk., geb. 10.80 Mk. 3. Sämtliche Hauptwerke Kants gebunden, soweit bei Reclam erschienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Friedrich Kayßler.

„Besudle mir mein reines Wollen nicht!
Ich bin kein Kind, wie ihr im Schlafe wähnt —
ich bin ein Mann! Ihr nennt euch Männer nur,
wenn ihr ein Schwert an eurer Seite tragt,
die Brust gepanzert und dahinter
vielleicht ein Herz. Mir ist ein Mann doch mehr.
Wer seinen Kindertraum sich rein bewahrt
in einer nackten, unbewehrten Brust
und wider das Gelächter einer Welt,
wie er als Kind geträumt, zu leben wagt
bis an den letzten Tag! Der ist ein Mann."

(Kayßler, „Simplizius.")

Es berührt ungemein wohltuend, wenn man im Gewühl und Getriebe großstädtischen Kunstlebens unerwartet Menschen findet, die unsrer Art verwandt sind von Grund auf, Persönlichkeiten, denen nachzufolgen wir von Herzen bereit sind. Wenn sie uns in ihrer Arbeit entgegentreten, ist es uns, als ob wir sie schon lange gekannt haben müssen; sind sie doch Wesensteile einer großen Geistesmacht, die seit Uranfang ihre Strahlen in die Welt sendet und durch die Taten Auserwählter zu uns spricht. Sie wirken nicht durch äußere Mittel des Erfolges, sondern durch die Kraft ihrer Persönlichkeit, die von ihnen zu uns, von Mensch zu Mensch, eine Brücke geistiger Gemeinschaft schlägt.

So muß es jedem von uns ergehen, wenn er Kayßler in seinen Werken begegnet. Wir empfinden ihn als einen der Unsern. Magst du dem bedeutenden Bühnenkünstler das tiefe Erleben einer dramatischen Gestalt danken oder das schwere, verantwortungsvolle Volkserzieherwerk des Leiters der Berliner Volksbühne würdigen, magst du dem vergeistigten Goethevortrag des tiefernsten Sprechers lauschen oder endlich die Bücher des Dichters Kayßler zu Lebenswegbegleitern erwählen — in all diesen verschiedenen Formen wird dir immer wieder der Mensch erscheinen, der hier schafft, ein reiner Priester seiner Kunst, allen Zugeständnissen an Masse und Zeitgeschmack abhold, wo es sich um Ewigkeitswerte handelt. Sein ganzes Wesen und Wirken stellt ihn in die Reihe derer, die wir als geistige Führer zu einem neuen Menschentum verehren.

Ein ausübender Künstler tritt uns entgegen, der sein Leben in den Dienst echter Kunsterziehung gestellt hat — sollen wir, die wir bereit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, an einer Kunsterziehung und Verinnerlichung aller empfänglichen Volksschichten mitzuwirken, da nicht mithelfen, daß seine Gedanken Wahrheit werden? Lest in seinen Schauspielernotizen, wie wir alle mitarbeiten müssen, wenn die Bühne wieder werden soll, was sie den Griechen war: ein Tempel göttlichen Geistes, ein lebendiger Teil des Volkslebens. Es gilt, die Menschen Ehrfurcht zu lehren vor der Kunst, Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Kunstleistung und jedem redlichen Streben. Der sittliche Gehalt einer Persönlichkeit tritt in dem Einfluß, den sie auf ihre Umgebung ausübt, am sichtbarsten zutage. An Kayßlers Lebensanschauung wird keiner von uns vorübergehen, ohne seine eignen Gedanken und Taten zu prüfen und sich der Grenzen seines Könnens und Strebens bewußt zu werden. Eine edle, kristallklare Seele sieht uns an mit ernstem, gütig verstehendem Blick, eine ruhige Stimme spricht zu uns, erfüllt von tiefster Menschenliebe. Wir werden klein vor ihm und wollen größer durch ihn werden, reifer und innerlicher. Als Kayßler vor kurzem in einer religiösen Feierstunde die Worte der Bergpredigt und des Apostels Preis der Liebe (1. Korinther 13) las, da wurden die uralten Heilsworte lebendig in uns; der Mann, der uns ihre Wahrheit von neuem ahnen ließ, trug keinen Talar und sprach von keiner Kanzel, aber wir wußten, daß er sein Leben lang gerungen hat, die Worte jener Glaubenshelden in die Tat umzusetzen, umgeben von einer Welt der Ichsucht und des Scheins.

Kayßler ist kein Vielschreiber. Eine norddeutsche Grüblernatur begegnet uns in den sechs Büchern des Fünfundvierzigjährigen, dem seine rastlose Arbeit am deutschen Bühnenwesen nur wenige freie Stunden zur eignen dichterischen Betätigung läßt. Seine Gedichte: „Gebet eines Menschen im 20. Jahrhundert" und „Gefühl eines Künstlers" geben Zeugnis davon und zeigen, daß alle seine Dichtungen aus innerstem Trieb heraus geschaffen sind, ohne Rücksicht auf irgendeine Richtung oder „Schule." Denn:
„Der Stern, wo ich geboren bin, mir nicht zur Wahl gegeben ward; ich trage meinen eignen Sinn und trage meine eigne Art."

Seinem Wesen nach ist Kayßler Lyriker, das beweisen seine Gedichte, Legenden, Märchen und Sagen, das zeigt uns die klingende Sprache im „Simplizius". Dieses Drama, das im traulichen Gewande des Märchenspiels uns gefangen nimmt und mit aller Herzenseinfalt deutschen Volksglaubens umgibt, in dem es singt und klingt von Waldeseinsamkeit und jungem Lebensmut, birgt im Grunde einen tiefen Sinn: Es spricht vom Los des Reinen, der, ein Kind der Natur, einsam durch Prunk und Sinnenreiz der Welt geht und endlich, wissend geworden, in die Arme der Mutter Natur zurückkehrt.

„Hast du in meinen Augen nie gelesen,
daß ich ein freies Kind vom Walde war,
das in den Königskammern deiner Welt
nie seinen grünen Wald vergessen konnte?"

Nur in Deutschland konnte diese Dichtung entstehen; sie wurzelt mit ihrem innersten Wesen in dem besten Boden unsrer Volkskunst,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Spiegel der deutschen Seele. Der „Simplizius" ist eines der frühen Werke des Dichters. Elf Jahre später schrieb er ein zweites Drama, das derbe Lustspiel „Jan der Wunderbare", dessen Sinn in dem Geleitwort liegt: „Einmal nicht denken. Atmen und fröhlich sein." Kayßler, der unter der Tatsache des Weltkrieges wie wenige seelisch gelitten hat (vgl. das Gedicht: „Der Mensch und der Krieg"), wollte nach seinen eignen Worten damit vor den Augen der armen, zerquälten und verwundeten Menschen eine ganz andre Welt erstehen lassen, ein heiteres Land des Frohsinns, in dem sie auf Stunden verweilen könnten, um Kraft zu schöpfen für die Nöte und Qualen des Alltags.

Seine erzählenden Dichtungen gemahnen an Andersen und J. P. Jakobsen. Auch hier begegnet uns, wie im Simplizius, oft der Einsame, der unter Tausenden allein ist, weil er dem Göttlichen nachleben will („Pan im Salon", „Eine Stunde der Nacht", „Die Teile und das Ganze"), am stärksten vielleicht in jenem alten Klavierspieler, der in der Ballpause nach bezahlten Gassenhauern zur eigenen Erbauung einen Chopinschen Walzer spielt. Wie Musik klingen die „Sagen aus Mynheim", die, seinem verstorbenen teueren Lebensfreund Christian Morgenstern gewidmet, im tiefsten Ernst des Erlebens an letzte Dinge gemahnen und das Gewand der Gottheit berühren.

Drei Bände Gedichte lassen endlich den Lyriker zu uns sprechen. Kayßler ist Gedankenlyriker in Schillers Sinne. Mehr als andre schöpft er aus der Tiefe innerer Erlebnisse. Äußere Ereignisse sind höchstens Anlaß für ihn und erscheinen, gedanklich verarbeitet, als völlig neue Selbstschöpfungen in Gestalt eines Gedichts. — Von ganzem Herzen Naturfreund, weiß Kayßler von einem Feuersalamander oder einer sterbenden Blume zarteste Geheimnisse zu künden. Vor allem aber besingt er das Göttliche, wo immer es sich offenbart, in einer unbekannten Menschenseele, im Wesen der liebsten Frau und in der Kunst. Sie vermag ihm Ruhe und Kraft zu geben, stets aufs neue im Kampf gerüstet zu stehen; er verehrt sie in jeder Form. K. F. Meyers edle Erzählerkunst oder Klingers Graphik, das Adagio cantabile aus der „Pathétique" von Beethoven oder Joseph Kainz' königliche Schauspielkunst — sie sind ihm nur verschiedene Wesensformen eines Geistes, dem auch er dient.

Zuletzt seien des Bühnenkünstlers Fachschriften erwähnt, die unter dem schlichten Titel „Schauspielernotizen" die Erfahrungen und Ideale eines der Besten zusammenfassen und für den gebildeten Laien ebenso wertvoll zu lesen sind wie für den Künstler und Fachgenossen; man könnte sie mit vollem Recht allgemein Kunstnotizen nennen. Die Gedächtnisrede auf Joseph Kainz aber ist zugleich ein dichterisches Meisterwerk in der Wucht ihrer steingemeißelten Sprache*).

*) Von Kayßler sind erschienen im Verlag Reiß, Berlin, Wichmannstr. 10: Gedichte: „Zwischen Tal und Berg der Welle" (4.50), „Kreise" (3.00), „Pan im Salon" (3.00). Episches: „Sagen aus Mynheim" (5.00). Dramen: „Simplizius" (3.50), „Jan der Wunderbare" (2.50). Fachschriften: „Schauspielernotizen I/II" (je 2.50) und „Gedächtnisrede auf J. Kainz" (2.00).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Friedrich Kayßler stammt aus der Grafschaft Glatz, wo er 1874 als Sohn eines Arztes geboren wurde. Nach dem Verlassen des Breslauer Gymnasiums studierte er Philosophie in München, wo ihn Otto Brahm, der geniale Bühnenleiter, bei einer Aufführung des studentischen „Dramatischen Vereins" kennen lernte und nach Berlin an das Deutsche Theater mitnahm. Später ging Kayßler nach Halle, von wo er nach einigen Jahren nach Berlin zurückkehrte. Hier hat er nacheinander am Lessingtheater, Deutschen Theater und im Theater an der Königgrätzer Straße gewirkt, bis ihn am 1. September 1918 die freie Volksbühne, das einzige soziale Theater in Deutschland, zu ihrem künstlerischen Leiter berief. Er eröffnete seine Tätigkeit mit der Uraufführung von Immermanns faustähnlicher, gewaltiger Mythe „Merlin" und hat in diesem ersten Spieljahr, das durchflutet wurde von dem Ernst des Zusammenbruchs, als einziger an der Berliner Bühne die Zeichen der Zeit verstanden und ihnen im Theater Ausdruck verliehen. Da wurden uns Schillers „Tell" und Strindbergs „Luther" Symbole unserer Zeit, und unser Hoffen auf wahre Führer zum Licht gewann neue Kraft.

Hildegard Dannenberg.

Aus „Simplizius", S. 97—99.

(Simplizius ist am Abend nach seiner ersten siegreichen Schlacht mit seinem Weibe, der Königstochter Jorinde, allein und versucht, ihr sein Wesen zu erklären.)

Jorinde: Sieh, wenn du wie vorhin, als ich herein kam,
dastehst und deine Arme nach mir breitest —
da kann ich mich nicht halten und mir ist,
als fegte mich ein Sturm an deine Brust.
Doch manchmal wieder stehst du seltsam da
und sprichst ein fremdes Wort mit fremdem Mund —
und mich hält eine unsichtbare Hand
von dir zurück, ich seh dich prüfend an;
du scheinst wie sonst, und dennoch möcht ich fragen:
Wer bist du jetzt?

Simplizius (nach e. Weile): Wer bin ich jetzt? — Ja, Kind,
wer das in jedem Augenblicke wüßte,
der hätt' es gut. Wir sind ein flüssig Ding;
nur wer zu Eis erstarrt, ist fest und klar.
— Wie kommt's, daß du inmitten einer Schlacht,
wo dich der Tod aus tausend Lanzen anstarrt,
wenn eben noch dein Arm zum Stoße ausholt,
daran dein Leben hängt — den Stoß zurückhältst,
und lächeln mußt, weil dich aus deines Feindes
sonnblankem Harnisch eine Fratze angrinst,
drin du dich selbst erkennst und deine Wut?
Und lächeln mußt du, kost' es auch dein Leben,
ob dieses Possenspiels, das um dich tobt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und gerne stießest du die blutige Lanze
ins grüne Moos anstatt in Feindesbrust
und trabtest stolzgelassen aus der Schlacht
wie einer, der des Spieles satt — da saust
auf deines Träumerhauptes Helm ein Schwert:
dein Lächeln flog davon und deine Lanze
in Feindes Brust — und weiter geht das Spiel.
— Fragst du mich noch: wer bin ich jetzt?

Jorinde: Ich weiß nicht.

Simplizius: Was war es nun, was mich zum Lachen trieb?
Der Leib dem Tod so nahe — die Seele lachte.
Es klingt so einfach, wenn du sagst: ich lebe —
und doch ist's zweierlei. Dir unbewußt
ergeht nachtwandlerisch am hellen Mittag
sich hier ein lebend Teil von dir, und dort
zur selben Zeit in einer andern Welt
das andre. Und so kann es oft geschehn,
daß unser Aussehn nur zur Hälfte wahr ist:
Wir sind's und sind's doch nicht. Meinst du nicht auch?

(Er steht auf und tritt in die mondbeschienene Terrassentür.)

Jorinde: Wenn du es sagst, dann wird es wohl so sein.
Doch daß du meines Vaters nicht gedenkst.
Wenn nun der Feind das Land erobert hätte,
hättst du dann auch gelacht?

Simplizius (hört nicht): Sieh dort die Schwäne,
wie sie im Wasser breite Furchen ziehn.
Sie rudern fort, den Fluß hinauf und weiter —
Komm doch, Jorinde, sieh nur, wie sie ziehn —
zwei wilde Schwäne sind es, du und ich.
Der mit dem Federkrönlein dort bist du,
der andre, der die Flügel sträubt, bin ich.
Sie ziehn hinauf, den ganzen Fluß entlang
bis dahin, wo der Fluß den Wildbach aufnimmt,
der aus den Bergen kommt, dort halten sie.
Dann nimmt der große von den beiden Schwänen
den, der das Krönlein trägt, auf seine Flügel
und fliegt davon.

Jorinde: Wohin?

Simplizius (plötzlich ernst): Nun — in den Wald.

Jorinde: Warum bist du so ernst?

Simplizius: Still, hörst du nicht?

Jorinde: Was war das? — Du!

Simplizius: Raubvögel schrein im Walde. —
Siehst du ihn dort? Grad vor der weißen Wolke —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er segelt durch den Mond, mit graden Schwingen,
als ständ' er in der Luft. —

Jorinde: Nun ist er fort.

Simplizius: Ich aber seh ihm nach: Mit feuchten Federn
streift er den Tau von mondbeglänzten Wipfeln
und steigt empor. Nun schreibt er Zauberkreise
mit schwarzen Schwingen in die helle Nacht,
wo unten in der Tiefe festgebannt
ein Opfer seiner wartet —

(aufjubelnd)

hörst du ihn?

Da stieß er nieder.

Jorinde: Komm, ich schließ die Tür.

Simplizius: Laß mir sie offen. Was erschreckt dich denn?

(er legt die Arme um Jorindes Schultern)

Da draußen gräbt ein Vogel seine Fänge
in eines Tieres Brust und trinkt sein Blut.
Wir stehen hier, die Arme fest verschlungen
und lieben uns. Und alles dies geschieht
in einer Stunde. — Du!

(Er preßt sie wild an sich.)

* * *

Aus „Pan im Salon".

Allein am Feuer.

Gestern nacht lag ich auf freiem Feld
im Biwak am Lagerfeuer,
denn drin im soldatendurchatmeten Zelt
erkauft man den Schlaf sich zu teuer.

Ich lag und sah in die wehende Glut
und hörte das leise Geknister,
die Füße lagen am Feuer gut,
der Kopf auf dem kalten Tornister.

Rings schliefen im Zelt die Soldaten wie tot,
drüben zechten die Offiziere,
mich freute die Flamme, die war so rot —
ich ließ ihnen allen das Ihre.

In Wein und Schlaf versunken das Heer —
in Armut gefesselter Geister —
ich lag am Feuer und dünkte mich mehr;
ich war meines Lebens noch Meister.

* * *

Aus „Zwischen Tal und Berg der Welle".

Insel.

In der Heide ausgestreckt
auf dem Rücken so zu liegen,
wohlig jedes Glied gereckt
sich der Insel einzuschmiegen —
Mir zur Seite still mein Hund;
leise hin und her im Mund
mir der Wind ein Hälmlein schwenkt.

Zart geschwungene Dünenkränze,
rings der Brandung weiße Grenze;
hier die Nähe, dort die Ferne,
hier die Erde, dort die Sterne,
Welle scheidet Ort von Ort,
klar geschieden hier und dort.

Tief und tiefer wird die Runde
solchen Friedens sich bewußt,
leise zittert dieser Stunde
Spiegelbild in meiner Brust.

Zukunft.

Bühne der Dichtung, wann wird der heilige Tag dir erscheinen,
wo der Geist dich beherrscht — nicht mehr der Masse Geschrei?
— Bühne der Welt, wann wirst du vom Lichte völlig getränkt sein:
letzter Diener die Faust — oberster Herrscher der Geist?

* * *

Aus den „Schauspielernotizen."

Der Schauspieler ist nur so lange Künstler, als er, unzufrieden mit sich, strebt, sich über sich selbst hinaus zu entwickeln.

*

Der Wohllaut beim Schauspieler liegt nicht in der Stimme, sondern in der Seele. Und die Seele ist hörbar in der Stimme für alle Ohren, die Seelenklang zu hören vermögen, für alle, die Sinnenreiz von Seelenklang unterscheiden können.

*

Vor Morgensterns „Stufen".

Es wird eine Zeit kommen, wo ein Publikum dasitzen wird, nicht gierig danach, neue originelle Menschentypen, neue originelle Geschehnisse vom Dichter lebenswahr gegeben, vom Schauspieler lebenswahr gespielt zu sehen; nicht gierig, diese oder jene dichterische oder schauspielerische Leidenschaften oder Techniken sich austoben zu sehen, sondern ein Publikum, von leidenschaftlicher Liebe ergriffen, mit anzuschauen, wie ein Dichter einen gleichviel wie einfachen und jedermann geläufigen menschlichen Vorgang bis in die tiefsten Tiefen seines Gefühls- und Geisteslebens erhellt und erleuchtet und an den letzten Tiefen und Grenzen den Zusammenhang des Einzelgeschehnisses mit dem großen Weltgeschehen fühlen und erkennen läßt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Du! Ich stehe an einer Haltestelle der Elektrischen. Da kommt ein schlichter Arbeiter mit schwarzen Händen und rußigem Gesicht. Ich sehe ihn an.

„Du!" rufe ich erstaunt und erfreut: „Du bists? Wie geht dirs denn?"

Es ist einer von meinen Kameraden aus dem Feld. Einer von den wenigen, die die furchtbarste Zeit überstanden. Einer von denen, die mit unsrer Kompagnie ausrückten, mit den Regimentern, die bei Ypern die Bluttaufe erhielten. Einer von den wenigen, die übrig blieben, war er — und ich.

Auch er ist freudig erregt.

„O, mir gehts ganz gut. Aber wie gehts Ihnen?"

Ihnen! sagt er. Mir gibts ordentlich einen Stich durchs Herz. Ihnen! Als wenn wir uns nicht nahe genug gestanden hätten, draußen im Feld. Und draußen ists ihm sicherlich nicht schwer gefallen, „Du" zu sagen. Bei den Soldaten nannten sich ja alle „Du". Mir war das schwer, sehr schwer, im Anfang unter so wildfremden Menschen. Aber nach den ersten furchtbaren Tagen, nach denen wir nur wenige, ganz wenige waren, da war mirs doch ein Bedürfnis, das „Du" zu ihnen anzuwenden, die noch da waren. Wir waren ja wie Brüder nach dem grausigen Erlebnis: Blutsbrüder. Und da mußte es wie in jeder rechten Brüderschaft „Du" heißen. Wir fragten nicht, woher der eine sei und was er war! Wir fragten nur nach dem gemeinsamen Erlebnis. Und fragten nach dem gleichen Leiden. Und so bliebs — durch Jahre hindurch. Du! Du! Und wenn von den wenigen später noch da und dort einer weggerissen wurde, dann wars als hätte der Tod in eine Familie gegriffen.

Du! Das faßte alles zusammen, was uns verband.

Und jetzt — da stand einer von denen vor mir und sagte — Sie!

Sie! so kalt und fremd. Mir wars wie eine Beleidigung, mir tats weh!

Ich wußte ja, warum. Er war der Arbeiter und sah — in alter überkommener Gewohnheit vielleicht in mir etwas anderes, mehr! Und nun in Zivil „Du" sagen. Es war die Angst vor der Form und — die Scheu vor dem Menschen. Ach, es war ja alles vorbei, das Feldgrau ausgezogen!

Im Feldgrau waren wir wohl gleiche Menschen! Aber nun im Bürgerkleid? Das konnte er nicht fassen. Da gabs ja von jeher Trennungen, Trennungen von Menschen — ohne Grund.

Und nun sind wir in Bürgerkleidung. Und die Scheidewand ist wieder da.

Draußen, da waren wir Menschen. Und hier — getrennte Stände.

Sind wir denn keine Menschen mehr?

Ich rede auf ihn ein. Und in allem, was ich sage, betone ich das „Du!" „Du!"

Er ist still, er ist kleinlaut, er mags wohl merken. Immer nur leise und zaghaft kommt das „Sie" und das „Ihnen" heraus.

Wir haben ein langes Gespräch geführt. Ich muß aussteigen.

„Leb wohl! Laß Dirs gut gehen!" so nehme ich von ihm Abschied. „Auf Wiedersehen!"

Hat ers gefühlt? Wird ers anwenden? Wird er nachdenken? Wird er das nächste Mal „Du" sagen?

Du!

Ob es Brücken geschlagen hat, das kleine Wörtchen? Brücken von Herzen zu Herzen? Von Mensch zu Mensch?

Vergessen wir nicht oft, daß es nötig ist zwischen Ständen Brücken von Mensch zu Mensch zu schlagen.

Erst wenn wir alle Menschen zueinander sind, dann — kommt wirklich der große soziale Ausgleich.

Wäre es nicht eine soziale Tat, wenn alle, die einander im Felde nahe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen und „Du" sagten, das in der Heimat auch täten.

Würde aus dem „Du", aus der Wortform, nicht das Du des Herzens, das Fühlen von Mensch zu Mensch werden können?

Ich werde jeden Kameraden, und nun erst recht, „Du" nennen! Denn ich glaube, daß es mehr ist, als äußere Form. „Glaubst dus nicht auch?"

Walther Kluge.

Stadtlandkultur. Ausgehend von dem Gedanken, daß unsere Nahrungsmittelnot sich in den kommenden Jahren noch erheblich verschärfen, ja vielleicht zu einer Katastrophe führen wird, wenn die Großstädte nicht den Versuch machen, einen großen Teil der von ihnen gebrauchten Lebensmittel unter intensiver Ausnutzung alles kulturfähigen Landes ihrer Umgebung selbst zu beschaffen, ist kürzlich in Hamburg ein Ausschuß zusammengetreten, der dieses Ziel für Hamburg durch Gründung einer G. m. b. H. erreichen will. Zunächst sollen 2000 bis 3000 ha Land aufgekauft und an solche Großstadtbewohner verpachtet werden, die sich später dort ein Eigenheim gründen wollen, wenn erst einmal das Bauen in größerem Umfang wieder möglich sein wird. Dadurch könnten sofort für rund 150 000 Menschen die notwendigen Nahrungsmittel außer Brotgetreide beschafft werden, also etwa dieselbe Leistung, wie sie die heute schon vorhandenen 30 000 Schrebergärten vollbringen. Zu überwinden sind hauptsächlich folgende Schwierigkeiten: Erstens ist das Umgraben des Landes für den einzelnen viel zu zeit- und kraftraubend. Das Land soll deshalb durch die Gesellschaft gepflügt, gedüngt und zur Saat hergerichtet werden, so daß dem Pächter Aussaat, Sommerpflege und Ernte verbleibt. Aber auch die Arbeit der Aussaat und Sommerpflege wird sich nur ausführen lassen, wenn zweitens der Schnell- und Vorortsverkehr sich trotz aller Hemmnisse in den Dienst der Sache stellt, und an den Sonntagen in den Früh- und Abendstunden auf die Beförderung von 20 000—30 000 Siedlern sich einrichtet. Die dritte Schwierigkeit endlich war für alle, die in größerer Entfernung Land bebauten, die Heimschaffung der Ernte. Diese soll jetzt ganz von der Gesellschaft übernommen, die Ernte also dem Pächter nach Hause gefahren werden. Die Mittel zum Landerwerb und zum Ankauf der nötigen Pflüge, Eggen und Pferde (allenfalls auch Motorpflüge und Lastautos) sollen durch das Privatkapital aufgebracht und von den Siedlern allmählich getilgt werden. Eine von dem Ausschuß mit großer Vorsicht entworfene mutmaßliche Jahresbilanz läßt die Aussichten der Gesellschaft in günstigem Lichte erscheinen. Sie zeigt, daß ein Pächter mit 1000 qm Land, wenn er nur Kartoffeln darauf baut, einen Überschuß von mindestens 440 Mk. erzielen kann.

Daß die großstädtischen Massen der Nurverbraucher in diesen Jahren der Lebensmittelknappheit eine furchtbare Last und Gefahr für unser Volk sind, hat die Erfahrung hinreichend gelehrt. Nur wenn wir möglichst viele dieser Großstadtmenschen wieder mit dem heimischen Boden in Verbindung bringen, wenn sie selbst in großem Maße an der Nahrungsmittelerzeugung sich beteiligen, kann unser Volk wirtschaftlich und körperlich gesunden und die Sklavenketten des Auslandes abschütteln. Daß hier ein Weg gewiesen ist, auf dem Arbeitslose durch Zuweisung von Arbeit, die ihnen selbst und der Gesamtheit zugute kommt, unterstützt werden können, sei hier nur angedeutet. Wird mit diesem Gedanken Ernst gemacht, dann kann es nicht mehr vorkommen, daß vor den Toren der Großstadt hunderte von Morgen Kartoffeln noch bei 18° Kälte in der Erde stecken und verderben, während in der Großstadt 40—50 000 Erwerbslose auf Kosten des Staates leben. Möge der geschilderte Weg bald mit Erfolg beschritten werden.

Dr. G. Cony.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 8 2. Aprilheft

Über die wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholindustrie in der heutigen Zeit.

Von Zeit zu Zeit gehen durch die deutschen Zeitungen Schauergeschichten von den gefährlichen und verderblichen Einflüssen der Antialkoholbewegung. Schon vor dem Kriege gingen diese Schauergeschichten nachgewiesenermaßen von den Pressebüros der Alkoholindustrie aus.

Während des Krieges brachten die deutschen Zeitungen wiederholt aus der gleichen Quelle Berichte von den verhängnisvollen Folgen des Alkoholverbots in Rußland: Die Fälle von Vergiftung mit Methylalkohol häuften sich, Möbelpolitur und Petroleum würde getrunken, mit nachfolgenden Todesfällen usw. In der letzten Zeit häuften sich derartige Schauergeschichten von den verheerenden Folgen des Alkoholverbots in Nordamerika in vielen deutschen Zeitungen in so auffallender Weise, daß man sich unwillkürlich fragen mußte: Wie kommt die Alkoholindustrie dazu, mit Hilfe ihrer Pressebüros die öffentliche Meinung so gewaltig in so lügnerischer Weise zu beeinflussen? Die Tatsache besteht, daß die Pressebüros der deutschen Alkoholindustrie mit dem äußerst tätigen Pressebüro der amerikanischen Alkoholindustrie, die bekanntlich über ganz außerordentliche Mittel verfügt, Hand in Hand arbeiten.

Mehr und mehr sucht die Alkoholindustrie neuerdings die öffentliche Meinung durch die Presse zu beeinflussen, da sie ihre Herrschaft über die Völker bereits schwinden fühlt. Und daß die Zeitungen, zumal bei der heutigen schwierigen Lage des Zeitungsgewerbes, den Auftraggebern großer einträglicher Inserate gern gefällig sind und daher unbedenklich die Zuschriften, die die Pressebüros der Alkoholindustrie ihnen liefern, abdrucken, ist menschlich durchaus zu verstehen.

Bei der heutigen außerordentlichen Bedeutung der Presse für unsere gesamte menschliche Kultur und für das Wohlergehen der Völker ist es aber notwendig, daß die Zeitungen sowohl, wie ihre Leser sich über die wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholindustrie in der heutigen Zeit klar werden.

Diese wirtschaftliche Bedeutung der Alkoholindustrie ist ohne Frage sehr groß; vor allem durch die Kapitalien, die in ihr angelegt sind. Eine Industrie, die bis zum Kriege mit einem Umsatz von $3^1/_2$ bis 4 Milliarden Mark im Jahre gearbeitet hat, ist zweifellos ein Faktor in der Volkswirtschaft, mit dem gerechnet werden muß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Alkoholindustrie hat aber neben der rein kapitalistischen Bedeutung noch eine andere Bedeutung sehr schwerwiegender Art. Das ist der Umstand, daß diese Industrie in dieser Zeit der Nahrungsmittelnot, die unser Volk in breiten Schichten mit lebensgefährlicher Schwächung bedroht, Nahrungsmittel in ungeheuren Mengen unsrer Volksernährung entzieht, um sie in ihren Maischbottichen durch Gärung in berauschende Getränke umzuwandeln.

Wir wollen hier absehen von den weiteren materiellen und geistigen Schädigungen, die unsere Trinksitten in unserem Volke auslösen: absehen davon, daß diese $1^1/_2$ Millionen Menschen, die in der Alkoholindustrie ihr Brot verdienen, mit Ausnahme der Arbeiter in den Schwefelgruben und der Feilenhauer, die schlechteste Sterbestatistik haben. Es soll davon abgesehen werden, daß rund jeder zehnte Mann an den Folgen der Trinksitten mehr oder minder früh zugrunde geht; daß in Deutschland alljährlich 200000 deutsche Männer vor den Strafrichter kommen, weil sie im Rausch, d. h. in der akuten Alkoholvergiftung, irgend eine Untat begangen haben. Es soll abgesehen werden davon, daß das Volk für unsere Trinksitten in den letzten 30 Jahren nicht nur über rund 100 Milliarden Mark an barem Gelde nutzlos ausgegeben hat, sondern daß wir auch in dem gleichen Zeitraum rund dieselbe Summe ausgegeben haben, um all die Schäden, die durch unsere Trinksitten entstanden, nach Möglichkeit wieder gutzumachen oder zu verdecken: alle die Unsummen, die ausgegeben werden mußten für die Gerichtsverfahren, die durch Trunkenbolde oder durch Betrunkene und deren Verbrechen verursacht wurden, alle die Unsummen, die Trunkene oder trunksüchtige Verbrecher dem Staate in Zuchthäusern und Gefängnissen kosteten, alle die Millionen an Krankengeldern und Unfallrenten, die als Folgen der Trunkenheit bezahlt werden mußten, alle die Witwen- und Waisenrenten, die gezahlt werden mußten, weil die Familienväter vorzeitig durch den Trunk zugrunde gegangen waren, usw. in endloser Folge.

Alle diese Fragen können wir in diesem Zusammenhange nur andeuten. Etwas anderes soll ausführlicher dargelegt werden: Während des Krieges und nach dem Kriege hat eine völlige „Umwertung aller Werte" eingesetzt. Wir haben während des Krieges gesehen, wie Spielzeugfabriken, Möbelfabriken, Nähmaschinenfabriken usw. in Granatfabriken und andere Kriegsindustrien ohne weitere Schwierigkeiten sich umgewandelt haben. Wir haben es jetzt zum Schluß des Krieges erlebt, wie wiederum Flugzeugfabriken und Geschützgießereien in kurzem sich wieder in friedliche und nützliche Industrien zurückgewandelt haben. Auch die Alkoholindustrie ist von solchen Wandlungen nicht verschont geblieben. Manche Brauerei und Brennerei mußte infolge des Mangels an Rohstoffen ihren Betrieb einstellen und andere, nützlichere Erzeugnisse herstellen. Es ist zu wünschen und wird auch vermutlich nicht ausbleiben, daß bei der noch andauernden Nahrungsmittelknappheit die Alkoholindustrie auch weiterhin gewissen Beschränkungen unterworfen sein wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun handelt es sich um die Frage: Bedingt die Schließung der alkoholerzeugenden Betriebe tatsächlich, wie von seiten der Alkoholindustrie immer behauptet wird, eine Arbeitslosigkeit, oder ist es umgekehrt: Trägt diese Umwandlung der Alkoholbetriebe in andere Fabrikationen dazu bei, die Arbeitslosigkeit zu verringern?

Seit Jahren wissen wir, daß jede andere Industrie, welche es auch sei, das Mehrfache an Arbeitskräften beschäftigt, wie gerade die Alkoholindustrie. Und gerade in Nordamerika hat sich zurzeit durch die Einwirkung des Verbotes wiederum die gleiche Tatsache ergeben. So beschäftigt eine in eine Schuhfabrik umgewandelte Brauerei 2500 Menschen, gegen früher 220, die in eine Gerberei verwandelte 1600 statt früher 156. Das Märchen also, daß die Alkoholgegner durch Schließung der Brauereien und Brennereien eine Arbeitslosigkeit herbeiführen würden, ist eine grobe Unwahrheit.

Auch mit dem zweiten, jetzt so beliebten, aber ebenfalls lügenhaften Einwand der alkoholischen Pressebüros, daß durch die Ernüchterung der Volksmassen die Verbrechen vermehrt würden, steht es nicht anders. Wir wissen nicht nur aus den täglichen Erfahrungen, sondern auch aus den jahrzehntelang fortgesetzten amtlichen Statistiken, daß, wie schon erwähnt, gerade unsere Trinksitten die Hauptursache für die Entstehung der meisten Verbrechen bilden. Es ist also vollständig widersinnig, behaupten zu wollen, daß durch eine Verbotsgesetzgebung mehr Verbrechen erzeugt würden. Und in der Tat haben seit Jahren die Staaten, die, wie Norwegen und einzelne Staaten Nordamerikas, bis zu einem fast völligen Verbot durchgedrungen waren, die Erfahrung gemacht, daß die Verbrechen unter der Verbotsgesetzgebung reißend abnahmen. Das ist von kundiger Seite im Laufe der letzten Jahrzehnte hundertfach dargelegt worden, aber immer wieder werden jene Märchen von den Pressebüros der Alkoholindustrie aufgewärmt, um das urteilslose, bier- und schnapsdurstige Publikum vor einer Verbotsgesetzgebung gruseln zu machen.

Zurzeit stehen aber ganz andere Werte auf dem Spiel als die Interessen von ein paar tausend Brauereiaktionären und Brennereibesitzern: Unser Volk hungert!

Als im Jahre 1914 gleich nach Kriegsbeginn in der Sozialen Praxis von mir die dringende Forderung aufgestellt wurde, daß sofort sämtliche Nahrungsmittel in allen Brauereien und Brennereien zum besten der Volksernährung zu beschlagnahmen und diese selbst zu schließen seien schrieb der damalige Herausgeber, Professor Zimmermann, jetzt Lehrer der Nationalökonomie an der Universität in Hamburg, als Nachsatz zu meinem Aufsatz: Ich sähe zu schwarz, so schlimm könne es nicht werden, ein Stillegen dieser Gärungsgewerbe würde eine Erschütterung des Kapitalmarktes nach sich ziehen, die man vermeiden müsse. Ich erwiderte in einem zweiten Artikel, wir könnten nicht wissen, wie lange der Krieg

dauern würde, wir könnten nicht wissen, wieviel Millionen Kriegsgefangene wir zu ernähren hätten, wir könnten nicht wissen, wie die nächsten Ernten ausfielen, wir müßten mit jedem Korn sparen, sonst könne es geschehen, daß wir jedes Jahr um einen Monat zu kurz kämen. Und so ist es gekommen. Jetzt sind wir im sechsten Jahre sechs Monate zu kurz mit unseren Brotfrüchten. Kein Wunder! — Wir haben während des Krieges trotz aller Einschränkung der Brauereien nach amtlichem Ausweis 54 1/2 Millionen Zentner Gerste verbraut. Gerste ist Brotgetreide! Was die Brauer außerdem widerrechtlich in ihre Maischbottiche hineingefüllt haben, ahnen die wenigsten: wohl das meiste an Gerste, was 1916 von Rumänien hereinkam. Durch solche Mißwirtschaft begann unsere Valuta zu sinken. Außerdem aber haben die Brauer Erbsen und Bohnen, Mais und Reis, Zucker und Honig, Weizen und Roggen in ungezählten Mengen in ihre Maischbottiche hineingezogen, ja, selbst fertiges Brot, und aus all diesen Dingen Bier gebraut, teils ihrer Dividenden wegen, teils weil der deutsche Philister glaubte, ohne sein Bier nicht auskommen zu können. So tief waren wir gesunken.

Rechnet man dazu die Tätigkeit der Brennereien, die nicht nur Kartoffeln in ungemessenen Mengen in ihre Maischbottiche kriegten, sondern ebenfalls alle erdenklichen Nahrungsmittel: Roggen und Weizen, massenhaft Gerste, Eisenbahnzüge voll Zuckerrüben und Mais. Wie war das möglich? Weil die Herren Rittergutsbesitzer mit ihren Brennereien sich meist in sehr maßgebenden Stellungen befanden und daher die Wege wußten, um ihren Schnaps in größtem Maßstabe im deutschen Heere abzusetzen — gegen die Kriegssanitätsordnung! — und glänzende Geschäfte zu machen. Den Zuckerfabriken aber fehlten vielfach die Rüben, den Bauern Mais als Viehfutter und den Müllern die vortreffliche Gerste zum Mahlen zu Grütze, Schrot und Brotmehl — und dem deutschen Volke die notwendige Nahrung! Dafür lernte unsere junge Mannschaft regelrecht das Trinken.

Wir hatten während des Krieges und haben noch jetzt über Mangel an Eisenbahnwagen zu klagen. Wir konnten oft nicht genug Proviant und Munition an die Front bekommen und konnten nach dem Kriege wegen Wagenmangel keine Kohle befördern, aber für Bier und Schnaps waren und sind immer Wagen vorhanden.

Uns fehlte nach der Revolution viele bange Monate lang die Kohle für die wichtigsten Industrien, die Landwirtschaft konnte nicht mit Kohlen beliefert werden, die Lichtlieferung stockte, Schulen, Krankenhäuser und Privatwohnungen konnten nicht geheizt werden, Tausende gingen zugrunde an Grippe, weil sie in ungeheizten Wohnungen lagen, aber in den Brauereien wurden Berge von Steinkohlen und Koks vergeudet, um Brotgetreide zu Bier zu verpanschen, und in den Bierpalästen, Bordellen, Varietés und Restaurants, in den Tanzsälen und anderen Lokalen, in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen Bier, Wein und Branntwein getrunken wird, fluteten Ströme von Licht und verzehrten die Kohle in Massen, die zur Nahrungsmittelerzeugung und zur Verhütung von Krankheiten fehlte! Das ist moderne Volkswirtschaft! Wenn ein Privatmann in seinem Haushalt so sinnlos wirtschaftete, würde er unfehlbar unter Kuratel gestellt.

Während des Krieges und nachher haben wir in Massen ausländische Weine und Braugerste angekauft, desgleichen ausländischen Zucker, und haben Milliarden für Schokolade und Zigaretten verausgabt. Wir haben für Milliarden Mark Nahrungsmittel eingekauft, insbesondere Brotgetreide und Mais und haben beinahe ebensoviel Nahrungsmittel in den Brennereien und Brauereien verjuxt, damit nur ja nicht der deutsche Suff und die blühende Alkoholindustrie zu kurz kommen. Und dann wundert man sich über das Sinken der deutschen Valuta! Ich wiederhole es: wenn ein Privatmann so gewissenlos gegen seine Familie handelte, so würde er unfehlbar entmündigt werden.

Mit Herabsetzung der Brotration unter Aufnahme neuer Milliarden, um die Lebensmittelpreise zu senken, wird weder die deutsche Volksernährung, noch die deutsche Valuta gebessert. Es wird Zeit, daß die deutschen Männer, die den Mut haben, in dieser schweren Zeit die Führung der Geschäfte des deutschen Volkes zu übernehmen, selbst erst einmal recht nüchtern werden, damit sie nüchtern sehen, welchen Nutzen eine wirkliche Nüchternheit einem ganzen Volke bringen kann, damit sie weder sich, noch ihr Volk durch alberne und wohlberechnete Lügenmärchen schlauer und gutbezahlter Zeitungskorrespondenten betrügen lassen.

Sanitätsrat Dr. Georg Bonne.

Wir werden arm sein.

Deutschland ist arm geworden. Es wird morgen noch ärmer sein. Gemessen an dem, was das Vaterland an Wert und Gut besaß, hergab und noch hergeben muß, wird es das ärmste Land unter der Sonne sein. Eine Schuldknechtschaft mag über uns kommen, vielleicht auf Hunderte von Jahren. Sollen wir deshalb verzagen? Sollen unsere Kinder und Kindeskinder sich nicht mehr deutscher Erde freuen können? Gibt es überhaupt ein Licht in diesem Dunkel, einen Ausweg aus solcher schier unfaßlichen Bedrängnis? Ja, es gibt ihn. Und es liegt einzig in unserer Macht, ob uns solche Armut erdrücken oder erheben soll. Alles entscheidet, wie wir ihre Tatsache in unser Menschentum aufnehmen. Für ein stolzes, starkes Volk gibt es überhaupt keine Lage, in der es verzweifeln müßte. Vorausgesetzt, daß es sich innerlich erhebt und die gute Hand des Lebens nicht fahren läßt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschland ist arm geworden. Ja. Der stolze Germanenschmuck ist abgefallen. Was glänzt und glitzert, nahm und nimmt der Feind. Schmucklos, in grauem, derbem Kittel steht es auf seinem kleinen Bereich und gräbt in die Tiefe, weil ihm die Weiten fehlen. Enges, kleines, armes Vaterland!

Doch Armut ist kein Gericht und ist auch keine Schande. Nur ein Tor bemißt einen Menschen nach seinen Gütern, nur der Kurzsichtige wertet ein Volk nach seinen äußeren Reichtümern. Ob unser Volk reich oder arm ist, hat mit seiner wahrsten Glückseligkeit wenig zu tun.

Es gibt über dem großen Wasser ein Land, zwölfmal so groß wie Deutschland, ein Land natürlichster Fruchtbarkeit, eine Stätte kampfloser Reichtums, der Fülle, des satten Habens, und doch ist sein großes Volk von einem Standpunkt aus bis heute noch arm. Denn so reich, so tollkühn, bis ins Abenteuerliche kühn, in allem Tun und Wirken dieses Volk auch ist, es mangelt ihm das, was den Reichtum lebendig und wertig macht, die Kunst und Weisheit, seine Erdengüter bewußt als solche zu genießen. Dies Volk ist arm, weil es sein eigentlichstes Leben in der Sättigung seiner äußerlichen, künstlichen Bedürfnisse, in der Verfertigung und Beschaffung der tausend Tageslebensnotwendigkeiten verschwendet. Es verbraucht sich selber, gibt alle Fähigkeiten seines Leibes und Verstandes nur und allein im Kampf um jene irdischen Güter hin. Vielleicht ist dieses Volk arm, weil es zu reich ist; denn Reichtum und Ding zieht vom Leben ab, Armut führt dem Leben zu. Daher kennt dieses Land auch die reiche Armut nicht, und jeder Sterbliche wird nur und alleine nach seinem Goldgehalte gewogen.

Wie der Einzelne, so kann auch ein Volk unendlich reich sein trotz herber Armut. Denn der Besitz von Ding und Geld alleine macht ja nicht glücklich, niemals! Erst was das Ding und Gold aus uns macht, entscheidet. Ein Volk wird um so reicher sein, je weniger es in Habsucht befangen ist, je bewußter es sich vom Staube erhebt, seine geistigen und gemütlichen Werte pflegt und stärkt, alle jene Schätze hebt, die kein Gold aufwiegt, die aber wohl die Augen leuchten und ein Herz fröhlich machen können.

Freilich, noch ist auch in unserem Vaterlande die Armut nur den Ausnahmemenschen eine Unwesentlichkeit. Der Durchschnitt der Menschen, die große Menge, trägt in erster Linie nur irdische Wünsche und greifbare Interessen. Armut ist für die meisten noch immer, nach Krankheit, das größte Unglück. Daher das würdelose Jagen und Hasten um irdisches Gut von früh bis zur Nacht, ein Sichverlieren im Kampf um die Dinge.

Nun belehrte uns alle der Krieg, noch eindringlicher die Revolution, die Dinge in ihrem wahren Werte zu sehen. Wir müssen uns mit einem Male mit dem Gedanken vertraut machen, was wir an irdischem Gut besitzen, verlieren zu können. Die Dinge gelten plötzlich nicht mehr so hoch wie ehedem. Wir entdecken überrascht, daß wir uns an manche Beschränkung und Entbehrung haben gewöhnen können, ohne minder glücklich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu sein. Ja, wir erfahren in aller Gründlichkeit, daß es nur lohnt, sich noch an solche Güter zu halten, die uns kein Feind entreißt, und daß es alleine in unsere Hand gelegt ist, uns diese Schätze zu sichern: — die Güter und Werte unseres Inneren.

Aber wehe, wir müssen erfahren, daß wir gerade diese mißachteten und verkümmern ließen, und daß es den meisten unter uns schwer fällt, sich in seinem Bewerten umzuwandeln zu höherem Erkennen. Gold, Geld und Ding hält uns alle gar fest. Wir haben den Dingen zu sehr das Wort geredet. Daher jetzt der Haß gegen die Reichen, die Überschätzung irdischer Güter bei der Masse und die Verzweiflung der Begüterten um ihr Verlieren.

Je mehr der Mensch das Ding anerkennt — desto schmerzhafter trifft ihn die Armut. Wer sich vom Dinge frei und unabhängig hält, den eigentlichsten Wert und die eigentlichste Bestimmung des Daseins in der Entfaltung des Menschen selber, seines Inneren, seiner Seele sieht — der wird nicht daran leiden, in einer Hütte statt in einem Palast zu wohnen.

Wir vergaßen im Übereifer unseres Tuns den eigentlichen hohen Zweck unseres irdischen Daseins, vergaßen, daß höher als alles, was die Welt gewähren kann, ein heiteres Herz voller Tugenden ist und ein freies, reines und selbstlos starkes Gemüt. Und wir erkennen beschämt durch unsere große Not, daß aller Besitz uns entmenscht, solange er uns besitzt; daß zur wahren Freude nicht Reichtum, sondern in erster Linie ein für alles empfängliches Herz gehört. Das Haben alleine macht nicht reich, sondern erst unsere Genußfähigkeit am geringsten irdischen Gut.

Überall im deutschen Lande gibt es, begegneten uns schon vor dem Kriege Besonnene, die vom Gelde unabhängig leben, die ihr Menschentum bewahrt haben, die, obwohl in Schlichtheit und Beschränkung, tief und reich leben und im Verkehre mit denen das Gefühl einer besonderen, äußeren Beschränkung und dinglichen Zurückhaltung niemals aufkommt. Ja, die wir im Gegenteil reich, oft als überreich empfinden und ihre Lebensart im erhöhten Sinne als sittlich und vorbildlich. Es sind Menschen, die der großen Habgier in der Welt ferne blieben, Menschen, die unter seelisch innerlicher Armut leiden würden, nie unter materieller.

Dem Beispiel dieser Edlen sollte unser Volk jetzt folgen. Kann es das? Kann vor allem unser Volk sich noch einmal zu solcher sittlichen Höhe erheben? Man möchte zweifeln. Steht doch schon bald an zweitausend Jahre vor der gesamten Menschheit das leuchtende Bild dessen, der um das Glück seiner Seele, der irdischen Habgier entsagte, der arm und der doch so über alle Maßen reich war, daß er jeden beglückte, der nur das Glück hatte, den Saum seines Gewandes zu streifen. Er, der Heiland der Erde. Und doch wurde sein heiliges Vorbild bis heute kein Leben, trotzdem verharrt die Menschheit in Habsucht. Ist es nicht närrisch, noch weiter im Glauben an die Entwicklung der Menschheit zu beharren, weiter zu hoffen, daß ein ganzes Volk den Wert innerlichen Lebens erkennt und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine Anschauungen danach wandelt, umwandelt? Beweist nicht gerade die Geschichte des Christentums, dessen Wille sicherlich groß und rein war, daß selbst der mächtigste religiöse Trieb sich als machtlos und ohnmächtig erweist gegen die Schwäche und Habgier im Menschen?

Die Habgier im Menschen wird sicher nie überwunden werden, und nur ein Narr mag von einem Reich der Erfüllung, einem Gottesmenschenreich träumen. Trotzdem müssen wir Deutschen jetzt in unserem Glauben verharren. Denn hinter uns steht eine gebietende, drohende Macht: die große Not des Augenblicks. Sie zwingt uns, unsere Habgier und unseren Machthunger, den die Allweisen nur zu gerne als fundamentalen Natur-, als Selbsterhaltungstrieb beschönigen möchten, in seinen ärgsten Auswüchsen und Überwucherungen zu beschneiden. Sie fordert unnachsichtlich, uns wieder auf uns selbst zu besinnen und wieder einfacher und echter zu leben. Die Not mag unsere Erzieherin sein. Sie, die von jeher die Mutter und Erweckerin so vieler, seltener, starker und guter Eigenschaften der Menschen war, wird auch uns helfen. Sie mag über unser ganzes Volk die heilige Lehre edler Beschränkung ausbreiten, wozu es naturgegeben Anlage und Kraft hat. Sie mag jeden belehren, daß der wahre Adel einer Nation nicht im Überfluß an Gut und äußerlichen Menschendingen, sondern in der Beschaffenheit der Seele liegt. Wir dürfen uns von der Armut nicht niederdrücken lassen.

Was aber ein ganzes Volk soll, daß muß jeder Einzelne im Volke kräftig und mit ganzer Seele wollen. Und so mögen die, welche den Geist der Zeit begreifen, zuerst damit beginnen, in ihrem Stande die Einfachsten der Lebensart zu sein und die, welche am wenigsten Bedürfnisse zählen. Sie mögen verkünden, daß nur der arm ist, der sich arm fühlt, daß ein Mensch sich nicht arm zu fühlen braucht, solange sein Leib gesund ist, die Sonne ihm scheint, die schlichten Bedürfnisse des Tages ihre Befriedigung finden und seine Hände oder Gedanken bei einem guten Werke sind.

Jeder, der die heilige Liebe zum Volke in sich trägt, muß fortan die glückhafte Freude der Beschränkung künden. Mit Wort und mit der Tat. Wie tief diese Lehre in die Massen dringt, davon hängt unser zukünftiges Volksglück ab. Nur Liebende können sie lehren. Nur Starke, die selber in Armut reich zu leben wissen. Möge die Verarmung unseres Vaterlandes uns wieder zu größerer Einfachheit der Sitten zurückführen, in der alleine der echte Reichtum, die wahre Tugend gedeihen kann, auf daß wir als Menschen voranschreiten und ein rechtes neues Geschlecht erstehe.

Erich Scheurmann.

Björnstjerne Björnson.

Ein Gedenkblatt zu seinem zehnjährigen Todestage.

Am 26. April 1910 schloß droben im skandinavischen Norden ein hochgemuter Dichter seine hellen Augen zum ewigen Schlummer. Ein Leben, reich an Arbeit und Erfolg, an Freudigkeit und Vertrauen ging damit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu Ende. Die Dichterpersönlichkeit dieses Mannes — Björnstjerne Björnson — bietet in so erfreuender Weise den Anblick des Starken, Gesunden, Erdgewachsenen, daß es sich wohl verlohnt, in der Unrast unsrer Tage, in der Zerrissenheit der düstern, wirren Gegenwart einmal stille zu halten und den Blick auf der Gestalt und dem Lebenswerk dieses nordischen Dichters ruhen zu lassen.

Zweimal kehrt das norwegische Wort „Björn" in seinem Namen wieder; es bedeutet auf deutsch „Bär", und man hat dies dahin gedeutet, daß das Wesen dieses Mannes „Zupacken" sei. In der Tat tritt in Björnson eine Tatkraft von solcher Frische in die Erscheinung, daß ihr Hauch etwas Aufrüttelndes, Fortreißendes für den Beschauer hat. Den ausgesprochenen Tätigkeitstrieb hatte Björnson von seinem Vater ererbt, der als Pfarrherr das geistige Oberhaupt einer kleinen Dorfgemeinde im nördlichen Norwegen war und heiter und willensstark, wie ein kleiner König in seinem Reiche, seine dickköpfige Bauernschar mit überlegener Geisteskraft regierte. Im starken, reinen Hauch der Luft des strenggläubigen Landpfarrhauses ist unser Dichter herangewachsen; in der Stille und Abgeschlossenheit dieser ländlichen Umgebung hat sich seine junge Seele in ungebrochener Kraft entfaltet; und ein Etwas von der seelischen Keuschheit seines Kindheitslebens scheint mir in alle seine Gestalten übergegangen zu sein, sie alle — ob es sich um die Erscheinungen der heimatlichen Bauern in seinen ersten Novellen handelt oder um die fein durchgebildeten Charaktere seiner späteren Dramen — tragen das Gepräge keuscher Seelen an sich; es ist in ihnen jene scheue Achtung vor dem andern Geschlecht, jene Zartheit auch der körperlichen Berührung, die mir typisch für die seit alters den Germanen nachgerühmte Auffassung des Lebens und Liebens zu sein scheint.

Als Kind des Bauerndorfes aufwachsend, lebt sich Björnson mit aller Kraft seines jungen Herzens in Landschaft und Leute hinein und spiegelt sie in seinen Erstlingswerken, den Bauernnovellen, in reinen, leuchtenden Farben wieder. In diesen kleinen Kunstwerken ist alles persönlich erschaut und erlebt; und in dem lebendig-fortschreitenden Fluß der Handlung kündigt sich bereits der künftige Dramatiker an. Die erste dieser Bauernnovellen „Synnöve Solbakken" errang sich solche Beliebtheit, daß sie ihren Verfasser mit einem Schlage in ganz Norwegen bekannt machte. Man las begeistert diese Erzählung, und ihre Helden, der trotzige, edle Bauernbursche Thorbjörn und die liebliche, scheue Synnöve, wurden den Norwegern fast zu Nationalgestalten. Auch die folgenden Novellen — Arne, Ein fröhlicher Bursch, Der Brautmarsch — zeigen die Vorzüge, die Frische und Ursprünglichkeit der ersten Arbeit. (Sämtlich in der deutschen Übersetzung bei Reklam erschienen.)

Björnson war inzwischen nach Bergen gegangen und hatte sich mit Lebhaftigkeit in das geistige Leben gestürzt. Er begann, die Theaterkritiken zu schreiben, und da er sofort ein soziales Ziel mit dieser Arbeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verband — nämlich auf die Schauspieler erziehend, auf die Leser bildend wirken zu wollen — so wurde man auf ihn aufmerksam und übertrug ihm die Leitung des Bergener Theaters. Hier arbeitete er mehrere Jahre und übernahm später die Leitung des Norwegischen Theaters in Christiania. Daß hier die markante Persönlichkeit Ibsens in seinen Gesichtskreis trat, und daß die beiden bedeutendsten Geister Norwegens aufs stärkste aufeinander wirkten, sei es in Freundschaft, sei es in Gegnerschaft, ist bekannt.

Die Jahre in Christiania brachten für Björnson eine glänzende Entwicklung sowohl seiner menschlichen, als dichterischen Persönlichkeit. Sein Geist beherrscht das literarische Leben der Hauptstadt mit zentraler Gewalt, wie das nur in einem so kleinen Lande möglich ist. Seine geniale Erscheinung, seine persönliche Liebenswürdigkeit sichern ihm den überragenden Platz in der Gesellschaft. Der jüngere, menschenscheue Ibsen verblaßt neben ihm wie ein aufgehender Stern neben einer strahlenden Sonne.

Aber nicht nur Björnson wirkt auf seine Umgebung; diese Umgebung wirkt mächtig auch auf ihn zurück. Er wird unwillkürlich herausgelöst aus dem geistig begrenzten Kreis seines kirchlich umhegten Jugendlandes und gibt sich den modernen geistigen Strömungen hin, die ihn von Grund auf umgestalten. Er verläßt auch künstlerisch den engen Kreis seiner Erstlingswerke und wird Volkserzieher im großen Stil. Was ihm vorschwebte, war eine neue, soziale Ethik auf dem Grunde eines neuverstandenen Christentums sich aufbauend, das den Hauptwert nicht auf Lehren, sondern auf ein Leben im Geiste Christi legt. Damals war es, daß er das Wort von dem „fröhlichen Christentum" prägte. Und er selbst, der Dichter, wollte nicht blos der Prediger, sondern der Durchführer seiner neuen Ideen sein. Ein mächtiger Tätigkeitstrieb erfüllte ihn, ein sozialer Drang von erstaunlicher Stärke. Wer so wirken will, und vor allem, wer das Ziel solchen Wirkens ungebrochen bis ins Greisenalter festhält, der muß in den Tiefen seines Wesens Optimist sein; d. h. er muß trotz aller Widerstände und Enttäuschungen an die Möglichkeit der Durchdringung des Volkslebens mit seinen Gedanken glauben. Es gehört eine große Seelenkraft zu diesem Optimismus; Björnson hat sie sich bis ins Alter bewahrt.

In Christiania vollzog sich endgültig Björnsons Entwicklung zum Dramatiker. Wie Ibsen begann er mit Arbeiten, welche den Stoff der heimatlichen nationalen Sage entlehnten („Hulda" — „König Sigurd" — „König Sverre"), um dann zum modernen Drama überzugehen und teils soziale Probleme („Der König"), teils die Seelenkämpfe moderner Menschen zu behandeln („Die Neuvermählten" — „Ein Fallissement"). Sein bedeutendstes Werk, zugleich das einzige, das übernationale Bedeutung erlangte und auf den meisten Bühnen, besonders der deutschen Großstädte, aufgeführt wurde, ist das Drama „Über die Kraft". Björnson

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzt sich hier mit dem Glauben des Christentums an das Wunder auseinander. In der Gestalt des „Wunderpfarrers" Adolf Sang, dem durch die Gewalt seiner Gebetskraft Wunderheilungen an Kranken gelingen, hat er die überragende Erscheinung eines tiefen, innigen, gottgläubigen Christen geschaffen, dessen ethische Reinheit und Höhe selbst die kritischen Geister seiner Umgebung, die das Wunder bezweifeln, zur Verehrung nötigt. Nur noch einmal ist es einem Dichter in der modernen Literatur gelungen, höchstgesteigerten, christlichen Idealismus in einer Gestalt so vollendet darzustellen, nämlich Ibsen in seinem Pfarrer „Brand". Doch während Brand ein gewaltiger, düsterer Eiferer ist, strömt Björnsons „Sang" von Heiterkeit und Menschenliebe über. Auch die übrigen Gestalten des Dramas sind aufs feinste durchgebildet und aufs innigste erlebt, so daß die Lektüre des Werkes auch heut noch reichen Genuß gewährt und durch ihren tiefreligiösen Inhalt in einer Zeit, wie der heutigen, in der Gottsuchersehnen so manches Herz erfüllt, anregen und fesseln kann.

Bis ins hohe Alter hinein war Björnson der „Alte von Christiania" und hat am Geistesleben seines Landes und seiner Zeit regen Anteil genommen. Alt und lebenssatt, in seinem 78. Jahre, hat er endlich die hellen, scharfblickenden Augen zum ewigen Schlummer geschlossen und das mächtige, weißumbuschte Haupt aufs letzte Ruhekissen gelegt.

Sein Leben, im Ganzen betrachtet, gewährt uns den wohltuenden Anblick eines glücklichen Menschen. Unter Glück verstehen wir in diesem Sinne die Vollentwicklung einer Persönlichkeit bis an die Grenzen ihrer Kraft und die Ausströmung nachhaltigen, erziehlichen Einflusses auf einen großen Lebenskreis.

Das ist Björnsons „Glück" gewesen. Möge es auch das „Glück" eines jeden unter uns Ringenden sein, denen die verantwortungsvolle Aufgabe zuteil geworden, ihr Land und Volk aus einer versinkenden Zeit in eine neu sich gestaltende hinüberzuretten!

Vally Nagel.

Monarchen und Staatsmänner.

Kein geringerer Vertreter des Absolutismus als Friedrich der Große hat erklärt, unter Umständen sei die Republik besser als die Monarchie. Denn die guten Könige seien sterblich, die guten Gesetze aber unsterblich. Die Monarchie aber unter einem trägen, dummen oder genußsüchtigen Herrscher gilt ihm als die schlechteste aller Staatsformen*). Vor wie nach ihm hat man immer wieder gefragt, wie es möglich, wie es mit der Ver-

*) Die Stellung des „Vortrupp" zur Frage, ob Monarchie oder Republik die zweckmäßige Staatsform sei, ist aus dem Aufsatze unseres Herausgebers „Meine Stellung zur Revolution" im zweiten Januarheft dieses Jahrgangs ersichtlich.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nunft verträglich sei, auf den Zufall der Geburt das Wohl eines ganzen Volkes zu begründen.

Hierauf pflegen die Verteidiger der Erbmonarchie zu erwidern: Es schadet wenig, wenn ein Herrscher untauglich ist. Denn in diesem Falle gibt er nur den Namen her, in Wahrheit regieren seine Minister. Und gerade unter dem unfähigsten König kann am leichtesten ein großer Staatsmann zur Macht gelangen, wogegen ein begabterer Monarch das Bestreben haben wird, selbst zu regieren.

Die so reden, machen sich nicht genügend klar, worin die Unfähigkeit eines Monarchen besteht. Sie kann aus Einsichtslosigkeit oder auch aus Willensschwäche entspringen. Der Fall ist häufig, daß ein Herrscher über seine Aufgaben sehr schlecht unterrichtet ist. Seine Erziehung ist vernachlässigt worden, und in reiferem Alter nehmen Vergnügungen ihn ganz in Anspruch. Er hat von der Lage seiner Untertanen, von den Hilfsquellen seines Reichs, von dessen Gefahren keine klare Vorstellung. Aber dennoch, ja vielleicht gerade deshalb traut er sich das Größte zu. Er duldet keinen Ratgeber, der ihm widerspricht, er will nur das Echo seiner Worte hören. Tüchtige Staatsmänner haben also bei ihm keine Aussicht, ihren Weg zu machen, nur glatte Höflinge kommen zu Einfluß.

Der Fall, daß ein Herrscher der Einsicht entbehrt, kann beinahe als die Regel gelten. Denn alles vereinigt sich, ihn in seinem Dünkel zu bestärken. Die von früh auf ihm eingeprägte Vorstellung, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei, wohl gar unter dem besondern Schutze Gottes stehe; der Ruhm seiner Vorfahren, mit deren glänzenden Taten seine Jugend genährt wird; die Schmeichelei, die sich an ihn herandrängt — es müßte ein Herrscher schon von ganz besonderer Charakterstärke sein, um sich unter solchen Einflüssen den klaren Blick zu bewahren.

Die Willensschwäche ist auf dem Thron weniger häufig. Wo sie sich findet, beruht sie auf natürlicher Anlage. Denn die Erziehung, die ein Thronfolger erfährt, ist eher geeignet, sie zu unterdrücken. Das stete Bewußtsein, eine von Verantwortung freie Stellung innezuhaben, vermag nicht selten die angeborene Zaghaftigkeit zu überwinden. Wenn dennoch ein Monarch wohl die nötige Einsicht besitzt, aber seine guten Absichten nicht durchzusetzen vermag, so wird er sich nach einer kräftigen Stütze umsehen. Hier bieten sich also für den begabten Staatsmann günstige Aussichten. Eine andere Frage ist, ob der Monarch den Mann seiner Wahl auch jederzeit gegen den Neid und die Mißgunst seiner Umgebung aufrecht erhalten wird.

Es hat Staaten gegeben, die jahrhundertelang ohne einen wirklichen Staatsmann geblieben sind. Man betrachte Rußland. Es hat das Glück gehabt, zwei bedeutende Regenten auf dem Thron zu sehen, Peter den Großen und Katharina II. Dagegen hat das Riesenreich während der letzten zwei Jahrhunderte auch nicht einen einzigen großen Minister aufzuweisen. Der Grund liegt nahe. Bei den Zaren vereinigte sich alles,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

um den Hochmut, das Selbstbewußtsein, mit einem Worte die Einsichtslosigkeit zu stärken. Nikolaus I. hielt sich beinahe für einen Gott, und halb Europa beweihräucherte diesen höchst mittelmäßig begabten Zaren, dessen Macht alles blendete, bis die Herrlichkeit bei der ersten ernsthaften Probe zusammenbrach. Mehr oder weniger waren alle Zaren von ähnlichem Cäsarenwahnsinn besessen. Wie hätten sie einen freimütigen Minister dulden können? Einige halten Witte für einen bedeutenden Mann. In Wahrheit war er eine bloße Scheingröße und verdankte seine Gunst lediglich der Meisterschaft, womit er für den Augenblick dem Staatsschatz aushalf. Es war ein Raubbau, der das Volk am Ende ärmer ließ als zuvor.

In der Geschichte des neueren Italien leuchtet als Stern erster Größe Camillo Cavour, gleich ausgezeichnet durch Begabung wie Charakter. Aber vor und nach ihm wie viel Unfähigkeit auf den Thronen, wie in deren Umgebung! Wundern darf man sich darüber nicht: war doch Italien ein Hauptsitz des Despotismus. Auch Cavour wäre schwerlich herangezogen worden ohne die schwere Bedrängnis, in die das Königreich Sardinien 1848 durch die ihm von Radetzky bereitete Niederlage geriet. Denn in neun Fällen unter zehn werden Monarchen nur durch die bittere Not dazu gebracht, sich einem fähigen Staatsmann anzuvertrauen, und auch der Not gelingt es nicht immer.

Nur die äußerste Not vermochte einen Friedrich Wilhelm III., nach dem Frieden zu Tilsit bei dem Freiherrn vom Stein und dessen großem Gehilfen Scharnhorst Zuflucht zu suchen. Das Verdienst, auf Stein hinzuweisen, erwarb sich — Napoleon. Er sagte in Tilsit zu dem preußischen König: Nehmen Sie den Freiherrn vom Stein, das ist ein Mann von Geist. Kein Wunder, daß das Genie das Genie erkannte. Einen Mann von Geist hätte Friedrich Wilhelm III. aus freien Stücken gerade zu allerletzt gewählt. Das zeigte er, indem er sich bei erster Gelegenheit des unbequemen Mannes wieder entledigte und ihn nachher nie wieder in seine Nähe zog. Schwerlich wäre es Scharnhorst besser ergangen, wenn nicht ein vorzeitiger Tod ihn vor der königlichen Mißgunst bewahrt hätte. Wurden doch auch Gneisenau und Humboldt sehr bald kaltgestellt. Der einzige bedeutende Staatsmann, den Friedrich Wilhelm III., nachdem er wieder sein eigener Herr geworden war, neben sich noch duldete, Hardenberg, konnte sich nur dadurch behaupten, daß er auf jede Wirksamkeit verzichtete. Daß dies nicht auf Zufall beruht, sondern auf einem historischen Gesetz, zeigt die bis ins einzelne gehende Analogie des gleichzeitigen Österreich. Auch Franz I. berief in der Bedrängnis zwei bedeutende Männer. Was in Preußen Stein und Scharnhorst waren, das waren in Österreich, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, Graf Stadion und der Erzherzog Karl. Aber auch ihre Rolle dauerte nur so lange wie die äußerste Not. Später hielt Franz I. seine beiden ihn weit überragenden Brüder Karl und Johann geflissentlich von allen Geschäften fern und begnügte sich mit einem Metternich, der ein niedriger Ränkeschmied ohne jedes höhere Ziel war. Daß ein so unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geordneter Geist fast vierzig Jahre lang in Europa eine der ersten Rollen spielen konnte, ist ein sprechender Beweis dafür, daß die Unfähigkeit des Monarchen mit der der Minister Hand in Hand zu gehen pflegt.

Monarchen sind, wie es scheint, dann noch am ehesten geeignet, das Talent anzuerkennen, wenn sie unter Gefahren emporgekommen sind. Das war der Fall Heinrichs IV. von Frankreich. Bei ihm bewährt sich der Satz, daß die großen Monarchen im allgemeinen auch große Minister haben. Sully, sein bedeutendster Gehilfe, wäre unter jedem König von gewöhnlichem Wuchs unmöglich gewesen. Er war schroff, unbestechlich, starr bis zum Eigensinn. Wenn er dem König diente, so war er sich bewußt, daß er ihm damit eine Gunst erwies, und aus dieser Gesinnung machte er kein Hehl. Hätte sich irgendein König, der im Schoße der Schmeichelei aufgewachsen war, einen solchen Diener gefallen lassen? In ähnlicher Lage war Gustav Adolf, neben dem wir den bedeutenden Staatsmann Axel Oxenstjerna erblicken. Gustav Adolf erbte zwar das Reich von seinem Vater Karl IX, der selbst ein hervorragender Regent war, aber dieser wurde erst König, als Gustav Adolf schon zehn Jahre alt war, und er regierte nur sieben sturmvolle Jahre, worauf er seinem Sohn den noch keineswegs gefestigten Thron hinterließ. Bei seinem Regierungsantritt war er von Gefahren umringt, nicht nur von außen, sondern auch im Innern, denn er mußte sich seine Stellung gegenüber dem Adel erst erkämpfen. Monarchistische Überhebung konnte bei ihm nicht aufkommen. Von ihm und Heinrich IV. kann man sagen, daß sie deshalb so groß sind, weil sie nicht unter dem Fluch des Erbrechts stehen.

Die große Maria Theresia hat auch ein großes staatsmännisches Talent hervorgezogen und mit Erfolg genutzt, den Fürsten Kaunitz, einen Diplomaten ersten Ranges. Überhaupt hat sie bei der Wahl ihrer Werkzeuge, auch ihrer Feldherren, eine glückliche Hand bewiesen, hierin sehr verschieden von ihrem großen Gegner Friedrich, der niemanden neben sich aufkommen ließ und nur ganz untergeordnete Diener duldete. Sonst aber ist auch unter weiblichen Regierungen für große Staatsmänner im ganzen wenig Raum. Ihren Platz nehmen nur zu oft ganz unwürdige Günstlinge ein, wovon die russische Geschichte viele Beispiele aufweist. Besonders schlimm ist es, wenn die Inhaberin des Throns zur Wollust neigt. Sogar zwei der bedeutendsten Herrscherinnen, Elisabeth von England und Katharina II., sind dieser Klippe nicht entgangen. Ausnahmsweise kann auf diesem Wege auch einmal ein tüchtiger Staatsmann zur Macht gelangen. Wenigstens von Mazarin scheint es festzustehen, daß zwischen ihm und seiner Königin Anna, der Witwe Ludwigs XIII., ein geschlechtlicher Verkehr bestand.

Einer der äußerst seltenen Fälle, wo ein wirklich großer Staatsmann sich im Dienste eines unbegabten Monarchen erhält, ist der Richelieus unter Ludwig XIII. Dieser König war von edlen Absichten, und seiner Schwäche war er sich selbst bewußt. Ohne Richelieu konnte er nicht leben. Mit einer Mischung von Scheu und Liebe sah er zu dem gewaltigen Kardinal empor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nur diese eigentümliche Verbindung von königlichem Pflichtgefühl und Schwäche ermöglichte die Stellung des Ministers, der aber trotzdem fortwährend von Ränken bedroht war und seine beste Kraft auf die Niederhaltung seiner persönlichen Gegner verwenden mußte.

Pombal, der einzige diesen Namen verdienende Staatsmann des neueren Portugal, war in ganz anderer Lage. Joseph Emanuel, sein König, hatte nichts von der Pflichttreue Ludwigs XIII., sondern lebte nur seinen Vergnügungen und seinen religiösen Übungen. Daß er den gewalttätigen Minister gewähren ließ, kann nicht wundernehmen, schon eher, daß die übrigen einflußreichen Personen dessen Joch so lange ertrugen. Pombal war aber auch ein Mensch, der vor keinem Mittel zurückscheute: er behauptete sich nur durch eine entsetzliche Schreckensherrschaft, und mit dem Tode des schwachen Königs brach seine Macht jäh zusammen.

Wenn manche Völker jahrhundertelang ohne einen wirklichen Staatsmann bleiben, so liegt das nicht daran, daß die staatsmännische Begabung etwas so überaus Seltenes wäre. Die Talente sind vorhanden, aber die Saat fällt meistens auf die Dornen. Daß nicht die angebliche Kargheit der Natur die Schuld trägt, sondern die Umstände, beweist die Geschichte der Republiken. Athen hat im Laufe ungefähr eines halben Jahrhunderts vier große Männer an seiner Spitze gehabt, Themistokles, Aristides, Kimon und zuletzt Perikles, von dem Thukydides nur wenig übertreibend sagt, daß unter ihm Athen nur dem Namen nach eine Republik war. Vermutlich hätte er von Themistokles dasselbe sagen können. Themistokles und Perikles waren Staatsmänner ersten, Aristides und Kimon, soweit wir sehen können, wenigstens zweiten Ranges. In Karthago sehen wir fast fünfzig Jahre lang das hochbegabte Geschlecht der Barkiden in den ersten Stellen, vor allem Hamilkar Barkas und seinen großen Sohn Hannibal, der nicht nur als Feldherr, sondern auch als Staatsmann zu den ersten Größen der Weltgeschichte zählt. Eine ähnliche Rolle spielen in der holländischen Republik die Granier, und überhaupt folgt dort vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ein großer Staatsmann dem andern. Auch Venedig hat lange eine Anzahl bedeutender Dogen an seiner Spitze gesehen. England, das seit 1688 mehr dem Namen nach als in Wahrheit eine Monarchie ist, zeigt uns seit dieser Zeit eine fast ununterbrochene Reihe von hervorragenden Leitern: König Wilhelm III., Marlborough, die beiden Pitt, Fox, Canning, Peel, Beaconsfield, Gladstone, um nur die unzweifelhaftesten Größen zu nennen. Wenn auf kurze Zeit einmal ein Unwürdiger diese glänzende Reihe unterbricht, so bestätigt die Ausnahme die Regel. Denn stets geschieht dies in Zeiten, wo das in den Schatten gestellte Königtum wieder zu Kräften kommt: unter Georg III. in seiner ersten Zeit und nachher, während seiner Geisteskrankheit, unter seinem niedrig gesinnten Sohn, dem spätern Georg IV. Sonst ist auch England seit mehr als zweihundert Jahren fast nur von bedeutenden Männern regiert worden. Die Verse, womit Schiller die griechischen Freistaaten preist:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund,

passen auf die meisten Republiken. Was haben selbst die erfolgreichsten Monarchien dieser Fülle von Talenten gegenüberzustellen?

Man verweist auf die Undankbarkeit der Republiken, auf die Einkerkerung des Miltiades, auf die Verbannung des Themistokles und des Hannibal, auf die Anfeindungen, denen Perikles am Ende seiner Laufbahn ausgesetzt war. Die Tatsache ist richtig, aber wie völlig verblaßt sie neben dem schwarzen Undank der Monarchen! Man nehme als Beispiel Struensee, der unter dem willenlosen König Christian VI. von Dänemark die Rolle Pombals zu spielen versuchte und wie dieser eine Reihe höchst segensreicher Reformen im Sinne der Aufklärung vornahm, aber, da er nicht die stählerne Härte eines Pombal besaß, nach kaum einem Jahre einer elenden Hofkabale zum Opfer fiel. Philipp II. läßt seinen treuesten Diener, Egmont, aus gekränkter Eitelkeit hinrichten, nur weil der Unglückliche es gewagt hat, die Klagen der gepeinigten Niederländer vor das Ohr des Monarchen zu bringen. Das Verfahren Elisabeths gegen einen der edelsten Männer, den Grafen Essex, den sie durch ausgesuchte Bosheiten zum Aufstande treibt und dann töten läßt, ist ein Schandfleck auf dem Andenken dieser Herrscherin. Aber noch weit abscheulicher ist das Verhalten Jakobs I. gegen Sir Walter Raleigh. Erst hält er diesen großen Mann auf eine nichtige Beschuldigung wegen Hochverrats hin viele Jahre lang im Kerker, darauf läßt er ihn frei und schickt ihn aus Gewinnsucht auf ein abenteuerliches Unternehmen nach Amerika, und da dies mißlingt, sucht er jene längst verjährte Hochverratsbeschuldigung wieder hervor und läßt Raleigh enthaupten. Alles das unter gröblicher Mißachtung jeder gesetzlichen Form, auf eine bloße Despotenlaune hin.

Und nun Ludwig XIV. Man pflegt in Deutschland diesen König in einem ganz falschen Lichte zu zeigen. Er war keineswegs der bloß auf sein Vergnügen bedachte Sultan. Bei aller Vergnügungslust fehlte es ihm weder an Arbeitskraft noch an Einsicht und Geschäftskenntnis, bis er durch Höflinge, Weiber und Priester verdorben wurde. In der ersten glücklicheren Hälfte seiner Regierung wußte er auch die geeigneten Männer an ihren Platz zu stellen. Aber sein Undank ist geradezu erschreckend. Den hochverdienten Handelsminister Colbert behandelte er mit der äußersten Geringschätzung, besuchte ihn nicht einmal in seiner letzten Krankheit, bloß weil der Minister gegen die unsinnige Bauwut des Königs einige Bedenken geäußert hatte. Den Kriegsminister, Louvois, der, was er auch für Fehler haben mochte, sich im Dienste des Königs aufgeopfert hatte und als Verwaltungsgenie unübertrefflich war, kränkte er durch rücksichtslose und unverdiente Vorwürfe und ließ ihn die militärischen Mißerfolge entgelten. Ja, er ließ die Gebeine des Verstorbenen aus dem Invalidendom, wo sie anfangs beigesetzt waren, ausgraben und ohne jeden Pomp in ein Kloster überführen. In seiner letzten Zeit hatte er auch keine tüchtigen Männer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr an seiner Seite, weder im Kabinett noch auf dem Schlachtfelde, sondern duldete nur noch Hofschranzen. Auch ein Verwaltungsgenie ersten Ranges, wie Vauban es war, fand keine Gnade vor seinen Augen. Er ist ein sprechendes Beispiel von der Verwüstung, der auch ein hochbegabter Monarch mit der Zeit durch die Hofluft verfallen kann. Man hat ihn mit einem verzehrenden Feuer verglichen, das alles ausdörrt, was in seine Nähe kommt. Diese Eigensucht ist aber typisch. Jeder Monarch ist der Gefahr ausgesetzt, die ihm geleisteten Dienste wie etwas Selbstverständliches ohne Dank hinzunehmen. Ein Seitenstück hat übrigens der Undank Ludwigs XIV. in dem schändlichen Verhalten Friedrichs I. von Preußen gegen seinen verdienten Minister Danckelmann.

Den syrischen König Antiochos hat die Schmeichelei mit dem Beinamen des Großen geschmückt, er war aber so wenig groß, daß er einen Hannibal an seinem Hofe hatte und seine Ratschläge nicht befolgte. Von diesem Despoten an bis auf die neueste Zeit sind die Beispiele zahlreich gewesen, daß Monarchen die besten Kräfte, die sich ihnen darboten, ungenutzt ließen. Hier kann Friedrich Wilhelm IV. genannt werden. Man hat ihn gerühmt, daß er die Begabung Bismarcks erkannte. Aber er hätte diesen nicht erst 1851 heranziehen müssen, sondern 1847, und ihn nicht zu seinem Vertreter am Bundestag machen müssen, sondern zum Minister. An Stimmen, die ihm dies nahelegten, fehlte es keineswegs, aber er schrak zurück vor der eigenwilligen Größe des Mannes. Und doch ist unzweifelhaft, daß, wenn Bismarck Minister gewesen wäre, es zu dem unseligen Ereignis des 18. März entweder gar nicht gekommen wäre oder daß dieses doch für den König nicht einen so unrühmlichen Ausgang genommen hätte.

Wilhelm I. erwies sich auch dadurch größer als sein Bruder, daß er in der Bedrängnis die Rettungshand Bismarcks ergriff. Freilich dauerte es auch bei ihm geraume Zeit, bis er die Scheu vor dem Genie überwand. Endlich, da seine Umgebung ihn unaufhörlich mit dem Schicksal Ludwigs XVI. und Karls I. ängstigte, entschloß er sich. Aber man glaube nur nicht, daß er mit Bismarck immer ein Herz und eine Seele gewesen sei. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen zeigen uns das bemitleidenswerte Bild eines großen Staatsmanns, der seine beste Kraft vergeuden muß, um höfische Widerstände und den Eigensinn seines Monarchen zu überwinden. Und wer weiß, ob nicht Wilhelm I. nach bestandener Gefahr sich ebenso gleichmütig von Bismarck getrennt hätte wie sein Vater von Stein, wenn er nicht schon in einem Alter gestanden hätte, wo man der Macht der Gewohnheit zu folgen pflegt?

Auch der Prinz Eugen kann nur sehr bedingt als Beweis dafür angeführt werden, daß große Staatsmänner unter Monarchen des Erfolges sicher sind. Er diente drei Kaisern, Leopold I., Joseph I. und Karl VI. Der unfähige Leopold I. stand dem großen Manne ungefähr mit denselben Gefühlen gegenüber wie Friedrich Wilhelm III. dem Freiherrn vom Stein. Erst als der Krieg gegen Ludwig XIV. sehr ungünstig stand, erhielt der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prinz eine einflußreiche Stellung. Diese befestigte sich aber erst unter Joseph I., der von hervorragender Begabung war und bei längerem Leben (er regierte nur sechs Jahre) gewiß Bedeutendes geleistet hätte. Sein sehr minderwertiger Bruder behielt den Prinzen mehr aus alter Gewohnheit bei und folgte keineswegs immer seinen weisen Ratschlägen.

Ludwig XVI. boten sich durch die Gunst des Schicksals zwei Staatsmänner, Turgot und Mirabeau, jener zweiten, dieser allerersten Ranges. Jener ward nach kurzer Zeit elenden Hofkabalen aufgeopfert, dieser überhaupt nicht herangezogen, sondern mit Verachtung zurückgestoßen, angeblich wegen seiner Sittenlosigkeit, obgleich diese bei glatten Höflingen kein Hindernis war, in Wahrheit wegen seiner Genialität, die für jeden mittelmäßigen Geist etwas Erschreckendes hatte. Ludwigs Unglücksgefährte Karl I. zeigte dieselbe Einsichtslosigkeit. Erst hatte er an seiner Seite den von seinem Vater übernommenen Buckingham, der kein Staatsmann, sondern ein glänzender Kavalier war, aber sehr gut paßte zu Jakob I., bei dem der Dünkel der geistigen Nichtigkeit die Wage hielt. Dann stürzte er sich in einen tolldreisten Kampf mit seinem Volk und seinem Parlament, ohne den Beistand eines großen Staatsmanns, nur gestützt auf einen verächtlichen, gesinnungslosen Gewaltmenschen, Strafford, der den König in seinen Sturz mit hineinriß. Auch Georg V. von Hannover hätte sich ohne Zweifel seinen Thron erhalten können, wenn er es verstanden hätte, einen Windthorst nach Verdienst zu nutzen. Schwerlich hätte dieser zugegeben, daß der König so blind und toll in den Krieg mit Preußen hineinstürzte, ohne sich auch nur über die militärischen Kräfte seines Staates zu unterrichten, ohne eine Ahnung von den Absichten des Gegners und ohne daß er sich von Österreich den Bestand seines Königreichs verbürgen ließ.

Ein Beispiel verpaßter Gelegenheiten ist auch Wilhelm von Oranien, der große Schweiger. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß Philipp II. die Niederlande behalten hätte, wenn er diesen großen Staatsmann zu Hilfe gerufen hätte. Statt dessen stützte er sich auf wirklich armselige Gehilfen, auf den glatten, jeder eigenen Meinung baren Granvella und nun gar auf Alba, bei dem sogar schon der militärische Ruf sehr zweifelhafter Art ist, der aber politisch eine völlige Null war und sich durch nichts empfahl als durch seine starre Grausamkeit und seinen blinden Fanatismus.

Ein sehr kleiner Herrscher, Ferdinand II., hatte einen sehr großen Staatsmann in seinen Diensten, Wallenstein. Aber auch hier bewährt sich die Regel. Kaum hat Wallenstein den Kaiser aus der schlimmsten Bedrängnis befreit, so wird er geopfert, und das sogar zweimal. Denn sein sogenannter Verrat entsprang nur dem Widerstand, der ihm bei Hofe durch die bigotte Partei entgegengesetzt wurde, und war in Wirklichkeit eine Handlung der Notwehr. Gerechter als in seinem Drama urteilt Schiller in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges: So fiel Wallenstein nicht, weil er rebellierte, sondern er rebellierte, weil er fiel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genug der Beispiele. Ich fasse zusammen. Die Besorgnis Friedrichs des Großen vor den Gefahren der schlechten Monarchie erweist sich als vollauf berechtigt, und der Vorzug, den man dieser Staatsform oft allzu bereitwillig zugestanden hat, daß sie am besten die einheitliche und straffe Leitung verbürge, verschwindet bei näherem Zusehen in nichts. Auch hier gilt das Wort: wie der Herr, so der Knecht. Tüchtige Monarchen sind nicht die Regel, sondern die Ausnahme, und wenn bei diesen die Aussicht besteht, daß sie hervorragende Männer heranziehen, so tritt umgekehrt bei unbegabten Herrschern fast mit Notwendigkeit der Fall ein, daß sie sich mit ebenso unfähigen Dienern umgeben. So bietet alles in allem keine Staatsform den bedeutenden Staatsmännern so wenig Raum wie die erbliche Monarchie. Auf die Frage, ob Monarchie oder Republik, hat man in älterer Zeit vielleicht allzu viel Gewicht gelegt. In der letzten Zeit hat man sie dagegen gar zu sehr als Nebensache behandelt. Ich bin geneigt zu glauben, daß man auch darin zu weit gegangen ist, und würde mich freuen, wenn ich durch meine Hinweise eine Anregung geben sollte, diesem Gegenstande die Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er nach meiner Meinung verdient.

Ernst Müller-Holm.

Rund um uns

Titelwesen und -unwesen. Es ist wohl bekannt, daß in keinem anderen Lande die Titel im amtlichen und gesellschaftlichen Verkehr eine solche Rolle spielen wie bei uns. Wenn es wahr ist, daß unserem Volkscharakter eine besondere Innerlichkeit eignet, so liegt hier ein großer Widerspruch. Denn der Titel ist doch etwas recht Äußerliches; wer allzu hohen Wert auf ihn legt, zeigt dadurch einen Mangel an wirklicher Bildung. Abgesehen davon, daß das ganze Titelwesen seinen Ursprung den höfischen Umgangsformen verdankt und die älteren Titel wie etwa Geheimrat, Assessor, Referendar für ihre heutigen Träger eigentlich keinen Sinn mehr haben, so entspricht überhaupt die stete Hervorhebung des amtlichen Charakters mit all seinen Rangunterschieden schon lange nicht mehr dem Geiste der Zeit, zumal dem der Gegenwart. Nun ist ja im Beamtenstaate die Unterscheidung der verschiedenen Ämter notwendig und selbst eine Vereinfachung des Titelwesens, so wünschenswert sie wäre, vorläufig kaum zu erhoffen; drängen doch die neu emporsteigenden Berufsstände mit der Gleichstellung im Gehalt auch zugleich auf Gleichstellung in der Amtsbezeichnung. Was aber durchaus anzustreben ist, das ist die Beseitigung der Titel als Anrede im gesellschaftlichen Verkehr. Es gilt bei uns als vornehmer, mit einem Titel angeredet zu werden als mit dem bloßen Namen. Selbstverständlich, wie es Manchem scheinen mag, ist das nicht. Denn andere Völker empfinden nicht so. Jedenfalls ist die Anrede mit dem Namen (auch wenn man Müller oder Schmidt heißt) persönlicher, sozusagen verbindlicher, als mit der allgemeinen, unpersönlichen Berufsbezeichnung. Auch ist der Mensch im gesellschaftlichen Verkehr gar nicht als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vertreter seines Standes da, sondern in seiner Eigenschaft als „Mitmensch", als Mitglied der Gesellschaft. Der Titel aber hat etwas Trennendes; er errichtet eine Scheidewand zwischen den Einzelnen, erst recht, wenn es sich um Vorgesetzte und Untergebene handelt. Ganz widersinnig aber ist die Sitte, den Titel des Mannes auch der Frau beizulegen. Hier wäre nun wohl am besten der Hebel anzusetzen. Wie schon in einzelnen Frauenkreisen des Beamtenstandes sollte man sich allgemein entschließen, auf alles Titulieren der Frauen untereinander zu verzichten. Weiter müßten dann diejenigen Stände, die gesellschaftlich als besonders maßgebend gelten und sich althergebrachter Titel erfreuen, wie etwa der Stand der Juristen und der Regierungsbeamten, mit gutem Beispiel vorangehen. Freilich sind die Formen der Anrede bei uns im Vergleich mit anderen Sprachen ziemlich verfahren. Das einfache „Mein Herr" ist unhöflich, ja klingt geradezu barsch. Das gute deutsche Wort „Frau" ist, wie so viele alte deutsche Worte, im Werte gesunken und gilt als „gewöhnlich", so daß man geglaubt hat, es (wie auch das Wort „Fräulein") bei der Anrede durch Beifügung von „gnädig" heben zu müssen. Nun ist der massenhafte Gebrauch des Ausdruckes „Gnädige", der dadurch auch ganz entwertet wird, wenig geschmackvoll. Jedenfalls ist es eine deutsche Sonderheit, die zu der veränderten Stellung der Frau im öffentlichen Leben ganz und gar nicht mehr paßt, und von der man wünschen möchte, daß sie baldigst aus dem Verkehr verschwinde, statt wie es scheint, immer weitere Kreise zu ergreifen. Daß dabei Höflichkeit und taktvolle Zuvorkommenheit in keiner Weise zu leiden hat, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Nur natürlicheren, einfacheren und freieren Umgangs- und Anredeformen sollte hier das Wort geredet werden. Und wer in seinem Kreise dafür wirkt, tut etwas Gutes für die Allgemeinheit.

Paul Sickel.

Aufgabe der Jugend. Es war vorauszusehen, daß die Revolution auch in der Jugendbewegung eine Scheidung der Geister hervorrufen und beiden verschiedenen Geistesrichtungen neue Programme zeitigen werde. Mit dem Eindringen von Parteipolitik in die Jugendorganisationen hat die Jugendbewegung die Bahn reiner Jugendangelegenheit verlassen; sie ist sich selbst untreu geworden. Denn Parteipolitik ist Sache der Alten. Parteipolitik setzt das Vertrautsein mit Kräften und Mächten des öffentlichen Lebens und Arbeitens voraus, die der Jugend noch fremd sind; Parteipolitik ist stark mit einseitigen Sonderinteressen verknüpft.

In diesem Fahrwasser kann die Jugend nicht mehr mit innerer Wahrhaftigkeit nach eigener Bestimmung ihr Leben gestalten. Sie segelt im Schlepptau festgelegter Parteiprogramme; beurteilt Welt und Menschen nach Hörensagen; gelangt nicht zu eignen Urteilen und Schlüssen, nicht zu selbständiger Arbeit.

Darum wird es Zeit, daß die Jugend sich wieder auf sich selbst besinnt, daß sie sich wieder auf eigne Füße stellt. Auf der heranwachsenden Generation ruht die Hoffnung eines unglücklichen, uneinigen, versklavten Volkes. Die Gegenwart steht im Banne des Mammonismus und Egoismus; Arbeitsfreude und Pflichtbewußtsein sind leere Begriffe geworden. Auf einer Besinnung der Jugend zu ihren heiligen Pflichten steht die Hoffnung der Alten.

Vor dem Kriege lebte und erstarkte die Jugend in ihren Idealen. Hohe Bahnen zogen die Flüge ihrer Seele. Hoffte sie doch ein köstliches Erbteil der Väter übernehmen zu können: Eine edle Kultur, hohe Ideale, ein blühendes, stolzes Vaterland.

Es kam anders. Jetzt ist der größte Teil eures Erbes Schmach und Schulden! Aber ihr wollt der Väter Besitztum nicht unter den Hammer kommen lassen. Euch ist Ehrensache, zu erhalten, was der Väter Fleiß geschaffen hat; der gute, ehrliche deutsche Name soll in der Welt wieder seinen alten Klang bekommen.

Darum verfolgt auch euch überall das ernste Mahnwort: „Arbeitet!" Noch stehen wenige von euch im tätigen Erwerbsleben. Ihr bereitet euch vor auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Existenzkampf unter schwierigen Verhältnissen. Die Zeit des Träumens und des Versinkens in eine Welt von Stimmung und Gefühlen ist vorüber. Das Volk der Dichter und Denker muß jetzt zeigen, daß es sich auch in der rauhen Wirklichkeit zurechtfindet, daß es sich seinen Platz an der Sonne durch zähe Energie wieder erringen wird.

Aber mit gemeinsamen Kräften muß der Kampf um die Wiedererringung der alten Weltstellung geführt werden; nur durch einiges Zusammenarbeiten kann der innere Aufbau erreicht werden. Und nur wenn das deutsche Volk in sich einig ist, wird es wieder die Achtung und das Vertrauen des Auslandes genießen, das für Deutschlands Gesundung unentbehrlich ist.

Die Revolution hat die gemeinsamen Ziele der Jugendbewegungsarbeit geändert; die einzelnen Vereinigungen und Organisationen sind einander fremd; die einen nennen sich völkisch, die anderen sozialistisch. Welche Ziele verfolgen die beiden Richtungen? Zweifellos glauben beide dem Vaterlande, ihrem Volke auf ihre Art am meisten nutzen zu können. Sie wollen sich zu aufrechten Männern erziehen, die die Not und Gefahr unserer Zeit klar erkennen können und befähigt sind, dem Volke ein Führer auf dem rechten Wege zu sein. Das ist das rechte Ziel. Wenn aber alle Jugendvereinigungen ohne Sonderabsichten nach diesem Ziele streben, so müßte Verständnis, Freundschaft, Zusammenarbeit das Band sein, das alle umschlingt und einander näher bringt. Warum dann Zerspitterung, Bekämpfung?

Uneinigkeit, Wahrung von Sonderinteressen, Kräftezersplitterung und -vergeudung an nebensächliche Dinge, wobei die Hauptsache vergessen wird, das sind alte deutsche Fehler, die uns immer geschadet haben und auch in den jetzigen trübsten Tagen deutscher Geschichte Ordnung, Sammlung und Aufstieg verhindern. Wenn wir ehrlich an uns selbst arbeiten, müssen wir aber einen klar erkannten Fehler abtun. Wieviel schöner und förderlicher wäre es, wenn Wandervögel, Bibelkränzler, Pfadfinder, sozialistische und nationale Vereinigungen neben ihren eigenen Veranstaltungen auch gemeinschaftliche Zusammenkünfte und Besprechungen hätten, in denen zu den großen, allgemeinen Zielen, zu Volks- und Menschheitsfragen Stellung genommen wird, wobei Kirchenbekenntnis und Parteipolitik außer Betracht bleiben. Die Jugend hat Deutschlands künftiges Schicksal in der Hand, von ihr erwarten wir die Reinheit der Ideale, die der alten Generation zum großen Teile fehlte.

Darum sage ich, die Jugend muß sich auf sich selbst besinnen; muß sich ihres Zieles, ihrer Verantwortung und ihrer Arbeit an sich selbst bewußt werden. Diese Arbeit muß schon frühzeitig beginnen. „Auf daß sie hinausgelangen über den heutigen chaotischen Zustand, müssen die Werdenden unmittelbar dazu erzogen werden, nicht Fragmente, sondern Menschen zu werden, keine Denkmaschinen, sondern lebendig Wissende, keine Nachplapperer und Verewiger fremder Gedanken." (Graf H. Keyserling in „Was uns not tut".)

Hans Ludwig Fuchs.

Erwerb der Burg Ludwigstein im Werratal bei Witzenhausen. An alle Wandervögel, Wanderer, Freideutsche und deren Gesinnungsfreunde wendet sich ein uns kürzlich zugegangener Aufruf, der zur Einsendung von Geldbeiträgen auffordert, damit man die im Herzen unseres Vaterlandes, an dem schönsten Punkt des Werratales gelegene Burg Ludwigstein käuflich erwerben und zu einer Jugendherberge ausbauen könne.

Der Aufruf weist darauf hin, daß die zu sammelnde Summe nicht ganz gering sei. Die Regierung, die die Burg verkaufen wolle, fordere 20000 Mark Kaufgeld und veranschlage die Gesamtwiederherstellungskosten nach heutigen Preisen auf 165 000 Mark. „Zur sachgemäßen Wiederherstellung der Burg", so heißt es weiter, „müssen wir uns beim Kauf verpflichten. Wir brauchen zum Erwerb und zum erstmaligen Schutz der bestehenden Gebäude und zur Einrichtung eines Flügels für unsere Zwecke (Schlafsäle,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versammlungsräume, Wohnung für den Wärter — etwa kriegsverletzten Freideutschen — 30 000 Mark, zum wenigsten also anfänglich 50 000 Mark.

Wir denken uns den Ausbau nach und nach so, daß wir sowohl Unterkunftsräume als auch Versammlungsräume schaffen, die Wanderern beiderlei Geschlechtes und jeglichen Bundes gute, billige Unterkunft gewährleisten. Zur völligen Wiederherstellung wird die Sammlung dann fortgesetzt.

Die Führung der Geschäfte wird am zweckmäßigsten einem Vertreterausschuß der verschiedensten Bünde übertragen, für den wir um Vorschläge bitten. Der Ausschuß muß natürlich das Recht haben, sich nötigenfalls zu ergänzen.

Spenden in jeglicher Höhe erbitten wir auf Postscheckkonto Hannover Nr. 26 199 an Ilse Peine, Hannover, Sallstr. 28, III. Anfragen und Schriftsachen an Anna Kreisel, Hannover, Freytagstr. 4, I."

Unterzeichnet ist der Aufruf im Auftrage der Feldsoldaten u. a. von Enno Narten (Wandervogel E. V.), Hannover; Walther Engelhardt (Bund Deutscher Wanderer), Kiel; Albert Luthin (Vortrupp) Hannover und Hermann Kölln (Deutsch Akademische Freischar), Lauenburg (Elbe).

Grundbegriffe der Volkswirtschaft. (Adolf Pohlmann-Hohenaspe zum Gedächtnis.) Daß die richtige Erkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge die erste Vorbedingung ist, um wirksame Mittel zur Beseitigung sozialer Schäden unseres Volkslebens zu finden, hat unter den Volkswirtschaftlern der Gegenwart keiner stärker betont, als Adolf Pohlmann-Hohenaspe, der noch kurz vor seinem Tode aus diesem Grunde vom Lippeschen Landespräsidium zum Professor und ordentlichen Dozenten für Wirtschaftswissenschaft und zum Mitgliede des Senats der Fürst-Leopold-Akademie in Detmold ernannt worden war. Als er durch seine Beobachtungen in England und Amerika, zudem beeinflußt durch Henry Georges tief erfassendes Werk „Fortschritt und Armut" und getrieben von seinem Gerechtigkeitsgefühl, begeisterter Bodenreformer geworden war, da entschloß er sich, seine umfangreiche geschäftliche Tätigkeit als Kaufmann in Brasilien aufzugeben und sich in seinem Vaterlande Deutschland in Wort und Schrift ganz der Aufklärung weiter Volkskreise zu widmen. Wenn heute für viele Volksgenossen die Volkswirtschaft kein Buch mit sieben Siegeln mehr ist, sondern eine fröhliche Wissenschaft, die für viele Fragen des öffentlichen Lebens erst die erlösenden Antworten gibt, wenn in der Gegenwart ungezählten deutschen Frauen und Männern die Volkswirtschaft nicht mehr als ein dunkles, schwer zu durchschreitendes Gebiet erscheint, so gebührt Adolf Pohlmann das Verdienst, durch seine in so durchsichtiger Klarheit gehaltenen Bücher dazu beigetragen zu haben. Adolf Damaschke hat darum Recht, wenn er in seinem warmen Nachruf in der „Bodenreform" von dem am 7. Februar dieses Jahres in Detmold verschiedenen Freunde sagt, daß in hunderttausenden von Herzen, im ganzen Gebiet der Bodenreform-Bewegung deutscher Zunge diese überraschende Nachricht Bestürzung und tiefe Trauer ausgelöst hat.

„Grundbegriffe der Volkswirtschaft" nannte Adolf Pohlmann sein in R. Voigtländers Verlag in Leipzig erschienenes Hauptwerk, das bereits in sechster Auflage vorliegt, und dieses Buch sollte von allen Volksfreunden, die bisher von volkswirtschaftlichen Studien gern etwas abgerückt sind, einmal zum aufmerksamen Durcharbeiten vorgenommen werden. Allgemein verständlich und mit einer Anschaulichkeit, die nur jemand zu bieten imstande ist, der selbst über reiche Lebenserfahrung verfügt, behandelt Pohlmann alle wichtigen volkswirtschaftlichen Fragen. Er wich dabei von den bisherigen üblichen Betrachtungsmethoden ganz ab, und deshalb nannte er sein Werk in der ersten Auflage auch „Laienbrevier der Nationalökonomie". Er bemühte sich, allgemeine volkswirtschaftliche Grundsätze so herauszuarbeiten, daß sowohl die Manchesterleute, wie die Agrarier und Sozialisten sie anerkennen mußten und jeder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Laie, gestützt auf diese Grundlagen, in den Stand gesetzt wurde, in eigener Gedankenarbeit alle weiteren Folgerungen zu ziehen. Was er selbst von einer mustergiltigen Volkswirtschaftslehre gefordert hatte, bemühte er sich zu geben: rücksichtslose Kritik alles historisch gewordenen; Voraussetzungslosigkeit, soweit überhaupt unsere europäische Kultur als etwas Erstrebenswertes zu betrachten ist; Zurückgreifen auf die Rechte, die mit uns geboren werden; Ausgehen von den einfachsten Verhältnissen und endlich das Wagnis, etwas Selbstverständliches zu sagen. Was er auch über den Menschen als höchstes Wertobjekt, über Arbeit und Eigentum, über Arbeitsteilung und Kapitalbildung, über die Bedeutung des Tausches im Arbeits- und Wertbildungsprozeß, über den Tausch einer Sache gegen Arbeit, über das Lohnproblem, über den Tausch einer Sache gegen ein Recht, oder über Grund und Boden als Quelle der Arbeit, über das Geld als Hilfsmittel des Tausches und über so manche bedeutsamen volkswirtschaftlichen Fragen mehr zu sagen weiß, alle diese Fragen werden durch die Fülle überraschend klarer Beispiele so lebendig dem Leser vorgetragen, daß er über die schwierigsten Probleme unseres Wirtschaftslebens sehr bald zu einem richtigen Urteil kommen kann.

Das ist in der Gegenwart von großer Bedeutung. Bei dem Hang so mancher Idealisten, ohne gründliche volkswirtschaftliche Erkenntnisse die Lösung dieser oder jener sozialen Frage durch anscheinend bestechende Versuche, die sehr oft als Wolkenkuckucksheim-Gedanken sich erweisen, zu wagen, ist es wichtig, mit Adolf Pohlmann darauf zu verweisen, daß die Volkswirtschaft als Wissenschaft uns vor vollendete Tatsachen stellt. Mögen die Ethiker und Moralphilosophen versuchen, die Menschen auf andere Bahnen zu lenken, wenn sie es für recht erkennen; „die Aufgabe der Nationalökonomie ist es nicht, zu untersuchen, wie das absolut größte Glück der Menschen zu erreichen ist, sondern wie das größtmögliche materielle Wohlergehen unter den gegebenen Verhältnissen erzielt werden kann".

Franziskus Hähnel.

Heimstätten. Die tschechoslowakische Nationalversammlung hat kürzlich beschlossen, zum Zweck der Gründung von Kleinsiedelungen Großgrundbesitz zu enteignen. Gerade auf ehemals deutschem Boden werden auf diese Weise zahlreiche tschechische Dörfer entstehen. So versteht man es im Ausland, rücksichtslos durchzugreifen, wenn es gilt, nationale und soziale Notwendigkeiten zu verwirklichen. Und bei uns? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn der furchtbaren am Mark unseres Volkes zehrenden Wohnungsnot dauernd und gründlich abgeholfen werden und unser Volk infolge der Nahrungsmittelnot nicht immer mehr in die Schuldknechtschaft des Auslandes geraten soll, recht zahlreiche unserer Volksgenossen auf eigener Scholle angesiedelt und so an der Nahrungsmittelerzeugung selbst beteiligt werden müssen. Das aber ist mit dauerndem Erfolg nur möglich auf Grund eines Heimstättengesetzes, wie es die Bodenreformer seit Jahren fordern, und für welches sie einen gründlich von ersten Sachkennern durchgearbeiteten Entwurf vorgeschlagen haben. Unsere Regierung hat seit langem die Einbringung eines solchen Gesetzes versprochen, ohne diese Zusicherung bis jetzt wahr gemacht zu haben. Offenbar befindet sie sich immer noch im Zustand der „Erwägungen". Wie lange noch?

Dr. G. Cony.

Ermland und Masuren, das ostpreußische Abstimmungsgebiet. Es gab einmal eine Zeit — und man kann sie kaum zur Vergangenheit rechnen — da galt das ganze große Ostpreußen als das unbekannte, deutsche Sibirien. Wer aber damals gar nach Masuren oder Ermland fragte, dem wurde unter hundert Fällen sicher neunundneunzigmal die Antwort, daß man von diesen Landstrichen „keine Ahnung" habe. Der § 94 des Friedensvertrages von Versailles, der im südlichen Ostpreußen die Volksabstimmung vorschreibt, hat uns mit einem heftigen Schlage aus dieser nationalen Gleich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

gültigkeit herausgerissen. Auf einmal beschäftigt man sich mit den deutschen Stammesbrüdern im fernen Nordosten, die von den Polen als „Landsleute" für ihren neuerstandenen Staat gefordert werden.

Um es klipp und klar herauszusagen: Daß die Masuren und Ermländer Polen seien, ist ein Märchen! Sie sind Grenz- oder Mischvölker, bestehend aus deutschen, altpreußischen und slavischen Elementen, die Ermländer sind sogar fast rein germanischen Blutes. Die Sprache dieser beiden Stämme ist nicht polnisch, wie von polnischer Seite behauptet wird: es sind in der Entwicklung stehengebliebene, selbständige Dialekte, stark mit deutschen Sprachelementen durchsetzt und nur noch auf dem platten Lande als Umgangssprache gebraucht. Zu einer wirklichen Schriftsprache hat sich keine dieser Mundarten entwickeln können.

Wie ungerechtfertigt die polnischen Ansprüche sind, kann man schon aus Folgendem erkennen: Der Thorner Frieden vom Jahre 1466 gab Polen die gesamte Provinz Westpreußen, während das Bistum Ermland, im Jahre 1250 gegründet, als selbständiger Staat anerkannt wurde; Masuren wird in diesem Vertrage überhaupt nicht erwähnt. Dasselbe Abkommen wurde 1675 im Frieden von Wehlau getroffen. Als um die Jahrhundertwende in unsern Landstrichen eine großpolnische Bewegung von Posen und Warschau aus geschürt wurde, gründete man vor allem vier polnische Zeitungen, von denen zwei nach ganz kurzer Zeit eingingen. Die beiden anderen wurden durch Zuschüsse über Wasser gehalten, sie zählen alles in allem noch nicht 2000 Bezieher! Sehr interessant ist es nun, zu beobachten, wie die Polen es anfingen, ihre Werbung ins Volk zu tragen. Zuerst bekam die eine der polnischen Zeitungen eine deutsche Beilage — damit die „polnischen" Masuren und Ermländer sie lesen konnten. Bald darauf erschien in einem Graudenzer Verlage ein neues polnisches Hetzblatt — ebenfalls in deutscher Sprache. Um also polnische Agitation zu treiben, muß man deutsche Zeitungen gründen. Höchst merkwürdig! „Einwickeln" lassen sich unsere Landsleute hier oben nicht. Dafür sind es zu helle, offene Köpfe. Wenn polnische Werber anfangen, ihnen goldene Berge zu versprechen, dann weisen sie auf das unglückliche, abgetretene Soldau hin, das bereits die Segnungen des sogenannten Mutterlandes genießt. Die schamlose Ausplünderung der dortigen deutschen Bevölkerung macht alle weiteren Erörterungen überflüssig.

Wenn Ermland und Masuren durch die Volksabstimmung endgültig für uns gewonnen ist, dann sollte es Ehrensache der Deutschen sein, die sich noch den Luxus einer Sommerreise gestatten können, dieses wundervolle Stückchen altpreußischer Erde aufzusuchen; das Ermland mit seinen hochragenden Schlössern und Kirchen und Masuren, das Land der träumenden, tiefblauen Seen, der herrlichsten Wälder, dieses unbekannte „preußische Paradies".

Hans Hupfeld.

„Ostjuden" Den Vortruppleser, der mir in dieser Sache am 17. März einen sehr interessanten Brief mit dem Poststempel Cassel sandte, bitte ich freundlichst, mir seinen Namen und seine Adresse zu schreiben. „Der Vortrupp" ist grundsätzlich kein Diskussionsblatt, daher ist eine Auseinandersetzung nur brieflich möglich.

Hermann Popert.

Neue Bücher und Schriften

Stapel, Wilhelm: Kants Kritik der reinen Vernunft ins Gemeindeutsche übersetzt. 1. Bd. 7.— M. Verlag des deutschen Volkstums, Hamburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 9 1. Maiheft

„Das Leben es ist gut."

Daß das Leben gut sei, kann heute wohl nur der verblendete Optimist behaupten. Gern möchten wir uns den alten festen Glauben an das Leben erhalten. Wo aber findet dieser Glaube Grund und Boden, in dem er ankern könnte? Wohin der irrende Blick sich richtet, er trifft nur auf Wirrnis und Verödung. Hinter uns liegt der Zusammenbruch aller Hoffnungen, von denen unsere Jugend erfüllt war, rings um uns sittliche Verwilderung und wirtschaftliche Zerrüttung, vor uns das undurchdringliche Dunkel bloßer Möglichkeiten. Wer heute im mittleren Lebensalter steht, hat Unersetzliches verloren. Wie mit jedem uns innerlich verwandten Menschen, den uns der Tod entreißt, ein Stück unseres eigenen Lebens dahingeht, so ist auch mit der Vergangenheit etwas von unserem persönlichen Lebensbestande begraben. Wir haben das Gefühl, als ob uns nie wieder so ganz froh und leicht ums Herz sein könnte.

Und doch, wie zwecklos ist es, dem Verlorenen nachzutrauern. Hier gilt das harte Wort der Bibel: Laßt die Toten ihre Toten begraben! Dem Lebenden gehört die Zukunft, dem Lebens- und Schaffensmutigen. Woher aber diesen Mut nehmen, da doch das ganze Weltgetriebe uns immer von neuem in der Überzeugung stärken muß, daß das Leben bis in sein innerstes Mark verderbt und vergiftet ist? Wirklich, aus dem äußeren Leben ist Lebensmut heute kaum zu schöpfen.

Aber gibt es nicht in den Tiefen unseres seelischen Lebens etwas, was von allem äußeren Weltwesen, von Leid und Freud unberührt und unberührbar zu sein scheint? Wie ein zarter Lichtschimmer dringt es manchmal aus den trübsten Gedanken empor. Was war es, das in solchen Augenblicken das Seelendunkel plötzlich erhellte? Woher jenes seltsame Glücksgefühl, das oft gerade dann auftauchte, wenn wir, fern von aller zerstreuenden Gesellschaft nur der leisen Melodie unseres eigenen Seins lauschten? Der unvergängliche Wert des Lebens ist es, die Wonne des Daseins, das Glück der Bewußtheit, was wir in solchen Augenblicken erleben.

Es gibt eine Betrachtungsweise des Weltgeschehens, wo man das Gute und Schlechte als zwei sich unbedingt ausschließende Gegensätze auffaßt und gegeneinander abwägt. Wir denken dann: das Gute soll sein, und das Schlechte und Böse sollte n i ch t sein. Für die ethische Stellungnahme ist dieser Dualismus unüberwindlich; und alle Philosophie hat das Rätsel, weshalb das Böse in der Welt ist, nicht gelöst. Das Beste, was darüber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesagt worden ist, läuft darauf hinaus, daß das Schlechte letzthin dem Guten diene. Und wirklich sehen wir, daß manches, was zunächst als Übel erscheint, sich zum Guten wendet oder doch gute Wirkungen hervorbringt. Aber wie vieles bleibt übrig, wo diese tröstliche Deutung versagt; wie viel unverschuldetes Leid sehen wir, wo wir erstarren möchten vor der Unbegreiflichkeit des ehernen Schicksals. Einsehen und verstehen können wir die Notwendigkeit des Übels niemals.

Nun läßt sich aber auch ein Standpunkt gewinnen, der über jenen Gegensatz von Gut und Schlecht erhaben ist, ein Standpunkt wie auf einem hohen Alpengipfel, der nicht jedem zugänglich ist und auf dessen äußerster Spitze man sich nur für kurze Augenblicke zu halten vermag. Wie von solcher Höhe alle Einzelheiten der niederen Welt verschwinden und nur die großen Linienzüge und Flächen bleiben, so entschwindet auch vor jener hohen Weltschau alles Glück und Leid, alles Kämpfen und Erliegen, alles Hoffen und Verzweifeln des Einzellebens. Unser geistiges Auge sieht dann nur ein gewaltiges Wogen, eine rhythmische Bewegung, ein Spiel und Widerspiel von Weltkräften. Eine Ahnung dieses kosmischen Lebens durchschauert uns wohl, wenn wir den ewigen Wandel der Sterne denkend betrachten, oder wenn wir uns in den Kreislauf der Natur mit ihrem unaufhörlichen Absterben und Verjüngen vertiefen, oder auch beim Gedanken an das Leben und Sterben der Menschen, der Geschlechter und Völker. Man stelle das gewaltigste irdische Geschehen wie den Weltkrieg einmal in Vergleich mit der Unendlichkeit des Alls: wie schrumpft das Ungeheure plötzlich zusammen!

Aber das alles ist doch nur äußeres Geschehen; es sind Wellen, die eine tief verborgene Kraft emportreibt. Diese Lebenskraft selbst aber können wir nur in uns selbst wahrnehmen. Im Grunde unserer Seele erfassen wir denselben Lebensstrom, der auch das große Weltgeschehen durchpulst. Dieses Urleben steht v o r der Spaltung in Gut und Schlecht und nimmt an den Gegensätzen von Freude und Leid nicht teil. Wie der Fluß an seiner Quelle, so zeigt auch das Leben hier eine Reinheit und Schönheit, die von allen späteren Trübungen noch frei ist. Von diesem ursprünglichen Leben kann man sagen, daß es „gut" ist.

Freilich müssen wir sogleich ein Mißverständnis abwehren. Denn es könnte scheinen, als ob damit einer Verehrung der niederen, ungeistigen Natur das Wort geredet würde. So will ja der Naturalist das vegetativ-animalische Sein zum Maßstabe auch der höheren Daseinsformen machen. Für ihn bleibt das Leben ein Naturvorgang, der, im Grunde bei allen Wesen gleich, beim Menschen nur verwickelter und verfeinerter ist. Der Fehler des Naturalismus besteht darin, daß er das Leben immer nur von unten und von außen betrachtet, um es biologisch erklären oder in mechanistische Formeln einordnen zu können. Er sieht das eigentlich Menschliche überhaupt nicht. Die Lebensschau, von der wir reden, stützt sich nicht auf wissenschaftliche Begriffe, sondern auf ein inneres Erleben des Mensch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen, ein Betrachten des Lebens von oben. Nicht das dumpfe, animalische Daseinsgefühl, das zwischen Hunger und Sättigung, Reiz und Abspannung hin- und herpendelt, ist hier gemeint, sondern das hohe seelische Wertbewußtsein, das alles Sein umfaßt. Das Leben in diesem Sinne ist nicht tierisch; es ist göttlich: göttlich in seinem Ursprunge, dem Wunder der ewigen körperlichen und geistigen Zeugung, göttlich in seinem Ziele, dem Sieg des Geistes über den Stoff. Was zwischen diesen beiden Polen liegt, ist das Wogen der Kräfte, das uns trägt, emporhebt, verschlingt . . .

Was uns hier vorschwebt, hat Goethe in seinem Alter ausgesprochen in dem Satze: „Wie es auch sei, das Leben es ist gut." Er hat sein langes, an Glück, Leidenschaft und Verzweiflung überreiches Leben dazu gebraucht, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Es ist eine von jenen Wahrheiten, die man nicht von anderen lernen, zu denen man sich nur durch eigenes Erleben durchringen kann. Die wenigen schlichten Worte schließen eine Welt von Gedanken in sich; sie fassen die Summe der gewaltigsten inneren Lebenserfahrung zusammen, die vielleicht je einem Menschen vergönnt war. Wer glaubte, hier spräche ein Optimist, würde Goethe sehr mißverstehen. Der Vers entstammt einer Zeit, als der Dichter die letzte große Enttäuschung seines Lebens erlitten hatte. Die verjüngende Liebe des Greises zu der jugendlichen Ulrike von Levetzow hatte mit qualvoller Entsagung enden müssen. Wie auch früher in ähnlichen Lagen schien dem Dichter das Leben seines ganzen Wertes beraubt; nur daß diesmal noch das bittere Bewußtsein eines Verzichtens für immer hinzukam. „Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren", so spricht Goethe seine tiefe Entmutigung in der Marienbader Elegie aus. Und wenn er nun auch diese Erschütterung überstand und doch wieder das Ganze des Lebens, „wie es auch sei", als gut bezeichnete, so ruhte diese höhere Weltauffassung nicht auf einem Vergessen des Leides, sondern umfaßte das Leid selbst als ein notwendiges Lebenselement. Das Wort „gut" steht hier nicht im Gegensatz zu „schlecht" oder „böse". Unsere Sprache hat eben für diesen hohen Standpunkt keinen besonderen Ausdruck geprägt. Das „gut" in diesem Goetheschen Sinne bedeutet etwa richtig, angemessen, in sich übereinstimmend. Es liegt in ihm eine Überwindung der praktisch-moralischen Bewertung, die in ihrer niederen Form immer darnach fragt, ob etwas gut oder schlecht *für mich* ist. Solange man große geschichtliche Ereignisse wie etwa Revolutionen, oder Persönlichkeiten wie Napoleon und Bismarck wesentlich moralisch (oder besser gesagt moralisierend) bewertet, ist ein Verständnis für ihren Sinn und ihre Bedeutung kaum möglich. Erst wenn wir den Egoismus, auch in der erweiterten Form beschränkt nationalistischer oder konfessioneller Vorurteile in uns überwunden haben, stehen wir dem Geschehen frei und unabhängig gegenüber. Dann können wir selbst bei der Rückschau auf unser eigenes Leben trotz einem sehr ausgeprägten Sittlichkeitsgefühl von moralischer Bewertung absehen und unser Leben als einen rhythmischen, ja gesetzlichen Ablauf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Ursachen und Wirkungen ansehen, in dem alles „so kommen mußte". Es wäre falsch, diese Auffassung als antimoralisch zu bezeichnen. Sie hebt die ethische Beurteilung der Welt nicht auf, läßt diese vielmehr in ihrer ganzen Bedeutung für Wollen und Handeln bestehen. Aber sie beansprucht ihr Recht als eine andere, vielleicht höhere Betrachtungsweise, die aber erst eintreten kann, wenn uns Ereignisse des fremden oder des eigenen Lebens schon objektiv und historisch geworden sind.

Können wir uns so durch die befreiende Kraft des Denkens über den Widerstreit von Gut und Böse erheben, so ist doch auch eine praktische Lösung des Problems im sittlichen Leben des Einzelnen bis zu einem gewissen Grade möglich, nämlich durch die ganz persönliche Art, wie wir das Unglück, das uns durch den eigenen Charakter, durch Verschulden oder von außen als Schicksal trifft, aufnehmen und seelisch verarbeiten. Gerade das große Leid hat für den, dem es nicht an Seelengröße fehlt, etwas Läuterndes, ja Erhebendes. Was unser Leben zermürbt, sind nicht so sehr die großen, überwältigenden Schmerzen, als die täglichen kleinen Plagen. Doch auch ihnen kann die hochgestimmte Seele nicht unterliegen. Nur wer selbst kleinlich ist, wird beständig von kleinlichem Mißgeschick verfolgt. Mit Recht hat man gesagt, daß unsere Erfahrungen und Erlebnisse für uns immer das sind, was wir aus ihnen machen. Gewiß bleibt auch für den edlen Geist immer ein Erdenrest zu tragen peinlich. Aber es wird doch nur selten ein Leben geben, das man als Ganzes verurteilen müßte und nicht in dem höheren Goetheschen Sinne gut nennen könnte.

Das Bewußtsein vom Werte des Daseins wird, wie schon erwähnt, meist nur in kurzen Augenblickserlebnissen oder bei ruhiger, weltentrückter Betrachtung eintreten, durch deren Wiederholung es aber zu einer durchgehenden Lebensstimmung werden kann. Vertiefe ich mich in den Anblick eines glühenden Abendhimmels mit seinem unbeschreiblichen, überirdischen Glanz, so kann mich plötzlich der Gedanke durchzucken, daß eine Welt, in der ein solches Schauspiel, als ein Symbol fleckenloser Reinheit, möglich, ja alltäglich ist, und in der es Wesen gibt, die diesen Gedanken der Schöpfung noch einmal denken und in ihm beglückt sind — daß eine solche Welt im Grunde nicht schlecht sein kann. Das ist sicher kein theoretischer Beweis; aber es ist ein Gefühl, das die stärkste Überzeugungskraft in sich trägt. Und ähnlich wirkt auch das echte Kunsterlebnis. Schon der bloße Gedanke, daß es in der Welt so etwas wie Musik gibt, daß so etwas wie die Lichtpoesien Rembrandts, die Farbendichtungen Böcklins möglich ist, kann ein Gefühl tiefsten Glückes erwecken und allen pessimistischen Anwandlungen Trotz bieten. Am stärksten aber wirkt wohl das Erlebnis des reinen Menschenwertes, wie er aus allen, auch den kleinsten Liebeshandlungen hervorstrahlt.

Überhaupt, wenn wir nur empfänglich sind für die reinen Werte des Lebens! Sie liegen doch nicht wie unerreichbare Ideale in unendlicher Ferne; sie liegen in den Dingen selbst als ihr seelischer Gehalt. Wir brauchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie nur aus der Verunstaltung und Verflechtung mit dem Gemeinen herauszuheben. — Was uns heutigen Menschen den Blick für die reinen Werte des Lebens so verdunkelt hat, ist einmal die Materialisierung und Mechanisierung des gesamten Daseins, wodurch das Hohe, Geistige in den Dienst des Niedrigen gestellt oder mit ihm verquickt wird — so wenn alles nach Geldwerten bemessen wird —, dann aber auch die entwicklungsgeschichtliche Auffassung aller menschlichen Verhältnisse. Dadurch wurde nämlich alle höhere Kultur, wie Sittlichkeit und Religion, auf untermenschliche, animalische Vorstufen zurückgeführt und scheinbar „erklärt". Und diese Lehre von der Entwicklung des Menschen aus dem Tiere, von der allmählichen Entstehung des Gewissens oder religiöser Anschauungen aus primitiven Zuständen hat zu einer allgemeinen Entwertung des „Menschlichen" für unser Lebensbewußtsein geführt. Man schließt: wenn die Religion sich aus so niedrigen Formen wie Tieranbetung, Gespensterfurcht und dergleichen entwickelt hat, so kann ihr kein rein geistiger, übermenschlicher Wert zukommen — als ob man das Wesen des Sohnes nur darnach beurteilen könne, was sein Vater einst war. Wir wissen zu viel von dem Entstehen der Dinge; und dieses, zum Teil noch unverdaute Wissen hat uns den Blick für das wirkliche Sein und den ihm innewohnenden Wert verschleiert. Wir sind wieder einmal so weit, daß wir uns die wahre Wirklichkeit von neuem zurückerobern müssen.

Und noch ein Letztes. Dem Menschen erscheint die Welt nicht deshalb schlecht, weil er von Natur Pessimist, sondern umgekehrt, weil er ein unverbesserlicher Optimist ist. Das Gute, das ihm zufällt, gilt ihm als etwas Selbstverständliches und Wohlverdientes, an das er sich sehr bald wie an den normalen Zustand gewöhnt. Das Schlimme dagegen, das ihm zustößt, nimmt er immer wieder als einen Eingriff in seine Rechte auf. Für das Gute des Lebens hat nur derjenige wahren Sinn, der es mit dem Gefühl der Dankbarkeit empfängt, der jeden schönen Frühlingstag, den er erlebt, als ein unverdientes Geschenk ansieht. Dieses Gefühl der Dankbarkeit gegen die günstigen Fügungen des Schicksals ist vielleicht nicht Vielen gegeben, wie überhaupt Dankbarkeit zu den seltenen Tugenden gehört. Goethe besaß sie im hohen Maße. Und tiefe Dankbarkeit spricht auch aus den bekannten Worten im zweiten Teile des Faust, in denen Goethe kaum ein Jahr vor seinem Tode noch einmal den frohen, unerschütterten Glauben an das Leben bekennt:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Paul Sickel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Volkshausgedanke und seine Verwirklichung.

Wenn man das Wort Volkshaus hört, so denkt man dabei an ein stattliches Gebäude mit großem Versammlungslokal, mit kleineren Räumlichkeiten für mancherlei Vereine, mit Fürsorgestellen und Wohlfahrtseinrichtungen verschiedener Art, wohl auch mit Theatereinrichtung. Man hat das Errichten eines solchen Gebäudes schon schlechthin als soziale Tat gepriesen, dabei aber vergessen, daß letzten Endes irgendein Gesellschaftshaus, wem es auch gehören mag, denselben Zwecken dienen kann. Mit dem Bau allein ist es nicht getan, wenn in diesem nicht der Geist lebendig ist, der uns zum Wiederaufbau der deutschen Volksgemeinschaft nottut.

Denn darüber sind wir uns einig: Eine Volksgemeinschaft im besten Sinne des Wortes besteht nicht. Wir wissen aus Erfahrung, daß viele der Gegensätze, die unser Volk zerklüften, einfach auf einem Nichtverstehen beruhen, aus der Unkenntnis der materiellen und geistigen Lebensbedingungen der einzelnen Klassen hervorgehen. Die völlige Beziehungslosigkeit zwischen „Gebildeten" und „Arbeitern" hat in hohem Maße dazu beigetragen, daß sich dieses Mißverständnis zu Gegensätzen entwickeln konnte.

Die Kenntnis von einander muß also die Grundlage einer echten Volksgemeinschaft werden. Nun ist schon unendlich viel gewonnen, wenn sich Volksgenossen außerhalb der politischen und beruflichen Welt unter einem Dache, in einem Hause zusammenfinden, *um dort gemeinsam zu arbeiten, gemeinsam sich zu erfreuen, gemeinsam sich zu erheben, womöglich gemeinsam zu leben.* Denn damit ist die Möglichkeit gegeben, im anderen Menschen den Volksgenossen zu erkennen und ihn hochzuschätzen, auch wenn er eine andere Überzeugung vertritt.

Hiermit ist der Grundgedanke des Deutschen Volkshausbundes ausgesprochen, einer Vereinigung, die sich an *alle* Volksgenossen ohne Ansehen des Standes, des Berufs und der politischen oder religiösen Überzeugung wendet mit der Bitte, *in diesem Geiste der Volksgemeinschaft* mit ihr zusammen zu wirken.

Zunächst gemeinsames Arbeiten: Es wird ermöglicht durch die Stadt-Volkshochschule, die deshalb auf völlig neutralem Boden aufgebaut sein muß. Alle Volksgenossen sollen hier Gelegenheit finden, zusammen zu arbeiten. In ihren kleinen *Arbeitsgemeinschaften* mit beschränkter Teilnehmerzahl wird man sich gegenseitig kennen und achten lernen. Aber damit ist ihre eigentliche Aufgabe nicht gekennzeichnet. Die Volkshochschule ist dazu berufen, durch die Ausbildung des Denk- und Urteilsvermögens und die Aufschließung des Wissensstoffes allen Volksgenossen den Weg zu den Gütern der Kultur zu eröffnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit ist für die innere Einheit unseres Volkes viel gewonnen. Denn darüber besteht kein Zweifel: eine der Ursachen der Zerrissenheit des deutschen Volkes ist darin zu suchen, daß es bisher nur einer kleinen Oberschicht möglich war, in den Besitz dieser Kulturgüter zu kommen. Der tiefe Abgrund, der heute zwischen Gebildeten und Angehörigen der handarbeitenden Bevölkerung klafft, kann durch die Stadtvolkshochschule beseitigt werden.

Allerdings — die Volkshochschulen, die heute überall entstehen und sich im wesentlichen darauf beschränken, Wissen und leider oft auch nur „Halbwissen" zu vermitteln, können nicht freudig begrüßt werden. Denn wenn wir in der „Volkshochschule", wie Richard Benz einmal treffend in den „Richtlinien für die kulturelle Arbeit im Volkshaus"*) ausführt, „bloß einen Abhub unserer Bildung geben würden, wie sie unsere höheren Schulen und Universitäten erzeugen, so wäre unsere Arbeit von vornherein zwecklos und aussichtslos. Wir müssen die eigene Not, die Sehnsucht auch des Gebildeten nach Vereinfachung, Einheit und sinnvoller Durchdringung des Lebens hier schöpferisch werden lassen; wir müssen genau so für uns etwas Außerordentliches und Großes vom Volkshaus wollen, wie es dem Volke selbst zuteil werden soll. Wir müssen unsere Vereinzelung in Wissens- und Geschmacksdingen, unsere Zersplitterung und Zielloſigkeit in allem geistigen Leben ernstlich loszuwerden suchen, wir müssen nach Einheit und Gemeinsamkeit verlangen, so daß das geistige Gut, das wir dem Volke zu vermitteln suchen, schon durch unser eigenes Bedürfnis in eine soziale Form umgeschaffen ist, die ganz von selbst dem Volke zugänglich sein wird".

In dieser Weise wird die Volkshochschularbeit geleistet werden müssen, die uns zur Volkskultur, zu einer Gesundung, Durchgeistigung und Beseelung eines jeden einzelnen Volksgenossen führen soll. Nur in dieser Form wird der Volkshausbund die Volkshochschularbeit treiben und zu beeinflussen versuchen. Nur so wird auch die Volksbücherei mit der Volkslesehalle, die in engen Wechselbeziehungen zur Volkshochschule stehen, auszubauen und zu verbreiten sein. Beide, Volkshochschule und Volksbücherei können Wege zu wahrer Bildung sein und gehören darum zur Volkshausarbeit.

Neben der gemeinsamen Arbeit kann auch die gemeinsame Freude und die gemeinsame Erhebung zu einem Sichkennenlernen und Sichverstehenlernen führen. Aber auch hier wird man andere Wege gehen müssen als bisher. Wohl war im Theater oder im überfüllten Volksbildungs-Kunstabend eine solche gemeinsame Freude schon immer möglich, aber gemeinbildend wirkte sie nicht. Den Gedanken des kleinen Kreises werden wir immer wieder betonen müssen, ohne dabei auf die größeren Veranstaltungen ganz zu verzichten. Wer aber einmal erlebt

*) Von der Geschäftsstelle des deutschen Volkshausbundes, Berlin-Wilmersdorf, Hildegardstr. 28, zu beziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat, wie viel mehr ein Vortrag über einen Künstler mit nachfolgender Aussprache oder das Betrachten von Bildern im kleinsten Kreise Beziehungen von Mensch zu Mensch auslöst, der wird diesen Veranstaltungen stets den Vorzug geben.

Weil aber die Kunst über alle Gegensätze hinweg die Menschen heute noch vereinen kann, muß das Volkshaus zum Volkskunsthaus werden! Musik und Dichtung werden deshalb hier ihre Stätte haben. Welche Aufgaben sind für die bildende Kunst zu lösen! Man denke nur an Ausstellungen von Originalen, die von Ort zu Ort wandern sollen. Man versuche, die Künstler selber dafür zu gewinnen, daß sie Führungen übernehmen, um über ihr Werk und ihre Ziele zu sprechen. Sobald die nötigen Mittel bereitstehen, wird darum der Volkshausbund auch diese Arbeit mit Nachdruck betreiben.

Müssen wir noch betonen, daß auch der gemeinsame Gesang, das gemeinsame Musizieren Pflege und Förderung finden sollen! Auch des gemeinsamen Spielens, des Sportes, des Turnens sei gedacht. Die Volkshausarbeit wird an diesem gemeinsamen Leben nicht vorübergehen dürfen!

Auch die soziale Arbeit hat im Volkshause ihren Platz. Sie wird aber darauf verzichten müssen, von oben her im Sinne der Wohltätigkeit zu wirken. Hier wird immer wieder darauf hingewiesen werden müssen, daß wahre soziale Arbeit nur aus dem Gefühl der Nächstenliebe geleistet werden darf. Das Beispiel wird stets die beste soziale Arbeit sein. So wird der Volkshausgedanke auch zum Vorkämpfer lebenserneuernder Bestrebungen und in nicht geringem Maße der Volksgesundheit dienen können.

Ein wichtiger Teil der Volkshausarbeit ist die Jugendarbeit. Denn die Jugend fängt an, mehr und mehr einzusehen, daß sie zusammengehört, daß unbeschadet ihrer politischen Parteistellung ein Gemeinsames, ihre besondere Einstellung zur Welt als Jugendliche, sie eint. Dieses Gefühl der Jugendgemeinschaft wird auch im Erwachsenen nachklingen und dann dazu beitragen, den politischen Kampf zu entgiften und in würdigere Formen überzuführen. Wer die Volkshausarbeit als Utopie belächeln will, hier müßte der Spötter halt machen. Denn in der Jugendbewegung ist bereits ein Keim der neuen Volksgemeinschaft zu verspüren!

Eines der wichtigsten Mittel aber, die eine echte Volksgemeinschaft herbeizuführen vermögen, ist das gemeinsame Leben, das Zusammenwohnen Tür an Tür. Da lernt man seine Mitmenschen mit allen ihren guten und schlechten Eigenschaften am besten kennen. Allein schon die Kenntnis der materiellen Lebensbedingungen wird dann manches heute scheinbar Widersinnige verständlich machen. Darum sollte die wahre Volkshausarbeit das Zusammenleben stets als letztes Ziel anstreben. —

Wo andere Gemeinschaften eine ähnliche Arbeit bereits begonnen haben, will der Volkshausbund friedlich mit ihnen schaffen und ihnen mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinen Volkshäusern und seinen Einrichtungen dienen. Die Hauptsache ist, daß diese so bitternotwendige Arbeit mit warmem Herzen, zielbewußt und ausdauernd geleistet wird, auf daß eine echte deutsche Volksgemeinschaft entstehe, in der jeder den anderen als Volksgenossen und Mitmenschen in Wahrheit anerkennt und achtet.

Ferdinand Goebel.

Bodenreform und Landwirtschaft.

Ein Mann hatte zwei Schwiegersöhne, beide Landwirte, aber von sehr verschiedener Artung. Der eine arbeitete von früh bis spät auf seinem Lande und in seinen Ställen; er war unablässig bemüht, durch Bodenverbesserungen, Verwendung geeigneten Saatguts, zweckmäßige Düngung und Benutzung aller technischen Fortschritte die Erträgnisse seiner Wirtschaft aufs Höchste zu steigern und brachte es so durch hingebende Arbeit zu erfreulichem Wohlstand. Viel schneller und müheloser aber kam der andere auf einen grünen Zweig Und wodurch? Er verstand es, sein Gut, das er billig gekauft hatte, mit einem schönen Gewinn baldigst wieder an den Mann zu bringen. Solch leicht erworbener Gewinn reizt. Er wiederholte das „Verfahren" unter Ausnutzung des durch die Kriegsnot entstandenen Landhungers mit steigendem Erfolg und war in kurzer Zeit ein reicher Mann zur höchsten Freude des auf das Wohl seiner Kinder bedachten Schwiegervaters, der oft genug seinem anderen Schwiegersohn diese erfolgreiche Betätigung als nachahmenswertes Muster vor Augen hielt.

Können wir vom Standpunkt des großen Ganzen aus diesem Urteil zustimmen? Gewiß nicht! Denn das Interesse der Gesamtheit erfordert es zweifellos, daß die erste Art der Landwirte möglichst stark vertreten sei. Sie sind es, die durch fleißige Arbeit dem heimischen Boden die Lebensmittel für die Volksgesamtheit abringen. Die zweite Art „Landwirte" dagegen sind Schädlinge, Schmarotzer am Volksganzen. Denn die Spekulationsgewinne, die sie machen, müssen von ihren Nachfolgern und — durch Verteuerung der Lebensmittel — von den Verbrauchern dauernd verzinst werden.

Ein paar Tatsachen mögen zeigen, welchen Umfang die Tätigkeit dieser Schädlinge in den letzten Jahren angenommen hat, namentlich auch, seit durch die Umwälzung ein auf Selbstvernichtung der Gesamtheit hinauslaufender wirtschaftlicher Eigennutz entfesselt worden ist. Aus Pommern wird berichtet, daß Gütchen, die noch vor zwei Jahren 12—15000 Mark kosteten, jetzt mit 30—35000 Mark verkauft und nach kurzer Zeit mit 45000 Mark ausgeboten werden. Der Hof Lauen bei Schlutup (etwa 120 Morgen leichten Sandbodens) wurde vor 15 Jahren für 70000 Mark verkauft, wechselte dann viermal den Besitzer, bis er 1918 für 260000 Mark erworben wurde. Dann ging er für 440000 Mark in den Besitz eines Rheinländers über. In Waldenburg in Schlesien wurde das Rosenbergsche Gut,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Ende 1918 für 130000 Mark verkauft worden war, schon ein halbes Jahr später für 172000 Mark wiederum veräußert. Das Rittergut Jessenitz bei Wittstock a. d. Dosse wurde Anfang 1919 für 1,9 Millionen Mark an einen Berliner Großkaufmann verkauft; der Besitzer hatte es vier Monate vorher (!) für 1 Million erstanden. Doch genug der Beispiele! Wer die zum Teil ungeheuerlichen Preissteigerungen einfach auf die fortschreitende Geldentwertung zurückführen wollte, wäre durchaus im Irrtum. Es soll hier ganz davon abgesehen werden, daß kein Stand, weder der der Grundbesitzer noch irgendein anderer, den Anspruch erheben kann, auf Kosten der Gesamtheit für die Geldentwertung entschädigt zu werden. Und es geht auf Kosten des Volksganzen, wenn durch hohe Landpreise die augenblicklichen hohen Lebensmittelpreise verewigt werden. Daß die Wurzel des Übels in der Tat an andrer Stelle liegt, geht aus dem Umstand hervor, daß schon vor dem Krieg, als unser Geld noch seinen alten Wert hatte, in einem Umfang, den die meisten nicht ahnen, Schacher mit der Nährmutter Erde getrieben wurde. Haben doch allein in Preußen im Jahre 1912 3,4 Millionen Morgen Land für 1321 Millionen Mark durch Verkauf ihren Besitzer gewechselt, dagegen nur 1,8 Millionen Morgen durch Erbgang. Schon damals brachte das Verhandeln eines Grundstückes oft mehr ein, als die gesamte Lebensarbeit eines tüchtigen Beamten oder Arbeiters!

Besonders verhängnisvoll ist es, daß namentlich in den letzten Jahren mehr und mehr reich gewordene Nichtlandwirte sich Landgüter zu Luxuszwecken und für ihre Privatversorgung erwarben, die vorher in hohem Maße der Volksernährung gedient haben. So wurden in Steiermark 1903—12 3352 bäuerliche Besitzungen an Nichtlandwirte verkauft, und in Österreich kamen 1907 täglich im Durchschnitt 30 Bauernhöfe unter den Hammer. Und 716297 ha dienen in Steiermark nur dem Zwecke der Eigenjagd. Ist es angesichts dieser Tatsachen verwunderlich, daß Österreich im Krieg mit den größten Nahrungsmittelschwierigkeiten zu kämpfen hatte? England, wo die Verwendung ehemals landwirtschaftlichen Bodens zu Luxus-, Sport- und Jagdzwecken vor dem Kriege so weit fortgeschritten war, daß nur noch ein geringer Bruchteil seines Bedarfs an landwirtschaftlichen Erzeugnissen im Lande selbst gewonnen wurde, ist außer durch seine beherrschende Flotte nur durch die Tatkraft eines Lloyd George vor einer Ernährungskatastrophe bewahrt geblieben, der mit größter Rücksichtslosigkeit den Boden Englands seiner natürlichen Bestimmung, Nährmutter des Volkes zu sein, wieder zuzuführen wußte.

Eindringlich prägen solche Erfahrungen jedem, der sehen will, die Lehre ein: Der Ackerboden eines Landes ist dazu da, einer zahlreichen, tüchtigen und kraftvollen Bevölkerung Arbeit und Nahrung zu bieten, nicht aber dazu, Gegenstand des Schachers und Wuchers in der Hand solcher zu sein, die es verstehen, ehrliche Arbeit anderer sich tributpflichtig zu machen. Der Boden gehört nicht unter das römische Warenrecht, dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er heute unterstellt ist, und das jeden Mißbrauch mit ihm gestattet. Als früher in deutschen Landen noch deutsches Bodenrecht galt, da war der Bodenbesitz gebunden an die Verpflichtung, den Boden auch zu benutzen. Wer ihn nicht benutzte, verlor nach einer gewissen Frist jedes Anrecht darauf. Dazu kamen noch weitere Beschränkungen, vor allem die, daß Grundbesitz nur bis zu einem gewissen Bruchteil seines Wertes beliehen und verschuldet werden konnte. Diese „Verschuldungsgrenze" hatte die Wirkung, die Verkäuflichkeit des Bodens zu erschweren. Denn wenn, wie heute, Grund und Boden unbeschränkt beliehen werden kann, ist der Kreis der Käufer ein sehr viel weiterer, da man ja nur über wenig eigenes Kapital zu verfügen braucht und den Rest als Hypotheken aufnehmen kann. Die Leichtigkeit, Geld für Grundstückskäufe leihweise zu erhalten, und die dadurch hervorgerufene größere Nachfrage wirken beide in der Richtung, daß gern höhere Preise geboten werden, als es ohnedies der Fall wäre. Hohe Preise und leichte Verkäuflichkeit des Bodens sind aber ein Unheil für die Gesamtheit. „Wer den Boden mobilisiert, löst ihn in Staub auf", sagte Freiherr von Stein. Und wahrhaft prophetisch klingen die Worte von E. M. Arndt: „Wer ein festes und glorreiches Vaterland will, der mache festen Besitz und feste Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialware von einer Hand in die andre gehen. Des Landmanns Haus muß kein Taubenschlag sein, woraus mit leichten Herzen aus- und eingeflogen wird. Wo das ist, da sterben Sitte, Ehre und Treue, da stirbt zuletzt das Vaterland." Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde der Boden von allen diesen Schranken befreit und eine Ware wie jede andere. Mobilisierung und Überschuldung des ländlichen Bodens waren die Folgen dieser „Befreiung". In den 13 Jahren von 1886—1898 kamen im deutschen Reiche 25766 Betriebe mit 883161 ha landwirtschaftlicher Fläche zur Zwangsversteigerung. Wie auch in guten Zeiten der Bodenhandel blüht und bei steigenden Preisen zu Überschuldung führt, zeigt ein Bericht der ostpreußischen Landwirtschaftskammer von 1911: „Die zunehmende Mobilisierung des Groß- und Kleingrundbesitzes hat auch im letzten Jahr wieder zu ernsten Besorgnissen Anlaß gegeben, zumal die Preise wieder erheblich gestiegen sind. In einzelnen Gegenden macht sich eine ungeheure Preistreiberei durch gewerbsmäßige Güterhändler bemerkbar, die bei jedem Konjunkturrückgang zum Ruin der Käufer führen muß." Daß gerade auch beim Großgrundbesitz die Vererbung fast zur Ausnahme geworden ist, geht aus folgenden Stellen einer Untersuchung hervor, die über diese Fragen Prof. Sering im Auftrag des Landwirtschaftsministeriums in den östlichen Provinzen Preußens angestellt hat: „Der Landwirt ist zum Geschäftsmann geworden, der seinen Grundbesitz als Kapitalanlage behandelt" (Ostpreußen). „Man sieht den Boden vielfach als reines Handelsobjekt an" (Westpreußen). „Großgrundbesitz wird in der Regel nicht vererbt, sondern verkauft" (Posen). „Im Landratsamt Rotenburg (Schlesien) haben im letzten Jahrzehnt zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Güter sechsmal, zwei andere fünfmal im freien Verkehr, von allen übrigen nur zwei im Erbgang ihren Besitzer gewechselt."

Eine Folge der Warenrechtsauffassung des Bodens ist auch die Umwandlung der Allmende, d. h. des Gemeindeeigentums an Acker, Wiese und Wald, in Privateigentum, wie sie in Preußen seit der „Gemeinheitsteilungsordnung" von 1821, später auch in den anderen deutschen Staaten oft gegen den hartnäckigen Widerstand der Landbevölkerung erzwungen wurde. Wie fest die Allmende im Volksbewußtsein wurzelte, geht daraus hervor, daß trotz der Bekämpfung durch die einflußreichsten Kreise sich namentlich in Südwestdeutschland ein nicht unbedeutender Allmendbesitz erhalten hat. Der Anteil des einzelnen Bürgers an der Allmende stieg mit dem Alter; die bei den Kindern wohnenden Eltern wurden deshalb schon aus dem Grunde gut gepflegt und in Ehren gehalten, weil sie wirtschaftliche Vorteile durch ihren Allmendanteil ins Haus brachten. Überall wo diese Anteile auf genügend lange Zeit (vor allem auf Lebenszeit) ausgegeben wurden, haben sie den größten Segen gestiftet und vor allem den wirtschaftlich Schwachen eine Stütze geboten, welche die Entstehung eines ländlichen Proletariats und einer Leutenot auf dem Lande verhinderte. Auch heute noch haben viele Industriearbeiter in Baden, Württemberg und der Schweiz ihren Allmendanteil in ihrem Dorf, der ihnen Heimstätte und die nötigste Nahrung und damit eine Unabhängigkeit gewährt, wie sie der ausschließlich auf den Verkauf seiner Arbeitskraft angewiesene städtische Arbeiter nicht kennt. Welch ein Segen ausgedehntes Gemeindeeigentum bringt, zeigen diejenigen deutschen Gemeinden — und es gibt deren eine beträchtliche Zahl —, die auf Grund ihres einträglichen Landbesitzes keine Gemeindesteuern zu erheben brauchen, ja oft ihren Angehörigen Holz oder elektrische Energie frei liefern oder gar noch, wie Klingenberg am Main, jedem Bürger jährlich eine Summe in bar auszahlen! (Vgl. die Beispiele solcher Gemeinden in Dr. jur. von Schwerin: Revolution, Landwirtschaft, Bodenrecht, Diessen vor München bei Jos. Huber 1919). Da aber, wo ein falsches Bodenrecht die Allmende beseitigt hat, herrscht vielfach auch auf dem Lande Landnot und damit Landhunger, der von dem spekulativen Bodenhandel rücksichtslos durch Hochtreiben der Preise ausgebeutet wird. So wird (1919) aus Greffen, Kreis Warendorf, Provinz Westfalen berichtet, daß von den vier Lehrern des Ortes keiner ein Stück Land zu erschwingbarem Preise bekommen konnte. Denn alles Land in der Nähe des Dorfes ist in „festen Händen", die Pachtpreise sind ungeheuer. Ein einziger Bauer hat 200 Morgen unmittelbar am Dorfe liegen. Und in der Gemeinde Bracht bei Marburg in Hessen gab es sieben Gemeindeangehörige ohne jedes Land. Hier hat 1919 die Gemeinde selbst an der Bodenspekulation sich beteiligt: Sie kaufte von der Regierung in Kassel 39 ha zum Preise von 1200 Mark für den ha. Davon gab sie 19 ha 30 a, für welche sie 23160 Mark gezahlt hatte, an die meistbietenden Gemeindeangehörigen, d. h. an solche, die schon im Besitz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Land und damit zahlungsfähig waren, weiter und erzielte dafür 68865 Mark. Die kleinen Bauern und die ganz Landlosen konnten nicht mitbieten und gingen leer aus.

Nach alledem ist es klar, daß nur eine Befreiung des Bodens von dem Warenrecht und seine Stellung unter ein besonderes soziales Recht ihn wieder seiner eigentlichen Bestimmung, Heimat, Arbeitsstätte und Nährmutter fleißiger Menschen zu sein, zuführen und erhalten kann. Nur ein solches Bodenrecht, das jeden Mißbrauch mit dieser Grundlage alles Volksdaseins ausschließt, vermag landwirtschaftliche Kleinsiedelungen, die von gemeinnützigen Siedlungsunternehmungen mit großen Opfern zustande gebracht werden, ihrem Zweck dauernd zu sichern. Solange solche Siedelungsgesellschaften unter einem verkehrten Bodenrecht arbeiten, wird immer wieder ein erheblicher Teil ihrer Arbeit zunichte gemacht. Nach dem Bericht des Leiters der Ostpreußischen Landgesellschaft haben 1912 rund 15% der angesetzten Siedler ihr Grundstück mit Gewinn weiter verkauft. Dieser Gewinn bedeutet ein glattes Geschenk der Siedelungsgesellschaft an diese eigenartigen „Siedler". Und dabei ist es vorgekommen, daß solche „Siedelungsgewinner" mit dem unverfrorenen Ansinnen an die Gesellschaft herantraten, ihnen doch wieder eine neue Stelle zu verschaffen, da sie die alte „so gut" hätten verkaufen können. Sie wollten offenbar diese Art „landwirtschaftlicher" Tätigkeit fortsetzen und waren sich anscheinend des Mißbrauchs nicht einmal bewußt, den sie mit einer gemeinnützigen Einrichtung trieben. So hat ein falsches Bodenrecht das Rechtsbewußtsein unseres Volkes verwirrt!

Dauernd Ersatz haben kann eine Innenkolonisation nur auf bodenreformerischer Grundlage, d. h. nur dann, wenn die Kleinsiedelungen durch ein Heimstättengesetz ihrem Zweck erhalten, Wucher und Verschuldung aber ausgeschlossen werden. Und eine solche Errichtung landwirtschaftlicher Kleinbetriebe ist unbedingt nötig. Nicht nur deshalb, weil die großen Güter im Osten infolge Mangels an Landarbeitern gar nicht in der Lage sein werden, ihr Land genügend auszunützen, sondern vor allem auch, weil landwirtschaftliche Kleinbetriebe bei gleicher Bodenfläche im ganzen mehr Nahrungsmittel schaffen als Großbetriebe. In bezug auf Viehhaltung sind die Kleinbetriebe den großen um das vielfache überlegen. Sie allein vermögen aber auch — und das ist der springende Punkt — den für unsere Volksernährung so ungeheuer wichtigen Kartoffelbau bis zur höchsten Leistungsfähigkeit zu steigern, weil nur sie die dazu nötigen zahlreichen Arbeitskräfte stellen können. Eine starke Zunahme des Kartoffelbaues ist, wie allseitig zugegeben wird (vgl. Kalender des Bundes der Landwirte 1919, Teil II, S. 150ff.) das einzige Mittel, um uns in bezug auf die Ernährung vom Ausland unabhängig zu machen. Die Verminderung der Getreideanbauflächen, die damit verbunden sein wird, wird keine Minderung der Getreideerträge bringen, weil dieser durch den Fruchtwechsel mit Hackfrüchten außerordentlich gesteigert wird. Bedenkt man, daß die kleinen

Landwirte Getreide und Kartoffeln vielfach halb und halb bauen, die Gesamtanbaufläche für Kartoffeln aber nur 13,3% der landwirtschaftlichen Fläche überhaupt ausmacht, so erkennt man die entscheidende Bedeutung einer Ausdehnung der Kleinlandwirtschaft für die Volksernährung*).

Dazu kommt noch die Bedeutung einer zahlreichen Landbevölkerung als Jungbrunnen eines körperlich rüstigen und sittlich gesunden Volkstums. Darauf, was halbstädtische Kleinsiedelungen für Industriearbeiter, die ebenfalls schätzbare Beiträge zur Volksernährung liefern können, für die körperliche und sittliche Gesundung unseres Volkes zu leisten vermögen, sei in diesem Zusammenhang nur hingewiesen. Sie werden in der Zeit des Achtstundentags der oft eintönigen Tätigkeit des gewerblichen Arbeiters durch Beschäftigung im Garten und Berührung mit der Natur ein Herz und Gemüt erfreuendes Gegengewicht bieten und eine edlere Unterhaltung gewähren als Kino und Kneipe. Sie werden vor allem auch ein wahres Jugendland sein, wo tüchtige, frohe, an Leib und Seele gesunde Kinder heranwachsen.

Ein dringendes Gebot der Stunde sind diese ländlichen und halbstädtischen Heimstätten. Ihre rechtliche Grundlage aber, ohne die sie keinen Bestand haben, heißt: Bodenreform.

Dr. G. Cony.

Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande.

Man sollte meinen, unsere bedrängte volkswirtschaftliche Lage, welche mit allen Preisen auch die für die Lebenshaltung so wichtigen Preise der Lebensmittel in die Höhe schnellen ließ und vielleicht noch weiterhin steigen lassen wird, hätte in weiten Kreisen unseres Volkes den brennenden Wunsch nach Selbstversorgung und Erzeugung auf eigener Scholle geweckt. Die Aussichten für die Zukunft sind, die günstigsten Bedingungen selbst angenommen, doch alles andere als rosig. Wenn nun einerseits die kaum zu überwindenden Schwierigkeiten beim Neubau in dieser Zeit der Hauptgrund sein mögen, weshalb die Siedelbewegung nicht recht ins Treiben geraten will, so steht diesem äußeren Grunde doch kaum an Bedeutung die Tatsache nach, daß der größte Teil der Stadtbewohner über die Anforderungen, Aussichten und Möglichkeiten eines Lebens auf dem Lande sich keine klare Vorstellnug zu machen imstande ist. Man ißt das Brot, das der Bauer der Scholle abringt — doch wie es zustande kommt, wen kümmerte das? Erschreckend kläglich war das Ergebnis einer Rundfrage unter Volksschulkindern in der Stadt nach den einfachsten landwirtschaftlichen Grundbegriffen. Es gibt eine Unzahl Erwachsener, die eine Wiese nicht von einem jungen Kornfeld unterscheiden können usw. Da bleibt es denn kein Wunder, wenn die für

*) Man vergleiche hierzu die Ausführungen von E. Westphal („Zurück zur Landwirtschaft!") in Heft 6 des „Vortrupp", insbesondere S. 157 u. 158.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Volksernährung wichtigsten Berufe in ärgste Bedrängnis geraten; für eine Zigarette zahlt man anstandslos den Preis, das Brot aber will man — umsonst haben!

Es kann nicht der Zweck dieses Aufsatzes sein, diesem leidigen Übelstand abzuhelfen. Wohl aber geht die Absicht des Verfassers dahin, solchen Siedellustigen, welche sich bisher durch mangelhafte Kenntnis der landwirtschaftlichen Erwerbsverhältnisse abschrecken ließen, dem Plan des Siedelns ernsthaft näher zu treten — es gibt deren eine große Zahl — Unterlagen an die Hand zu geben, die ihnen zu gegebener Zeit und Gelegenheit Krücken sein mögen, an welchen sie sich ins Neuland wagen.

Es würde zu weit führen, wollte ich in diesem kurzen Abriß näher auf die Erwerbsaussichten der eigentlich landwirtschaftlichen Berufe eingehen. Meine Absicht geht vielmehr dahin, auf eine Reihe landwirtschaftlicher Nebenberufe hinzuweisen, welche bisher für die Entlastung unserer Volkswirtschaft noch kaum beachtet sind, aber gerade im Zusammenhang mit den ganzen Zeitumständen immer mehr an Bedeutung gewinnen. Für den aus der Stadt Übersiedelnden gibt es drei Wege, sich auf dem Lande niederzulassen. Zunächst den, daß er sich von Anfang an selbständig macht, einen fertigen Betrieb übernimmt, hierzu gehören Vorkenntnisse, praktische Erfahrungen und Geld, oder den, daß er auf eigene Faust an die Begründung seiner Existenz geht, ohne sich um die Erfahrungen anderer zu kümmern, und schließlich der dritte des Einwachsens in einen fertigen Betrieb.

Mir sind eine Reihe Fälle bekannt, in welchen junge Leute aus der Stadt mit Einjährigen-, wohl gar Abiturientenzeugnis sich einem Landwirt als Lehrling verdingten, in einzelnen Fällen noch unter Zuzahlung eines festen nicht geringen Lehrgeldes. Besitzen diese Siedellustigen von Haus aus Kapital, so ist dagegen nichts einzuwenden. Besitzen sie es nicht, so werden sie in ihrem wirtschaftlichen Kampf sehr behindert. Vorbildlich scheint mir in dieser Beziehung die Handlungsweise eines Landbesitzers, welcher einem Siedellustigen gestattete, schon während der Lehrzeit in seinem Betrieb von ihm Land zu pachten und so am Aufbau seiner Existenz zu arbeiten. Mit Abschluß seiner Lehrzeit besaß der Siedler feste Einkünfte aus seinem Garten. Da ihm Verkaufsrecht eingeräumt war, so ist er zu Haus und Hof gekommen, ohne sonderliches Vermögen besessen zu haben und nennenswerte Schulden aufzunehmen. Würden erst weite Kreise der Landwirtschaft sich zu diesem den Siedellustigen entgegenkommenden Vorgehen verstehen, so könnten wir bald eine Reihe festbegründeter Existenzen auf dem Lande aufblühen sehen.

Bessere Verdienstmöglichkeiten als die Arbeit eines Lehrlings in einem landwirtschaftlichen Betriebe bietet heute die Tagelöhnerei auf eigene Faust. Besondere Kenntnisse sind nicht erforderlich. Wer über einige praktische Geschicklichkeit verfügt, dazu über die nötigen Körperkräfte und über etwas Anspruchslosigkeit, wird überall Beschäftigung finden, sonder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich aber im Holz, sei es an der Schlagstelle oder im Sägewerk. Mir ist der Fall eines Invaliden bekannt, eines Friedenskrüppels, der auf diesem Wege zu Geld kam und heute nach seinen Begriffen wie ein König lebt. Große Wälder fallen ja dem Zwang der Zeit zum Opfer, hier gibt es Beschäftigung übergenug. Geringer entlohnt wird die Arbeit des Heideschlagens, des Torfstechens, doch bringt sie heute einen auskömmlichen Lebensunterhalt.

Nun zu Berufen, die man bisher nicht als voll nahm. Allgemein galt die Ansicht, daß die Volkswirtschaft erst bei der Arbeit für das wirtschaftliche Gut, bei den produktiven Berufen beginne. Heute, wo die Produktion in immer ärgere Bedrängnis gerät, fällt naturgemäß ein immer größeres Gewicht all den verschiedenen Arten des Sammelns zu. Bereits im vergangenen Winter hat manche Häuslingsfamilie eine bare Wirtschaftsunterstützung von nicht zu unterschätzender Bedeutung erhalten durch Sammeln von Kiefernzapfen. Da der Zentner mit 35, auch 45 Mk. bezahlt wurde, zog Groß und Klein aus mit Säcken und Karren, um die grünen Früchte zu pflücken und an den Aufkäufer im Ort abzuliefern. Die Arbeit besteht im Abpflücken oder Abreißen, zu welchem Zweck man die Zweige mittels langer Stangen herabbiegt oder in die Bäume steigt, und im Abliefern. Die Ernte betrug bei dem ausgezeichneten Wetter 30—40 Pfund auf den Tag und Kopf, also 10—18 Mk., für eine zu fünf Personen sammelnde Familie täglich 50—90 Mk.

Man sieht, welche Bedeutung dem Sammeln gerade für wenig bemittelte kinderreiche Familien zukommt. Die Kinder sind keine bloßen Zehrer mehr am Kapital der Eltern, sondern selbständige Wirtschaftsfaktoren. Die Beschäftigung ist für die Kinder eine Spielerei, sie erhält sie gesund und macht sie gewandt, sie hält sie vor allem von dem bösen Einfluß der Straßenlangeweile fern und lehrt sie den Kampf der Eltern verstehen und tragen. Eine besondere Annehmlichkeit dieser Nebenbeschäftigung liegt darin, daß bei den gegenwärtigen Zeitumständen fast das ganze Jahr hindurch gesammelt werden kann. Hierdurch erhält diese Tätigkeit den vollständigen Charakter eines Berufs. Es ist tatsächlich möglich, nicht nur vom Sammeln zu leben, sondern sogar ein kleines, oft sogar recht beträchtliches Vermögen auf die Seite zu legen. Im Winter sammelt man Kiefernfrüchte, auch Wacholderbeeren. Im Frühjahr Wildgemüse auf Sturzäckern, auf der Wiese, an Rainen. Hierzu gehören Löwenzahn (tief gestochen, wenn die ersten Spitzen erscheinen), Hopfen (ganz jung), Sauerampfer, Melde, Brennessel, Kresse usw. Lieferung erfolgt frisch auf den Markt, wo die Wildgemüse Preise von Treibgemüsen erreichen, oder nach Verarbeitung an Firmen (gedörrt, eingekocht). Im Sommer setzt die oft sehr ergiebige Pilzernte ein. In pilzreichen Jahren und Gegenden fällt es nicht schwer, auf den Kopf und Tag $^1/_2$—1 Zentner Pilze zusammenzubringen. Man sammelt im allgemeinen

Steinpilze und Pfifferlinge, Champignons und Trüffeln, doch finden auch Sandpilze, Schmerlinge, Ziegenlippen, die eßbaren Täublinge, Ritterlinge, Grünlinge usw. Absatz. Frische Pilze (gereinigt) wurden mit 100—200 Mk. für den Zentner bezahlt. Als Pilzmehl, Trockenpilze oder Pilzextrakt brachten sie 1000—3000 Mk. und mehr. Mit dem Juli setzt die Beerenlese ein. Den Blaubeeren folgen in der Reife die Krons- oder Preiselbeeren. Gleichzeitig reifen Himbeeren, später Brombeeren. Schließlich fällt in den Herbst eine zweite Ernte an Krons- oder Preiselbeeren. Der Zentner kam auf 150—300 Mk. zu stehen. Gesammelt wurden im Durchschnitt auf Kopf und Tag 10—30 Pfund. Es fällt also nicht schwer, aus der Beeren- und Pflanzenlese seinen Unterhalt nicht nur für kürzere Zeit, sondern unter Umständen für das ganze Jahr zu bestreiten. Allerdings sind die Einkünfte eben sehr von der Witterung abhängig. Außer den aufgeführten Beeren kommen noch in Frage: Hollunder, Wacholder, Ebereschen, Faulbeeren, Moos- und Krähenbeeren usw. Mit dem Aufblühen dieser Sammler-Berufe Hand in Hand geht das Anwachsen der Bedeutung des Heimgewerbes. Nebenberuflich (für den Winter und Feierabend) bietet sich eine gute Einnahmequelle im Fertigen von Schnitz-, Flecht-, Binde- und Knüpfarbeiten. Geschnitzt werden Holzpantinen, offen oder geschlossen (Holländer Klompen), Näpfe, Becher, Löffel, Spiel-, Schmuck- und Luxuswaren. Geflochten werden Matten aus Stroh, Binsen, Rohr usw., Körbe aus Weiden, Bienenwohnungen aus Stroh und Tannenwurzeln (Lüneburger Stülpkörbe, Gravenhorstsche Bogenstülper). Geknüpft werden Netze zum Fischen. Geklöppelt werden Spitzen. Spinnen und Weben wird allgemein wieder aufgenommen von der Landwirtschaft.

Weitere Erwerbsmöglichkeiten würden sich dem Kunstgewerbler bieten durch Ausgestaltung oben erwähnter Tätigkeiten im künstlerischen Sinn. Selbst der Künstler und Geistesarbeiter wird in vielen Fällen auf dem Lande ein ungestörteres Schaffen, weitere Anregung und damit bequemere Verdienstmöglichkeit finden als in der Stadt.

Zu erwähnen bleibt schließlich noch der Beruf des Kleintierzüchters, und, alle umfassend, der des Siedlers. Durch Zucht von Woll-, Pelz-, Nutz-, Schlacht- und Zuchtvieh läßt sich eine sichere Existenz begründen, ja allein schon durch Fang und Jagd. Kommt der Marderpelz auf 2000 Mk., das Maulwurfsfell auf 15 Mk., das Karnickelfell auf 30 Mk., so lohnt, wie es einmal Flöricke im Kosmos angeregt hat, sogar die Zucht unserer Raubtiere und ausgesprochenen Schädlinge. Bei der Kaninchenzucht liegt die Sache ganz klar, einem Posten von 500 Mk. für Auslagen an einem Bestand von etwa vier Häsinnen steht eine Einnahme von $4 \times 15 = 60$ Jungtieren mindestens, gleich 2000 Mk. gegenüber. Insbesondere lohnt die Zucht von Wollkaninchen. Eine Ziegenzucht, Geflügelzucht, Schafzucht, ja Rind-, Pferd-, vor allem auch Eselzucht läßt sich mit einigen guten Jungtieren beginnen und nach und nach aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bauen. Voraussetzung ist Weidegelegenheit oder Wiese, überhaupt Futter. Doch sind insbesondere Schnucken und Esel sehr anspruchslos. Hier wäre zu nennen außerdem noch die Zucht von biologisch interessanten Objekten, Seltenheiten oder Kuriositäten: Stabheuschrecken, Mimosen, Pracht- und Riesenfalter, lebendgebärende, nestbauende Fische, Salamander, Schlangen usw. Hierzu käme noch die Anzucht von besonders begehrten Pflanzen, die Herrichtung einer Baumschule usw. geht schon ins Gebiet der eigentlichen Siedelung über und muß einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben.

Wie man sieht, sind die Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande gar nicht so gering, wie man allgemein annimmt. Auch ist das Leben und die Arbeit durchaus nicht eintönig.

G. A. Küppers.

Rund um uns

Heimkehr. Eins haben die Menschen unserer Tage beinah ganz vergessen: Das Horchen auf die inneren Stimmen. Und wenn man sich erkannt hat, gilt es, den Mut zu haben, nach dieser Erkenntnis zu leben. —

Die Zeit unserer Entwicklung war ganz darauf eingestellt, die inneren Mahnstimmen zu übertäuben, um nach außen zu wirken, sich eine Existenz dadurch zu erringen. Gegen den Strom anzuschwimmen war für die meisten ein unmögliches Beginnen. — Das Leid, das in dieser vergewaltigten Menschennatur entstand, ist als solches etwas Negatives. Aber als Förderer des Willens zum wahren Leben ist auch dies Leid positiv. Nicht mit dieser heißen Inbrunst würden wir alle die Jahre hindurch nach der Erfüllung unserer Sehnsucht gestrebt, nicht die Erfüllung mit dieser tiefen Freude erlebt haben, hätten wir nicht an diesem Leide gekrankt. — Die Zeit der Kindheit mag wohl bei Manchen noch ziemlich frei von diesem Zwange gewesen sein. Vielleicht war es für uns überhaupt nur möglich, uns zu erkennen, weil wir uns erinnerten, wie wir als Kinder waren: Rein, ernst, voll inneren Lebens. Die Jahre der ersten Entwicklung brachten dann die Wandlung. Von innen und außen drängen Wünsche, Forderungen, Ziele. Hingerissen in den Strom, unfähig sich zu wehren, nicht mehr horchend auf den Mahner im Herzen, sich selbst und andere übertäubend, wurde das Leben Leid. — Dann kam die Zeit der Erhebung, des Besinnens, des Erschreckens. Wohl denen, denen sie kam. Tausende erwachten nie. Und nun tobten die unterdrückten Fähigkeiten und Wünsche gegeneinander. Wie man vorher vor dem Chaos fremder, äußerer Gewalten gestanden hatte, stand man nun vor der Verwirrung eigener, innerster Gewalten. Keine Spur von irgendwelcher Gemeinschaft. Arbeit und Menschen, ja selbst die nächsten, sind Quelle der Neugier und Kräfteerprobnis. Man lehnt die Ruhe ab, denn man kennt nur die Ruhe der Erstarrung. Wie's drinnen drängt und gärt, so will man's auch draußen. Neue Länder, neue Menschen! Das Leben als Jagd. Jubel und Freude erfüllt die Seele. Aber es ist die Freude der Erregung. — Und wenn Gnadentage kommen — Gnadentage aus der Welt der Erfüllung — sieht

man erstaunt um sich; nimmt sie scheu und freudig. Aber man ist nicht fähig, sie zu halten. — Man muß den Weg, den man eingeschlagen, erst zu Ende gehen, man muß erst durch Verzweiflung und Irrtum, durch Qual und Sünde hindurch zur Reife gelangen. — Und wohl dem, der bis zur tiefsten Tiefe niederstieg, der die Sünde wider den heiligen Geist nicht beging, der dem Drängen der inneren Stimme folgte. Nur wem alle Hoffnung schwand, wird die Erfüllung zuteil. In der dunkelsten Dunkelheit erscheint das Licht. — Und plötzlich leuchtet ihm die Gnade, und er hat sich selbst erkannt. — Er ist heimgefunden zu seiner Kindheit. Er ist gereinigt, erfüllt. Und dann fällt ihm alles zu; dann erlebt er Gemeinschaft staunend, tief beglückt, denn er selbst ist bereit zum Geben. Dann strahlt die Ruhe der Erfüllung von ihm aus. —

Und dann schwindet auch der letzte Rest von Hochmut. Dann hat man Ehrfurcht vor dem Kampf und der Arbeit anderer. Man weiß, der eine muß wirken in rastloser, äußerer Arbeit, der andere muß wirken durch sein Leben, durch seine Freundschaft. — Man wird bereit sein für seine Freunde und fähig sein, den ganzen inneren Reichtum dieser Freundschaft zu tragen. Man wird diese Freunde fest an sich ketten und nicht nach neuen jagen. — Denn man hat erkannt, welche Schätze man besitzt. Man wird mit seinem Pfunde wuchern. — Und man wird die Erlösung nicht mehr in einer weit entfernten Zeit suchen, vielleicht erst nach dem Tode, sondern man weiß, daß man sie diesen Augenblick hat. „Wahrlich, ich sage dir, diese Nacht noch wirst du mit mir im Paradiese sein."

Sophie Johannsen.

Aus der Weltanschauungsbewegung unserer Zeit. Im 2. Novemberheft des Vortrupp 1918 wurde bereits auf zwei große Gesellschaften in Deutschland aufmerksam gemacht, die sich für die Pflege der Weltweisheitslehre einsetzen, auf die im Jahre 1904 von Geheimrat Prof. Dr. Vaihinger in Halle gegründete Kant-Gesellschaft und auf deren jüngere Schwester, die Schopenhauer-Gesellschaft, die im Jahre 1911 von dem kürzlich verstorbenen Geheimrat Prof. Dr Paul Deußen aus Kiel ins Leben gerufen wurde. Die erste wendet sich vor allem an Fachleute, die zweite will allen Gebildeten dienen.

Daß die Kriegsumstände und deren Nachwirkungen in unserem geistigen Leben nicht etwa eine Abnahme, sondern vielmehr einen bedeutenden Kräftezuwachs mit sich gebracht haben, beweist die Tatsache, daß gerade in unserer Zeit noch weitere Vereinigungen mit ähnlichen Zielen entstanden sind.

Während des Kriegsjahres 1917 wurde in Weimar die Gründung einer „Deutschen Philosophischen Gesellschaft" beschlossen und im folgenden Jahre erfolgte auf der Hauptversammlung in derselben Stadt Festlegung der Satzungen. Schon der Name kennzeichnet das Ziel: „Pflege, Vertiefung und Wahrung deutscher Eigenart auf dem Gebiete der Philosophie". Diese Gesellschaft will — so heißt es — mit deutschem Geiste das reiche Erbe des deutschen Idealismus treu verwalten, das Erbe, das uns überkommen ist aus der Zeit der Meister Eckhart, Jakob Böhme, Luther und Leibniz und vor allem aus den Tagen der Kant, Fichte, Schiller, Schelling, Schleiermacher und Hegel. (Der Name des so oft und noch immer verkannten Schopenhauer dürfte zum mindesten hier nicht fehlen!) Beachtenswert ist die Bemerkung, daß die richtig eingestellte philosophische Forschung sich stets den Blick offen halten solle für das, was die Gegenwart dringend erfordert: „Das Wesen des deutschen Geistes ist — wissenschaftlich besonnen und damit gerecht abwägend auch bei der Umschau nach außen — in den entscheidenden Zügen zu bestimmen, und die deutsche Zukunft gemäß dieser Einsicht von innen her zu gestalten."

Da die deutsche Weltweisheitslehre berufen sei, das Leben, wo immer es sich schaffend zeigt, zu durchdringen, rechnet die genannte Gesellschaft damit, daß sie über den engeren fachlich begrenzten Bezirk hinaus in weiteren Kreisen unseres deutschen Volkes Wider-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hall finde. „Die Aufnahme in die Deutsche Philosophische Gesellschaft setzt das ausdrückliche Einverständnis mit ihrem entschieden nationalen Ziele voraus." Für den Jahresbeitrag von 12 Mk. erhalten die Mitglieder eine ansehnliche Zeitschrift kostenlos zugesandt: „Beiträge zur Philosophie des Deutschen Idealismus", ferner „Beihefte" dazu und ebenso die „Mitteilungen". Die Geschäftsführung liegt in Händen des Herrn Dr Horst Engert in Dresden A., Gerokstr. 14, von wo Aufklärungsschriften versandt werden und sonstige Auskunft erteilt wird.

Ein wesentlich anderes Gesicht trägt die „Johannes-Rehmke-Gesellschaft", die anläßlich des 70. Geburtstages des Greifswalder Philosophieprofessors am 1. Februar 1918 gegründet wurde, und deren Satzungen im November 1919 beschlossen wurden. Hier ist eine Kampfgesellschaft auf den Plan getreten, die sich ausschließlich für Rehmke und dessen Lehre einsetzt. Es wird die Überzeugung verfochten, daß durch Rehmkes Buch aus dem Jahre 1909 „Philosophie als Grundwissenschaft" die Wissenschaft der Philosophie auf einen bisher unbetretenen Boden gestellt sei. Bekanntlich herrschen heute in Weltanschauungsfragen vornehmlich zwei Hauptrichtungen: der „Positivismus" in enger Anlehnung an die Naturwissenschaft und der „Transzendentalismus" im Anschluß an Kant. Während nun die Vertreter, welcher Richtung sie auch immer angehören mögen, in mannigfacher Weise an ihren geschichtlich gewordenen Gebäuden herumbauten, hätten sie scheinbar noch garnicht Rehmkes „unheimliche Maulwurfsarbeit" bemerkt, der es fertig gebracht habe, die ganze Grundlage ihrer Gebäude zu unterwühlen! Auch die Jüngsten der Gegenwärtigen werden als bloße Nachbeter angesehen: „Irgendwo kommen sie her, irgendwo kleben sie, zähe wie Schusterpech. An Plato, Thomas, Spinoza, Hume, Kant, Fries, Fichte. Fernes, Ehrwürdiges bestaunen sie und flicken ein wenig daran herum. Sie putzen alte Prunkstücke und wenden sie auf Neu. Aber der Moder riecht, und der Wurm frißt weiter." —

Als Vierteljahrsschrift dient die „Grundwissenschaft", deren 1. Heft der ersten Reihe vom Oktober 1919 vorliegt in Gestalt eines starken Bandes von 95 Seiten. Auf S. 32—35 dieses 1. Heftes der „Schriften der Johannes-Rehmke-Gesellschaft zur Aufrichtung der Philosophie als Wissenschaft wider Erkenntnistheorie und metaphysische Weltdichtung" sehen wir in großen Zügen einen bereits feststehenden Arbeitsplan über nicht weniger als fünfzehn der kommenden Hefte. Die Zukunft wird lehren, inwieweit der große Wille, der hier ausgesprochen ist, sich durchsetzen wird. „Mitglied der Johannes-Rehmke-Gesellschaft kann jeder Freund der Philosophie werden." Gegen einen Jahresbeitrag, der vorläufig auf 20 Mk., für Studierende auf 10 Mk. festgesetzt worden ist, genießen die Mitglieder freien Zutritt zu den Veranstaltungen und erhalten die Veröffentlichungen der Gesellschaft. Die Leitung befindet sich in Charlottenburg, Sesenheimstr. 30.

Weniger umstürzlerische Bestrebungen verfolgt eine dritte Vereinigung: der „Volksbund für Kantische Weltanschauung". Er vertritt die Überzeugung, daß bei allen Völkern und Zeiten in Philosophie und Religion Wahrheitswerte vorhanden sind und diese nicht besser aufgeschlossen werden können als unter dem Lichte der Kantischen Weltanschauung. Der Volksbund will unter Ablehnung alles Unklaren und Schwärmerischen die höchsten Werte der geistigen Entwicklung der Menschheit, insbesondere indische Weisheitslehre, griechische Philosophie, christliche Wahrheit und neue Weltanschauung, in streng wissenschaftlicher aber zugleich volkstümlicher Form allen denkfreudigen Männern und Frauen zugänglich machen. Also wissenschaftlich und im guten Sinne des Worts zugleich volkstümlich! Das ist die schwere Kunst, die hier gefordert wird und die nicht gerade jedermanns Sache ist. Als vornehmstes Mittel seiner Wirksamkeit erstrebt der Volksbund in Vorträgen und Schriften eine fremdwortfreie deutsche Sprache — wenn es auch viel Mühe kostet, dieses durchzuführen. Aber so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heißt die Zielbestimmung: „Jeder, der eine deutsche Schule besucht hat, soll erfolgreich für sich und für andere an der Volksbundarbeit teilnehmen können." In dem Sinne wirkt der Volksbund durch Schriften, Büchereien, Lesegesellschaften, Arbeitsgemeinschaften, allgemeine Zusammenkünfte und Vorträge. In erster Linie sollen auf solche Weise unumgängliche Vorarbeiten geleistet werden, um alle Denkfreudigen unter uns instand zu setzen, an der Weltanschauungsbewegung der Gegenwart selbständig teilzunehmen. Aus diesem Grunde ist der Volksbund für Kantische Weltanschauung auch kein Wettbewerbsunternehmen, sondern er sieht darin seine eigentliche Aufgabe, allen solchen Vereinigungen und Menschen zu dienen, denen die geistige und sittliche Ertüchtigung des deutschen Volkes als hohes Ziel am Herzen liegt.

Dank der zahlreichen freiwilligen Beiträge während des ersten Jahres seines Bestehens von etwa tausend Menschen, die zu der guten Sache Vertrauen faßten, konnten die Pläne des Volksbundes langsam aber sicher in die Tat umgesetzt werden. Nachdem die Gründungsversammlung am 20. Januar 1919 in Hamburg stattgefunden hatte und bald darauf die Grundsätze niedergelegt wurden, entstanden im Laufe des Jahres weitere Kreise in Hagen, Harburg und Essen.

Mitglied wird jeder Freund der Volksbundsache, der seinen Namen und Beruf nebst Anschrift der Hauptstelle mitteilt und mit dem Volksbund in Verbindung tritt durch Bezug der von ihm namhaft gemachten Schriften oder durch Überweisung eines freiwilligen Beitrags in jeder beliebigen Höhe. Doch empfiehlt es sich, als Grundstock für das Jahr mindestens 5 Mk. zu geben. Dafür wird dann nach dem Grundsatz „Leistung und Gegenleistung!" teils sofort, teils im Laufe des Jahres ein möglichst entsprechender Wert in Gestalt von Drucksachen und Schriften zurückgegeben. Um allen Suchenden die ihnen zusagende Auswahl treffen zu helfen, ist eine Buch-Beratungsstelle eingerichtet worden und eine Abteilung Buch-Versand. Nur weniges aber ganz Ausgezeichnetes wird vom Volksbund empfohlen an Einführungsschriften sowohl wie Fortbildungsschriften. Ein Verzeichnis steht auf Wunsch zur Verfügung.

Wer in dieser Weise mit dem Volksbund für Kantische Weltanschauung in Beziehung treten will oder sonst Auskunft haben möchte, wende sich an die Hauptstelle: Oberlehrer Biernatzki, Hamburg 36, Pilatuspool 7.

Reinhart Biernatzki.

Der **Deutsche Volkshausbund** hat an alle in Frage kommenden Stellen eine Eingabe seines Bauausschusses versandt, die für die Herstellung von Volkshausentwürfen eintritt. Darin heißt es:

Es besteht heute keine Möglichkeit, Volkshäuser als Mittelpunkte aller kulturellen, sozialen und Wohlfahrtsarbeit, als Stätte der Volkshochschule, der Volksbücherei, der Lesehallen-Bewegung zu errichten. Wir wissen auch heute noch nicht, wann es wieder möglich ist, solche Volkshäuser zu bauen. Wenn wir trotzdem den obigen Antrag uns vorzulegen erlauben, so tun wir dies aus folgenden Erwägungen heraus.

1. Das Volkshaus ist kein Luxusbau, wie vielfach irrtümlich angenommen wird. Es ist von allen Seiten heute anerkannt, daß zum Wiederaufbau unserer Volksgemeinschaft solche Häuser dringende Notwendigkeit sind.

2. Durch die Zusammenlegung und das Zusammenarbeiten im Volkshaus werden sich manche Ausgaben vermeiden lassen.

Darum wird allgemein gefordert, daß, wenn wieder die Möglichkeit zum Bauen vorliegt, sofort mit dem Bau begonnen werde. Aber schon jetzt gilt es, die Vorbereitungen zu treffen.

Da das Volkshausproblem für die deutschen Architekten manche neuen Gesichtspunkte bietet, empfiehlt es sich, einige ideale Entwürfe durch einen Wettbewerb für die verschiedenen Volkshäuser — für die Großstadt, Mittelstadt, Kleinstadt und für das Land — herstellen zu lassen.

Diese idealen Entwürfe sollen den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkshaus-Gedanken im allgemeinen klären — insbesondere hinsichtlich des Bauprogramms und der Gruppierung der Räume —, dann aber auch Fingerzeige für die zur Ausführung gelangenden örtlichen Entwürfe bieten. Deshalb hat jede Stadt und Gemeinde und jeder Kreis ein besonderes Interesse daran, daß dieser Wettbewerb auch für die idealen Entwürfe zustande kommt.

Wandernde Jugend. Seit den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind die Gebirgs- und Wandervereine eifrig am Werke. Sie haben unendlich viel Segen gestiftet. Aber steht ihre Mitgliederzahl von 2—300000 in einem Verhältnis zur Bevölkerungszahl? Müßte nicht für jeden Einzelnen die innige Freundschaft zur Natur das Allerselbstverständlichste sein? Aber hier ist es, wie mit den meisten entscheidenden Dingen des inneren Werdens. In das empfängliche Gemüt der Jugend muß der Keim gelegt werden. Wer in jungen Jahren kein Freund der Sonne wurde, wer die Blume nicht sah und den Vogel nicht hörte, muß von Glück sagen, wenn er trotzdem später noch den Weg zur Mutter Natur fand.

Der Wandervogel hat's begriffen und ist zur Selbsthilfe geschritten. Sein Beispiel hat gezündet. Die wandernde Volksjugend rührt die Schwingen, daß es eine Freude ist. Aber wohin mit aller Wanderfreude, wenn das Wesentlichste, das einladende Obdach fehlt! Die Wirtshäuser können weder solche Massen aufnehmen, noch sind sie der geeignete Boden. Die Klagen über Wucherpreise, selbst für einfaches Strohlager, kommen von allen Seiten.

Da hat Richard Schirrmann vor rund 10 Jahren die Losung ausgegeben: Jedem Ort, gleichwie Schule und Turnhalle, auch ein Gelaß für die durchwandernde Jugend! Einfach, aber traulich soll solche Bleibe sein. Rauchgifte sind von ihnen verbannt. Ein treusorgender Herbergsvater oder eine liebevolle Herbergsmutter sehen nach dem Rechten.

Der Gedanke fiel auf guten Boden. Namentlich in den zwei letzten Jahren geht es prächtig voran. In allen deutschen Gauen sind Zweige des Hauptausschusses für deutsche Jugendherbergen (Geschäftsstelle Hilchenbach i. Westf.) tätig. Manche weitere Herberge kann in das neue Reichsherbergsverzeichnis aufgenommen werden. Mit seltener Einmütigkeit wirken alle Schichten der Bevölkerung mit. Das Jugendherbergswerk ist im besten Zuge, volkstümlich zu werden.

Aber noch geschieht erst ein kümmerlicher Bruchteil von dem, was geschehen müßte. Würde die Tagespresse nur den zehnten Teil des Raumes, den sie dem Pferderennen, Boxkampf und Kino widmet, dem Jugendwandern opfern, es sähe besser um die Aufrichtung der Volkskraft aus. Und was tut der Einzelne, der Vater, der Arbeitgeber, der Gemeinderat, der Abgeordnete? Er schimpft über die Verwilderung der Jugend, über Tanzwut, Schundlesestoff, Kino und Zigarette. Er schimpft. Und wenn es hoch kommt sinnt er über Verbote und steuerliche Maßnahmen. Aber man ist geistig zu bequem und geldlich zu geizig, um für ablenkende und der Jugend gemäße Einrichtungen zu sorgen. Keiner, einerlei ob er an verantwortlicher Stelle am Ruder sitzt oder ob er von gemeinnützigen Pflichten nicht beschwert ist, hat das Recht, die Jugend so leichthin zu beschimpfen und zu verurteilen, der nicht zuvor sein Gewissen befragte: welches Beispiel gaben die Alten durch ihr Leben; welche Taten regtest du an zur Besserung und Ablenkung; welches Opfer brachte dein Geldbeutel zu deren Verwirklichung?

Wie vielen ist es bewußt geworden, daß durch das allgemeine Jugendwandern mehr als 10 Millionen Jungvolk auf die Beine gebracht werden soll? Abgesehen von den Schülern winkt jetzt allen jugendlichen Arbeitern und Angestellten der Samstagfrühschluß und der jährliche Urlaub. Sollen diese auch dem Kino, dem Tanzsaal und sonstiger Verflachung geopfert werden? Fast scheint es so. Mit den homöopathischen Mitteln, die man bisher für Spielplätze, Jugendherbergen und dergleichen aufwandte, ist die Aufgabe nicht zu lösen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die schwerste Anklage muß den Staat treffen. Milliarden sind in dem einen Jahre 1919 für Zigaretten und Schokolade zum Fenster hinausgeworfen worden. Bei unnützen Ausgaben, Schiebungen und Schulden hat man sich an große Zahlen als an etwas Selbstverständliches gewöhnt. Aber wann kommen endlich die großen Zahlen für Dinge, die der Aufrichtung der Volkskraft dienen? Ein gar trauriges Kapitel ist auch die Verwendung der Heeresgerätbestände, die der Herausgeber des „Vortrupp" in seinem Aufsatze „Mathias Zdarskys Lebenswerk" (in Heft 4) erwähnt. Der Hauptausschuß für deutsche Jugendherbergen hat seit mehr als Jahresfrist die Überlassung des Geräts für 2000 Jugendherbergen im Reiche zu je 20 Betten = 40000 Betten nebst Zubehör beantragt. Trotz des verlorenen Krieges, trotz Diebstahls und Schiebungen könnte ein Vielfaches dieser Menge leicht abgegeben werden. Alle Freunde der Jugendkraft und Volksgesundheit sahen ein, daß es keinen besseren und naheliegenderen Weg der Reichshilfe für das Jugendherbergswerk geben könne als die großzügige Zuteilung solchen Geräts. Viele große sozial gerichtete Verbände, das Reichsgesundheitsamt, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, mehrere preußische, Reichs- und bundesstaatliche Ministerien haben diese Wünsche durch unmittelbare Eingaben an die zuständige Stelle warm befürwortet. Alles umsonst. Beim Reichsschatzministerium macht der Begriff Volkskraft keinen Eindruck. Im Streben nach hohen Barerlösen ist man blind dagegen, daß es keine bessere und höher verzinsliche Anlage geben kann als die Schaffung von Anlagen, die geeignet sind, ein Geschlecht mit anderer Lebensauffassung und Lebensführung heranzuziehen. Die Vorräte schwinden immer mehr. Kommt nicht in letzter Stunde ein entscheidender Umschwung, so wird diese nie wiederkehrende Gelegenheit verpaßt werden. Das allgemeine Jugendwandern wird sich trotzdem Bahn brechen. Aber die Folge wird sein, daß das Reichsherbergsnetz auf lange hinaus ein lückenhaftes Gebilde bleibt und daß das notwendige Gerät später — mit öffentlichen Mitteln zu sehr viel höheren Preisen wieder aus dem offenen Markt zurückgekauft werden muß.

In Bayern sprach vor Kurzem Justizminister Müller goldene Worte über den Wert der Leibesübungen. Im Reiche merkt man noch wenig von anderem Wind. Käme Jahn wieder, so würde er vermutlich offene Ohren, aber verschlossene Geldbeutel finden.

W. Münker.

Der Ausverkauf des deutschen Bodens. Auffallend häufig konnte man in letzter Zeit in dem Handelsteil großstädtischer Tageszeitungen lesen, daß neue „Grundstücksverwertungsgesellschaften" sich gebildet haben. In der Regel handelt es sich dabei um Gründungen, die das Verschachern des vaterländischen Bodens an Ausländer gewerbsmäßig betreiben. Nicht einzelne Häuser, nein ganze Häuserblocks gehen auf diese Weise unter Ausnutzung unseres schlechten Geldstandes in ausländischen Besitz über. Ganz besonders schlimm ist das Treiben in den Grenzgebieten. In ganz Schleswig-Holstein, namentlich in Kiel, gehen immer mehr Grundstücke in den Besitz von Dänen über. In Danzig sind den Skandinaviern die Polen gefolgt. „Polnische Kaufleute, kommt nach Danzig, kauft Danzig restlos auf; ihr polnischen Fabrikanten baut in Danzig polnische Fabriken", so ruft das Polenblatt Dziennik Gdanski seinen Landsleuten zu. Ungeheure Werte an Grund und Boden haben die Polen in Danzig offenbar mit Unterstützung ausländischen Kapitals bereits in ihren Besitz gebracht; und so droht die Gefahr, daß dem Deutschtum in der urdeutschen Stadt Danzig im wahren Sinne des Wortes der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Im Westen, namentlich in den besetzten Gebieten, sind es die Engländer und Franzosen, die unter rücksichtsloser Ausnutzung ihrer Machtstellung systematisch darauf ausgehen, große Hotels und wertvolle Geschäftsgrundstücke in ihre Hand zu bringen. Aus Bad Kreuznach wird berichtet, daß die Franzosen, nachdem alle ihre Versuche, das Kurhaus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

und die großen Hotels zu erwerben, an der deutschen Gesinnung der Inhaber gescheitert sind, jetzt den Ort mit einer übermäßig starken Militärbesatzung und die genannten Hotels mit zahlreicher Einquartierung belegt haben, um die Besitzer auf diese Weise mürbe zu machen. Aber auch im nicht besetzten und nicht unmittelbar an der Grenze gelegenen Gebiet Deutschlands nimmt der Ausverkauf deutschen Bodens beängstigenden Umfang an. In Hamburg ist kürzlich das „Bieberhaus", ein großes Kontorhaus in allerbester Lage (unmittelbar beim Hauptbahnhof) für 12 Millionen Mark an Ausländer veräußert worden. In Berlin hat sich die bekannte Maklerfirma Israel Schmidt Söhne nicht entblödet, an Besitzer wertvoller Geschäftsgrundstücke der Leipziger Straße die „streng vertrauliche" Aufforderung zu richten, durch ihre Vermittlung die betreffenden Grundstücke an ein ausländisches Konsortium zu hohen Preisen zu verkaufen. Und eine „deutsche" Nachlaßverwaltung bot kürzlich in einer riesengroßen Anzeige des Amsterdamer „Allgemeene Handelsblad" den holländischen Kapitalisten wertvolle baureife „Terrains" in Berlin, Frankfurt a. Main, Mannheim, Chemnitz, Kassel unter Hinweis auf die Ausnutzung der gegenwärtigen Valuta zum Kauf an.

Was ist gegen die furchtbare Gefahr, daß das deutsche Volk auf seinem eigenen Grund und Boden abhängig von dem internationalen Großkapital wird, zu tun? Einmal muß die öffentliche Meinung aufgerüttelt werden etwa dadurch, daß alle bekannt werdenden Fälle dieser Art in den Tageszeitungen unter Nennung aller Beteiligten an den Pranger gestellt werden. So wird in Zukunft eine Reihe von Ortsgruppen des Bundes deutscher Bodenreformer verfahren. Dann aber müssen sofort wirksame Gegenmaßnahmen ergriffen werden. Eine Eingabe, die kürzlich eine große Anzahl von Vereinigungen bodenreformerischer Richtung dem Reichskanzler zugesandt hat, gibt einen gangbaren Weg zur Abhilfe an. Sie fordert ein bei jedem Besitzwechsel in Kraft tretendes Vorkaufsrecht der Gemeinden, das auf gemeinnützige Gesellschaften übertragbar sein soll, und zwar ein Vorkaufsrecht zu dem Preise, zu welchem das Grundstück zu dem Wehrbeitrag 1913 eingeschätzt war. Ferner verlangt sie bei allen für die Gemeinden lebenswichtigen Objekten ein Enteignungsrecht der Gemeinden. Begründet wird die Eingabe nicht nur mit dem Hinweis auf den ungeheuren Umfang der Verkäufe an Ausländer, sondern auch mit der Tatsache, daß auch inländische Spekulanten, um ihre Kriegs- und Revolutionsgewinne in Realwerten anzulegen, sich in hohem Maße an Bodenschiebungen beteiligen und zwar nicht nur mit städtischen, sondern auch mit ländlichen Grundstücken. Sind doch, um nur ein Beispiel zu nennen, die Preise für Torfmoore im Kreis Steinburg von 100—150 Mk. auf 40 000 Mk. für den Hektar gestiegen.

Ende Januar ist diese Eingabe an den Reichskanzler abgegangen. Eine Antwort ist bis jetzt (Anfang März) noch nicht eingegangen. Offenbar befindet sich die Regierung noch im Stadium der Erwägungen, vielleicht läßt sie sich von „Sachverständigen" beraten. Inzwischen aber wird die Gefahr unserer völligen Versklavung immer größer. Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Dr. G. Cony.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Bauch, Bruno: Fichte und unsere Zeit. 1.50 M. Verlag der Keyserschen Buchhandlung, Erfurt.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 10 2. Maiheft

Frankreich.

Hamburg, den 21. April 1920.

Es liegt der folgende Tatbestand vor:

Seit Ende März tobte — teilweise entsprungen aus der Gegenwirkung gegen den gewissenlosen Unfug des politischen Schwachkopfes Kapp — im Ruhrgebiet ein denkbar übler spartacistischer Aufstand. Er setzte nicht nur das Schicksal aller Bewohner jenes Gebietes aufs Spiel, sondern bedrohte auch den Bestand des ganzen deutschen Wirtschaftslebens. Die Aufständischen hielten das gesamte öffentliche Leben unter maßlosem Terror, nahmen wahllos Requisitionen und Plünderungen vor, legten die Tätigkeit der Staatsorgane lahm und gefährdeten Sicherheit und Leben jedes Einzelnen. Die Kohlenförderung, die Hochofenbetriebe, auch der Eisenbahnverkehr waren teils schon stillgelegt, teils standen sie unmittelbar vor der Stillegung. Die „Niederrheinische Volksstimme", das Organ der Mehrheits-Sozialisten in Duisburg, schilderte den Zustand so: „Es ist kein Kunststück, von einer bewaffneten Horde, die im Hintergrunde herumstreift, gedeckt, kategorische Befehle herauszugeben, Banken zu plündern, unbequeme wahrheitsgetreue Personen in Schutzhaft zu nehmen und sich über die gegenwärtigen Vereinbarungen hinwegzusetzen." In Essen raubten die bewaffneten Banden die Geschäfte aus und erpreßten von den erschreckten Familien Wertsachen. Um ungestörter plündern zu können, sperrten sie eine Zeitlang die Hauptverkehrsstraße ab; ähnlich sah es an andern Orten aus. Die Führung der Mordbanden lag zum Teil in der Hand russischer Spartacisten. Mitglieder der Banden waren übrigens auch eine nicht geringe Zahl von Personen, für die selbst der Name ‚Spartacist' noch zu gut wäre, die einfach plünderndes Gesindel waren. So erklärt sich die Tatsache, die in der National-Versammlung der mehrheits-sozialistische Abgeordnete H u e festgestellt hat: Unter diesen Umständen haben auch Führer der Unabhängigen und Kommunisten den Einmarsch der Reichswehr gefordert."

In dieser äußersten Not tat die Reichsregierung das Einzige, was sie tun konnte, sie ließ die Reichswehr tatsächlich einmarschieren. Über diese Maßregel faßte dann die Versammlung der Essener Stadtverordneten, zu der auch neun Unabhängige Sozialdemokraten gehören, von denen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fünf in der betreffenden Sitzung anwesend waren, einstimmig diesen Beschluß:

> „Erst als die Plünderungen und Gewalttätigkeiten gegen die große Masse der arbeitswilligen Bevölkerung und gegen Einzelpersonen den Ruhrkohlenbezirk an den Rand des Abgrundes brachten, hat die Reichsregierung auf dringendste behördliche und private Notrufe den neutralen Teil des Bezirks mit der Reichswehr belegt, so auch die Stadt Essen, in der die Verhältnisse unerträglich geworden waren. Wir bekunden vor aller Welt, daß der Reichsleitung kein anderer Ausweg mehr blieb, wollte sie uns nicht elend zugrunde gehen lassen."

Daraufhin hat Frankreich, mit dem wir in Frieden leben, ohne Kriegserklärung kriegerische Handlungen gegen das Deutsche Reich begangen, indem es französische Truppen in die Städte Frankfurt, Darmstadt, Offenburg, Homburg, Dieburg und Hanau, sowie in den Kreis Königstein hat einmarschieren lassen.

Zur Begründung dieses Friedensbruches gibt die französische Regierung vor, sie habe geglaubt, Deutschland habe durch das Einrücken der Reichswehr in das Ruhrgebiet Das begangen, was der Artikel 44 des Friedens von Versailles eine „feindliche Handlung gegenüber den Signatarmächten dieses Vertrages" und „Versuch der Störung des Weltfriedens" nennt. Denn das Ruhrgebiet liege doch weniger als fünfzig Kilometer östlich vom Rhein, und in dieser Zone dürfe doch Deutschland nach den Artikeln 42 und 43 des genannten Vertrages keine bewaffnete Macht unterhalten oder zusammenziehen, auch nicht vorübergehend, tue es das aber doch, so sei das eben nach Artikel 44 „feindliche Handlung" und „Versuch der Störung des Weltfriedens."

Schon in sich selbst ist das eine ganz klägliche Rabulisterei: Die bewaffnete Macht, die sich im Ruhrgebiet zusammengezogen hatte, war zunächst nicht die Reichswehr, sondern die „Rote Armee" der Spartacisten; gerade, um den Artikel 42 des Versailler Friedens durchzuführen, mußte die deutsche Regierung irgendeine Maßregel ergreifen, um diese „Rote Armee" dort zu beseitigen. Das war, gerade im Interesse der Ausführung des Friedensvertrages, auch insofern unbedingt nötig, als, solange die „Rote Armee" im Ruhrkohlengebiet hauste, für Deutschland keine Möglichkeit bestand, die vertragsmäßigen Kohlenlieferungen an Frankreich zu machen. Drittens ist es selbstverständlich nicht der Sinn selbst der Urkunde von Versailles, daß, wenn die deutsche Regierung eine Handlung vornimmt, die ganz offensichtlich keinem andern Zwecke dient, als der Aufrechterhaltung der Ordnung in Deutschland und damit überhaupt erst der Möglichkeit, den Friedensvertrag zu erfüllen, — daß Das dann als feindliche Handlung und als Versuch der Störung des Weltfriedens betrachtet werden solle; der Vertrag von Versailles ist sachlich ganz gewiß ein Buch des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fürchterlichsten Unsinns, aber daß er auch logisch als Buch des Unsinns geradezu aufgefaßt werden wolle, wird man immerhin nicht voraussetzen dürfen. Endlich aber war durch ein neueres Abkommen zwischen Deutschland und der Entente (vom 6. August 1919) Deutschland ausdrücklich gestattet, in der neutralen Zone 17 500 Mann Militär zu halten; am 6. April zum Beispiel befanden sich im Industrie-Gebiet 13 500 und in der übrigen neutralen Zone 3500 deutsche Soldaten, zusammen also erst 17 000.

Setzen wir nun aber — also im Gegensatz zu der wirklichen Sach- und Rechtslage — einmal voraus, das Vorgeben der französischen Regierung treffe zu, und Deutschland habe also die Artikel 42 bis 44 des Friedens von Versailles durch seine Notstandshandlungen im Ruhrgebiet wirklich verletzt, welche Rechte hätten sich dann für die Franzosen ergeben? Auch diese Prüfung muß natürlich das Dokument von Versailles zugrunde legen, das nun einmal gegenwärtig die Quelle der formalen „Rechts"beziehungen Deutschlands zu den Ententeländern ist: Frankreich ist Mitglied des (sogenannten) Völkerbundes, den die Artikel 1 bis 26 des Versailler Friedens begründet haben; diese sechsundzwanzig Artikel bilden ja unter dem offiziellen Titel „Völkerbunds-Akte" den ersten Teil der Urkunde von Versailles. Diese Völkerbunds-Akte regelt nun zunächst, in ihren Artikeln 12—16, den Fall, daß sich zwischen zwei Völkerbundsmitgliedern eine Meinungsverschiedenheit erhebt, die imstande ist, einen Bruch herbeizuführen; dann soll ein Schiedsverfahren oder eine Untersuchung durch den „Rat" des Völkerbundes erfolgen. Wenn ein Bundesmitglied Krieg anfängt, ohne daß vom „Rat" ein Schiedsspruch gefällt oder ein Bericht erstattet ist, und ohne daß außerdem noch drei weitere Monate verflossen sind, so gilt das als eine kriegerische Handlung gegen alle andern Bundesmitglieder, die darauf sofort mit voller wirtschaftlicher und finanzieller Absperrung des schuldigen Staates zu antworten haben, außerdem gegebenenfalls auch noch militärische Maßregeln ergreifen werden. — Diese Bestimmung findet ja nun allerdings auf den von Frankreich jetzt begangenen Friedensbruch deshalb keine unmittelbare Anwendung, weil Deutschland noch nicht Mitglied des Völkerbundes ist. Anwendung findet sie aber doch, nämlich durch Vermittlung des Artikels 17 der Völkerbunds-Akte. Da wird der Fall geregelt, daß eine Meinungsverschiedenheit, die zum Bruche führen kann, zwischen einem Mitglied und einem Nichtmitglied des Völkerbundes entsteht. Dann muß nämlich das Nichtmitglied, in diesem Falle also Deutschland, aufgefordert werden (durch den General-Sekretär des Völkerbundes, jetzt Sir James Eric Drummond), sich denselben Verpflichtungen zu unterziehen, die den Bundesmitgliedern obliegen; und, zugleich mit der Absendung dieser Aufforderung, hat der „Rat" des Völkerbundes Vermittlungsvorschläge zu machen. Nimmt das Nicht-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mitglied die Aufforderung an, so finden die Artikel 12 bis 16 grundsätzlich auch hier Anwendung. — Deutschland, zwar Nichtmitglied des Völkerbundes, aber Mitunterzeichner des Vertrages von Versailles, hat in dieser letzteren Eigenschaft naturgemäß gegenüber sämtlichen andern Unterzeichnern des Vertrages alle die Rechte, die der Vertrag denjenigen seiner Unterzeichner einräumt, die Nichtmitglieder des Völkerbundes sind, also insbesondere alle Rechte des Artikels 17. Daraus folgt, daß Frankreich, als es, in Veranlassung der (von Frankreich wenigstens vorgegebenen) Meinungsverschiedenheit mit Deutschland über das Ruhrgebiet, eine kriegerische Handlung gegen Deutschland vornahm, ohne dem Rate des Völkerbundes erst Zeit zu lassen, die angegebene Aufforderung an Deutschland zu senden — und ohne, im Falle der Annahme dieser Aufforderung durch Deutschland, Schiedsspruch oder Bericht des Völkerbundrates und dann noch weitere drei Monate abzuwarten, — daß Frankreich durch diese Handlungsweise tatsächlich eine kriegerische Handlung nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen sämtliche Völkerbundsmitglieder, das heißt: gegen seine eigenen Entente-Genossen begangen hat (wofür der Artikel 16 der Völkerbunds-Akte die bereits genannten Folgen festsetzt). — Übrigens verstößt Frankreichs Friedensbruch zudem auch noch gegen das Schlußprotokoll zum Versailler Frieden, worin die Entente-Genossen ausdrücklich anerkannt haben, daß sie von nun an auf alle völkerrechtlich nicht anerkannten Maßnahmen gegen Deutschland auch für den Fall verzichten wollten, daß sie ihrer Meinung nach Grund zur Beschwerde gegen Deutschland haben sollten.

In der Ausführung dieses Rechtsbruches haben die Franzosen selbstverständlich so gehaust, wie wir es von Franzosen (und Belgiern) — im Gegensatz zu Amerikanern und Engländern — gewöhnt sind: Insbesondere haben sie wieder einmal die Lieblingskinder ihrer Nation, die Senegalneger, mit besonderer Vorliebe verwendet. Gleich bei Beginn ihres Einmarsches in Frankfurt haben sie eine Anzahl deutscher Menschen umgebracht. Die Organe der öffentlichen Meinung haben sie in der tollsten Weise geknebelt, ihre „Gerichte" haben Deutsche, die Wahrheiten berichteten, die den Franzosen unbequem waren, in Geldstrafen von ganz verrückter Höhe genommen. Wie sie sonst gewirtschaftet haben, dafür ist urbildlich ein Fall, dessen Einzelheiten ich persönlich genau kenne: Ein französischer Stab belegt in Frankfurt ein Hotel, in dem auch ein deutscher Herr von 49 Jahren wohnt. Als der Deutsche bei seiner Rückkehr von einem Gange das Hotel betritt, fällt ihm sein Spazierstock hin. Sofort tritt ein französischer Offizier auf den Stock, so daß der Stock, als der Deutsche ihn aufhebt, durchbricht. Möglicherweise findet dann ein Wortwechsel statt, jedenfalls ruft der Franzose im nächsten Augenblick „Hände hoch", und als der Deutsche nun notgedrungen die Hände tatsächlich hochhebt, „glaubt" sich der Franzose

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

dadurch (mit dem zerbrochenen Stocke) bedroht und fällt, in Gemeinschaft mit französischen Soldaten, über den Deutschen her. Der Deutsche wird zu Boden geworfen, mit Kolbenschlägen mißhandelt, und einer der französischen Soldaten macht Miene, ihn mit dem Seitengewehr zu durchbohren. Die draußen angesammelte deutsche Menge, durch die bereits erwähnten, von den Franzosen begangenen, Bluttaten aufs äußerste erregt, stürmt in das Hotel, um den Deutschen zu befreien, muß aber auf das französische Kommando „Schießen!" wieder zurückweichen. Die Franzosen schleppen den Deutschen tiefer in das Hotel hinein und mißhandeln ihn dort anscheinend weiter. Die Nacht über sperren ihn die Franzosen in die kalte Autogarage; am nächsten Morgen bringen sie ihn gefesselt in die von ihnen besetzte Kaserne und krönen das ganze Verbrechen damit, daß sie ihn vor ein französisches Kriegsgericht stellen, das ihn zu 15 Tagen Gefängnis verurteilt. Seine Verwandten dürfen ihn nicht sehen. Erst nach vielen Bemühungen wird erreicht, daß ihn wenigstens ein Arzt untersuchen, und daß ein ihm bekannter Welsch-Schweizer ihn besuchen und ihm einige notwendige Toilettegegenstände bringen darf. — Im übrigen wissen wir ja nach den, namentlich in Wiesbaden gemachten, Erfahrungen, daß da, wo französische Besatzung liegt, keine deutsche Frau und kein deutsches Mädchen mehr ungefährdet die Straße betreten kann. Das wird auch diesmal nicht anders sein.

Bezeichnend für das schlechte Gewissen, das die Franzosen selbst bei dem ganzen Rechtsbruche haben, ist die außergewöhnliche Verlogenheit, mit der ihre Regierung und deren Organe ihn behandelt haben. Der französische Ministerpräsident Millerand höchstpersönlich hat in seiner Note an den deutschen Geschäftsträger, die er dann dem Botschafterrat der Entente unterbreitet hat, gelogen, die Besetzung des Ruhrgebiets durch die Reichswehr sei — eine Maßregel der Militärregierung Kapp! Die französische Depeschenagentur „Havas" unterstützte ihn dabei. Dieselbe Lüge brachte der französische Oberkommandierende General Degoutte in seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Darmstadt vor, wo er gegen alle offenbaren Tatsachen behauptete: „Die Berliner Regierung hat unter dem Druck der Militärpartei eine plötzliche Offensive der Reichswehr gegen die Arbeiterschaft des Ruhrgebiets angeordnet." Millerand selbst und ein französischer Funkspruch aus Lyon „An Alle" färbte die Lage im Ruhrgebiet völlig um: Der Funkspruch schwindelte von 150 000 Mann deutscher Truppen im Ruhrgebiet und fälschte die Stärke der Spartacisten, die mindestens 30 000 betrug, die Artillerie, Maschinengewehre und andere moderne Kampfmittel hatten, auf 10 000 Schlechtbewaffnete herunter. Und ganz toll log das französische Regierungsorgan „Matin", als es am 1. April schrieb: „Der Widerstand gegen jede [deutsche] militärische Einmischung im Ruhrgebiet kommt nicht allein aus den mehrheitssozialistischen Kreisen, sondern er ist in der ganzen sozialistischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Partei allgemein. In Berlin nehmen die Sozialisten aller Schattierungen die gleiche Haltung ein." Das angesichts der Tatsache, daß es sich um eine amtliche Maßregel der deutschen Regierung handelt, in der die Mehrheits-Sozialisten bestimmenden Einfluß ausüben, und daß weiter, wie schon gezeigt, selbst Unabhängige Sozialdemokraten (sogar Kommunisten) das Einschreiten der Reichswehr gegen die Mordbanden im Ruhrgebiet für notwendig erachtet haben.

Im ersten Juniheft 1919 schrieb ich hier in meinem Leitaufsatze „Die Aufgabe":

> „Ich habe nie daran gezweifelt, daß Frankreich — oder, gerechter ausgedrückt, die Schicht, die Frankreichs Gedankenwelt in all den letzten Jahrhunderten, unter all seinen Staatsformen, unumschränkt beherrscht hat — das eigentliche Hindernis in der Aufwärtsentwicklung der Menschheit ist. Auch da, wo dieses Volk einmal der Träger von Gedanken gewesen ist, die in einigen Richtungen groß waren, wie zur Zeit der französischen Revolution, hat es diesen Gedanken so scheußliche Formen gegeben, daß damit auch die Gedanken selbst befleckt und verseucht worden sind. Für Frankreich sind die andern Völker immer nur gerade gut genug gewesen, um aus ihrer Haut Riemen zu schneiden für das Zaumzeug seiner Pferde, und ihr Fleisch und Blut gerade gut genug zur Speise für seine unersättliche Eitelkeit, früher die Eitelkeit seiner Könige und Kaiser, jetzt die Eitelkeit seiner regierenden „Volksmänner". Um diese Eitelkeit zu nähren, hat Ludwig XIV. die Pfalz verwüstet, um sie zu mästen, führte Napoleon I. seine Kriege; um dieser Eitelkeit willen, die es nicht tragen konnte, daß ein Grenzland mit einer Bevölkerung fast ganz deutschen Stammes wieder deutsch geworden war, hat Frankreich in jahrzehntelangem Wühlen die Welt in das Elend dieses Krieges hineingeschoben — zuletzt hineingestoßen, als es ihm gelang, das zaristische Rußland durch Bezahlung seiner Rüstungen dafür zu kaufen.
>
> Jetzt ist dieses Frankreich das größte Hemmnis dafür, ich glaube, das einzige Hemmnis, daß der größte Heilsgedanke, den die Menschheit jemals gedacht hat, daß der Pazifismus, die Rechtsordnung zwischen den Völkern der Erde, Wirklichkeit werde. Wenn der Franzose Jules Soury lehrt: ‚Der Krieg ist der natürliche Zustand von allem, was lebt. Er ist das Recht, das in der Gewalt beruht . . .; er ist die Weltordnung', wenn der Franzose M. Daussет predigt: ‚Der Krieg ist der Erhalter der hohen Tugenden, die Schule der Pflicht', wenn der Franzose General Cherfils in verzücktem Krampfe in die Welt schreit: ‚Der Krieg ist göttlich im Wesen. Er ist das Bad, das die moralische Gesundheit der Welt wieder herstellt, die von üblen Lüsten bedrückt war. Nie werden die Völker abrüsten, zum Glück für ihre moralische Größe und für die Freiheit der Zivilisation', — und wenn diese Franzosen und andere Franzosen, die ihre Genossen sind, so der Welt und ihrem Volke die Blutreligion künden, dann sind sie — das zeigt die Geschichte dieses Volkes auf jedem Blatt — eben wirklich die Künder der tiefsten Instinkte dieses ganzen Volkes. . . . . Darum hatte Frankreich für seinen größten und besten Sohn — der auch einer der ganz großen Pazifisten war — für Jean Jaurès, für ihn, der so himmelhoch über der Ebene des französischen Volksgeistes stand, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Christus über dem Volksgeiste der Juden seiner Zeit — darum hatte Frankreich für diesen reinen und gewaltigen Mann nur den Mörder, darum hat Frankreich jetzt diesen Mörder in lächerlichem und lästerlichem Zerrbilde eines Gerichtsverfahrens freisprechen lassen."

Durch das, was sich jetzt ereignet hat, ist aufs neue bewiesen, wie recht diese Auffassung hat. Es ist von größter praktischer Bedeutung, keinen Augenblick die Erkenntnis namentlich der Tatsache zu verlieren, daß sich Frankreich wie ein Bleigewicht an das Streben aller andern weißen Völker hängt, zu einer Rechtsordnung untereinander zu gelangen, daß, wie ich es damals ausgedrückt habe, „Frankreich das größte Hemmnis dafür, ja, das einzige Hemmnis dafür ist, daß der größte Heilsgedanke, den die Menschheit jemals gedacht hat, daß der Pazifismus, die Rechtsordnung zwischen den Völkern, Wirklichkeit werde". Zu Beginn des Krieges haben sich bei uns gegenüber Frankreich alle möglichen dummen Sentimentalitäten breit gemacht, und es hat wahrhaftig bei uns Menschen gegeben, die in Frankreich (ausgerechnet in Frankreich) einen „ritterlichen" Gegner erblicken wollten. Heute weiß wohl jeder bei uns, daß gerade dieses Frankreich, das für Jaurès nur den Mörder hatte, und in dem Romain Rolland nicht leben kann, völlig unfähig ist, die Gedanken, die die Menschheit zur Höhe führen werden, auch nur mitzudenken; daß die französische Auffassung von Patriotismus eine völlig veraltete, rein raubtiermäßige ist, daß Frankreich auf einer durchaus untermenschlichen geistigen Ebene lebt. Selbst das wahnsinnige Dokument von Versailles steht doch wenigstens in einigen Punkten — von ihnen war heute die Rede — noch über dieser Ebene, und darum wird es, wie gezeigt, denn in diesen Punkten auch von den Franzosen sofort (hier paßt das Modewort einmal): sabotiert. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die von Wolffs Telegraphenbüro veröffentlichten „Richtlinien" der französischen Offiziersbesprechung in Mainz vom 9. April echt sind, und daß also der Friedensbruch der Franzosen den Zweck gehabt hat, die Aufteilung Deutschlands einzuleiten; daß die französische Regierung diese Dinge hat ableugnen lassen, kann, angesichts der bereits dargestellten Verlogenheit, die sie in der ganzen Sache gezeigt hat, nur als kräftige Bestätigung dienen. Die Dinge im Ruhrgebiet lieferten den Franzosen für ihren räuberischen Friedensbruch nicht nur einen sehr willkommenen Vorwand, sondern jene Dinge waren ihnen auch an sich selbst höchst willkommen: Wenn die Besetzung Frankfurts, Darmstadts usw. die Folge gehabt hätte, das Vorgehen der Reichswehr im Ruhrgebiet abzuschwächen, dann konnten dort Spartacismus, Anarchie und, über beide noch hinaus, auch das ganze gemeine Räuberwesen frei ihr Haupt erheben, dann konnte, weil durch das Ruhrgebiet eine von Deutschlands Lebensadern geht, Deutschlands ganzes Dasein von dort aus tödlich getroffen werden. Frankreich hat durch den Vormarsch auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frankfurt mit vollem Bewußtsein die Rolle eines Beschützers der Spartacisten, Anarchisten und der sonstigen internationalen Räuber und Mörder übernommen (die Forderung, die Einwohnerwehren aufzulösen, ist eine Fortsetzung derselben Politik).

Soll man nun deshalb den Revanchekrieg predigen? Nein. Denn es scheint mir keineswegs wünschenswert, daß, weil Frankreich es für gut hält, sich wie ein Block dem Weltgang des Rechtsgedankens in den Weg zu legen, wieder einige Millionen Deutscher geschlachtet, verstümmelt und geblendet werden sollen. Die bloße Tatsache eines solchen Revanchekrieges wäre schon ein Sieg des in Frankreich verkörperten untermenschlichen Geistes.

Ich glaube vielmehr, daß — ganz abgesehen von der augenblicklich für uns bestehenden Unmöglichkeit, einen Revanchekrieg zu führen — die natürliche deutsche Auffassung gerade darin liegt, der Welt das erste große Beispiel dafür zu geben, wie ein Volk wieder zu seinem Rechte kommt ohne neuen Mord. Ich glaube, daß die Entwicklung darin mit uns geht. Ich betone dabei immer wieder, daß ich mir als die treibende Kraft dieser Entwicklung nicht irgendeine himmelblaue Schwärmerei denke, sondern die Durchdringung des menschlichen Egoismus durch die menschliche Vernunft*). Ich erwarte, daß — um es einmal ganz derb auszudrücken — es der gewaltigen Mehrzahl unter den Einzelmenschen und auch unter den Völkern schließlich einfach „zu dumm" werden wird, wenn auf der Erde weiter Spannungszustände geduldet werden, deren Ausgleichung immer wieder einige Millionen Toter, Verstümmelter und Geblendeter kosten wird. Daß die Zeit anfängt, für eine solche Vernunftdurchleuchtung des menschlichen Egoismus reif zu werden, hat geradezu glänzend die kürzliche kleine Revolution in Dänemark gezeigt: Dort hat die gewaltige Mehrheit der Bevölkerung einer Clique, die noch einen Raubtier-Patriotismus französischer Art zu pflegen gedachte, und der es gelungen war, auch den König einzuwickeln, höchst energisch durch die Tat gezeigt, daß sie durchaus keine Lust habe, selbst oder in ihren Kindern den billigen „Patriotismus" Jener mit ihren Leibern zu bezahlen. Ein neuer Beweis dafür, daß die Skandinavier (übrigens wohl die echtesten Germanen, die die Welt hat) überhaupt berufen erscheinen, in den großen Dingen der Menschheit mitführend zu sein. Die sind unsere nächsten natürlichen Bundesgenossen in der praktischen Durchsetzung der Gedanken unseres Kant. Und nächst ihnen — auf die Dauer — die Angelsachsen, wenngleich ein unseliges Geschick sie in den vergangenen Unglücksjahren zu unsern Feinden gesellt hat. Sie werden

*) Vgl. namentlich meinen Leitaufsatz „Das kalte blaue Licht" in Nr. 2 dieses Jahrganges.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mitträger dieser Gedanken sein gerade auf Grund derjenigen ihrer Eigenschaften, wegen deren Toren bei uns sie als „Krämervölker" zu verspotten liebten. Diese „Krämervölker" haben nämlich, eben als solche, niemals den Drang des französischen Raubtiervolkes gefühlt, für Chimären wie „gloire" zu schlachten und sich schlachten zu lassen. Menschenblut ist ihnen immer so viel wert gewesen, daß sie es nur gewagt und nur vergossen haben, wo sie wähnten, zwingender eigener Vorteil gebiete es ihnen; aber schon hat einer ihrer Besten, Norman Angell, erkannt, daß der Gedanke, ein moderner Krieg könne überhaupt auf die Dauer einen solchen Vorteil bringen, immer ein „großer Irrtum" ist, daß auch der Siegende bestenfalls immer nur Bettelgewinn heimträgt; unter den praktischen Angelsachsen hat diese ebenso einfache wie klare Erkenntnis Aussicht, sich zu verbreiten und durchzudringen. Wird ein Gedanke einmal Deutsche, Angelsachsen und Skandinavier beherrschen, so wird ihm darum allein schon die Welt gehören. Aber es macht zudem gegenwärtig den Eindruck, als ob auch die Italiener von dieser Wahrheit erfaßt würden. Selbst die Russen halte ich auf die Dauer nicht für ganz hoffnungslos, wenngleich bei ihnen vielleicht weniger die Vernunft, als mystische Gefühle die Triebfeder des Fortschritts sein werden. Japan bleibt als solches natürlich ein für uns nicht durchschaubares Element, obwohl die Art seiner Kriegführung und namentlich seiner Gefangenenbehandlung durchaus nicht ohne weiteres zu dem Verdacht berechtigt, daß es sich berufen fühlen sollte, dauernd als Raubtier unter den Völkern zu leben; sicher aber würde Japan eine Entwicklung, die alle berufenen Vertreter der weißen Rasse klar wollen, nicht aufhalten können. Als ganz unzweifelhaft unfähig, die letzte Entwicklung vom Tier zum Menschen mitzumachen, verbleibt eben nur Frankreich. (Der kleine Schakal Belgien, der Frankreichs letzten Rechtsbruch begeistert mitmachen wollte, zählt ja überhaupt nur als Teil Frankreichs.) Es darf damit gerechnet werden, daß Frankreich schließlich, vielleicht schon bald, in seiner Zurückgebliebenheit auf einer Stufe, die die übrige Menschheit dann überwunden haben wird, als der allgemeine Schädling erkannt, und unter der Verachtung, nötigenfalls dem wirtschaftlichen Boykott, der fortgeschritteneren Nationen zusammenbrechen wird (natürlich immerhin mit der Möglichkeit, sich unter die Führung der wenigen in ihm vorhandenen Menschen von der Art Jaurès' und Romain Rollands zu stellen und, von ihnen geleitet, sich dem Aufstiege der andern Völker zur Menschlichkeit doch noch wieder anzuschließen).

Vielleicht sehen wir den Beginn dieser Entwicklung schon jetzt: Es ist doch bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit die übrigen Entente-Genossen (mit Ausnahme des bereits gekennzeichneten Belgien) es abgelehnt haben, sich an Frankreichs Beschützerrolle für die Räuber und Mörder des Ruhrkohlengebietes zu beteiligen. Daß bei dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gelegenheit schon die Entente zerfallen, daß etwa gar Frankreichs Entente-Genossen schon die Folgerung aus Frankreichs Bruch des Friedens von Versailles ziehen würden, die nach dessen Artikel 16 in Verbindung mit Artikel 17, wie oben gezeigt, gegeben wäre, wird natürlich kein Klardenkender bei uns erwartet haben. Es mag sogar sein, daß zwischen Frankreich und den andern Entente-Genossen noch wieder Komplimente gedrechselt werden. Aber mir scheint, das, was zwischen England und Frankreich bereits bisher ganz unzweifelhaft vorgegangen ist, genügt bereits einigermaßen. Und wenn das neutrale „Berner Tagblatt" schreibt:

> „Neben der schändlichen Mißhandlung der deutschen Zivilgefangenen durch den französischen Pöbel wird Nichts so schwer das alte Renommee der Franzosen, die nobelste Nation zu sein, schädigen, wie diese unglaubliche Unterstützung einer raubenden, brennenden und mordenden Pöbelmasse,"

wenn weiter in dem bisher Frankreich verbündeten Italien die „Idea Nazionale" sich so vernehmen läßt:

> „Das bereits isolierte Frankreich vervollständigt seine Isolierung. Sein Vorgehen gegen Deutschland, gegen das Deutschland, das Europa soeben zum zweiten Male vor einem bolschewistischen Hexensabbath rettete, ist mit dem europäischen Interesse unvereinbar",

so zeigt das, neben vielem andern, auf das deutlichste, wie klar sich die Raubtierrolle Frankreichs in den Geistern der Neutralen und auch seiner bisherigen Verbündeten abzuzeichnen beginnt. Diese eisige moralische Atmosphäre, die sich um Frankreich gebildet hat, hat es ja der deutschen Regierung möglich gemacht, ihre ausgezeichnete scharfe Schadenersatznote vom 9. April an Frankreich zu richten. Unter andern Umständen wäre diese Note als reine „große Geste" unpraktisch und daher zu tadeln gewesen; jetzt war sie gut, denn hinter ihr steht bereits die Meinung aller anständigen Menschen in der Welt, eine Meinung, die schnell zum Willen werden kann.

Man soll sich nicht darüber täuschen: Jeder Sieg für die Menschheit wird gegen Frankreich erkämpft werden müssen. Aber er wird erkämpft werden, und so Gott will, nicht mit der französischen Waffe des Menschenmordens, sondern mit der deutschen Waffe des Gedankens, derjenigen Waffe, die unser größter Geistesheld, Immanuel Kant, uns und der Welt geschmiedet hat.

Hermann Popert.

Der Kampf für den Alkohol.

Am 7. November des vorigen Jahres wurde im Dresdner Stadtparlamente unter dem Beifall der mit Angehörigen des Brauerei- und Gastwirtgewerbes überfüllten Tribüne mit großer Mehrheit ein sachlich wohlbegründeter Antrag abgelehnt, weil — nun weil in Deutschland

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trotz aller Not der Zeit der die Einsicht mit seinem Dunst umnebelnde § 11 noch immer Trumpf ist. Wer nur einigermaßen vorurteilsfrei ist, dem muß es unfaßbar erscheinen, daß eine öffentliche Körperschaft die Forderung ablehnen konnte, das Wohl der Gesamtheit über das einer Minderheit zu stellen. Denn nichts anderes bedeutete der Antrag, der Rat möge die maßgebenden Stellen ersuchen, die Belieferung der Brauereien mit Gerste mindestens so lange einzustellen, als der Masse der Bevölkerung Graupen und ähnliche Nahrungsmittel nicht in ausreichendem Maße und zu erträglichen Preisen zur Verfügung ständen. Aber es scheint wirklich, als seien wir Deutsche dazu verdammt, niemals aus dem alkoholischen Bannkreis herauszukommen, den Herkommen und Selbstsucht um uns gezogen haben, zumal da sich in diesem Kreise leider auch die Macht befindet, deren Mitwirkung bei dem Befreiungswerke unbedingtes Erfordernis ist, die Presse. Diese behält zum größten Teile auch nach dem Kriege unentwegt die Stellung zum Alkohol bei, die sie vor und während des Krieges eingenommen hat, d. h. sie öffnet ihre Spalten den Verteidigern des Alkohols ebenso bereitwillig, wie sie sie seinen Gegnern fast hermetisch verschließt, ohne sich vielleicht ihrer parteiischen Stellung immer klar bewußt zu sein.

Einen beweiskräftigen Beleg dafür bildet in neuester Zeit z. B. ihre Stellung zu dem nicht nur kulturell, sondern auch politisch bedeutsamen Alkoholverbot, das seit dem 16. Januar d. J. in den Vereinigten Staaten Gesetzeskraft erlangt hat, aber bereits in der letzten Kriegszeit durchgeführt worden war. Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß die „Trockenlegung" des größten einheitlichen Kulturlandes der Erde den Alkoholinteressenten nicht nur des betroffenen Landes, sondern auch denen aller übrigen Länder ein Dorn im Auge sein muß, dessen Beseitigung ihr vornehmstes Ziel ist. Geld steht ihnen ja in Hülle und Fülle zu Gebote, und da finden sich natürlich in ähnlicher Fülle auch findige Köpfe, die allerlei ergötzliche Geschichtchen über Stand und Wirkung des Verbots in die europäische Presse, besonders auch in die deutsche, schmuggeln, Geschichtchen, die sich vortrefflich dazu eignen, in dem ohnehin voreingenommenen Leser eine wohlige Pharisäerstimmung zu erzeugen. Ihnen wird von einem Teile der Presse bereitwillig Aufnahme gewährt. Dafür einige Beispiele.

Da wird von einem Luftschiffdienst erzählt, der von Florida nach Habana eingerichtet werden soll, um den unverbesserlichen Schlemmern Gelegenheit zu geben, nach dreistündiger bequemer Fahrt durch die Luft der Wohltaten des auf Kuba noch uneingeschränkt herrschenden § 11 teilhaftig zu werden. Da werden wir hinaus auf den Ozean geführt, in schwimmende Bier- und Whiskypaläste, in denen jeder, der es will und kann, den alkoholischen Lüsten frönen darf, die er an Land unterdrücken muß. Zukunftsbilder werden gemalt: amerikanische Zechbrüder fallen in Schwärmen über das europäische Alkoholparadies her, um ihre ausgetrockneten Kehlen endlich wieder einmal gründlich anzufeuchten. Die Absicht, die Sinnlosigkeit des Alkoholverbotes durch den Hinweis auf

die Gefahr des Genusses giftiger Ersatzmittel, auf die mancherlei Fälle von „Heuchelei" oder auf die Häufigkeit der Übertretungen zu erhärten, tritt meist offen zu Tage, wobei natürlich mit der Urteilslosigkeit der allzu vielen gerechnet wird, die sich nicht sagen, daß der suggerierte Schluß auch bei allen andern Gesetzen gezogen werden kann.

Neuerdings sucht man den friedlichen Bürger durch die Verquickung von Umsturz- und Enthaltsamkeitsbewegung graulen zu machen: zu den eifrigsten Verfechtern der Enthaltsamkeit gehörten, so heißt es, in Amerika (und auch anderwärts, z. B. in Rußland) die linkssozialistischen und bolschewistischen Hetzer. Also . . .! Das mag ja allerdings nicht ganz unrichtig sein; denn auch die uns doch gewiß nicht unsympathischen irischen Geheimbünde üben in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte Selbstzucht. Das zeigte sich z. B. bei den Osteraufständen von 1916, wo die Aufständischen zwar die Gasthäuser mit ihren großen Vorräten von alkoholischen Getränken besetzt hielten, aber nur Wasser tranken. Aus diesen Tatsachen aber den einzig richtigen Schluß zu ziehen, dazu fehlt es den Verbreitern jener Hetzmeldungen an logischer Denkkraft, oder wohl besser, an gutem Willen.

Selbst vor offensichtlichen Verdrehungen der Wahrheit schrecken die geheimen Agenten des Alkoholkapitals nicht zurück. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet die Behauptung, die Grippe trete in den Vereinigten Staaten so stark auf, daß die Medizinalbehörden (genannt wird in einem Blatte besonders die von Chikago) von der Regierung die Aufhebung des Alkoholverbotes verlangt hätten, weil der Alkohol das beste Vorbeugungs- und Heilmittel bei ansteckenden Krankheiten sei. Was es aber damit in Wahrheit für eine Bewandtnis hat, erfahren wir aus einem im Chikagoer Tageblatt vom 13. Dezember 1919 veröffentlichten Briefe Dr. Robertsons, des Vorsitzenden der Chikagoer Medizinalbehörde. Er warnte darin seine Mitbürger, im Alkohol ein Vorbeugungs- und Heilmittel bei der Grippe zu sehen; die Sterblichkeit habe im Gegenteil einen starken Rückgang aufzuweisen, seitdem das Alkoholverbot in Kraft sei (Dr. Hercod in „L'Abstinence" vom 6. März 1920). Also Umbiegung in das genaue Gegenteil! „Das Rezept ist einfach", sagt Dr. Hercod bitter; „der Fall, den wir angeführt haben, beweist es. Irgend eine Autorität spricht sich f ü r das Verbot aus, man läßt sie das Gegenteil von dem sagen, was sie gesagt hat, und der Streich ist geführt."

Die, wie gesagt, auf die Urteilslosigkeit und Leichtgläubigkeit vieler Leser eingestellten Bemühungen des Alkoholkapitals würden allerdings keinen so kräftigen Widerhall wecken, wenn sie nicht im Alkoholphilistertum einen überaus günstigen Resonanzboden fänden. Während Amerika sich anschickt, sich der durch das Verbot überflüssig gewordenen 2,4 Millionen Hektoliter Whisky durch Versand nach dem trinkfrohen Europa zu entledigen, während Finnland das vor etwa einem Jahrzehnt beschlossene, vom Zaren aber nicht genehmigte Verbot der Herstellung von geistigen Getränken mit über 2 v. H. Alkohol seit dem 1. Juni 1919 durchführt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während es sich allerorten regt, namentlich in den skandinavischen Ländern und in der Schweiz, wo Probeabstimmungen Verbotsneigung bekunden, während sogar der schwarze Beherrscher des Betschuanenlandes mit dem Streik seiner Untertanen in den Goldminen droht, falls die Engländer versuchen sollten, Wein und Bier an sie zu verkaufen, verharrt das von den Fieberschauern einer schweren Krankheit geschüttelte und vom Hunger bedrohte Deutschland im Zustande der alten stumpfen Gleichgültigkeit.

Zwar fehlt es auch hier nicht an erfreulichen Beweisen wirklicher Einsicht. Ich erinnere nur an die bereits früher erwähnte Alkoholverordnung des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Konrad Hänisch vom 25. Mai 1919, sowie an den genau am 9. Jahrestage der Mürwiker Kaiserrede erschienenen Erlaß des Reichswehrministers Noske, der die militärischen Behörden auf die Notwendigkeit einer scharfen Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs (namentlich durch das Beispiel der Vorgesetzten und die Anerkennung der Enthaltsamkeitsbestrebungen) hinweist. Aber das sind doch immerhin nur Einzelerscheinungen, die an dem unerfreulichen Gesamtbilde nicht viel ändern. Die Ernährungsschwierigkeiten bestehen nach wie vor in einem Maße, daß selbst der ehemalige Präsident des Reichsernährungsamtes, Herr v. Batocki, seinen früheren Standpunkt aufgegeben hat und jetzt die schärfste Einschränkung der Verwendung von Nährstoffen zur Alkoholbereitung fordert: trotzdem wird vom Reichsrat der Antrag Württembergs, das Braukontingent mit Rücksicht auf die Ernährungslage allgemein auf 10 v. H. festzusetzen, „wegen des schlechten Eindruckes auf die Brauindustrie" und wegen der Möglichkeit einer erhöhten Einfuhr (!) abgelehnt und das Kontingent allgemein auf 15 v. H. erhöht; trotzdem hat ferner es die bayrische demokratische Partei fertig gebracht, eine Verminderung der zur Graupenherstellung bereitgestellten Gerstenmenge und eine Vermehrung der Braugerste zur „besseren Bierbereitung" zu fordern. Zucker ist nicht genügend vorhanden, und der vorhandene steigt im Preise immer höher: aber in einem Eingesandt des „Schwäbischen Merkur" ist Folgendes zu lesen: „Letzter Tage sah ich Hunderte von Zentnern Zuckerrüben in offenen Fuhrwerken statt in die betreffenden Fabriken an einen Ort des vorderen Schwarzwaldes gehen zur Schnapsbrennerei, wie die Fuhrleute auf Befragen selbst angaben." — Es ist jetzt zur Genüge bekannt, welch unselige Rolle der Alkohol draußen im Felde gespielt hat: dennoch entrüstet sich der „Vorwärts" in seiner Abendausgabe vom 26. Januar d. J. („Offensive in Weinkellern") über die Behauptung des Konsistorialrats a. D. von Rohden, daß die Ludendorffoffensive, wie ihm Ludendorff selbst gesagt habe, in den Weinkellern von St. Albert stecken geblieben sei. Ja, warum denn nur eigentlich? Es ist schon so, leider; ich habe das in der Vortruppflugschrift „Der Alkohol im Weltkriege" nachgewiesen. Aber freilich, die Wahrheit ist bitter; drum wird sie geächtet. Und das ist es, was den Kampf für den Alkohol so leicht macht.

Richard Ponickau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche Frau in der Politik.

Wenn auf den internationalen Frauenstimmrechts-Tagungen der früheren Jahre die Vertreterinnen aus den Frauenstimmrechtsstaaten von den Ergebnissen ihrer politischen Arbeit berichteten und für ihre Erfolge ein reiches Tatsachenmaterial vorbringen konnten, dann hörten die deutschen Vertreterinnen mit andachtsvoller Bewunderung, wie das schon Wirklichkeit geworden, was für sie noch eine Sehnsucht war.

Die deutsche Stimmrechtsorganisation hätte unter dem alten System wohl niemals die Verwirklichung ihrer Forderungen erreicht, aber als der 12. November des Jahres 1918 den deutschen Frauen die gleichen politischen Rechte und Pflichten brachte, wie sie die Männer im Reichstagswahlrecht bereits besessen hatten, da zeigte es sich doch, daß diese aufklärende Tätigkeit die politische Schulung weiter Kreise vorbereitet hatte. Zudem war der Krieg ein harter Lehrmeister für das weibliche Geschlecht gewesen. Er hat die Frauen aller Schichten die engen Zusammenhänge der Gesetzgebung mit dem persönlichen Leben jedes Einzelnen erkennen lassen, seine bitteren Notwendigkeiten hatten die Frauen selbständiger und verantwortungsbewußter gemacht, und es lebte vor allem in jeder Frau der Wunsch, dem Vaterlande und dem Volke in seiner schweren Zeit durch die politische Mitarbeit zu dienen.

Die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen und auf die Jugendlichen erhöhte die Zahl der Wahlberechtigten von 14 auf 37 Millionen, von ihnen waren 46 Prozent Männer und 54 Prozent Frauen. Schon diese starke Überzahl gab dem Frauenstimmrecht eine Bedeutung, der alle Politiker Rechnung tragen mußten. Ihre Wirkung zeigte sich sofort in den Wahlreden der männlichen Kandidaten zur Nationalversammlung, in denen plötzlich alle möglichen weiblichen Wünsche eine weitgehende Unterstützung fanden. Die gleichen Erscheinungen waren in allen andern Staaten festgestellt, in denen die Frauen durch ihre politische Gleichberechtigung zu Faktoren im politischen Leben geworden waren. Daß die Zahl der weiblichen Kandidaten weit hinter der der männlichen zurückstand, war ja selbstverständlich, und daß die 38 weiblichen Abgeordneten der ersten Nationalversammlung der jungen deutschen Republik nicht den Einfluß haben konnten wie die 421 männlichen Kollegen, ist nur natürlich; aber es wird doch bei weitem nicht genügend gewürdigt, was die Frauen in der Nationalversammlung wie in den andern Parlamenten bereits geleistet haben.

Wenn jetzt die Vorbereitungen für die Wahlen zum ersten Reichstag der deutschen Republik sich vollziehen und alle Parteien sich auf einen erbitterten Wahlkampf rüsten, so wird dabei wieder auf die umfassende und pflichtbereite Mitarbeit der Frauen gerechnet. Sie werden einen guten Teil der Kleinarbeit verrichten, sie werden in weitem Umfange an der politischen Aufklärungs- und Werbearbeit teilnehmen, sie werden als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rednerinnen mit kluger Sachlichkeit ihr Programm entwickeln. Und gerade in den einheitlichen Wahlreden wird man das finden, was sie von den männlichen Politikern ganz naturgemäß unterscheidet, die starke Betonung des fürsorgerischen Gedankens, die mütterliche Warmherzigkeit sozialen Pflichtgefühls.

Allerdings können die deutschen Frauen die Wirkungen ihrer bisherigen politischen Tätigkeit nicht mit Beweisen belegen, wie das die Frauen der amerikanischen Frauenstimmrechtsstaaten, Australiens, Finnlands, Norwegens, Dänemarks schon nach Jahresfrist vermochten. Das ist aber keineswegs auf die verhältnismäßig kleine Zahl der weiblichen Abgeordneten, 155 neben 2339 männlichen in den gesamten deutschen Volksvertretungen, zurückzuführen. Auch in den anderen Ländern ist die Zahl der weiblichen Parlamentarier nur klein. Aber diese Frauen übernahmen ihre politische Tätigkeit in Zeiten ruhiger Entwicklung, gesicherter wirtschaftlicher Bedingungen. Sie konnten, bei guter Finanzlage ihres Staatswesens, soziale Reformen vorschlagen und durchführen, deren günstige Folgen sich sehr bald in einer Besserung der Gesundheitsverhältnisse und in einer Hebung der allgemeinen Moral auswirkten. Ja, diese Resultate wurden in einem gewissen Umfange sogar schon erzielt, wenn die Frauen auch nur erst das aktive Wahlrecht hatten, weil sie durch ihren Stimmzettel erreichten, daß die Frauenforderungen von den durch weibliche Hilfe gewählten Abgeordneten aufgenommen und vertreten wurden. Anders war es bei den deutschen Frauen. Sie wurden den Männern politisch gleichgestellt im Augenblick des militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruches und gewaltiger politischer Umwälzungen. Ein Volk, das durch die unerhörten Anforderungen von mehr als vier Kriegsjahren und durch die verheerende Macht der Hungerblockade körperlich wie moralisch schwer geschädigt war, das unter den Unsicherheiten noch unbekannter Friedensbedingungen von Parteikämpfen zerrissen, durch innere und äußere Unruhen immer wieder erschüttert wurde, sollte eine neue Verfassung erhalten. Vor dieser Aufgabe traten vorerst alle sozialpolitischen Erwägungen zurück. Daß aber die Verfassung der deutschen Republik einen so stark sozialen Einschlag trägt, daß so viele soziale Probleme darin einer Lösung entgegengeführt werden, das ist nicht zum mindesten das Verdienst der weiblichen Abgeordneten, für die es eine tiefe Tragik bedeutet hat, ihre politische Tätigkeit mit einer bewußten Zurückstellung ihrer Ideale vor Rücksichten auf die Unerbittlichkeit der Tatsachen zu beginnen.

Es ist in unserer von Ereignissen aller Art durchpeitschten Zeit schon ein wenig aus der Erinnerung geschwunden, wie wuchtig der flammende Protest der weiblichen Mitglieder der Nationalversammlung gegen die andauernde Hungerblockade und um Etliches später gegen die Zurückbehaltung der deutschen Kriegsgefangenen gewirkt hat. Mütter und mütterlich empfindende Frauen fanden aufrüttelnde Worte tiefinnerster Empörung gegen diese unerhörte und sinnlose Grausamkeit, und was die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Frauen von Weimar aus in die Welt hinausriefen, das haben die Frauen der anderen Länder sehr wohl vernommen und in der richtigen Erkenntnis der weiblichen Mitverantwortung für die Handlungen ihrer Staaten als Appell an ihre Stellungnahme zu diesen Maßnahmen aufgefaßt.

Ob ohne die Mitwirkung der Frauen der Satz in die Verfassung aufgenommen wäre: „Die Ehe beruht auf der Gleichberechtigung der beiden Geschlechter", wie er im Artikel 119 festgelegt worden ist, dürfte fraglich sein, und ob das am 1. Oktober 1919 in Kraft getretene Gesetz der verbesserten Wochenhilfe so schnell geschaffen worden wäre, wenn nicht in dem gleichen Artikel das Wort stünde: „Die Mutterschaft hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates", das erscheint doch zum mindesten zweifelhaft. Ganz bestimmt hätte ohne ihren Einfluß der Artikel 128 nicht die jetzt gültige Form gefunden: „Alle Staatsbürger ohne Unterschied sind nach Maßgabe der Gesetze und entsprechend ihrer Befähigung und Leistungen zu den öffentlichen Ämtern zugelassen. Alle Ausnahmebestimmungen gegen weibliche Beamte werden beseitigt." Damit sind Forderungen erfüllt, die die Frauenbewegung in jahrzehntelangem Kampf vergeblich erhoben hat. Aber es ist noch mehr erreicht worden. Die Nationalversammlung hat das Verlangen nach der Mitarbeit der Frauen in den Ministerien so berechtigt gefunden, daß schon jetzt etliche vortragende weibliche Räte tätig sind. Von besonderem Nutzen für das gesamte Gebiet der weiblichen Arbeit ist es, daß im Arbeitsministerium Frauen die Arbeitsverhältnisse ihrer Geschlechtsgenossinnen beurteilen und regeln werden. Daß den politisch gleichberechtigten Frauen auch die volle Koalitionsfreiheit gewährt worden ist, ist selbstverständlich. Ebenso konnte in der „demokratischsten Republik der Welt" die längst veraltete Gesindeordnung nicht mehr bestehen. Die Frauenbewegung hat sie nicht zu überwinden vermocht, die politisch mündigen Frauen konnten sie leicht durch ein Hausangestelltenrecht ersetzen.

Die frühere Stellung des Staates gegen die unehelichen Mütter und Kinder hat schon unter den Kriegswirkungen eine Wandlung erfahren. Aber während sie nur auf die furchtbaren Menschenverluste und die Notwendigkeit eines Nachwuchses zurückzuführen war, spricht sich in den Bestimmungen, die durch die neue Verfassung die Stellung der unehelichen Mütter und Kinder regelt, eine wirkliche Änderung der Anschauungen aus. Daß durch die Besprechungen dieser Fragen das ganze sexuelle Problem angeschnitten wurde, ergibt sich aus den engen Zusammenhängen. Die weiblichen Abgeordneten haben sich denn auch nicht daran genügen lassen, daß nach Art. 121 „den unehelichen Kindern durch die Gesetzgebung die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung zu schaffen sind, wie den ehelichen Kindern", sie haben auch die Prostitutionsfrage aufgegriffen und dahin entschieden, daß die bestehende Reglementierung aufzuhören hat. Da in allen wichtigen Ausschüssen weibliche Mitglieder vertreten waren, so haben sie nicht nur an deren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeiten, sondern auch an deren Entschließungen ihren Anteil. Daher läßt sich gar nicht feststellen, was der weibliche Einfluß erreicht hat. Aber das eine ist unleugbar: die Frauen haben bei allen Erörterungen über Familienrecht, über Gesundheits-, Schul- und Sittlichkeitsfragen in dem Sinne gewirkt, daß die Tüchtigkeit eines Volkes von der körperlichen, geistigen und sittlichen Beschaffenheit seiner einzelnen Glieder abhängig ist und daß darum alles gefördert werden muß, was diese Eigenschaften und Fähigkeiten entwickelt und stärkt.

Frieda Radel.

Unsere Rechtschreibung*).

Der Personen- und Güterverkehr hat sich in den modernen Kulturstaaten ziemlich einheitlich entwickelt. Auch die Formen der Verkehrsmittel sind hierfür im wesentlichen die gleichen, ob sie in Händen privater Unternehmer oder der Staaten sind. Dagegen ist beim geistigen Verkehr wohl die äußerste Form: Buch, Brief, Telegramm, Fernsprecher überall die gleiche, aber sozusagen die Verpackung und die Formung des versendeten Stoffes sehr verschieden je nach der Sprache der Absender oder der Empfänger. Die Formung ist die Sprache, die Verpackung die Schrift. Innerhalb eines geschlossenen Sprachgebietes steht nun wohl die Landessprache unter Aufsicht der Schule (in Frankreich auch unter der Akademie und dem Kultusminister), aber von einem staatlichen Zwang ist dabei nicht die Rede; höchstens ein sozialer oder konventioneller könnte anerkannt werden. Der Bauer, der vor Gericht oder einem regierenden Herrn gegenüber in Mundart spricht, wird sich keiner Maßreglung aussetzen. Doch schützt das Gesetz nur Rechtsansprüche, deren sprachliche Grundlagen eindeutig, bei uns also verständlich deutsch, sind. Bei der schriftlichen Festlegung sprachlichen Stoffes herrscht bei der Schriftwahl ziemlich allgemein Freiheit; doch ist nicht ausgeschlossen, daß an irgendwelcher Stelle der Gebrauch lateinischer Buchstaben beanstandet, mindestens gerügt wird (Bismarck!). Für die Rechtschreibung aber wird nicht nur in der Schule ein Verstoß gegen die amtlichen (also staatlichen) Regeln fast als sittliche Verfehlung geahndet, sondern auch im bürgerlichen Leben als Mißachtung polizeilicher Verordnung empfunden. Es heißt: so schreibt man doch nicht. Kann aber wirklich der Staat anordnen, daß ich „Geld" mit großem

*) Da in absehbarer Zeit eine neue amtliche Regelung der deutschen Rechtschreibung zu erwarten ist und bereits jetzt der Streit der Meinungen anhebt, haben wir es für zweckmäßig gehalten, einem Fachmanne zur Rechtschreibungsfrage das Wort zu erteilen. Es hat daher auf unsere Bitte unser Mitarbeiter, Herr Geh. Rat Prof. Dr. Brenner in Würzburg, unter dessen Vorsitz die fachmännischen Beratungen des Reichsschulausschusses über die Rechtschreibungsreform stattfinden sollten, im Folgenden seine grundsätzlichen Gedanken über die Rechtschreibungsfrage kurz zusammengefaßt.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

G schreibe? Er kann die Rechtschreibung überwachen auf dem Umweg des Schulregimentes sowie des gesetzlichen Schutzes vor Schaden, indem er Rechtsansprüche auf Grund von schriftlichen Ausweisen nur dann anerkennt, wenn die Schreibung ein Mindestmaß von Klarheit und Eindeutigkeit aufweist. Dieses Mindestmaß wird durch Befolgung der amtlichen Rechtschreibung gewährleistet.

Man sollte nun meinen, daß ein so überaus wichtiges Hilfsmittel des geistigen Verkehrs, das noch dazu seit geraumer Zeit unter staatlicher Überwachung steht, dem gegenüber der mündliche Verkehr trotz Erfindung des Fernsprechers eine ganz geringe Rolle spielt, nun wie andere Verkehrsmittel aufs feinste vervollkommnet wäre. Nein! An ihm ist die Zeit des allgemeinen Aufschwungs so gut wie spurlos vorübergegangen, wenn auch bei uns nicht in dem Maße wie bei den Weltlehrmeistern der Technik, bei den Engländern und Amerikanern, aber leider doch auch bei uns. Warum wohl? Alle übrigen Fortschritte sind in einem engen Kreis aktiv vollzogen worden, zum Teil, wie bei der Einführung der Eisenbahn, unter erheblichem Widerstand. Die große Menge hat dann nur passiv die Einführung sich mehr oder weniger widerwillig gefallen lassen. Bei der Schule sind zunächst willenlose Kinder, das Opfer falscher Systeme, zur Selbsthilfe wenig geeignet. Sie müssen lernen, was ihnen vorgesetzt wird, und wenn sie es unter Seufzen gelernt haben — treten sie ein in die Millionenschar der beati possidentes, denen es graut, an dem mühsam Erworbenen rütteln zu lassen, ein Anderes mit neuer Qual erst wieder lernen zu müssen. Auch die Lehrer haben lange zum größten Teil den gegebenen Lehrstoff der Rechtschreibung als ein notwendiges Übel betrachtet, dessen Beseitigung neue Arbeit, aber keine Sicherheit wirklicher Besserung schüfe. Fehlte es doch bei ihrer umfassenden Ausbildung gerade an der Belehrung über Geschichte und Wesen der Rechtschreibung. „Alles was ist, ist vernünftig", galt für diese in so hohem Maße, daß sogar Sprachgelehrte aller Jahrhunderte sich bemühten, die Vernunft in den Schreibgewohnheiten zu entdecken und zu beweisen. Die Beweise gingen ins Allgemeinbewußtsein über und werden auch jetzt noch im Kampf für das Bestehende allen Ernstes vorgebracht. Man bildete sich ein, daß man „Leib" mit e und i, „lange" mit n und g spreche. Erst die Beschäftigung mit der Geschichte der Rechtschreibung hat allmählich die Mängel als Mängel anerkennen gelehrt. Aber die erste Rechtschreibungskonferenz von 1876 hat sich vom Bestehenden noch so beherrschen lassen, daß sie unter Führung Rudolf von Raumers nur das an sich gesunde Zugeständnis machte: zu beseitigen, was bereits ins Wanken geraten war. Man glaubte mit den bisherigen Lautzeichen einer mittleren — nicht zu lässigen, nicht zu peinlichen — Aussprache vollkommen gerecht werden zu können. Die Frage, ob nicht mit geringeren Mitteln dasselbe erreicht werden könne, ließ sich nicht mehr abweisen, sie drängte sich dem Forscher, ebenso wie dem Schreiblehrer mehr und mehr auf. Noch im Jahre 1901 mußte sie aber gegenüber dem vordringlichsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedürfnis, die Schreibung im ganzen deutschen Sprachgebiet einheitlich zu gestalten, sich in private Kreise flüchten. Im Jahre 1920 griff sie endlich im Auftrag der Reichsregierung das Reichsamt des Innern auf, und eine in Berlin vereinigte Konferenz beantwortete sie zunächst bejahend.

Eine Veränderung unserer Schreibregeln kann aber nicht in Angriff genommen werden, ehe man sich über die allerwichtigste Vorfrage geeinigt oder wenigstens unterrichtet hat: welchen Zweck hat eine durch Regeln geordnete Rechtschreibung? Bis jetzt scheint ziemlich allgemein stillschweigende Übereinstimmung darüber bestanden zu haben, daß die Rechtschreibung dazu da sei, die überlieferte Eigenart deutscher Schreibweise verschiedener Jahrhunderte getreu zu bewahren, solange es irgendwie angeht, ohne die sich widersprechenden Bestandteile aus verschiedenen Jahrhunderten, aus dem ober- und niederdeutschen Gebiet auszugleichen; ihr die Eignung zu erhalten, In- und Ausländer in der richtigen Aussprache zu unterweisen, in ausgewählten Abschnitten der Grammatik und Sprachgeschichte zu unterrichten, bedrohte heimische Sprach- und Schreibaltertümer vor dem Vergessen zu bewahren, mit der guten alten Gestalt der Wortbilder den künstlerischen Formensinn der Jugend zu bilden*) — und die Stetigkeit des Erwerbes der Drucker und Verleger vor Erschütterungen zu bewahren. Hierfür sind einige Beispiele nicht zu entbehren. Die Schreibung „Leute" geht in die Zeit zurück, wo u auch für ü gebraucht werden konnte, denn niemand spricht hier u für ü, im 15., 16. Jahrhundert galt „Leute" und „Leüte" wie „mussen" und „müssen" gleich; Luther kennt äu, ä nicht, ai so gut wie gar nicht, auch seit der Übersetzung der Bibel kein ß; das ist erst später in die allgemeine Schrift gekommen (von Süddeutschland her); Ew. Hochwohlgeboren war dem 16. Jahrhundert ganz angemessen, weil man ewer, tewer usw. schrieb. Die widersinnigen Schreibungen ng („lange"), sch und ch haben ihre Wurzeln weit zurück im Mittelalter. Dagegen verdanken wir ä (Gäste), äu (Häuser) den grammatischen Pedanten des 17. Jahrhunderts. Und erst die Großbuchstaben der Hauptwörter! Wenn doch ihre philosophischen Lobredner ihre Geschichte kennen würden! In der ersten Ausgabe von Luthers Neuem Testament (1522) sind nur heilige Worte, Eigennamen und Satzanfänge groß gedruckt. In den 24 Jahren bis Luthers Tod war die Schnörkelwut der Buchdrucker und Schriftgießer ins Ungemessene gewachsen und gerade die häßlichsten, spießbürgerlichsten, undeutlichsten Verschnörkelungen der Großbuchstaben — einem ganz anderen Stil angehörig als die kleinen — drangen durch; die schönen, klaren Typen genügten nicht. Etwas Stilwidrigeres, Unkünstlerischeres als die letzten Lutherbibeln läßt sich gar nicht denken. Luther selbst war mit dem Unfug, der da mit den Groß-

*) Man hat öfter schon die bestehende Rechtschreibung als „heiliges Kleid der Sprache" schützen zu müssen geglaubt. Die Sprache ist weiblich! Ist die Frauenkleidung wirklich so unveränderlich?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

buchstaben getrieben wurde, gar nicht einverstanden, aber es war nicht mehr möglich, ihn ganz zu bekämpfen. So machte man sich daran, System hineinzubringen, und so kam man darauf, die Hauptwörter und Satzanfänge als berechtigte Träger der Großbuchstaben zu monopolisieren. Das hieß aus der Not eine Tugend machen, nicht philosophischen Geist in der Schreibung bewähren! Ganz ähnlich ging es mit der Deutung der Buchstaben im Sinne einer vernünftigen Aussprache. Der Zusammenhang der Schrift mit der lebendigen Rede war schon zu Luthers Zeit dadurch gelockert, daß nun die Niederdeutschen anfingen hochdeutsch zu schreiben, zu drucken, aber die geschriebenen Buchstaben niederdeutsch zu lesen, also z. B. b und p, die doch im Süden ganz gleich klangen, scharf zu unterscheiden. Auch hier galt wieder: alles was ist, ist vernünftig. So fing man an, im geschriebenen Wort seine eigene Aussprache zu finden. Der Altbayer glaubte fest, daß er ai richtig ausspreche, wenn er für „laid" „load" sagte, der norddeutsche Grammatiker bildete sich ein, daß er, weil er nun einmal „fliessen" mit ss, „saßen" mit ß schrieb, das ss anders spreche als das ß. Kurz, eine babylonische Sprach- und Schriftverwirrung! Und tatsächlich kann kein Mensch aus unserer Rechtschreibung die Aussprache richtig lernen. Aber das Herkömmliche ist alt und deshalb gut, die Änderung bedingte Aufgeben einer mühsam erworbenen Gewöhnung und vielleicht besondere Ausgaben für das Druckgewerbe, deshalb nur ja keine Neuerung!

Ist denn nun aber wirklich ein Umsturz in der Rechtschreibung vorteilhaft oder gar nötig? Die Anregung zu gründlicher Vereinfachung ging von der Lehrerschaft aus, die für sich und die Schüler die bisherige Schreibweise für unerträglich erklärt. Sie kann auf Grund sicherer Erfahrung behaupten: so gut wie niemand kann das Rechtschreiben nach den amtlichen Vorschriften wirklich vollkommen lernen, auch Lehrer nicht. Wer es aber auch nur annähernd lernt, muß auf die teilweise Bewältigung der Regel und vor allem der Ausnahmen so unverhältnismäßig viel Zeit und Kraft verwenden, daß für innerlich wertvolleres Lernen zu wenig davon übrig bleibt. Das ist für Lehrer und Schüler in gleicher Weise quälend und entmutigend. Denn es ist auch ein sittlicher Schaden, wenn auf beiden Seiten das Gefühl nicht zu bannen ist, daß man hinter der Pflichtforderung zurückbleibt, zurückbleiben muß. Warum sind aber die Regeln nicht erfüllbar? Weil sie ein regellos gebautes Ganzes beherrschen sollen. Das Wesen unserer Rechtschreibung ist nicht einheitlich; sie ist zum Teil geschichtlich, zum Teil lauttreu, zum Teil Lautschrift, zum Teil Wortschrift, zum Teil oberdeutsch, zum Teil niederdeutsch, hier alt, dort neu. Da muß es mehr Ausnahmen als Regeln geben und muß sich Unbrauchbares in Menge anhäufen. Gerade dieses macht sich nach der Schule besonders schädlich geltend. Wenn wir bedenken, daß gewiß tausendmal soviel im geistigen Verkehr auf schriftlichem als auf mündlichem Weg erledigt wird — es sei nur an die Millionen täglicher Zeitungsleser erinnert —, so leuchtet ein, wie sich eine grundsätzliche Ersparung an einem Tag fast milliardenfach

lohnt! Ich habe mir die Mühe genommen, auszurechnen, wie viele Buchstaben bei ergiebiger Vereinfachung in einem Buch von 200 Seiten erspart werden, wenn es, wie z. B. H. Preuß's „Das deutsche Volk und die Politik", in mehreren Auflagen erscheint: nach dem Durchschnitt mehrerer Seiten berechnet ergeben sich 200 000 000, d. i. zweihundert Millionen Buchstaben in einem nicht sehr dicken, nicht besonders verbreiteten Buch! Das macht bei 13 Auflagen schon 8000 Bogen Druckpapier. Dazu kommt aber die ersparte Zeit und Mühe. Und das wiederholt sich in entsprechenden Maßen bei allem Geschriebenen (mit Bleistift, Feder, Schreibmaschine, Telegraph), bei allem Gedruckten. Da handelt es sich um Größen, die ein armes Volk, wie wir es jetzt sind, nicht aus Bequemlichkeit oder antiquarischen Schrullen vernachlässigen darf. Wir haben nur zu fragen: bleibt die Schrift gut lesbar? Ist sie leicht erlernbar? Ist der Übergang vom Alten zum Neuen erträglich? Ist hierauf ehrlich und gewissenhaft mit Ja zu antworten, so spielt das Wie? der Vereinfachung gar keine Rolle. Es geht alles mit gutem Willen, habe ich neulich im „Vortrupp" gelesen, es gilt das ganz gewiß auch bei der Besserung der Rechtschrift. Gestehen wir aber der Rechtschreibung nur die Aufgabe eines Verkehrsmittels zu, das Gedanken auf die einfachste, leichteste und sicherste Art von einem Gehirn zum andern zu befördern hat, so werden wir vor einschneidenden Veränderungen ebensowenig zurückschrecken dürfen als unsere Vorfahren bei der Einführung der Eisenbahn, obwohl „kundige" Männer und Ausschüsse damals Erblindung, Wahnsinn, Ruin der Volkswirtschaft voraussagen zu müssen glaubten, wenn man der bedenklichen Neuerung Einlaß gewähre.

Dr. Oskar Brenner.

Ein pazifistisches Geschichtswerk*).

Die Methode der alten Geschichte ist anders als die der neuen. Man stelle sich vor, daß aus der Zeit des Weltkriegs alle Dokumente, alle Kundgebungen der teilnehmenden Personen, alle Erlasse, alle Berichte über die Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaften verloren wären und nichts übrig geblieben wäre als ein paar notwendig gefärbte Darstellungen des Kriegs von der einen oder der anderen Seite der Kriegführenden. Da hat man ungefähr den Zustand der Quellen, auf die wir für die Geschichte des Altertums, abgesehen von einigen kurzen Strecken, angewiesen sind. So steht es auch z. B. mit unserer Überlieferung über Perikles. Von allen seinen Reden ist nichts auf uns gekommen (denn die Thukydides ihn halten läßt, sind nicht authentisch), die Gesetze, die unter seinem Einfluß gegeben sind, kennen wir nur aus zweiter Hand. Wir haben nichts als den mageren Bericht über seine Tätigkeit vor dem peloponnesischen Kriege, den Thukydides seinem Geschichtswerk als Einleitung voran-

*) Die Friedenspolitik des Perikles. Ein Vorbild für den Pazifismus. Von Dr. Schulte-Vaërting. Ernst Reinhardt, München, 1919.

geschickt hat, dann die allerdings verhältnismäßig ausführliche Erzählung seiner zwei letzten Lebensjahre bei demselben großen Geschichtschreiber, ferner eine Biographie von Plutarch, der 500 Jahre nach ihm lebte und ziemlich kritiklos verfuhr, und endlich ein paar zufällige, zerstreute Bemerkungen bei allerlei anderen Schriftstellern. Unsere Kenntnis eines der größten Männer Griechenlands ist also mehr als lückenhaft, und wenn nun noch hinzukommt, daß Thukydides, vielleicht einer bestimmten Tendenz zuliebe, wichtige Seiten von Perikles' Tätigkeit übergeht (wie er denn z. B. die von Perikles aufgeführten Kunstwerke mit keinem Worte erwähnt), so ist es wirklich nicht zu verwundern, daß die Ansichten der Neuern über den großen Staatsmann auseinandergehen. Es kommt daher hier, wie überhaupt bei der alten Geschichte, darauf an, zwischen den Zeilen zu lesen, das wenige Überlieferte scharfsinnig zu zergliedern. Es kommt mehr auf Kühnheit, auf Kombinationsgabe, ja auf Intuition an, als auf Gelehrsamkeit.

Schulte-Vaërting hat sich dem Problem von einer ganz neuen Seite genähert. Es bewährt sich hier das Wort, daß nicht nur die Geschichte die Lehrmeisterin der Politik ist, sondern daß auch umgekehrt der gedankenvolle Politiker der Geschichte neue Seiten abgewinnen kann. Schulte-Vaërting ist Pazifist, und indem er mit den Augen des Pazifisten an die alte Geschichte herangetreten ist, hat er gefunden, daß die Politik des Perikles nur dann einen Sinn hat, wenn man sie als eine Friedenspolitik auffaßt.

Tut man das nicht, legt man an Perikles den gewöhnlichen Maßstab, so muß man seinen Tadlern recht geben und kann ihn als Staatsmann und Feldherrn nicht hoch stellen. Der Schlüssel zu dieser viel umstrittenen Politik liegt in einer Äußerung, die Plutarch mitteilt. Als Perikles im Sterben lag, saßen seine Freunde um ihn, rühmten seine Tugenden, seine Taten und die Menge der von ihm erfochtenen Siege. Sie meinten, er sei schon bewußtlos. Er hatte aber alles vernommen, und er sagte, er wundere sich, daß sie nur Dinge rühmten, die er dem Glück verdanke und die sich auch Anderen nachsagen ließen, nicht aber sein Hauptverdienst. Denn keiner von allen Athenern, die da leben, sagte er, hat um meinetwillen ein Trauergewand anlegen müssen.

Perikles selber also sah sein Verdienst in seiner Friedenspolitik. Dieser Ausspruch ist um so beachtenswerter, je isolierter er dasteht. Ja, er erscheint zunächst ganz unverständlich im Munde eines Mannes, der ein Dutzend Feldzüge angeführt hat. Er ist denn auch von jeher als eine Ungereimtheit stillschweigend übergangen worden. Die Geschichtschreiber samt und sonders, die alten wie die neuen, rühmen, ebenso wie die am Sterbebett versammelten Freunde, nur des Perikles Kriegstaten. Es ist ein reiner Zufall, daß uns Plutarch dies eine Wort aufbewahrt hat, das mit der ganzen landläufigen Auffassung in unlösbarem Widerspruch steht, aber eben deshalb die Gesinnung des großen Mannes blitzartig aufhellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulte-Vaërtings Spürsinn hat aber gezeigt, daß diese auffällige Stelle doch nicht so ganz vereinzelt ist, daß es noch andere Spuren gibt. Allerdings muß man, um sie aufzufinden, auf kleine Nebendinge achten, die sich die Geschichtschreiber manchmal wie unwillkürlich entschlüpfen lassen.

Ob alles haltbar ist, was er über Perikles als Pazifisten gefunden zu haben meint, will und kann ich nicht untersuchen. Es ist dies Sache der Spezialisten. Die Philologen werden vermutlich finden, daß Schulte-Vaërting oft übereilt geschlossen hat. Aber eine solche Kritik wäre kleinlich und ungerecht gegenüber diesem pazifistischen Geschichtswerk, vielleicht dem ersten seiner Art. Auf Einzelheiten kommt es in diesem Falle so sehr nicht an. Mag Schulte-Vaërting noch so oft geirrt haben, das große Verdienst bleibt ihm, auf eine wesentliche Lücke der ganzen bisherigen Geschichtschreibung hingewiesen zu haben. Diese hat überall die Kriege zum Gegenstand gewählt. Das wäre am Ende noch zu verzeihen. Aber die Geschichtschreiber haben sich auch geradezu in den Dienst der Kriegspartei gestellt und haben wichtige Tatsachen, die nicht nach ihrem Geschmack waren, totgeschwiegen. Die Tatsache, daß es keine Friedens*geschichte* gibt, hat viel Schuld daran, daß es bis in die jüngste Zeit keine Friedens*politik* gegeben hat. „Mommsen erklärte seinerzeit die erste Friedenskonferenz im Haag für einen Druckfehler der Weltgeschichte. Die alten Geschichtschreiber waren genau der gleichen Meinung und haben ebenso wie die heutigen diesen Druckfehler aus ihrer Kriegsgeschichte möglichst ausgemerzt."

Auf zahlreiche Tatsachen der griechischen Geschichte fällt, wenn wir sie nach Schulte-Vaërtings Vorgang mit einem durch den Pazifismus geschärften Auge betrachten, ein überraschendes Licht. Wir gewinnen den Eindruck, daß diese große und wunderbare Kultur Schätze des Geistes geborgen hat, von denen man bis heute sich kaum etwas hat träumen lassen. So leidet es, wie Schulte-Vaërting gezeigt hat, kaum noch einen Zweifel, daß es schon zur Zeit der Perserkriege in Griechenland eine ausgesprochene Friedenspartei gegeben hat. Von einem athenischen Pazifisten Lykidas erzählt beiläufig Herodot. Lykidas, der zum athenischen Rat gehörte, stimmte dafür, den Friedensboten des Mardonios anzuhören. Es war das angesichts der Volksstimmung ein Wagnis auf Tod und Leben, und wirklich wurde der kühne Fürsprecher des Friedens von seinen Mitbürgern gesteinigt. Natürlich vermutet Herodot in ihm einen bestochenen Verräter, ohne zu bedenken, daß Verräter nicht mit ihrem Leben für ihre Meinung einzutreten pflegen. Schon schwerer ist es, die friedliche Haltung der angesehensten Körperschaft des damaligen Hellas, der Priesterschaft von Delphi, als Landesverrat abzutun. Heute, wo wir es noch frisch im Gedächtnis haben, wie man während des Krieges bei uns und bei unseren Gegnern den Pazifisten mitgespielt hat, braucht man sich über die Stellungnahme der athenischen Geschichtschreiber zu den damaligen Pazifisten nicht zu wundern. Wir werden auch künftig nicht um die Frage herumkommen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob nicht der Zug des Xerxes mehr auf die Kriegstreibereien des Themistokles zurückgeht, als auf die Angriffslust der Perser. Und wir werden überhaupt die persische Politik vielleicht ganz anders zu beurteilen haben als bisher, wo wir sie nur mit den Augen der Griechen und noch dazu der griechischen Kriegspartei betrachtet haben.

Sehr beachtenswert ist es auch, wenn bei Perikles die Ansicht nachgewiesen wird, daß man im Kriege die jungen Leute, besonders die noch keine Kinder hätten, vor anderen schonen müsse. Und das ist um so merkwürdiger, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß Perikles mit dieser Meinung nicht allein stand. Wir gewinnen damit einen Einblick in die Denkart und in die Mittel der griechischen Friedensfreunde. Ebenso gibt auch das Verfahren des Perikles beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges zu denken. Sein leitender Satz war, die Menschen müßten gerettet werden vor den Gütern und Ländereien. Aber er ging weiter, seine Kriegführung zielte dahin, die Kämpfer mehr zu schützen als die Daheimgebliebenen. Die den Krieg begonnen hatten und fortgesetzt zu ihm aufreizten, bekamen ihn am eigenen Leibe zu spüren.

Ich kann hier von dem reichen Inhalt des Buches nur Andeutungen geben. Möge es viele Leser finden! Ich empfehle es allen Pazifisten, noch weit mehr aber allen, die den Bestrebungen der Friedensfreunde noch zweifelnd gegenüberstehen.

Soll ich zum Schluß einen Vorbehalt machen, so möge er den Homer betreffen. Ich glaube, daß Schulte-Vaërting diesen mit Unrecht als Kriegshetzer hinstellt. Homer handelt zwar vom Kriege, er besingt den Achilleus, aber er freut sich nirgends des Krieges, er nennt diesen an hundert Stellen den tränenreichen, den jammervollen, und seine ganze Darstellung ist auf diesen Ton gestimmt. Er preist auch nicht Achilleus den Krieger, sondern seine ganze Sympathie ist bei Achilleus dem Versöhnlichen, der dem greisen Priamos die Leiche des Sohnes zurückgibt. Nein, der größte Dichter Griechenlands war alles eher als ein Lobredner des Krieges. Es hat Pazifisten gegeben, die, wie Perikles, den Feldherrnhelm getragen haben. Warum sollte es nicht auch Dichter geben, die den Krieg besingen, um dem Frieden zu dienen?

Ernst Müller-Holm.

Rund um uns

Fortschritte der Bodenreform im nicht angelsächsischen Auslande während des Jahres 1919*). Bemerkenswerte Fortschritte hat der Gedanke der Bodenreform auch außerhalb der englisch redenden Welt in zahlreichen Ländern im Laufe des vorigen Jahres gemacht.

*) Vgl. die Aufsätze des Verfassers in Nr. 4 und 6 des „Vortrupp".

In Ungarn setzte bald nach der Umwälzung der Arbeiterrat als Höchstgrenze für den Einzelbesitz an Land 500 Joch (1 Joch = 0,515 ha) fest. Alles darüber hinausgehende Land sollte gegen Entschädigung enteignet und dann nur noch in Erbpacht weitergegeben werden. Die Entschädigung sollte in auf den Namen lautenden Obligationen erfolgen, und bei der vorgesehenen Vermögensabgabe wurde die Leistung in Land gestattet. Unter der Präsidentschaft des Grafen Karolyi wurde dann (März 1919) ein besonderes Bodenreformgesetz erlassen. Diese erste Siedelung nach diesem bodenreformerischen Recht wurde auf dem 18 000 Joch umfassenden Debröer Besitz des Grafen Karolyi selbst gegründet. Nach dem Rücktritt Karolyis bestimmte die an seine Stelle getretene kommunistische Regierung auf dem Wege der Verordnung, daß nur der Klein- und Zwergbesitz Privateigentum (!!) bleiben, alles übrige Land aber an Genossenschaften vergeben werden sollte, wobei die Löhne sich nach der geleisteten Arbeit zu richten hätten. Führt die nach dem Sturz der Kommunisten ans Ruder gelangte Regierung die Bodenreformgesetze entschlossen durch, so wird sie damit eine für die Zukunft des Landes entscheidende Tat vollbringen und den Neuaufbau auf starke und gesunde Grundlagen stellen. Hätten diese Gedanken sich früher durchgesetzt, und wäre die in Ungarn herrschende Latifundienwirtschaft rechtzeitig abgebaut worden, so hätte das Land nicht jedes Jahr einen erheblichen Teil des Überschusses seiner Bevölkerung auf dem Wege der Auswanderung abgeben müssen, und es wäre möglich gewesen, durch Einführung intensiverer Wirtschaft die landwirtschaftliche Erzeugung auf das Mehrfache zu steigern. Mitteleuropa wäre so vor dem Hunger bewahrt geblieben, den gerade große Teile der früheren Donaumonarchie in so furchtbarer Form haben kennen lernen müssen.

Nachdem in Polen zu Anfang 1919 die vorläufige Regierung die Absicht kundgegeben hatte, einen Teil des Großgrundbesitzes zu enteignen und zu verteilen, sowie die Bergwerke, Naphthagruben und Verkehrsmittel zu verstaatlichen, erklärten die Großgrundbesitzer in einer Eingabe an das Parlament sich bereit, eine Million Hektar landwirtschaftlichen Bodens, in Lose eingeteilt, zu Friedenspreisen als Heimstätten auszugeben. Noch im Januar 1919 wurde ein Gesetz verabschiedet, das als Ziel die polnische Bodenreform hinstellt. Es fordert, daß möglichst viele Polen mit gesichertem (das heißt durch rechtliche Bestimmungen gegen Wucher und Verschuldung geschütztem) Bodeneigentum zu begeben seien, und zwar nur solche, die den Boden selbst zu bebauen willig und fähig seien. Als Höchstgrenze des Einzelbesitzes wurden je nach der Entfernung von größeren Städten 60 bis 180 ha festgesetzt. Die Errichtung von Musterwirtschaften, Versuchsstationen und Ackerbauschulen wird gefordert.

Während in der Tschecho-Slowakei die Regierung in der Bodenfrage sich passiv verhielt, und nur die national-soziale Partei die Bodenreform als Hauptforderung aufstellte und die Verwendung alles 50 ha überschreitenden Einzelbesitzes zu Heimstättengründungen verlangte, hat in Südslawien die Regierung auf dem Weg einer vorläufigen Verordnung bestimmt, daß den heimkehrenden Kriegern von großen Gütern, namentlich solchen der toten Hand, Land pachtweise zur Verfügung zu stellen sei. Eine spätere gesetzliche Regelung ist vorbehalten.

Viel entschiedener ist man in Rumänien vorgegangen, dessen Latifundienwirtschaft allerdings eine Agrarreform dringend nötig machte. Hier wurde Anfang Januar durch königliches Dekret zugleich mit dem allgemeinen Wahlrecht die Einführung der Bodenreform angekündigt: Alle königlichen Güter, der Boden fremder Untertanen und zwei Millionen Hektar kultivierten Landes aus Privatbesitz sollten enteignet und unter die Landbevölkerung verteilt werden. Ein ähnliches Vorgehen wurde für Bessarabien angesagt.

Bei einem Vorstoß einzelner Parteien blieb es in Norwegen und der Schweiz: Dort forderten die Sozialisten die Errichtung von Bodenämtern in allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gemeinden. Ihre Aufgabe soll es sein, alles brachliegende Land zu erwerben und an landlose Arbeiter gegen eine niedrige Rente auszugeben. In der Schweiz wurde im Züricher Kantonsrat der Antrag gestellt, alle Spekulationsgewinne aus Grund und Boden durch eine 100%ige Zuwachsabgabe gänzlich wegzusteuern, die Gemeinde zum Erwerb von Grund und Boden anzuregen und dadurch eine gemeindliche Wohnungspolitik in die Wege zu leiten.

Sehr beachtenswert sind die Fortschritte des Bodenreformgedankens in Dänemark. Hier wurden früher alle zehn Jahre Schätzungen des gesamten Grundbesitzes vorgenommen, neuerdings geschehen diese Schätzungen alle drei bis vier Jahre. 1916 wurden zum ersten Male grundsätzlich Boden und Gebäude getrennt geschätzt, nachdem auf diesem Wege die Hauptstadt und einige kleinere Orte vorangegangen waren. Im Jahre 1920 soll diese Schätzung wiederholt werden, um so eine sichere Unterlage für die geplante Einführung einer allgemeinen Grundwertsteuer (nicht Grundertragsteuer!) zu gewinnen. Die Schätzung von 1916 ergab einen Gesamtwert von rund acht Milliarden Kronen, wovon 3,7 Milliarden auf den reinen Bodenwert entfallen. Alle politischen Parteien außer den Konservativen stehen diesen Bestrebungen freundlich gegenüber; ganz besonders gilt dies von der Kleinbauerngenossenschaft, die seit 1902 mit der Forderung „gleiche Steuer für gleichwertiges Land" großen Anhang gewonnen hat. Eine Wertzuwachssteuer neben einer reinen Wertsteuer auf Grund und Boden forderten die liberalen und sozialistischen Mitglieder der Gemeinderäte von Kopenhagen und Frederiksborg. Auch die sozialdemokratische Partei als solche hat einen Bodenausschuß eingesetzt, der über eine neue Art der Besteuerung der Zuwachsrente beraten soll. Vor allem aber hat die Regierung selbst Gesetzentwürfe zu einer erweiterten Heimstättenbildung vorgelegt, durch welche besonders Kirchenland und Großgrundbesitz zu dem genannten Zweck herangezogen werden sollen.

Von außereuropäischen Ländern sind in diesem Zusammenhang Ägypten, Palästina und Mexiko zu nennen. Die Unruhen, von denen Ägypten während des ganzen vergangenen Jahres heimgesucht wurde und die neuerdings besondere Stärke gewonnen haben, beruhten ursprünglich auf einer Bewegung der armen Landbevölkerung gegen die Großgrundbesitzer (nach einer Darstellung, die Lord Curzon gegeben hat). Da der Großgrundbesitz sehr stark vom englischen Kapital abhängig ist, geriet die Bewegung mehr und mehr in nationalistisches Fahrwasser. Zwar hat schon Lord Kitchener zum Schutz der kleinen Bauern ein Gesetz erlassen, wonach ein Grundbesitz von weniger als 5 Feddan (1 Feddan = 45 Ar) überhaupt nicht mit Schulden belastet werden dürfe. Doch wurde dieses Gesetz von englischen Kapitalisten so oft umgangen, daß es fast unwirksam war. Welchen Umfang die Zwangsversteigerungen ländlichen Kleinbesitzes schon vor dem Kriege hatten, erhellt aus der Tatsache, daß allein im Jahre 1910 gegen 40 000 Schuldner auf dem Wege der Zwangsversteigerung vorgegangen wurde.

Auch die ständig wiederkehrenden Zwistigkeiten zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten haben eine bodenrechtliche Ursache: Die Mexikaner wollen ihre ungeheuer reichen Petroleumquellen als Nationaleigentum rechtlich sichern, was gegen die Interessen der hier angelegten amerikanischen Kapitalien verstößt. Wir Deutsche, deren Boden jetzt bei dem schlechten Geldstand in besonders starkem Maße dem Aufkauf durch Ausländer ausgesetzt ist, da er noch immer eine frei verkäufliche Ware ist trotz aller Aufklärung durch die Bodenreformer, wir können die Sorgen der Mexikaner um ihren Boden und seine Schätze begreifen.

So sehen wir den Grundgedanken der Bodenreform auch in dem vergangenen Jahre überall in zwar langsamem, aber unwiderstehlichem Vordringen: Der Boden mit seinen Schätzen und Kräften, das, was die Natur dem Menschen darbietet, muß rechtlich anders behandelt werden als das, was von Menschenhand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschaffen ist. Grund und Boden müssen zu möglichst billigen Bedingungen allen zugänglich gemacht werden, die seiner zum Leben und zur Arbeit bedürfen. Steuern und Abgaben sind von dem Einzelnen in erster Linie nach dem Maße zu erheben, in welchem er jene naturgegebenen Arbeitsmittel (Boden mit allem, was damit zusammenhängt) für sich in Anspruch nimmt. Arbeit, Handel und Wandel dagegen sollen von Steuern möglichst frei sein. Dem Einzelnen gehöre der tunlichst ungeschmälerte Ertrag dessen, was er durch die Arbeit seiner Hände oder seines Geistes hervorbringt, der Gesamtheit dagegen das, was durch ihre Arbeit entsteht (Grundrente, Zuwachsrente). Nur auf diesem Wege wird die rechte Mitte zwischen den widerstreitenden Gegensätzen des Mammonismus und Kommunismus gefunden werden, und die Menschheit vor schweren wirtschaftlichen Erschütterungen bewahrt bleiben.

Dr. G. Cony.

Verborgene Schätze. Auf Hamburger Gebiet, nördlich der Elbe, hat man, wie ich in meinem Aufsatze „Verborgene Schätze" in Nr. 5 des „Vortrupp" erwähnte, vor Jahren und jüngst wieder Erdgas erbohrt; nun berichteten kürzlich die Zeitungen von Erdölfunden, die man in der Fischbecker Heide, südlich der Elbe gemacht hat. Beide Fundorte liegen räumlich nicht weit von einander; so würde sich denn auch hier zeigen, daß, worauf ich in dem oben genannten Aufsatze hinwies, Erdgas in Verbindung mit flüssigen Kohlenwasserstoffen auftritt, während in den Kohlengebieten keine derartigen Quellen gefunden wurden. Man erfuhr über die „Erdölquellen" folgendes.

Ein Gastwirt in Fischbeck hatte sich schon vor dem Kriege am Alveser Heuberge ein Haus gebaut und daneben einen 27 Meter tiefen Brunnen angelegt. Als man in diesen vor einiger Zeit einen Filter einbauen wollte und zu dem Zweck den Brunnen um $2^1/_2$ Meter vertiefte, bemerkte man, daß das Wasser salzhaltig war, und daß sich auf der Oberfläche eine dünne Ölschicht befand. Es steht jetzt fest, daß es sich hier um Erdöl handelt.

Nun fragt sich, in welchen Mengen und in welcher Tiefe das Öl zur Verfügung steht. Nach den Zeitungsberichten haben bereits Rutengänger und Geologen diese Fragen zu beantworten gesucht. Eine große Glader soll vom Waldrande her (Rosengarten, Stuvenwald und Fischbeck-Neugrabener Forst) sich durch die Heide, über das Grundstück des Gastwirtes und des Nachbaren bis zu den drei größten der schwarzen Heidberge hinziehen. Man glaubt, daß die Hauptader 300 bis 700 Meter tief liegt. Sie soll an mehreren Stellen sich an der Erdoberfläche bemerkbar machen.

Natürlich setzt die Spekulation schon ein, um „das Fett abzuschöpfen". Man hat sich aber mit den Erdölwerken in Wietze in Verbindung gesetzt. So steht zu hoffen, daß man in sachkundiger Weise dort ans Werk geht, um zunächst festzustellen, ob die Vermutungen zutreffen. Dies wäre sehr zu wünschen, denn zu kaum einer andern Zeit dürften uns die unterirdischen Schätze so nötig und willkommen gewesen sein, wie gerade jetzt, wo unser Land verarmt und ausgesogen ist.

G. Asmussen.

Die Notlage der Zeitungen und Zeitschriften, die jetzt in den Tagesblättern immer häufiger und dringender erörtert wird und von der neuerdings die beträchtlichen Bezugsgelderhöhungen der meisten Zeitschriften zeugen, kann wohl nicht anschaulicher geschildert werden, als dies in einigen jüngst im Kunstwart veröffentlichten Notizen geschieht. Wer diese auf wirtschaftlich sicherem Boden stehende Zeitschrift genau kennt und weiß, wie sehr ihr Herausgeber, Ferdinand Avenarius, jeder Übertreibung abhold ist, dem werden die nachfolgenden Bruchstücke aus den erwähnten Notizen vielleicht mehr zu denken geben, als mancher ausführliche wirtschaftspolitische Aufsatz über die jetzige Notlage der Presse.

1. Kunstwart, Heft 8:

„... Unser Verlag hat rechnungsmäßig zusammengestellt, wie sich die

Preise seit Kriegsbeginn im Buchgewerbe verändert haben. Es kostet jetzt gegenüber dem ersten Halbjahr 1914: Druckstöcke mehr 400 bis 500 v. H., Papier mehr 900 v. H., Satz und Druck mehr 420 v. H., Gießmteall mehr 1500 v. H., Farbe mehr 500 bis 1000 v. H., sonstige Druckereimaterialien, wie Schmieröl, Putzlappen usw. mehr 1000 bis 1500 v. H. Von den Löhnen usw. — schweig stille, mein Herze! Gegenüber diesem Wettklettern hilft keine Preiserhöhung, die nicht mindestens aufs Vier- oder Fünffache ginge, und eine solche könnte das Publikum in seiner Mehrheit nicht bezahlen. Also: Was wird daraus? Soll künftig allein noch das dickste Kapital Zeitschriften herausgeben können? Mit andern Worten: soll die geistige Kultur, soweit sie von Zeitschriften verbreitet wird, ganz vom Kapital abhängig werden? ... Mit Betriebsräten usw. ist gegen diese Gefahren vorläufig so gut wie gar nichts auszurichten. Ceterum censeo: die Verhältnisse schreien nachgerade nach Volkswirtschaft mit dem Geistgut."

2. Kunstwart, Heft 11:

„... Die Herstellungskosten steigern sich aber immer noch und von Monat zu Monat. Es ist unwahrscheinlich, daß von den alten eingebürgerten Zeitschriften, die ernst und sachlich sind, jetzt auch nur eine einzige ohne Zuschüsse arbeiten kann — der Kunstwart beispielsweise, müßte von seinen Abnehmern eigentlich rund 20 Mark vierteljährlich verlangen. Das Schlimmste ist, daß sich gar nichts vorher berechnen läßt. Eins unserer angesehensten Wochenblätter bat neulich, ihm zum schon bezahlten Abonnement nachträglich einen Zuschuß freiwillig zu senden, der Verlag habe diese Steigerung aller Preise innerhalb des Quartals unmöglich voraussehen können.

Die Frage: was wird aus den Verhältnissen auf dem Bügermarkt, ist ebenso unmöglich zu beantworten, wie die Frage: was wird aus unsern Verhältnissen überhaupt? Unsre Kulturarbeit ist jetzt opferreicher und dabei ungewisser als je. Möglich, alles ernst Gewollte und mühsam Geschaffene an Kulturgut ertrinkt in der kapitalistischen Zivilisationsjauche, auf der Kinos, Tanz- und Glückspiel-Lokale noch eine Weile mit roten Aushängelaternen herumschwimmen, bis schließlich alles hineinkippt. Möglich ist aber auch, wir raffen uns doch noch zusammen, verbünden uns endlich ohne Hintergedanken und benutzen den Schlamm höchstens, wo's angeht, als Dung. Klar geboten ist aber ein Leit-Gefühl für unsereinen. Und das verlangt, entgegen dem „Pöbel aller Sorten" jede Mark, jeden Pfennig, den wir von des Tages Notdurft erübrigen können, nicht den „Vergnügungen", nicht der „Eleganz", nicht dem „Luxus", nicht dem „Betäuben", sondern dem Kulturleben zu erhalten. Es ist unser letztes Gut, aus ihm allein kann das Deutschtum aufwärts."

3. Kunstwart, Heft 12:

Der Kunstwart kostet fortan vierteljährlich zwölf Mark. Rechnungsmäßig brauchten wir bei der fürchterlichen Geldentwertung jetzt wesentlich mehr. Wer vergleichen will, bedenke: der Kunstwart gibt sechs Hefte vierteljährlich und gibt ihnen Kunstbeilagen mit, die, in geringerer Auflage gedruckt, mehr kosten müßten, als auch künftig noch das ganze Heft einschließlich der Bilder. Wir hatten uns auch schon seufzend darein gefunden, 20 Mark anzusetzen — da stieg die Abnehmerziffer so schnell, wie im ganzen bisherigen Leben des Kunstwarts nur ein einziges Mal. Allein zwischen Heft 8 und 9 um ein volles Tausend! Wie viel schöner als Preiserhöhung wäre das, wenn die nötigen Zuschüsse allein durch neue Leser kämen! Jedenfalls: nun wollen wir versuchen, mit 12 Mark vierteljährlich auszukommen. Sinkt die deutsche Mark nicht noch tiefer, und steigen bei uns die Kosten nicht noch verrückter, so hängt es von unsern Freunden ab, ob wir dabei bleiben können. ..."

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 11 1. Juniheft

Der Vortrupp und die Teuerung.

Hamburg, den 19. Mai 1920.

In der vorigen Nummer gaben wir eine Reihe von Äußerungen des „Kunstwart" über die furchtbare Notlage wieder, in die die deutschen Zeitschriften infolge der immer noch steigenden Entwertung des deutschen Geldes geraten sind, die sich im praktischen Leben als andauernde rasende Steigerung aller Preise und Löhne ausdrückt. Der „Kunstwart" spricht dort ja auch über die Folgerungen, die er für sich aus dieser Lage zieht. — Namentlich in den letzten Monaten und Wochen ist die Not der deutschen Zeitschriften ins geradezu Ungeheuerliche gestiegen. Man mache sich einmal klar, was es zum Beispiel bedeutet, wenn jetzt die Druckereien (ihrerseits wieder infolge der immer noch stürmisch und ganz unberechenbar steigenden Arbeitslöhne und Materialienpreise, die sie selbst zu zahlen haben) überhaupt davon absehen müssen, irgendeinen Druckauftrag zu einem bestimmten Preise zu übernehmen: sie arbeiten jetzt nur noch so, daß sie von vornherein erklären, sie könnten das, was sie für einen Druckauftrag berechnen müßten, erst angeben, n a c h d e m der Druckauftrag ausgeführt sei (denn erst dann kennten sie ihre eigenen Selbstkosten). Das b i s h e r i g e Ergebnis dieses Verfahrens ist bereits schon wieder mehr als eine Verdoppelung der ohnehin schon riesigen Druckkosten von Ende 1919.

Das Jahr 1919 hatte — vermöge der außergewöhnlich guten Wirtschaft unsres Verlegers — für den „Vortrupp" mit einem Verluste von nur 11 270 Mark geschlossen; infolge jener seit Jahresbeginn 1920 neu eingetretenen Erhöhung unsrer Herstellungs- und Vertriebskosten würde uns aber, wenn wir den Betrieb des „Vortrupp" zu dem bisherigen Bezugspreise fortsetzten (mit dem der „Vortrupp" in den letzten Monaten die billigste deutsche Zeitschrift gleicher Art und gleichen Umfanges gewesen ist) trotz inzwischen gestiegener Bezieherzahl das Jahr 1920 einen Verlust von mindestens 70 000 Mark bringen*). Es

*) Also 1920 gegen 1919 ein Mehrverlust von sicher über 58 000 Mark; so entstehend, daß im Jahre 1920 gegen 1919 die Unkosten um über 68 000 Mark höher sind, die Einnahmen dagegen sich um höchstens 10 000 Mark vermehren würden. — Ich möchte hervorheben, daß sich in den Unkosten kein Pfennig Arbeitsentschädigung für den Herausgeber und den Verleger des „Vortrupp" befindet, die seit Gründung des „Vortrupp" stets umsonst gearbeitet haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wäre völlig unmöglich, unter diesen Voraussetzungen weiter zu arbeiten, das wäre nicht mehr Idealismus, sondern frevelhafte Torheit.

Der Vortrupp kann nur erhalten werden, wenn seine Bezieher entschlossen sind, denjenigen Bezugspreis zu zahlen, der dem jetzigen Geldstande zwar auch noch keineswegs völlig entspricht, der aber wenigstens eine gewisse Rücksicht auf ihn nimmt — wenn sie dazu entschlossen sind, in dem Bewußtsein, auch hier ein Notopfer zu bringen.

Ein zeitlich beschränktes Notopfer: Denn falls nicht viele Anzeichen täuschen, stehen wir vor dem großen Preisumschwung in Deutschland, so daß wir vielleicht schon zu Beginn des nächsten Jahres unsern Preis wieder herabsetzen können. Aber das hoffentlich letzte Stück des steilen Weges, den wir den „Vortrupp" hinaufschaffen müssen, müssen unsre Bezieher mitziehen, wenn wir ihn hinaufbringen sollen. Wir allein können es nicht mehr.

Der Bezugspreis beträgt vom 1. Juli 1920 vierteljährlich zwölf Mark; bei Vorausbezahlung eines Jahresbezuges bringen wir von diesem, wegen der dadurch für uns ermöglichten Unkostenersparnis, vier Mark in Abzug. — Da nicht nur, wie bereits erwähnt, die Druckpreise, sondern auch die Papierpreise seit Ende 1919 um mehr als das Doppelte gestiegen sind, da sich seitdem auch die Postgebühren verdoppelt haben und die übrigen Geschäftsunkosten entsprechend gestiegen sind, so bleiben wir mit unserm Notpreise immer noch hinter dem wahren Stande der Geldentwertung zurück.

Auch hier geht es um ein Stück der Entscheidung, die Avenarius mit Recht dahin auffaßt, daß jetzt entschieden werden muß, ob Zeitschriften künftig nur noch von Schiebern und Kriegsgewinnern herausgegeben werden sollen. Jeder Einzelne, der wegen der Preiserhöhung abbestellen sollte, muß sich darüber klar sein, daß er dadurch daran mitwirkt, jenes wenig erfreuliche Ergebnis herbeizuführen. Es muß sich nun zeigen, ob unsre Bezieher wirklich auf dem Standpunkt stehen, daß von allem, was über diese furchtbar schwere Zeit hinweggebracht werden muß, die Kulturgüter das Wichtigste sind. Damaschkes „Deutsche Warte", die vor wenigen Wochen in der gleichen Lage einen ähnlichen Aufruf an ihre Leser richtete, hat keine Enttäuschung erfahren; ich rechne darauf, daß der Vortrupp sie auch nicht erfährt.

Zu einem Abbau unsres Notpreises werden wir um so rascher schreiten können, je kräftiger unsre Freunde unsrer immer wiederholten Bitte um Werbung von Beziehern und Anzeigen entsprechen.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von der Wirtschaft des Geistes.

Unter allen Erkenntnissen dieser erfahrungsreichen Zeit ist keine so bedrückend, ja niederschmetternd, wie die: daß, so viel auch in vergangenen Jahrzehnten gedacht, gedichtet und in mancherlei Form „gegeistet" wurde — dennoch fast alles eben nur Geist blieb und nicht zu lebendigem Leben wurde. Die großen Schätze philosophischen Denkens, alle göttlichen Weltweisheiten, die den Menschen in seinem irdischen Kampfe stärken, aufrichten oder gar beschwingen könnten, liegen abseits, tot, liegen gigantisch aufgehäuft, von einer kleinen Schar von Kulturhütern betreut. Die Masse, das Volk aber irrt mit fragenden Augen durchs Dasein, gleich unberatenen Kindern, und weiß sich nicht zu den einfachsten Dingen zu stellen. Es verharrt in unverschuldeter Unwissenheit, ohne die warmen und stärkenden Einsichten und Gedanken, deren alle Menschen für ein selbständiges und weises Leben bedürfen. Es ist ein trostloser Widersinn in der Fülle vorhandener Geisteswerte und dem geringen Anteil der Menge an ihnen. Es geht heute viel die Rede von einer unsittlichen Anhäufung des Kapitals, es ist durchaus zeitgemäß und berechtigt, einmal vom Wucher im Geistigen zu sprechen. Es wurde und wird auch heute noch mit Schätzen des Geistes eine habgierige und törichte Anhäufung, eine eigennützige Schlemmerei getrieben, ohne Rücksichtnahme auf die Seelen, welche arm bleiben, in denen aber die Sehnsucht nach Teilhaben am geistigen Gut nicht minder heiß und ehrlich ist, als das Verlangen nach greifbaren Werten und besserer Lebenshaltung. Wir geben uns nur zu geringe Mühe, diese Sehnsucht zu erkennen, und stellen uns bei unserer Beurteilung gar zu gerne nur auf das Rohe und Gewalttätige ein, das an sich aber ebensowohl ein Ausdruck unbewußten, höheren Begehrens sein kann. Die Kapitalisten des Geistes lächeln und meinen, die blöde Menge sei solcher Schätze gar nicht würdig, ihr fehle zudem jede Voraussetzung, Anteil an dem zu haben, was sie selbst beglückt, weil es die Seele reich und das Gemüt frei und fröhlich machen kann: alle Schätze unserer geistigen Kultur, ihre Wahrheiten und Weisheiten. Die Veredlung des Volkes sei nur ein schöner Traum. Sie schreiben und reden, sie theoretisieren und philosophieren nur für ihren Trust. Für den gleichgesinnten Kreis. Es mag herrlich und stark sein, was sie denken und sagen oder an Weisheiten weitertragen, aber es kommt nicht ans Volk, noch weniger ins Volk. Ihr Denken und Philosophieren bleibt wirkungslos, weil in Wissen und Bildung befangen und ohne das heilige Ziel, Leben zu werden, ins Leben hinauszuwirken, und weil ihnen der Glaube fehlt, daß solches möglich ist.

Wenn es bis heute wirklich so scheint, als ob die Menge nie Anteil an unseren edelsten Gütern haben könne, so liegt dies, neben vielen anderen Gründen, zunächst und in erster Linie an einer rein äußerlichen Ursache: im sprachlichen Ausdruck. Es ist beim Trust überlieferte Sitte geworden, alles Geistige möglichst rein begrifflich und bildungverratend darzubieten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist „unmodern" geworden, die einfache und wahre Sprache zu pflegen, schlicht, frei und unmittelbar zu sprechen, wie Herz und Hirn es eingibt, wie Mensch zu Mensch redet, in wirklicher Achtung vor der Sprache als einem heiligen Erkenntnismittel des menschlichen Geschlechts. — Die einfachsten Gedanken werden dargeboten gleich Göttergerichten, auf verschnörkelten und verziselierten Prunktellern, die den Schlichten im Geiste blenden, verwirren und ihn die schlichte Gabe gar nicht mehr erkennen, ja ihn nur zu oft den Prunkteller für das eigentlich Gebotene halten lassen. Es ist heute im Bereich der Geistesarbeit eine Art Beruf geworden, einfache Wahrheiten möglichst zu verhüllen und in Prunkgebilden, in Wortaufmachungen, die nur Schall und Laut sind, darzubieten.

Wir gaben dem Volke solche ungeeignete Geistesnahrung und wundern uns dabei, daß es nicht reifte in wirklicher Erkenntnis. Das Volk mußte geistig arm bleiben, weil man den W o r t e n ein viel zu großes Gewicht eingeräumt hat, die innere Empfänglichkeit für geistige Eindrücke planmäßig bei der Masse zerstörte. Es zeugt von der Kraft unseres Volkes und seiner Gesundheit, daß es überhaupt noch innere Empfänglichkeit besitzt, wie man solche in der Tiefe der Massen noch antrifft. Unser Geistleben ist ein getreues Abbild unseres Kulturlebens: Einfachheit wird für Armlichkeit gehalten, kluge Beschränkung für Notdurft. Die Aufmachung, die Technik des Geistigen, wurde und wird überschätzt. Die Ziselierung der Sprache in einem Buchwerke ward uns wichtiger als sein Gehalt. Nur so konnten Bücher zu unermeßlichem Erfolg kommen, die inhaltlich erschreckend leer, sprachtechnisch wohl Meisterleistungen sind. Sie kitzelten durch ihre glänzende Wortkunst unsere Außenhaut, gaben in Wahrheit aber Schein für Sein. Wir müssen vom Technischen wieder loskommen und uns erneut bewußt werden, daß alles Echte und Wahre des Geistes, ja selbst die begrifflichen und philosophischen Dinge, sich wohl in schlichten Worten, die allen verständlich bleiben, sagen lassen. Freilich ist es schwer und erfordert mehr den ganzen echten Menschen, in seinen Äußerungen einfach zu bleiben und doch tief und erschöpfend.

Doch wir wurden und werden ja schon von Kind auf zu dieser Überschätzung alles Technischen und zur Unterschätzung alles Gehaltes gleichsam erzogen. Das Kind lernt lesen und sprechen, heißt fast soviel wie: es wird ihm beigebracht, seine Vorstellungen beim Lesen auszuschalten, es wird von Anfang an geübt, alles Gelesene nur ja nicht mit sich selbst oder dem wirklichen Leben in Beziehung zu setzen. Wenn der einfache unverschulte und unverbildete Kindesgeist zum ersten Male das Wort „Wald" liest, wird sich in seinem Geiste eine Vorstellung bilden. Er wird ein Bild des Waldes erschauen: die Fülle der Wipfel, des Laubes und der Stämme, das Flirren des Lichtes, die Schatten, die Blumen, Käfer und Vögel, der ganze Wald wird sich ihm lebendig vor die Sinne stellen. Das Wort wird für das Kind mit dem Leben gleichbedeutend sein. Unsere Schule geht aber darauf aus, solche ersten Anschauungen und Erschauungen von vornherein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu zerstören, das Kind so lesen zu lehren, daß sich ihm keine Anschauungen mehr auslösen. Dies gelingt auch durch das Vielleſen und durch das papageienhafte Nachreden von Wortgebilden, die dem Grade der Entwicklung des Kindes nicht entsprechen, deren Klang ihm keine Begriffe vermitteln können. Es wird geschult, das Wort nicht als Vermittler des Lebens zu nehmen, sondern als ein Ding an sich, als ein technisches Gebilde, das nur dazu da ist, möglichst glatt und ungehindert durch sein Gehirn zu fließen. Es wäre ja auch völlig unzeitgemäß und töricht, alles das, was wir durch das Lesen in uns aufnehmen, zum Leben in Beziehung zu setzen! Und doch sollte dieses mit allem Ernste gepflegt werden. Denn es liegt nur im Lesen ein Sinn, wenn es uns zum Werkzeug des Lebens wird. Wären wir nach dieser Seite geschult, würde sich das Bedürfnis von selber einstellen, nur tiefe und echte Erfahrungen in uns aufzunehmen. Dann würde die Masse mehr Teil haben als heute, wo sie zum Geistigen ganz ähnlich steht wie zum Gelde. Wo sie mit Neid auf die sieht, welche die Schätze des Geistes verwerten können, während sie selber darbt, Frondienst leisten muß und, wie man ihr aufgeredet hat, und sie selber auch glaubt, nie der Schätze des Geistes teilhaftig werden kann.

Die neue Zeit hat uns die heilige Pflicht gebracht, für die Verteilung und Lebendigmachung unseres Geisteskapitals zu wirken. Dazu müssen wir uns zuerst bewußt werden, daß niemals Wissen und Bildung die e i n z i g e Voraussetzung ist. Ist beides doch eher ein Hemmnis, Erkenntnisse unmittelbar zu erfassen. Es ist möglich, dem einfachen, gesunden Geiste, dem schlichten Manne, tiefe und wesentliche Dinge zu sagen — wenn der Vermittler sich nur selber tief und einfach einstellt und von jedem Hochmut und unserer noch tagtäglich geübten närrischen Wortseiltänzerei abläßt. Liebe zum Nächsten ist die allererste Voraussetzung, das Nichtsehenkönnen eines Darbens im Seelischen und Geistigen. Es ist nicht nur die Habgier nach dem Mammon, welche die Menschheit heute erfüllt, sondern ebensoviel, wenn nicht mehr, das elementare, wie oft selbst unbewußte oder irregeleitete Verlangen, auch den Trank zu haben von der reinsten Quelle des Lebens, die mehr erquickt als alles, was habgierige Hände ergreifen können.

Erich Scheurmann.

Formale Bildung.

Nicht darum allein nennt man unser Zeitalter ein revolutionäres, weil es Staaten zerbricht und Verfassungen von Grund auf ändert; nicht minder verdient es seinen Namen um der Zweifel willen, die auf den verschiedensten Gebieten des geistigen und kulturellen Lebens an den überlieferten Grundlagen des Bestehenden rütteln. Das Bildungs- und Erziehungswesen macht hierin keine Ausnahme. Nur will es scheinen, als seien selbst

manchen Rufern im Streite um dessen Erneuerung die Voraussetzungen und die obersten Gesichtspunkte nebst deren geschichtlicher Entwicklung nicht ausreichend bekannt.

Auf allgemeines und genügendes Verständnis darf rechnen, wer von wissenschaftlicher, von Charakter-, von gesellschaftlicher oder von Geschmacksbildung spricht. Ist der Begriff der „formalen" Bildung wert, daß jeder, der ein Urteil in Fragen der Schulreform zu haben wünscht, sich damit bekannt macht? Allerdings, denn ein beträchtlicher Teil unseres öffentlichen Bildungswesens gründet sich auf ihn; vielen gilt er sogar heute noch als selbstverständliches, unverrückbares, wo nicht als oberstes Ziel schulmäßiger Erziehungsarbeit, und das seit nunmehr etwa drei Menschenaltern! Wie schon der Name andeutet, ist mit „formaler" Bildung ursprünglichen und eigentlichen Sinnes der formale Teil jeder Bildung gemeint: logische Denkfähigkeit nicht minder als Gedächtniskraft und Phantasievermögen, körperliche Gewandtheit so gut wie Willensstärke. „Formale Bildung" ist also als Gesichtspunkt zu verstehen, nicht als etwas Gegenständliches. Man stellt ihr auch wohl die inhaltliche Seite der Bildung entgegen, namentlich das sogenannte „positive Wissen", seien das Vokabeln oder Formeln, geschichtliche oder naturwissenschaftliche Tatsachen und Ähnliches mehr.

In den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde nun die „formale Bildung" recht eigentlich auf den Schild erhoben. Was die Neuhumanisten im Bereich des höheren Schulwesens (in gewisser Weise auch das, was Pestalozzi für die Elementarbildung) begonnen, führten Hegels Anhänger bis zur Einseitigkeit fort. Dem Neuhumanismus, als dessen würdigster deutscher Vertreter Wilhelm v. Humboldt gelten darf, schwebte noch ein (wissenschaftlich heute nicht mehr haltbares, aber) für Erziehungs- und Unterrichtszwecke damals leidlich brauchbares Ideal der Antike vor: ein hochgestimmter und gleichschwebender Sinn für alles Schöne, Gute und Wahre, im besonderen in Altgriechenlands Philosophie, Dichtung und bildender Kunst, ergänzt durch Römertugend und Römertüchtigkeit — im ganzen eine Gedankenwelt, die neben der gewiß nicht unbeträchtlichen Geisteszucht, die sie forderte, damals zugleich inhaltlich verhältnismäßig viel gab. Durch Hegels Einfluß gewann aber sehr bald ein rein verstandesmäßiger Formalismus die Oberhand: Grammatik als A und leider auch als O langjährigen Schulunterrichts; Mathematik in denkbar abstrakter, aristokratisch wirken sollender Verbrämung; alle übrigen Lehrfächer mehr oder minder Nebensache oder günstigenfalls Mittel zum Zweck jener andern. Und die Begründung? Wer in den erstgenannten Gebieten sich als tüchtig erwiesen, habe damit eine durch nichts anderes zu ersetzende geistige Schulung, eine Art „Überhauptgewandtheit" erlangt. Übrigens versäumten die Vertreter der realistischen Bildung nicht, ähnlich wundertätige Wirkungen für die von ihnen bevorzugten Lehrgegenstände in Anspruch zu nehmen. Man erkennt die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ungeheure Einschränkung, ja, die willkürliche Einseitigkeit in der praktischen Fassung des Begriffs der formalen Bildung: nur der Verstand fand ernste Beachtung, und auch dieser ganz vorzugsweise, soweit logisch-abstrakte Denkvorgänge in Betracht kamen. In unserer Zeit der Erneuerung und Umgestaltung des Schulwesens ist die Frage offenbar nicht abzuweisen, ob, oder inwieweit jene damals geschaffene Grundlage des Bildungswesens theoretisch-wissenschaftlich als berechtigt und in praktischer Hinsicht als durchführbar gelten darf.!

Die neuere psychologische Forschung hat in Übereinstimmung mit tausendfältiger Laienbeobachtung längst nachgewiesen, daß eine einheitliche Geisteskraft, die sich beliebig auf den verschiedensten Gebieten betätigen kann, überhaupt nicht vorhanden ist. Es kann jemand mit außergewöhnlichem Scharfsinn begabt sein und doch dem ersten besten Schwindler zum Opfer fallen. Ein anderer zeichnet sich etwa im Schulunterricht durch Sprachentalent und mathematische Begabung aus und beweist trotzdem in seinem späteren gelehrten Beruf ein höchst mittelmäßiges Können: Schulbegabung und Berufsbegabung widerstreiten einander nicht selten in völlig überraschender Weise. Selbst Begriffe wie musikalisches oder mathematisches „Talent" sind durchaus nicht so klar wie sie gemeinhin scheinen: es kann einer mit verblüffender Leichtigkeit „vom Blatt spielen" und findet die größte Schwierigkeit, einen mittelschweren Satz einwandfrei aus dem Gedächtnis vorzutragen. Und daß mancher, dem die Geometrie leicht fällt, die Arithmetik desto schwerer begreift, ist bekannt.

Ein bestechender Einwand behauptet nun, sprachliche und mathematische Schulung seien zum mindesten wertvolle, und sogar unentbehrliche Hilfen für jede anderweitige „höhere" Geistestätigkeit. Daran ist soviel wahr: jene Schulung fördert den, der sie erworben hat, durch die Übung im Bilden von Begriffen, Urteilen und Schlüssen — aber auch dies in erster Linie und hauptsächlich nur auf dem betreffenden Sachgebiet selbst; leicht wird unterschätzt die mit der Erlernung verbundene Willensschulung, die allerdings nicht gering zu veranschlagen ist. Überhaupt beachten die Verfechter der formalen Bildung alten Stils zu wenig die wissenschaftlich erhärtete Tatsache, daß die verschiedenen Betätigungen menschlichen Geisteslebens: Verstand, Gemüt, Wille, in regster Wechselbeziehung zueinander stehen und praktisch kaum anders zu denken sind. Sie übersehen ferner, daß — im Unterschiede von der körperlichen Gymnastik — die sogenannte „Geistesgymnastik" sich notwendig stets auf bestimmte Gegenstände beziehen muß. Man kann zwar „auf der Stelle marschieren", kann auch äußerlich ziemlich unauffällige starke Muskelanstrengung vollziehen; aber keiner kann ein abstraktes Gedächtnis als solches anspannen, auch nicht ohne bestimmte Begriffe logisch denken, oder ohne das Bewußtsein eines bestimmten Gedankens oder einer ebensolchen Anschauung sich im Reden oder in schriftlicher Darstellung üben. Jede wesentliche Änderung im Gegenstand setzt auch eine entsprechend größere oder kleinere

Änderung in der geistigen Veranlagung und deren Übung voraus. — „Es gibt keinen Unterrichtsgegenstand, der eine besondere magische Kraft besäße, das logische Denken zu fördern, etwa die alten Sprachen oder Mathematik. Mit diesem etwa hundert Jahre alten Aberglauben dürfen wir endlich einmal aufräumen; er hat schon genug Unglück über unsere Schüler gebracht. .... Es gibt kein bloß formales Denken. Es gibt kein geistiges Organ, das sich ausbilden ließe und vermöge dessen Ausbildung der Besitzer in der glücklichen Lage wäre, auf allen Lebensgebieten mit Sicherheit die richtigen Schlüsse zu ziehen. ... Das geprüfte oder ungeprüfte Wissen, das wir besitzen müssen und ohne welches unser logisches Denken entweder zur unerhörten Qual oder überhaupt unmöglich wird, geht in alle Schlüsse ein. Was wir erziehen können, ist lediglich die Gewohnheit, „alles zu prüfen und das Beste zu behalten." (Kerschensteiner.)

Man kann es fast als ein Glück betrachten, daß sich der gekennzeichneten Überspannung der formalen Bildung alsbald ein äußeres Hindernis in den Weg stellte: die zahllosen „unabweisbaren Forderungen", die von der Schule die Pflege einer schier endlosen Reihe von mehr inhaltlichen Dingen verlangten. Diesem Zuge der Zeit mußte unser Schulwesen entgegenkommen, es mochte wollen oder nicht. Die Folge waren endlose Klagen, namentlich von Schulmännern und Gelehrten, über die zunehmende Ungründlichkeit der Schularbeit, die Flüchtigkeit des Denkens, die mangelnde sprachlich-stilistische Ausdrucksfähigkeit und vieles ähnliche obendrein. Gewiß soll nicht bestritten werden, daß die humanistische Gelehrtenschule alten Stils in ihrer Weise einen achtungswerten Stand geistigen Könnens verbürgte; sie hielt tatsächlich auf unbedingte „Qualitätsleistung". Aber wir Heutigen können bei aller Anerkennung dessen das Rad der Zeit unmöglich zurückdrehen; andere Aufgaben fordern andere Kräfte.

So fragen wir denn im Hinblick auf die bevorstehende Neugestaltung des Schulwesens: Wie läßt sich altes Können und neues Wissen, wie eine möglichst allseitige formale Bildung mit den inhaltlichen Anforderungen der nächsten Zukunft auf erziehlichem und unterrichtlichem Gebiet vereinigen?

Formale Bildung, wurde gesagt, ist ein Gesichtspunkt, nichts Gegenständliches. Weiterhin wurde betont, daß sie keineswegs allein auf den Menschen als Verstandes- und Vernunftwesen sich beziehe; wenn trotzdem dieser letztere Gesichtspunkt im Folgenden in den Vordergrund gestellt wird, so geschieht das, um an einem Beispiel von vergleichsweise beschränktem Umfang anzudeuten, wie etwa die praktische Auswirkung des Begriffes der formalen Bildung in geläuterter Auffassung künftig zu denken ist.

Das Phantom einer formalen Bildung alten Stils spukt zwar immer noch in der Vorstellung vieler Pädagogen; aber anderseits will man wenigstens den Anschein erwecken, mit der Zeit fortzuschreiten; man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„führt" daher in alle möglichen Stoffgebiete „ein" — man ist ja so aufgeklärt und berücksichtigt „tunlichst" alles und jedes. Und so wurden die neuzeitlichen Lehrpläne (einschließlich der akademischen Vorlesungsverzeichnisse) zu dem hier nicht näher zu bezeichnenden Neben- und Durcheinander von unendlich vielen wohlgemeinten Tagesforderungen und pädagogischen Absichten, von Altbewährtem und ungeprüftem Neuen, von Formalem und Inhaltlichem. Das von kundiger Seite längst gerügte „Von allem etwas Wissen", die „Happen- und Häppchenbildung" mußte mit innerer Notwendigkeit aus solchem Beginnen folgen. Lehrreich ist ein vergleichender Überblick über die drei Hauptstufen des allgemeinen Unterrichts.

Die Volksschule erfüllt die Forderung möglichster gegenseitiger Durchdringung von formaler und inhaltlicher Bildung verhältnismäßig am besten. Es ist zwar nicht jedermanns Geschmack, beispielsweise ein deutsches Gedicht zunächst als formale Leseübung zu „behandeln", darauf nach seinem Inhalt besprechen, zusammenfassen, wiedererzählen, zum Aufsatz „verarbeiten" und endlich gar noch singen zu lassen. Aber auch in dieser grotesken Verzerrung eines an sich gesunden Gedankens sollte doch die gute Absicht nicht verkannt werden, zumal wenn in geschickterer Weise ein und derselbe Stoff von verschiedener Seite beleuchtet oder eine und dieselbe Übung auf die mannigfachsten Gegenstände ausgedehnt wird. In der zielbewußten Ausnützung „unterrichtlicher Einheiten" könnten sicher höhere Schulen wie Hochschulen von der Volksschule manches lernen.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Hochschulen mit ihren wesentlich auf Wissenschafts- oder Kunstbetrieb als solchen eingestellten Unterrichtsverfahren nur zu oft über der Erledigung riesiger Stoffmassen die wünschenswerte Vertiefung in Einzelheiten versäumen, oder, noch häufiger, die Kleinarbeit forschender oder kritischer Art auf einem engbegrenzten Sondergebiet und auf Kosten anderer Aufgaben pflegen. Was in dieser Beziehung auf Deutschlands hohen Schulen gegen die selbstverständlichsten Gebote jeder Lehrkunst, ja, gegen den gesunden Menschenverstand und leider auch gegen geistiges wie materielles Volksvermögen gesündigt wird, ist weit beträchtlicher, als der Fernstehende wohl zumeist annimmt. Zuzugeben ist die besondere Schwierigkeit für den akademischen Lehrer, die richtige Mitte einzuhalten zwischen zu viel und zu wenig Lehrstoff, zwischen beschränkter Einseitigkeit und den Gefahren oberflächlicher Vielseitigkeit, zwischen fachmäßig Wichtigem und menschlich Wertvollem. Aber das Elend liegt auch weniger in den Verfehlungen selbst, als vielmehr in der mit schier unglaublicher Hartnäckigkeit betriebener Leugnung der Notwendigkeit einer Hochschulpädagogik.*)

Wie steht es endlich mit dem Verhältnis von Wissen und Können auf den

*) Vgl. Hochschulreform und Schulreform, Vortrupp Nr. 5.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

höheren Schulen der Gegenwart? Daß Grammatik — namentlich die lateinische — die unübertreffliche Schulung für den jugendlichen Geist bedeute," ist auch heute noch Glaubenssatz vieler Philologen. Nur die Schulmathematik mit ihrer vielleicht noch einseitigeren Betonung des rein Formalen und mit ihrer psychologischen Unbedenklichkeit übertrifft die philologische Schulorthodoxie womöglich noch. Der bildende Wert der verschiedenen fremden Sprachen wird entsprechend der durchschnittlichen Seitenzahl ihrer Grammatiken eingeschätzt (warum also nicht lieber Sanskrit oder Chinesisch?). Sogar auf den Oberrealschulen stehen die auf das Anschauliche gerichteten Naturwissenschaften hinter der formalen Mathematik an gebührender Einschätzung im ganzen zurück (als wenn die Mathematik nicht Jahrtausende hindurch vorwiegend praktischen Zwecken ihre Pflege verdankt hätte). Nachdrücklich muß aber auf die gewaltige Unterschätzung der Geschichte und der Erdkunde hingewiesen werden. Diese Tatsache ist zwar besonders seit Beginn des Weltkrieges oft und ausführlich gewürdigt worden; aber der tiefere Grund wird selten oder nie angegeben: unsere heutigen Lehrpläne gehen stillschweigend von der Altväterweisheit aus, Geschichte und Erdkunde seien bloße Wissensfächer; ausreichender Fleiß und gutes Gedächtnis würden zwar von jenen Lehrfächern verlangt; der Geschichte wird wohl auch noch die Erweckung der vaterländischen Begeisterung zugestanden. Diese kann man aber nicht registrieren und zensieren wie grammatische Leistungen oder mathematische Aufgaben. Und mit solcher naiven Kindlichkeit will man ein politisch geschultes oder gar ein weltpolitisch denkendes und urteilsfähiges Volk, will man sogar dessen geistige Führer vorbilden! Eine im Ernst unvollziehbare Vorstellung! Wenn irgendwo, so ist gerade in jenen Schulfächern der Gedanke der Arbeitsschule am Platze. Beschränkung des rein Stofflichen auf das Alleräußerste, geistige Durchdringung im Denken, Beobachten, Vergleichen, Erklären, Darstellen; ferner innere Verknüpfung mit den übrigen Lehrgegenständen! Jeder Kenner des einschlägigen schulmethodischen Schrifttums wird bestätigen, daß diese Forderung keineswegs unerfüllbare Wünsche oder überschwängliche Hoffnungen bedeutet; es handelt sich vielmehr um theoretisch gründlich erörterte und vielfach auch schon praktisch erprobte Dinge; daß wir in dieser Beziehung zurzeit noch so weit hinter den berechtigten Zeitforderungen zurück sind, liegt wesentlich an äußeren Gründen.

Als warnendes Beispiel diene die neuerdings immer sehnlicher wieder herbeigewünschte schulmäßige Einführung in die Philosophie („Philosophische Propädeutik"). Dies Fach konnte sich in den meisten deutschen Staaten nachweislich deswegen auf den höheren Schulen nicht länger halten, weil es rein aufs Formale eingestellt war: der schwache Aufguß elementarer Logik und wenig befriedigender rationaler Psychologie, der gemeinhin Primanern als „Vorschule der Philosophie" zugemutet wurde, war auf die Dauer nicht imstande, aus eigenen Mitteln ein achtungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wertes Dasein unter den übrigen Schulfächern zu bestreiten. Ob die kommende Zeit ihre Aufgabe klarer erkennen wird, steht dahin.*)

Von den Dingen, die zu einer Beseitigung des chaotischen Auseinander unsrer höheren Schulbildung, vor allem aber zu einer harmonischen Vereinigung formaler und inhaltlicher Bildungsziele führen könnten, verdienen vor allem die folgenden Beachtung:

Einmal wird man solchen Fächern erhöhte Auswirkung zugestehen müssen, die ihrem ganzen, wissenschaftlichen wie pädagogischen Charakter nach ganz besonders geeignet erscheinen, die Ergebnisse anderer Schulfächer zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Schon aus diesem Grunde verdient namentlich die Biologie und Allgemeine Naturgeschichte, die Erdkunde, sowie die philosophische Propädeutik einen festen Platz im abschließenden Unterricht aller höheren Schulen.

Zweitens müßten nach Möglichkeit alle Unterrichtsfächer in stärkere Wechselwirkung zueinander treten. Was soll man beispielsweise sagen zu der landläufigen Art neusprachlichen Lektürebetriebs, der nur zu oft die amtliche Forderung „wertvollen Inhaltes" unbeachtet läßt und schon deswegen für eine Einführung in die fremde Kultur und Literatur kaum ernsthaft in Frage kommt! Selbst in günstigeren Fällen aber mangelt es diesem Unterricht im ganzen doch an der bewußten und planmäßigen geistes- und kulturgeschichtlichen Einstellung, im besonderen an der Beziehung zu den vaterländischen Eigenwerten.

Drittens verdient überhaupt das starre System der sogenannten logisch-formal-bildenden Fächer eine Nachprüfung im Sinne der oben entwickelten Gedanken. Praktisch gesprochen, kommt diese Frage nahezu auf die andere hinaus: ob die Einteilung in Haupt- und Nebenfächer in der bisherigen Weise bestehen bleiben soll. — Zu wünschen ist jedenfalls, daß die sogenannten „Realien" mit dem Geist der (im edleren Sinne zu verstehenden) formalen Bildung erfüllt werden; umgekehrt sollten die „Hauptfächer" auf den ganzen, schulmäßig möglichen Bereich ihrer Anwendungsmöglichkeit hin geprüft werden, womit keineswegs einer platten Nützlichkeit das Wort geredet werden soll. Das bedeutet aber für den Sprachunterricht den grundsätzlichen Bruch mit der Vorherrschaft des Logisch-Formalen: des altehrwürdigen Comenius' Forderung nach engstem Ineinander von Sprach- und Sachbildung („verba per res") sollte nach nunmehr fast dreihundert Jahren erneut erwogen werden.

Was die Mathematik betrifft, führt ein nahmhafter Schulmethodiker dieses Faches, N. E. Timerding, überzeugend aus, wie sehr im ganzen genommen, die bisherige Schulmathematik an der einseitig-formalen und zu abstrakten Behandlung krankt. So wird z. B. nahezu allgemein die tatsächliche Richtigkeit des Ergebnisses mathematischer Übungsaufgaben

*) Vgl. die Aufsätze von Richert: Philosophie und höhere Schule (Vortrupp, Jg. 1917, Heft 19 [S. 584ff.]) und von Biernatzki: Weltanschauungsunterricht in der Einheitsschule (Vortrupp, Jg. 1919, Heft 4, 6, 8—10, 12).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus angewandten Gebieten als nebensächlich behandelt; darum auch ist „die Fassung der Aufgabe als eine der Wirklichkeit entstammende natürlich nur trügerischer Schein und wirkt mehr irreführend als belehrend“ . . . „Wir müssen auch von unserer Schulmathematik verlangen, daß, wie wir in der Geschichte und in der Grammatik eine natürliche Aufeinanderfolge finden, sich auch der mathematische Lehrstoff zu einer lückenlosen Kette zusammenfließt und der Schüler erfährt, wie diese Kette sich an die gewöhnlichen Dinge des realen Lebens anknüpft, wenn auch ihr anderes Ende sich weit oben in den Höhen der Spekulation verliert. . . . . Wenn die Schulmathematik im Unterricht ihren Platz behalten und von den Schülern nicht bloß als eine Qual empfunden werden soll, so gehört dazu, daß sie das auf die realen Dinge gerichtete Interesse des Schülers zu packen versteht.“

Neue Aufgaben fordern einen neuen Geist; bei bloßen amtlichen Anordnungen, bei sachlichen, großen und kleinen Einzelreformen darf es in der bevorstehenden Neugestaltung unseres Schulwesens sein Bewenden nicht haben. Die Hochschulen müssen vorangehen, unter ihnen wieder die philosophischen Fakultäten, die doch trotz all ihrer Unnahbarkeit in pädagogischen Dingen den eigentlichen Mutterboden dieser neuen Bestrebungen bilden müßten. In diesem besonderen Sinne sei die Losung wiederholt: Schulreform an Haupt, Geist und Gliedern!

Hans Offe.

Die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die heutige Zeit.

Unsere Zeit ist schwerkrank, — und sie war es schon seit langen, langen Jahren, so schwerkrank, wie Rom zur Zeit seines Verfalls. Wer das vor zehn Jahren von Deutschland und dem deutschen Volke öffentlich zu sagen wagte, der lief Gefahr, ausgelacht oder als Landesverräter gebrandmarkt zu werden. Hatte doch der Kaiser das Wort geprägt: „Schwarzseher und Nörgler dulde ich nicht!“ So mußte alles schön rosa in rosa im deutschen Vaterlande geschildert und behandelt werden, und kostbare Zeit wurde frevelhaft vergeudet. —

Schier zahllos sind die Schriften, die in den letzten 20 Jahren über die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erschienen sind. Eine ganze Reihe von Gesellschaften mit den besten und gelehrtesten Männern an der Spitze taten sich zusammen zur Ausrottung dieser furchtbaren Volksseuchen. Die Regierung veranstaltete Kongresse, die Kongresse verfaßten Resolutionen, und geschehen — ist nichts.

Die meisten Menschen wollten nichts sehen. Durch ihre Lebensgewohnheiten, insbesondere durch die dauernde Lähmung ihrer Gehirne mit berauschenden Getränken und Tabak, eine Folge unserer „gemütlichen, deutschen Trink- und Rauchsitten“, sahen sie nicht mehr klar. Die Reichstagsabgeordneten pflegten die Ermahnungen aufrechter Männer im Reichs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tag mit „Heiterkeit" zu beantworten. Die Minister hatten einen großen Papierkorb, die meisten Landräte machten es den Ministern nach, und die Bürgermeister wollten es nicht mit ihren Stadtverordneten verderben, die häufig unter den Besitzern von Nachtkaffees und Bordells Vettern und Schwäger hatten und haben. „Quieta non movere!" (Ruhendes soll man nicht anrühren!) —

War die Gefahr und die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten denn wirklich so groß, daß hier ein Eingriff lohnte? Der Krieg, dieser furchtbare Lehrmeister der Völker, hätte uns wahrlich aufwecken sollen, da unsere eigene Vernunft es vor dem Kriege noch nicht getan hatte. Wir wußten, daß es im Kriege 1870—71 gegen 73 000 Geschlechtskranke im Heere gegeben hatte. Wir wußten seit langen Jahren, daß 25% unserer Studenten von den deutschen Universitäten syphilitisch infiziert heimkehrten, die zukünftigen Führer des Volkes, die zukünftigen Minister, Geheimräte, Landräte, Oberbürgermeister, Lehrer, Geistlichen, Ärzte! Wir wußten aber auch, daß die Syphilis den Charakter verdirbt, sehr viele der daran Erkrankten zur Lügenhaftigkeit geneigt macht, daß sehr viele dieser Kranken an Paralyse, der Gehirnerweichung, zugrunde gehen, und daß dieser Krankheit jahrelange Veränderung der Gehirntätigkeit vorausgeht, verbunden mit Unberechenbarkeit der Entschlüsse, herrschendem Größenwahn, Launenhaftigkeit, Verschwendungssucht usw. Alles das wußten wir. Ferner wußten wir seit langen Jahren, daß unsere Trinksitten, d. h. die Sitte, berauschende Getränke als Genußmittel zu genießen, eine der Hauptursachen für die Ansteckung unserer Männerwelt mit Geschlechtskrankheiten war*). Alle diese Minister, Landräte, Bürgermeister, Abgeordneten können sich nicht damit entschuldigen, daß sie von diesem Zusammenhange nichts gewußt hätten. Aber es paßte ihnen nicht, diese Ursache der Geschlechtskrankheiten aus der Welt zu schaffen: Die Einen, meist „alte Herren" studentischer Verbindungen, wollten sich die Freude und das Behagen am täglichen Schoppen nicht verkümmern lassen. Andere waren Besitzer von Brauereien und Brennereien oder von Weinbergen und konnten sich schon aus eigenen Interessen nicht entschließen, sich selbst das Geschäft zu verderben. Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Jahr für Jahr taumelte eine Riesenzahl deutscher Studenten in die Arme von Prostituierten mit dem Erfolge, daß 25% von ihnen syphilitisch infiziert die Universität verließen. Von den Kaufleuten waren nur 16% syphilitisch. Vielleicht liegt dies daran, daß die jungen Kaufleute meist ihr „Verhältnis" hatten und haben und dadurch nicht so sehr in Gefahr kommen, sich anzustecken. Und daß die Arbeiter nur zu 8% syphilitisch infiziert sind, ist wohl dadurch zu erklären, daß die jungen Arbeiter

*) Vgl. Bonne, „Trinksitten und Unsittlichkeit", 1900, Leipzig, Verlag von Chr. Tienken, 12. Tausend. Ferner: „Alkohol und venerische Krankheiten", Vortrag von Professor Forel, Wien 1901, Verlag von Perles.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhältnismäßig wenig zu Prostituierten gehen, weil die meisten von ihnen ihren „Schatz" haben, den sie heiraten, wenn ein Kind aus der Verbindung hervorging. So kommt es, daß gerade die obersten Volksschichten, denen die größte Verantwortlichkeit für das Wohl unseres Volkes am Herzen liegen müßte, durch die Syphilis schon von vornherein zu einem Viertel zu geistiger Minderwertigkeit verurteilt waren. Zu dem Viertel Syphilitiker unter unsern führenden Schichten kamen dann noch alle diejenigen, die von der Universität her an starkes Trinken und Rauchen gewöhnt und infolgedessen mehr oder minder geistig minderwertig waren. Es wäre psychologisch interessant zu untersuchen, bis zu welchem Grade diese Dinge an dem Zusammenbruch unseres Volkes im Weltkrieg schuld gewesen sind.

Wir wußten seit 20 und mehr Jahren, daß uns dieser Krieg drohte. Wir kannten seit langen Jahren die Rachepläne Frankreichs, die Ausdehnungsgier Rußlands und Englands Befürchtungen im wirtschaftlichen Wettbewerbe. Welche Aufgabe hätte schöner und größer für die führenden Kreise sein können, als unser Volk durch Ausmerzung aller derjenigen Fehler und Laster, die schwächen konnten, zu einer möglichst großen, geistig, sittlich und körperlich kraftvollen Gesundheit emporzuführen. Trotz aller Warnungen von „Nörglern und Schwarzsehern" — geschah nichts. Wir wußten, daß die Bevölkerung Deutschlands bis zum Krieg immer noch wuchs. Aber der Geburtenüberschuß wurde von Jahr zu Jahr geringer. Kein Wunder! Wissen wir doch, daß die Fruchtbarkeit von Mann und Weib durch nichts so zerstört wird, wie gerade durch die Geschlechtskrankheiten. Es soll allerdings ohne weiteres zugegeben werden, daß der Rückgang des Geburtenüberschusses in erster Linie auf die aus wirtschaftlichen Gründen gewollte Beschränkung der Kinderzahl zurückzuführen ist. Aber außerordentlich viele Ehepaare waren auch tatsächlich unfruchtbar oder hatten nur ein Kind, weil entweder der Mann schon vor der Ehe durch seine geschlechtliche Erkrankung zeugungsschwach war, oder weil die Frau schon zu Beginn des Ehelebens durch Ansteckung des Mannes zur Unfruchtbarkeit verurteilt wurde. Bis 1879 kamen auf 10 000 Einwohner noch über 400 Geburten. Im Jahre 1880 waren es nach dem starken Aufstieg in den 70er Jahren weniger als 400. Doch blieben es bis zum Jahre 1901 noch 369. Seitdem ging es reißend bergab, in der Zeit, in der unser Reichtum gewaltig wuchs, die Industrie mächtigen Aufschwung nahm und die Städte sich von Jahr zu Jahr ins Ungemessene vergrößerten. Im Jahre 1902 entfielen auf 10 000 Einwohner noch 362 Geburten, 1903 349, 1904 352, 1905 340, 1906 341, 1907 332, 1908 330, 1909 320, 1910 307, 1911 295. Das bedeutet, daß z. B. 1911 die Zahl der Geburten um 56 000 gegen das Vorjahr abgenommen hatte. Dieser Rückgang der Geburtenziffer ist um so bemerkenswerter, als die Zahl der Eheschließungen seit 1870 in Deutschland ungefähr die gleiche geblieben ist. Der Rückgang der Geburtenziffer beruht also lediglich darauf, daß in der Ehe weniger Kinder geboren werden, — eben aus den oben angeführten Gründen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Wir wundern uns jetzt so oft über die Verwilderung der Sitten. Aber unter der alten Regierung haben die Minister, Abgeordneten und Bürgermeister es fertiggebracht und zugelassen, daß in den Mietskasernen der Großstädte sich unerhörte Zustände heranbildeten, daß von den 39 494 Zöglingen der Fürsorgeerziehung in Preußen bereits 4082, von den Zöglingen im Alter von 14 bis 18 Jahren nicht weniger als 16486 gerichtlich bestraft wurden. Von den 9582 überwiesenen Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren waren bereits 8458 der Unzucht ergeben. In 28 Jahren, von 1884 bis 1912, stieg die Zahl der jugendlichen Verurteilten von 31 342 auf 54 958. Der bekannte Bodenreformer Adolf Damaschke schreibt in seinem Buch „Die Bodenreform" (Verlag von Gustav Fischer, Jena 1918, 85. Tausend): „Wieviel zerbrochene Hoffnung — wieviel schreiende Anklage unter diesen trockenen Zahlen ruht, kann nur ahnen, wer sich einmal ein Einzelbild vor die Seele stellt.

Im Oktober 1901 standen vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin als Angeklagte vier Kinder, die kaum das strafmündige Alter erreicht hatten: der zwölfjährige Max Maaß, seine Schwester, die vierzehnjährige Amanda Maaß, der zwölfjährige Karl Rossow und der dreizehnjährige Anton Pawlick. Die Kinder waren wiederholter Sittlichkeitsverbrechen, Max Maaß und Karl Rossow auch der Blutschande beschuldigt. Zeugen in diesem Prozeß waren Knaben und Mädchen, die sich derselben Straftaten schuldig gemacht hatten, die aber nicht angeklagt werden konnten, weil sie noch nicht 12 Jahre alt waren. Die Eltern der Angeklagten lebten in den ärmlichsten Verhältnissen, waren auf Wohnungen angewiesen, die nur aus einer Stube, im günstigsten Falle aus einer Stube mit Küche bestanden."

Auf diese erschreckenden Wohnungsverhältnisse und ihre mannigfachen Folgen ist im „Vortrupp" so oft hingewiesen worden, daß hier auf die Anführung von Beispielen und Zahlen verzichtet werden muß.

Mit Recht erklärt Professor Rein in seinem weitverbreiteten „Grundriß der Ethik": „Die Wohnungsfrage ist im eminenten Sinne des Wortes eine sittliche Frage; für die arbeitenden Schichten steht sie geradezu im Mittelpunkt des Lebensinteresses".

Und ein berühmter deutscher Volkswirt, der auch einmal preußischer Kultusminister war, Rodbertus, erklärte: „Der Schmutz und die Not des Hauses werden ewig zunichte machen, was der Unterricht der Schule bewirken soll."

Scharf und klar faßt die Bedeutung der Wohnungsfrage ein Erlaß des Kgl. Sächsischen Ministeriums vom 30. März 1903 zusammen:

„In dem Maße, als die Wohnungsverhältnisse ungenügend sind, wird die allgemeine körperliche Leistungs- und Widerstandsfähigkeit geschwächt, der Ausbruch und die Verbreitung gewisser schwerer Krankheiten, insbesondere von Typhus, Schwindsucht und Syphilis gefördert, Sittlichkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Zufriedenheit untergraben, die geistige Ausbildung unterbunden, damit aber auch das wirtschaftliche Fortkommen des Einzelnen und die allgemeine Volkswohlfahrt gefährdet!"

Hier liegen die Wurzeln der Lustseuchen, die unserm Volk das Mark aus den Knochen saugen. Mit Recht schreibt das soeben neu erschienene Blatt für soziale Wahrheiten „An den Pranger" (Herausgeber Adolf Müller, Hamburg 5):

„Es ist in der Tat so, daß man mit Fug und Recht von einer künstlichen Aufzucht des Lasters reden muß; das Buchhandlungsfenster, die Straße, das Kaffee, das Wirtshaus, Reichtum und Armut ist beherrscht von dem unflätigsten Laster der behördlich getragenen, gewerblich angemeldeten Unzucht. Denn aus der Kloake der Bordelle fließt das Gold durch geheimnisvolle und offenkundige Kanäle hinein in das Leben, das sich grob oder fein Freudenleben nennt, Hamburger Freudenleben. Die 30 000 freien und die 1200 kasernierten Prostituierten, die 209 behördlich genehmigten Bordelle, die Armee der Zuhälter und anderer unmittelbar Beteiligter, nicht zuletzt auch das Verbrechertum, das mit der Prostitution steht und fällt, diese grauenhaft geheimnisvolle Welt ernährt in Hamburg-Altona so glänzend ihre Interessenten, die Handwerker, die Kleidermacher, die Schuster, die Friseure, die Lieferanten von Lesestoff, sogenannten Kunstkarten, Alkohol, Rauchwaren, Kosmetiken und jener unbeschreiblichen Gebrauchsartikel der Lustkultur, daß es sich ausgezeichnet rentiert, Lieferant des Kloakentums zu sein. Hamburg kann sich rühmen, offenkundige ‚Bordellmakler' und im Adreßbuch eingetragene ‚Agenturen und Kommissionen' zu beherbergen, die eine gewisse Interessentenklasse auf den ersten Blick erkennt."

Diese kleine Schilderung trifft den Nagel auf den Kopf. Das Laster der Unzucht ist ebenso wie das Laster des Trinkens und des Rauchens nur zum geringsten Teil wirklich eine Schwäche der Menschen, die sich ihm hingeben. In Wirklichkeit sind alle diese Laster seit Jahrzehnten in steigendem Maße weiter nichts als Mittel der Ausbeutung unseres Volkes in allen seinen Schichten, besonders der Jugend unseres Volkes, aus rein gewinnsüchtigen Interessen. Unsern jungen Soldaten ist im Kriege das massenhafte Zigarettenrauchen planmäßig in geradezu verbrecherischer Weise anerzogen worden, und zwar unter dem Schutz der damals bestehenden hohen und höchsten Militärbehörden, auf Drängen der Tabakindustrie, insbesondere der großkapitalistischen Zigarettenindustrie. Wir Ärzte haben in den Lazaretten genug mit den Folgen dieses regierungsseitig großgepäppelten Verbrechens zu tun gehabt. Genau so ging es seit Jahrzehnten mit der Trunksucht des deutschen Volkes. Zahllose Ärzte, Geistliche, Lehrer, Arbeiterführer, Professoren, Künstler, Abgeordnete, Offiziere des Landheeres und der Marine haben in eindringlichsten Worten zur Bekämpfung der Trunksucht des deutschen

Volkes aufgefordert. Der Kaiser hat sogar einmal eine sehr schöne, zur Nüchternheit auffordernde Rede an die Seekadetten in Mürwik gehalten, die ihm von einem seiner besten und nüchternsten Admiräle vorgelegt worden war. Aber in den maßgebenden Stellen, in den Ministerien, im Reichstag, im Landtag und in den Stadtverordnetenkollegien saßen adelige und bürgerliche Brennerei- und Brauereibesitzer, Champagner- und Kognakfabrikanten, Weinhändler, Hoteliers und Restaurateure, Besitzer von Mietskasernen, Destillationen, Nachtkaffees und Bordellen. Und alle diese sehr einflußreichen Männer (von denen manche noch heute ihren Einfluß geltend machen) hatten ein lebhaftes geldliches Interesse daran, daß möglichst viel getrunken und gehurt wurde. Denn gerade in den Animierkneipen und Bordellen wird bekanntlich am meisten gesoffen.

Mochte das gemeine Volk in den engen Höfen und dunklen Mietskasernen sehen, wie es fertig wurde, was kümmerte das die Herren Minister, Geheimräte und Oberbürgermeister! In den Jahrzehnten vor dem Kriege hätte man mit leichter Mühe, die angewandten Kapitalien zu 4 und 5% pünktlich verzinst, rings um die Städte für unser handarbeitendes Volk Gartenstädte schaffen können, Heimstätten, in denen der Arbeiter sich als Mensch fühlen konnte, in denen seine Familie gesund und glücklich aufwuchs, ungefährdet durch die entsittlichenden Gefahren des Zusammengepökeltseins in den Großstädten*).

Die inneren Folgen dieses Zusammenpferchens der Menschen in der Großstadt schildert Professor Dr. Max von Gruber bereits 1908 vortrefflich in seiner kleinen Schrift „Die Alkoholfrage in Deutschlands Gegenwart und Zukunft", auf die ich hier nur kurz verweisen kann.

Und wohin sind wir heute gekommen bei diesen Zuständen? In Berlin erkrankten alljährlich von 1000 Männern fast 200 an Tripper und frischer Syphilis. Von Männern über 30 Jahren, die verheiratet waren, hatte jeder Zweite an Tripper gelitten und jeder Vierte an Syphilis. In der Münchener Blindenanstalt sind 73,5% der Erblindeten Opfer des Trippers ihrer Eltern. In den deutschen Lazaretten waren 1915 13% syphilitische Männer und 1917 31%. 40% der Syphilitiker im Heere waren verheiratete Männer! Weit über eine Million Geschlechtskranke hat uns der Krieg gebracht. Was der Ausfall einer so großen Anzahl Kranker und damit

*) Der Verfasser hat wohl ein Recht zu dieser leidenschaftlichen Anklage unserer alten Regierung, da er seit Jahrzehnten in zahlreichen Schriften auf diese Krebsschäden in unserem deutschen Volke hingewiesen hat. Mit wie wenig Erfolg, zeigt die Revolution und die heutige Zeit. Aber er war leider ein nur zu guter Prophet. Wir können nur immer wieder auf Bonnes Roman „Im Kampf um die Ideale" (Verlag von Ernst Reinhardt, München) hinweisen, desgleichen auf sein bereits 1915, also noch zu Beginn des Weltkrieges, erschienenes Buch: „Heimstätten für unsere Helden". Hätte unsere damalige Regierung auf ihn und seinesgleichen gehört, so säßen wir heute nicht in so großer Not.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kampfunfähiger für die Schlagfertigkeit unseres Heeres bedeutet hat, läßt sich mit Worten wohl kaum ausdrücken. Aber man möge sich dessen erinnern, daß Ludendorff immer wieder um neue Divisionen bitten mußte, um die anstürmenden Feinde von unseren Stellungen fernzuhalten, — und in unseren Lazaretten lagen wochen- und monatelang Hunderttausende und immer wieder Hunderttausende — mit Tripper und Syphilis! —

Und nun sind sie heimgekehrt, die Verheirateten und Unverheirateten. $1^1/_2$ Jahr ist der Krieg jetzt aus, — und immer neue Scharen von Mädchen und Frauen kommen weinend zu uns Ärzten, weil sie angesteckt sind von ihren Verlobten und ihren Ehemännern, die sich ihre widerwärtigen Krankheiten im Feldzuge zugezogen haben.

War es denn ein Wunder angesichts der heillosen Gewissenlosigkeit und Charakterschwäche unserer Heimatbehörden? Nicht nur in Berlin und Hamburg, sondern im ganzen Reiche duldete man diese Lotterwirtschaft, der unsere von der Front heimkehrenden Krieger — menschlich nur zu leicht verständlich — zum Opfer fielen. Sie, die aus dem Grauen der Schlacht oder aus der Öde der Etappe auf kurze Tage in die Heimat zurückgekehrt, waren nur zu leicht zugänglich für Zärtlichkeiten jeder Art, besonders, wenn Bier oder Wein ihnen die Sinne gekitzelt hatten.

Hier liegen die schweren, unverzeihlichen Sünden der alten Regierung, die der neuen einen Augiasstall hinterlassen hat. Wird die neue Regierung die Herkuleskraft besitzen, diesen Augiasstall zu reinigen, um unser deutsches Volk zu erhalten und es zu neuer Kraft und Gesundheit emporzuführen? — Gott gebe, daß sie sich ihrer Pflicht bewußt wird und sich die zu ihrer Ausübung notwendige Herkuleskraft erringt.

Glücklicherweise sprechen manche Anzeichen dafür, daß alle die verschiedenen Interessenten, die ihre Geschäfte auf den sittlichen und damit auch auf den wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands eingestellt oder aufgebaut haben, sich schließlich in ihrer Rechnung doch getäuscht finden.

In unserm deutschen Volke lebt so viel innere Gesundheit und Kraft, wie in Herkules selbst, der, wenn er am Boden liegend seine Mutter, die Erde, berührte, immer wieder mit neuer frischer Kraft aufsprang. So geht es auch uns Deutschen. Gerade, wenn uns das Unglück so recht zu Boden gedrückt hatte im Laufe der Weltgeschichte, gewannen wir unsere größte neue Kraft. So war es in der Zeit, als uns die Römer bezwungen hatten, so nach dem Dreißigjährigen Kriege und auch nach der Franzosenzeit.

Furchtbar ist freilich im Augenblick die geistige, sittliche und damit auch die körperliche Zerrüttung unserer Volksgesundheit durch die pestartig zunehmende allgemeine Unsittlichkeit mit ihren Folgen, den Geschlechtskrankheiten. Aber schon sehen wir in allen deutschen Gauen und Ständen ein gesundes Sichaufbäumen gegen diese Zerrüttung unseres Volkskörpers. Man lese die für unsere Arbeiterjugend bestimmten Blätter, und man wird erstaunt und erfreut sein über die gesunde Kost, die ihnen hier geboten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird. Es wird so viel geklagt über die Tanzwut unseres jungen Volkes mit seinen Folgen gerade in dieser schweren Zeit. Gewiß tun hier starke Einschränkungen not. Aber unsere Jugend hat ein Recht auf Freude, unsere jungen Männer, die fünf Jahre lang die Schrecknisse des Krieges im Schützengraben mitgemacht haben, besonders aber auch die Mädchen, denen fünf Jahre lang der Umgang mit den Jugendfreunden gefehlt hat. Zu wünschen wäre, daß die einsichtigen Kreise aller Stände, vor allem der sogenannten Gebildeten und Besitzenden, deren Sitten meist in die weniger bemittelten Stände hinuntersickern, die übeln, die Sinne vorzeitig reizenden, dabei widerlichen und undeutschen, französischen und englisch-amerikanischen Negertänze mit den gemeinen Gliederverzerrungen abschafften. Nicht der Geschlechtstrieb als solcher ist sündhaft oder unschön. Er ist heilig, weil von der Natur eingesetzt und mit allen Mitteln ausgestattet für seinen großen Zweck, das Menschengeschlecht zu erhalten und die Seelen zu binden, um im glühenden Austausch zweier Menschen neue geistige Werte zu erzeugen. Aber widerlich und gemein ist es, diesen Trieb aus geschäftlichen Rücksichten oder auf künstliche Weise in gewollter Absicht hervorzurufen oder zu steigern. Das ist der springende Punkt, auf den es ankommt.

Es handelt sich gar nicht um die Frage, ob die Bordelle und die Prostitution, reglementierte und nicht reglementierte, abzuschaffen oder beizubehalten seien. Beide sind in jeder Form so niederträchtig gemein, so widernatürlich, so ekelhaft und unchristlich zugleich, daß es über diese Frage überhaupt gar keine Diskussion geben kann und geben darf.

Wie läßt sich nun diese Frage, über die so viel geredet und gestritten wird, aus der Welt schaffen und damit die ganze Frage der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten überhaupt? Nicht durch eine Dämpfung oder Ehrlosmachung des Geschlechtstriebes an sich. Der ist, wie oben schon erwähnt, heilig und unantastbar und gerade in seiner Allgewalt von der Natur so gewollt, denn sonst wäre er nicht so. Aber wir müssen lernen, ihn in Schranken zu halten, daß er zur Kraftentfaltung des Geistes und des Körpers dient, — diese Kunst des Lebens müssen wir dem jungen Geschlecht beibringen. Dazu gehört vor allem die Reinhaltung des Denkens und Empfindens durch die Reinhaltung der geistigen Nahrung. Schule und Haus, Kunst und Presse müssen hier helfen, um diesen Prozeß der inneren Reinigung und der inneren Gesundung zu fördern. Wer von der Presse, wer von der Kunst, der Schule oder im Hause gegen dieses eiserne Gesetz verstößt, zerstört die Zukunft und die Erhaltung unseres Volkes und unserer Rasse!

Wie die Wissenschaft helfen kann, daß wir zu innerer Gesundung und Reinheit zurückkehren, zeigt der im raschen Aufblühen begriffene deutsche Ärztebund für Sexualethik unter der Führung von Professor Abderhalden in Halle. Wohl können belehrende Vorträge aufklärend und abschreckend wirken, aber die wirkliche Umkehr von dem jetzigen

Weg in den Abgrund kann nur durch die innere geistige Läuterung und Kräftigung geschehen. Freilich, ein Großes ist neben diesem geistigen Gesundungsprozeß dringend notwendig, aber ohne dieses Große ist auch die geistige Gesundung nicht möglich. Dieses Große ist außer der Befreiung unseres Volkes von seiner Trunksucht seine richtige Wiederansiedlung in der Berührung mit dem Erdboden. Heraus aus den Städten aufs Land! Um 100000 städtische Familien in Einzelhäusern unterzubringen, jedes mit einem Garten von 500 qm ausgerüstet, — einem Gärtchen, das den bescheidenen Ansprüchen einer Arbeiterfamilie völlig genügt, und das gerade groß genug ist, um den von einer Familie mit etwas Kleinvieh gelieferten Dung aufzunehmen, — bedarf man eines Grundstückes von nur 5000 ha, einer Bodenfläche, die auf den Umkreis einer Großstadt verteilt, überhaupt nicht ins Gewicht fallen würde. Es bedarf nur, wie ich es seit über zwanzig Jahren in allen meinen Schriften ausgeführt habe (s. „Heimstätten für unsere Helden" 1915 und „Kampf um die Ideale" 1910, 20. Auflage), der Anlage von Haltestationen an sämtlichen aus den Städten herausführenden Bahnstrecken und der Einlegung von frühen und abendlichen Arbeiterzügen.

Freilich haben wir zurzeit mit einer neuen Schwierigkeit zu kämpfen. Schon haben Habgier und Unverstand es fertiggebracht, von den 28 000 vor dem Kriege in Gang befindlichen Ziegeleien in Deutschland über 21 000 abzubrechen, weil mit den hierbei gewonnenen Steinen und den Maschinen als Alteisen ein gutes Geschäft zu machen war. Hier eröffnet sich für eine wahrhaft demokratische und sozialistische Regierung ein Tätigkeitsfeld, um zu zeigen, ob sie Kraft und Einsicht genug besitzt, um mit fester Hand unser deutsches Volk vor diesem zum Teil bewußten, zum Teil unbewußten inneren Bolschewismus zu bewahren. Schon bilden sich Ringe von Baustoffabrikanten, um die Preise der notwendigsten Baumaterialien zu unerschwinglicher Höhe hinaufzutreiben. Die berechtigte Folge hiervon würde genau die gleiche sein, wie von den heillosen Schiebereien mit unsern Lebensmitteln. Während eine kleine Anzahl schlauer Halunken Millionengewinne einstreicht, hungert und darbt die Masse. Ständig wachsende Lohnforderungen sind die Folge, — eine Schraube ohne Ende. Hier hilft nur eins: Die staatliche Errichtung einer Fabrik für Ziegeleimaschinen, Enteignung von Grund und Boden, auf dem Ziegel gebrannt werden können, zum (bisherigen) landwirtschaftlichen Werte, staatlich errichtete Ziegeleien, für deren Einrichtung und Betrieb zunächst eine Reihe von provisorischen Arbeiterwohnungen mit Garten herzurichten wären. Als Arbeiter wären hierzu alle diejenigen Erwerbslosen unbedingt heranzuziehen, die körperlich zur Erlernung dieses Berufs irgendwie tauglich sind, soweit gelernte Ziegelarbeiter nicht vorhanden sind. Denn ohne Baumaterialien können wir keine Häuser bauen, und wir brauchen Häuser, und zwar viele Häuser mit Gärten für unsere jungen Paare,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

damit der von der Natur als Heiliges, Großes in sie hineingepflanzte Trieb nicht verkümmert oder mißbraucht wird!

Neuerdings werden sogenannte „Tatgrundsätze" der Deutschen Gesellschaft zur internationalen Regelung der Bevölkerungspolitik E. V., Berlin (Mensch-Erde-Bund) mit großer Reklame versandt, — fast könnte man glauben, daß es eine Gründung sei, entstanden auf Grund feindlicher Propaganda, die es sich zum Grundsatz gemacht hat, unsere Volkskraft weiter zu dezimieren. Wir haben in Deutschland vor dem Kriege bereits 16 Zentner Kartoffeln und 9 Zentner Getreide auf den Kopf der Bevölkerung erzeugt, mehr als irgendein Mensch verzehren kann. Wir können unsere landwirtschaftliche Produktion noch ins Ungemessene weiter vermehren. Wir können unsere Ernährung noch wesentlich einfacher und dabei praktischer und gesünder gestalten, als wir es bisher getan haben. Im übrigen ist die Erde noch so reich an unendlich weiten fruchtbaren Gebieten, in denen Menschen wie im Paradiese leben könnten, und diese Gebiete noch so gut wie unbevölkert, daß sie noch für Jahrhunderte, vielleicht für Jahrtausende dem Menschengeschlecht Raum bieten. Als Schwäche und Feigheit muß ich daher den Gedanken einer planmäßigen Beschränkung der Menschenzahl nach Malthusianischen Grundsätzen, wie die obengenannte Gesellschaft es will, auf das schärfste verurteilen. Sie würde das Gegenteil bewirken, was wir von einer inneren Gesundung erwarten können und verlangen müssen.

Man hört jetzt so oft auf die neue Regierung schelten, sie habe noch nichts getan für die Wiedergesundung unseres Volkes. Das ist nicht wahr. Die Gerechtigkeit gebietet, das festzustellen. Verschiedenes ist bereits geschehen, um den Augiasstall, den die alte Regierung hat entstehen lassen, auszuräumen. Ich erwähne hier nur kurz das neue Lichtspielgesetz, das hoffentlich die zur Unzucht aufreizenden und damit die Geschlechtskrankheiten fördernden unsittlichen Filme auf Nimmerwiedersehen verschwinden läßt. Ich erinnere ferner an das soeben geschaffene Reichsheimstättengesetz. Mit Recht wird von verschiedenen Seiten geklagt, daß das Gesetz durch einzelne Parteien verwässert und damit in seinem Werte vermindert sei. Der vortrefflich ausgearbeitete Aufruf der deutschen Gewerkschaften mit ihrem Gefolge von 15 Millionen Männern, durch den dieses Gesetz sehr wesentlich gefördert wurde, ist ein Zeichen für den großen, ernsten, heiligen Willen unseres Volkes in seinen breitesten Schichten, zu einer inneren Gesundung zu gelangen, und es steht zu hoffen, daß das Gewicht von diesen 15 Millionen Männern mit allen ihren Freunden aus den sogenannten bürgerlichen Kreisen im neuen Reichstag das Gesetz noch weiter ausbaut, damit dem Volke endlich gegeben wird, was jedem Einzelnen zukommt: sein Stück Heimaterde, ein Stück Boden, in dem er wurzeln, aus dem er neue Kraft zu neuem deutschen Leben und zu neuer deutscher Gesundung saugen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine neue Sittlichkeit muß werden, sonst werden wir die Geschlechtskrankheiten nie überwinden. Wir müssen wieder Ehrfurcht vor dem Menschen gewinnen, insbesondere Ehrfurcht vor dem Weibe. Ein Unternehmer, der seine Arbeiterin so schlecht bezahlt, daß sie sich aus Hunger oder Not der Prostitution ergibt, muß als Verbrecher verfolgt werden, in gleicher Weise jeder, der sich durch die Prostitution eines Weibes Gewinn verschafft.

Es gilt, das Gewissen unserer Männerwelt zu schärfen, daß sie die Prostitution als etwas sie selbst Erniedrigendes, Befleckendes, — als ein Verbrechen ansehen lernt, an dem sie selbst vor allem schuld ist. Und weiter handelt es sich darum, unsere Jugend vor Schmutz zu bewahren, ihr Zeit und Gelegenheit zu geben zum Austoben der Kräfte in Spiel und Sport, in Schwimmen und Wandern, Radfahren, in Garten- und Feldarbeit. Und es ist nötig, das ganze Volk an allem Schönen, Großen, Gesunden, das unsere Zeit nur zu bieten vermag, teilnehmen zu lassen.

Gelingt es uns dann noch, das deutsche Volk von seinem Rauch- und Saufteufel und damit aus den Klauen seines Vampyrs, des Großkapitals der Tabak- und der Alkoholindustrie, zu befreien, das ihm mit Lug und Trug das Mark aus den Knochen saugt, und gleichzeitig von dem vaterländischen Boden den Fluch der Bodenspekulation zu nehmen, dann wird die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten, die uns heute fast zu vernichten drohen, in kurzer Zeit in ein Nichts zusammenschrumpfen.

Sanitätsrat Dr. Bonne.

Was andre sagen

Seebote (Überlinger Tageszeitung), Nr. 96 vom 27. April 1920:

Der schwarze Schrecken im besetzten Gebiet.*)

Lloyd George hat den Franzosen bei seiner Ankunft in San Remo mit dem Wort geschmeichelt, sie seien die Meisterringer für die Freiheit. Das war nach der Besetzung Frankfurts durch die Senegalesen ein Meisterwort. Vielleicht kommt dem englischen Ministerpräsidenten aber der Aufsatz von Mr. D. Morel, seinem Landsmann, in dem englischen Blatt „Daily Herald" zu Gesicht, der klarstellt, wie Frankreich seine Rolle eines „Meisterringers" spielt und welche Kulturträger und Freiheitshelden es in Deutschland einsetzt. . . . . .

. . . . . .

Morel überschreibt seinen Aufsatz, den er am 10. April veröffentlicht hat: „Der sexuelle Schrecken, durch die Franzosen im Rheinland losgelassen" und setzt als Untertitel darunter: „Eine überlegte Politik". Er geht davon aus,

*) Die folgenden Darlegungen, die wir dem „Seeboten" entnehmen, sind auch von andern Blättern veröffentlicht worden. Wir meinen aber, daß gegen die Ungeheuerlichkeiten, um die es sich hier handelt, nicht oft und nicht laut genug Einspruch erhoben werden kann.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß die Franzosen besonders in der Pfalz 40000 Schwarze unterhalten. Dort sind sie der Schrecken und namenlose Schauder geworden. Die Neger verbreiten in ihrer nicht zu bändigenden Bestialität die gefährlichen geschlechtlichen Erkrankungen. Aus wohlbekannten physiologischen Gründen ist der Raub einer weißen Frau durch einen Neger fast immer mit einer ernsten Verletzung verbunden und hat fast immer verhängnisvolle Folgen. Sie verbreiten Syphilis, morden unschuldige Bürger, indem sie sich oft gänzlich der Überwachung entziehen; sie sind die schreckliche, barbarische Inkarnation einer barbarischen Politik verkörpert in einem sogenannten Friedensvertrag, der die Uhr um 2000 Jahre zurückrichtet.

Der Verfasser verweist in diesem Zusammenhang auf eine Stelle in einer Pariser Zeitung, „Clarte", wo es heißt: „Abgesehen von der kaum zu zügelnden Bestialität der schwarzen Truppen richtet die Syphilis überall schreckliche Verwüstungen an, wo sie stationiert werden." „Viele gefährlich angesteckte Prostituierte sind von Frankreich nach Wiesbaden und Mainz geschickt worden. Die Hospitäler reichen nicht mehr aus, große Gebäude haben für die Kranken requiriert werden müssen. Viele junge deutsche Mädchen von kaum heiratsfähigem Alter, einige nicht älter als 14 oder 15 Jahre, werden in die Hospitäler gebracht". Die letzteren verkaufen sich, weil 20 Franken 150 Mark und 50 Franken 400 Mark wert sind. Aber dies, fährt Morel fort, ist nur die eine Seite der Frage. Ich habe vor mir eine Anzahl Angaben von Verwandten, Opfern, Ärzten, Anwälten, von Raubfällen — einige davon von geradezu entsetzlicher Art — von Gruppen junger Mädchen, die von der Arbeit heimkehren und auf den Feldern überfallen werden, von bescheidenen Arbeiterfrauen, die nach Dunkelheit in den Straßen ergriffen wurden; Berichte von dem beständigen und zunehmenden Verschwinden junger Mädchen aus Städten und Dörfern des Saartales, von toten Körpern junger Frauen, die unter Düngerhaufen entdeckt wurden.

Aus Mainz, Ems, Wiesbaden, Ludwigshafen kommen Nachrichten, daß die städtischen Behörden für öffentliche Häuser (in erhöhter Zahl) für die schwarzen Truppen zu sorgen haben. Sie müssen für den Unterhalt der Häuser aufkommen und das Heizmaterial beschaffen. In Saarbrücken sollen sich die Kosten der Stadt für diese Häuser auf nicht weniger als 70000 Mark belaufen. Ein Bürgermeister einer Stadt, der zögerte, den Befehl auszuführen, wurde darauf hingewiesen, daß er im Weigerungsfalle vor ein Kriegsgericht gestellt werde. Er wurde darauf aufmerksam gemacht, daß solche Häuser für schwarze Truppen nötig seien, und daß deutsche Frauen, Mädchen, „und Knaben" seine Weigerung zu büßen hätten.

Aber dies ist alles nur die Außenseite. Einige der entsetzlichsten Dinge werden nie öffentlich bekannt: Angriffe von Negersoldaten auf Damen, die dann Selbstmord begangen haben, um einem öffentlichen Skandal zu entgehen; die Dinge sind derart, daß Fremde sie für reine Erfindungen halten würden, ob sie nun erzählt oder gedruckt werden.

Die Folgen der Unterbringung schwarzer Barbaren in europäischen Gemeinden sind unvermeidlich, und die, welche dafür verantwortlich sind, wissen, daß sie unvermeidlich sind. Die afrikanische Rasse ist sexuell am stärksten entwickelt. Die Aushebungen werden bei Stämmen vorgenommen, die sich in einem primitiven Zustand der Entwicklung befinden. Natürlich haben sie ihre Frauen nicht bei sich. Sexuell sind sie zügellos und lassen sich auch nicht zügeln. Dies ist vollkommen und genau bekannt. Strikte Disziplin ist ganz unmöglich; überdies können die Leute nicht in Kasernen abgeschlossen werden.

Die Armut, in die der Friedensvertrag die Arbeiter- und Mittelklasse in Deutschland stürzt, bildet den Antrieb zur Prostitution. Dies alles ist beabsichtigte Politik, die Männer, die das tun, wissen, was sie tun und warum sie es tun. Welch' unauslöschliche Brände des Hasses werden auf das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haupt des französischen Volkes gehäuft, das als Volk unschuldig ist?! So sagte neulich ein sehr achtbarer Soldat zu mir: „Wäre ich ein Deutscher, ich würde alles vergeben. Aber dies — niemals!“

Ich betone, daß diese schwarze Schmach Teil einer Politik ist. Und diese Politik ist im Friedensvertrag niedergelegt, nackt und schamlos; ein ganzes Volk bis in die tiefsten Tiefen der Verzweiflung und Demütigung zu vernichten und zu versklaven. Wir sind Teilhaber an jener Politik gegen unsere besseren Instinkte und gegen unsere offensichtlichen Interessen. Unser englisches Volk duldet sie, zum Teil, weil es sie nicht versteht, zum Teil, weil es in dem Glauben gelassen wurde, daß die Herrscher Deutschlands allein verantwortlich wären für die über die Welt losgelassene Hölle, was eine Lüge ist. Aber wäre es wahr, es würde die Marterqualen des deutschen Volkes nicht rechtfertigen.

Und dann noch dieses. Fünf Jahre des Blutbades, der Verneinung jeden göttlichen Gesetzes haben uns alle abgestumpft. Aber — ist denn unserer Willfährigkeit keine Grenze gesetzt? Für die Arbeiterklassen ist die Importation von Negersöldnern zu Hunderttausenden aus dem Herzen Afrikas, um im Herzen Europas die Schlachten zu kämpfen und die Wünsche kapitalistischer Regierungen zu befriedigen, eine schreckliche Vorbedeutung. Die Arbeiter von England, Frankreich und Italien würden schlecht beraten sein, wollten sie diese Tatsache stillschweigend hinnehmen, weil heute die Opfer zufällig Deutsche sind.

Und schließlich, ist der Frauenschaft keine Verpflichtung auferlegt in einer Sache, die an die Wurzeln des letzten Anstandsgefühls rührt, das der Krieg unter den weißen Völkern der Erde noch lebendig erhalten hat!“

Es ist möglich, daß bei dem stark entwickelten Rassebewußtsein der Angelsachsen in Großbritannien und Nordamerika Morel doch nicht völlig der Prediger in der Wüste bleibt. Aber näher als ihm, dem Menschenfreund, liegt uns das Leiden unserer Volksgenossen. Deutschlands Regierung und Volk darf nicht müde werden, die Befreiung der besetzten Gebiete vom schwarzen Schrecken zu fordern. Es ist nicht auszudenken, was entstehen kann, wenn diese Horden sich erst in die Verhältnisse einleben, wozu die fünfzehn Jahre Besetzung volle Gelegenheit bieten. Deutschland muß erreichen können, wenn anders die Entente von ihm Erfüllung des Versailler Vertrages erwartet, daß die Schwarzen in Frankreich bleiben und als ungeeignet für Besatzungszwecke erklärt werden. Die Verwüstung, mit der Frankreich Deutschland und damit das kontinentale Europa bedroht, indem es seinen schwarzen Schrecken einsetzt und mit ihm und sonst fortgesetzt dem Bolschewismus in die Hände arbeitet, bedroht schließlich die gesamte Zivilisation und Kultur.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Strecker: Reinhard: Deutschlands Zusammenbruch und Weltberuf. 1.60 M. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Valentin, Veit: Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland. Hans Robert Engelmann, Berlin.

Helmolt, Hans F.: Ein Vierteljahrhundert Weltgeschichte 1894 bis 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp“ keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 12 2. Juniheft

Hans Paasches Tod.

Hamburg, den 1. Juni 1920.

Die äußeren Vorgänge sind noch nicht völlig aufgeklärt.

Zweifellos liegt mindestens ein besonders unglückliches Zusammentreffen von Umständen vor, vielleicht auch sind Fehlgriffe anordnender oder ausführender militärischer Organe begangen worden*). Aber daß ein tragischer Ausgang dieser oder ähnlicher Art einmal den Abschluß des Lebens meines alten Freundes Hans Paasche, bis September 1916 Mitherausgebers des „Vortrupp", bilden würde, habe ich lange gefürchtet. Heute darf gesagt werden, was bislang nur Wenige wußten, und was ich auch noch nicht glaubte sagen zu dürfen, als ich hier im Mai 1919 Hans Paasches letzte größere Schrift besprach: Von einer seiner prachtvollen Afrikareisen hatte Hans Paasche schon vor langer Zeit ein schleichendes, unheilbares Leiden mitgebracht, das in den letzten Jahren namentlich seinen sonst immer jungen, mutigen Geist mehr und mehr umdunkelte. Ich hatte die furchtbare Veränderung an ihm zuerst im Vorfrühling 1916 bemerkt, kurz nach seinem plötzlichen Abschiede aus der Flotte, der seinen Grund schon in diesen Dingen hatte. Es folgte sein bekannter politischer Prozeß, der Ende 1916 begann; auf Grund des übereinstimmenden Gutachtens von vier Ärzten setzte ihn das Reichsgericht schon zwei Tage nach Abschluß der Voruntersuchung, wegen mangelnder Verantwortlichkeit infolge seines geistigen Zustandes, außer Verfolgung. Zum Schmerze aller seiner Freunde schritt die schwere Geisteskrankheit selbst fort; nur wer die Tatsache dieses Leidens kannte, verstand sein auch äußerlich seltsames ruheloses Verhalten während der Revolutionstage im November 1918, sein — bei einem

*) Für schlimmste Mache halte ich dagegen die jetzt mit Vorliebe herumgetragene Behauptung, Hans Paasche sei ermordet worden. Was das für ein Unsinn ist, kann man vielleicht am besten daraus ersehen, daß Herr Dr. Alfred H. Fried mit demselben Mangel an Verantwortungsgefühl, mit dem er die Legenden von der deutschen „Schuld am Kriege" in die Welt hinausposaunt hat, jetzt ausgerechnet mich als den Anstifter von Paasches Erschießung verschreit (wobei er einmal auch in trautem Verein mit dem unglückseligen Helmut v. Gerlach handelt; vgl. dessen „Welt am Montag" vom 31. Mai 1920). Herr Fried arbeitet dabei mit einigen Sätzen, die ihm Hans Paasche in seinem Verfolgungswahn über eine „Drohung" von mir gegen ihn geschrieben hat. — Jeder anständige Mensch hätte die Gewissenhaftigkeit besessen, bei mir um Aufklärung anzufragen, ehe er eine so unglaubliche, und in sich selbst so unglaubhafte Beschuldigung in die Welt schrie; Fried hat das nicht getan. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grundvornehmen Charakter, wie er einer war, sonst ganz unbegreifliches — Verhalten bei seinem damaligen Zusammentreffen mit der Kaiserin. Mehr und mehr verlor er die Fähigkeit, Wahn und Wirklichkeit zu unterscheiden; er, der Mann der frischen Auffassung, der auf dem Achten Deutschen Abstinententage in Freiburg 1912 und noch auf dem Ersten Deutschen Vortrupptage in Leipzig im Juni 1914 mit so klarer Schärfe alle Schwarmgeistereien abgewiesen hatte, war jetzt selbst die hilflose Beute linksradikalen Wahnes und Geschwätzes. — Hans Paasches Geisteskrankheit trat bald als Größenwahn auf, bald als Verfolgungswahn; in der letzten Form veranlaßte sie ihn zu den wildesten Handlungen gegen seine nächsten Angehörigen (Todesdrohungen, Mißhandlungen seiner eigenen Mutter, Brandstiftungen). Da er als ein so hilfloser, für sich und Andre gefährlicher Kranker ungeschützt im Wirrsal gerade unsrer Tage lebte, so mußte jeder, der diese Dinge kannte und ihn liebte, für sein Schicksal bange sein. Ich darf sagen, daß ich, der ich zu den wenigen Eingeweihten gehörte, stets darauf gedrängt habe, ihn durch entschlossene Maßregeln (Überführung in eine Anstalt und nötigenfalls Entmündigung) vor sich selber zu schützen — leider drang ich nicht durch.

Mit Hans Paasches leiblichem Tode wird auch Das sterben, was in den letzten Jahren krankhaft an ihm war. Aber lebendig und kraftvoll tritt vor mich und uns Alle jetzt wieder das Bild des tapferen, freigesinnten deutschen Mannes, der Hans Paasche war, ehe die furchtbare Krankheit ihn packte. Was er damals und für immer seinem deutschen Volke gegeben hat, im Kampfe gegen das Rauschgift und sonst in allen Dingen der Volksgesundung, das soll und wird nimmermehr vergessen werden.

Mir aber, wenn ich sein gedenke, wird vor allem leuchtend ein Sonnentag vor Augen stehen: Ein Februartag 1914, hoch im eisigen Winter-Engadin. Von Madulein strebten wir auf den schlanken, gleitenden Brettern zum Albula-Paß empor: Dr. Dessauer, der gewaltige Alpinist, den nun auch schon seit den ersten Tagen des Krieges die Erde deckt, unser lieber Alex Riethmann der Glarner, ein rheinischer Professor, ein Engadiner und ich. Hans Paasche riß der Riemen an seiner Skibindung. „Den flicke ich selbst", sagte er, „gleitet Ihr nur voran, ich komme nach." Fünfzehn Minuten war es dann aufwärts gegangen, wir sahen uns suchend abwärts nach ihm um. Da tönte ein Jubelschrei rechts vorwärts über uns. Und von oben her fuhr Hans Paasche jauchzend auf uns herab. In unglaublicher Schnelligkeit hatte der in allen Handfertigkeiten genial geschickte Mann in der eisigen Luft die hartgefrorenen Riemen der Bindung genäht und hatte dann — an der waldigen Steilwand rechts uns ungesehen umgehend — uns weit überholt.

Das war Hans Paasche, solange er noch Sieger war über die ihn bedrängenden Schatten der Krankheit. Engadin-Schnee, Sonne und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ski-Heil, daran werde ich immer vor allem denken, wenn ich seinen Namen höre.

Ich hatte einmal einen Plan zu einem Drama, das bisher nicht geschrieben ist. Fertig geworden sind nur, und das ist nun wenigstens dreißig Jahre her, die beiden Schlußverse; das, was sie sagten, steht gerade an diesem Grabe als unleugbar wahr vor mir auf:

Der Herr der Welten, der die Kräfte liebt,
Läßt nicht für ewig diese Kraft vergehn!

Hermann Popert.

Zur Annahme des Heimstättengesetzes.

Am 29. April hat endlich die Nationalversammlung kurz vor ihrem Auseinandergehen das so lange hinausgezögerte Heimstättengesetz angenommen, nachdem es Ende März von dem Reichsrat verabschiedet und dann im 24. Ausschuß der Nationalversammlung, dem Wohnungsausschuß, einer bei der Kürze der Zeit notgedrungen eiligen Durchberatung unterzogen worden war. Die Annahme des Gesetzes hat in der „großen Presse" lange nicht den Widerhall gefunden, der ihr mit Fug und Recht zukommt. Für Berichte über aufsehenerregende Prozesse, für Parteigezänk jeder Art hat man Raum genug trotz aller Papierknappheit; aber für ein Gesetz, das unser Volk zu den Quellen seiner Kraft zurückführen will, fehlt das Verständnis. Auch die große Mehrzahl unserer Volksvertreter war offenbar der Ansicht, daß es sich um eine unbedeutende, gleichgültige, vielleicht gar langweilige Sache handelte, der man am besten aus dem Wege gehe. Vor nicht einmal 50 Abgeordneten und 4 ganzen Reichsministern wurde eine Vorlage in aller Eile erledigt, die für die ganze Zukunftsentwicklung unseres Volkes von grundlegender Bedeutung ist, weil sie die unerläßlichen Vorbedingungen zu unserer Gesundung und Wiedererstarkung schafft.

Weshalb, so wird nun mancher fragen, bedarf es zur Siedelung und zur Wohnungsreform überhaupt eines besonderen Gesetzes? Sind nicht viel wichtiger als noch so schöne Gesetze die Beschaffung von Land, Baustoffen und Baugeldern, damit endlich einmal in großem Umfang praktische Arbeit geleistet und alle die vorliegenden schönen Pläne verwirklicht werden können? Fragen wir darüber die Geschichte, die Lehrmeisterin der Menschheit!

Vor 2000 Jahren wurde das alte Rom von ähnlichen schweren sozialen Kämpfen erschüttert, wie jetzt unser Vaterland. Da verstanden es die beiden Brüder Tiberius und Cajus Gracchus, gegen starke Widerstände ein Gesetz zur Annahme zu bringen, welches aus Staatsland und enteignetem Großgrundbesitz allen römischen Bürgern Landlose von 30 Morgen gegen eine jährlich an den Staat zu entrichtende Rente zusicherte, aber nicht als „freies Eigentum", sondern mit der sehr weisen Beschränkung, daß dieses Land unverschuldbar und unverkäuflich sei. Als nach dem Sturz und Tod der beiden Brüder Gracchus ihre Gegner wieder Ober-

wasser erhielten, da hoben sie nicht einfach dieses Landgesetz auf, sie wußten, ihr Ziel, die Wiedereinführung der alten Zustände, auf denen ihre Vorherrschaft beruht hatte, viel reibungsloser zu erringen und sich nach außen hin noch mit dem Schein der Volksfreundlichkeit zu umgeben dadurch, daß sie die ausgegebenen Landstellen einfach als „freies Eigentum", d. h. für unbeschränkt verschuldbar und verkäuflich, erklärten. Was war die Wirkung dieser „Befreiungstat"? Nach wenigen Jahrzehnten war von jenen Siedlungen keine Spur mehr vorhanden. Sie waren überschuldet und dann eine leichte Beute des Großgrundbesitzes geworden; oder die Siedler selbst hatten, durch gleißenden Mammon verlockt, sie mit einem augenblicklichen, persönlichen Gewinn verkauft wie Esau sein Erstgeburtsrecht gegen ein Linsengericht. Weshalb wir diese Geschichte so ausführlich erzählt haben? Nun, weil sie sich unter anderen Umständen zwar, im Wesen aber immer in derselben Weise, zu allen Zeiten der Geschichte wiederholt hat, weil sie ein typischer Vorgang ist, aus dem es endlich einmal die Lehre zu ziehen gilt.

Als der römische Feldherr Cäsar die Veteranen seiner großen Kriege versorgen wollte, da siedelte er sie in Heimstätten an, denen er, um ihre Dauer zu sichern, ebenfalls die Beschränkungen der Unverschuldbarkeit und Unverkäuflichkeit auferlegte. Nach seinem Tode erklärten Cäsars Gegner diese Siedelung als „freies Eigentum". Und der Erfolg? Nach einem Menschenalter waren sie sämtlich verschwunden. Im ganzen deutschen Mittelalter freilich war eine solche Bodenaufsaugung im Gewande des „Rechts" unmöglich, weil ein soziales Bodenrecht, das Bodenbesitz ohne gleichzeitige Bodenbenutzung nicht kannte, diesen Mißbrauch verhinderte. Später aber, als an Stelle des alten deutschen Bodenrechts das römische Recht herrschend wurde, dem Grund und Boden als eine „Sache", als eine „Ware" galt, über die der Besitzer völlig willkürlich verfügen konnte, da setzte jener Mißbrauch von neuem ein. Es ist kein Zufall, daß die ersten, die durch gesetzliche Maßnahmen mit Erfolg dagegen ankämpften, der Große Kurfürst und Friedrich der Große, die Gründer des deutschen Wiederaufstiegs aus dem Jammer und Elend des 30jährigen Krieges wurden. Als in den meisten Gegenden Deutschlands um die Mitte des 19. Jahrhunderts die sogenannte Allmende, d. h. der Gemeindebesitz der Dörfer an Acker, Wiese und Wald den einzelnen Gemeindeangehörigen als „freies Eigentum" abgegeben wurde, da waren es gerade die Ärmsten und wirtschaftlich Schwächsten, die ihr neugewonnenes Eigentum gegen blinkendes Geld am schnellsten los wurden. Und genau die gleiche Erfahrung hat man in Rußland gemacht, als nach dem unglücklichen Ausgang des japanischen Krieges die Stolypinsche Agrarreform kam, und gegen den Willen und heftigen Widerspruch der Bauern der „Mir", der russische Gemeindebesitz, aufgeteilt wurde. Hier zogen diese landlos Gewordenen in die Städte und vermehrten die Masse derer, die lediglich auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen waren. Den Erfolg dieser Entwicklung kennen wir alle. Gerade auch durch die kurzsichtige Geldgier mancher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siedler selbst, die um eines augenblicklichen und stets sehr vergänglichen, persönlichen Geldgewinnes willen die unermeßlichen wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Vorteile einer dauernden Verbindung von Mensch und Erde gedankenlos preisgeben, ist der bleibende Erfolg der Siedlungsarbeit bedenklich gefährdet. Das zeigen die Erfahrungen aller deutschen Siedlungsgesellschaften vor dem Kriege und jetzt. So berichtete 1912 Freiherr v. Gayl, der Leiter der ostpreußischen Siedlungsgesellschaft, daß rund 15% ihrer Siedler ihre Grundstücke mit Gewinn weiter verkauft haben. Wie wenig den Leuten dabei zum Bewußtsein kommt, welch verwerflichen Mißbrauch sie mit gemeinnützigen Einrichtungen treiben, geht aus dem Brief eines „Siedlers" hervor, der dem Leiter mitteilt, daß er seine Stelle mit gutem Gewinn verkaufen könne und ihn deshalb um eine neue bittet. So lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker: Kleinsiedlungen können ihrem Zweck, Heimstätten einer an Leib und Seele gesunden und kraftvollen Bevölkerung zu sein, nur dann dauernd erhalten werden, wenn sie gegen Überschuldung, Wucher und Spekulation durch gesetzliche Bestimmungen geschützt werden.

Diesen Rechtsschutz soll das neue Heimstättengesetz den zu gründenden Siedelungen gewähren. Vergleicht man die Regierungsvorlage, die mit geringen Abänderungen auch angenommen wurde, mit dem s. Z. vom Hauptausschuß für Kriegerheimstätten ausgearbeiteten Gesetzesvorschlag, so tritt deutlich hervor, daß der letztere die wesentlichen Grundlagen geliefert hat. Auffallend aber ist der an manchen Stellen des Regierungsentwurfs zutage tretende Mangel an Einheitlichkeit und Einfachheit. Er erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes. Als die Bodenreformer nach Gründung des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten durch ihre unermüdliche Werbe- und Aufklärungstätigkeit den Kriegerheimstättengedanken in immer weitere Kreise trugen, als der deutsche Reichstag, die deutschen Einzellandtage, unsere ersten Heerführer und zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens mit Wärme für diesen Gedanken eintraten, da begann die damalige Regierung, Material zu sammeln und in „Erwägungen" einzutreten. Schon in einem früheren Aufsatz dieser Zeitschrift (Jahrg. 1919, S. 595 u. ff.) wurde ausgeführt, wie infolge der Überlastung mit Tagesnot und Augenblicksorge, aber auch infolge der stillen Minierarbeit der „interessierten" Gegner der Bodenreform die Regierung aus dem Zustand der Erwägungen sich nicht zur entscheidenden Tat aufraffen konnte. Auch die Revolution brachte darin keine Besserung. Zwar wurde im Reichsjustizministerium ein Heimstättengesetzentwurf in Angriff genommen, aber trotz mehrfacher Ankündigung immer und immer wieder hinausgezögert. Materialsammlung und Erwägungen dauerten auch jetzt noch fort trotz der immer größer werdenden Not. Inzwischen hatte auch das Reichsarbeitsministerium einen solchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesetzentwurf auszuarbeiten begonnen, offenbar weil es an eine Einbringung durch das Justizministerium nicht mehr glaubte. Aus beiden ist dann schließlich die Regierungsvorlage zusammengesetzt worden. Die Nähte sind an manchen Stellen deutlich zu erkennen.

Als die Regierungsvorlage in den letzten Märztagen vom Reichsrat verabschiedet worden war, da wurde in führenden Kreisen der Bodenreformer rasch bekannt, daß sie zwar im wesentlichen auf dem Vorschlag des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten fuße, in einer Reihe von Punkten aber von ihm zuungunsten der Heimstätter abweiche. Daraufhin arbeiteten zwei Vorstandsmitglieder des Bundes deutscher Bodenreformer, der Geh. Justizrat Prof. Dr. Erman (Münster) und Rudolf Wiesener (Hamburg), die durch ihre eingehende Mitarbeit am Entwurf des Hauptausschusses mit dem Gegenstand besonders gut vertraut waren, Verbesserungsvorschläge aus, die einer vom Siedelungsverband Groß-Hamburg in Gemeinschaft mit der Hamburger Bodenreformortsgruppe und den Kleingärtnern einberufenen Massenversammlung vorgelegt und von dieser durch eine Entschließung gebilligt wurden. Herr Wiesener reiste dann nach Berlin und übermittelte die gedruckte Regierungsvorlage mit den übersichtlich daneben gesetzten Abänderungsvorschlägen allen Abgeordneten der Nationalversammlung; mit fast allen Mitgliedern des Wohnungsausschusses hatte er eingehende Besprechungen. Der Erfolg war der, daß der erste Abänderungsvorschlag, nach dem als Heimstätten nur Einfamilienhäuser mit Nutzgärten zugelassen werden sollten, angenommen wurde. Die übrigen Verbesserungsvorschläge der Bodenreformer bezogen sich im wesentlichen auf folgende drei Punkte: Einen aus gewinnsüchtiger Absicht erfolgenden Verkauf der Heimstätte wollte die Regierungsvorlage entweder durch ein Vorkaufsrecht oder einen Heimfallsanspruch des Heimstättenausgebers verhindern; die Bodenreformer dagegen wollten Beschränkung auf die letztere Maßnahme, die völlig ausreichend und außerdem juristisch viel einfacher und klarer ist, als das in diesem Fall anfechtbare Vorkaufsrecht. Ferner schlugen die Bodenreformer vor, daß in ganz bestimmt angegebenen Fällen Enteignung von Grundbesitz für Heimstättenzwecke eintreten könne, und der Enteignungspreis in schnellem und endgültigem Verfahren festgesetzt werde unter Berücksichtigung der steuerlichen Selbsteinschätzung der Vorbesitzer. Endlich traten sie dafür ein, daß das Gesetz selbst die Berufung eines Heimstättenamtmannes durch den Reichstag festlege, der nur dem letzteren verantwortlich sei und dafür zu sorgen habe, daß die im Gesetz ausgesprochenen Heimstättenziele verwirklicht und alle dazu nötigen Maßnahmen (Beschaffung von Baugeldern und Baustoffen, Bau- und Siedelungsgenehmigungen, Verkehrserleichterungen) in die Wege geleitet würden; bei der Dringlichkeit der Siedelungsziele sei ihm für eine Übergangszeit von 2 Jahren die Befugnis zu erteilen, alle seinen Aufgaben entgegenstehenden Gesetze, Verordnungen und Zuständigkeiten abzuändern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder außer Kraft zu setzen; nur der Reichstag solle das Recht haben, seine Verordnungen aufzuheben. Zu einer Annahme dieser drei Forderungen ist es bei der Kürze der Zeit und der Gegensätzlichkeit der im Wohnungsausschuß vertretenen Meinungen nicht mehr gekommen. Vielmehr wurde hier die Regierungsvorlage im wesentlichen ungeändert angenommen. Nur bezüglich der Forderung nach einem verbesserten Enteignungsrecht für Heimstättenland ist es nach harten Meinungskämpfen innerhalb des Ausschusses zu einer Fassung gekommen, die gegenüber der Regierungsvorlage zweifellos einen Fortschritt bedeutet.

Der wichtigste Abänderungsvorschlag der Bodenreformer, die Forderung eines Heimstättenamtmannes mit weitgehenden Befugnissen, ist nicht in das Gesetz aufgenommen worden, weil der Ausschuß fürchtete, daß eine so einschneidende Änderung die glatte Annahme des Gesetzes verhindern und so die endgültige Erledigung dem neuen Reichstag zuschieben würde. So gibt denn das angenommene Gesetz nur die Möglichkeit zur Heimstättenbildung, es schafft in dem wohldurchdachten und klar umgrenzten Begriff „Heimstätte" eine neue Form des sozial gebundenen Eigentums. Unzweifelhaft aber hat die Tatsache, daß es zunächst bei diesem rein theoretischen Fortschritt geblieben ist, in den weiten Kreisen derer, die zum Neuaufbau ihrer Zukunft des Heimstättengesetzes bedürfen, schwere Enttäuschung hervorgerufen. Man erinnere sich nur daran, daß am 7. April d. J. die deutschen Gewerkschaften aller Richtungen, in denen fast 15 Millionen Arbeitnehmer zusammengeschlossen sind, einen gemeinsamen Aufruf erlassen haben, der als erste soziale Tat die Befreiung des Bodens von der Spekulation, ein durchgreifendes Heimstättengesetz und die sofortige Errichtung eines Reichsheimstättenamtes forderte. Man halte sich gegenwärtig, daß (nach Angaben des Reichswohlfahrtsministers Stegerwald) in Deutschland jetzt rund 1 Million Familien in Notwohnungen untergebracht sind. Man denke an die 4 Millionen Kriegshinterbliebenen und Kriegsbeschädigten, von denen ein großer Teil seine ganze Hoffnung auf eine rasche und tatkräftige Durchführung der Siedelungspläne gesetzt hat. Ihre Enttäuschung ist um so größer und bei der Unsicherheit unserer innerpolitischen Lage um so bedenklicher, als auch das einen Tag vor dem Heimstättengesetz verabschiedete Reichsversorgungsgesetz so ziemlich alle darauf gesetzten Erwartungen dadurch zerstört hat, daß es schon bei einem unter heutigen Verhältnissen geringen Einkommen sehr hohe Abzüge von der Rente bringt, z. B. bei einem Einkommen von 10 000 Mk. eine Renteneinbuße von 60%. Man denke auch an die Baltikumtruppen, deren Ansiedelung einfach eine innerpolitische Notwendigkeit ist, und die endlich einmal eine Gewähr für die Erfüllung der ihnen gemachten, aber bis jetzt in keinem Fall eingelösten Versprechungen sehen wollen; oder an den tatkräftigen Pionierhauptmann Schmude, der nach der Revolution arbeitslose Soldaten sammelte, mit ihnen in die Braunkohlenreviere ging und durch fleißige Arbeit im Dienst des Volksganzen den Anspruch auf An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

siedelung für seine Schar zu erwerben hoffte. Länger als ein Jahr sitzt er nun in dem Dorf Völpke bei Helmstedt, und erst Mitte April konnte seine „Siedelungs- und Arbeitsgemeinschaft Neudeutschland" das Richtfest des ersten Hauses feiern. Ihre und all der vielen anderen Siedelungsvereinigungen ganze Hoffnung besteht darin, daß noch rechtzeitig der von den Bodenreformern geforderte Heimstättenamtmann eingesetzt werde, der alle die formellen (z. B. entgegenstehende frühere Verordnungen, Schwierigkeiten bei der Erlangung der Siedelungs- und Baugenehmigung) und materiellen (wie Baustoff- und Baugeldbeschaffung) Hindernisse aus dem Wege räume. Wer da weiß, daß heutzutage zahlreiche Ziegeleien, die doch gewiß jetzt zu den lebenswichtigen Betrieben gehören, von ihren Besitzern auf Abbruch verkauft werden, weil sie für Boden, Abbruchsmaterial (Steine), Maschinen, Kippwagen und andere Einrichtungen das Mehrfache der Anlagekosten einbringen, der kann nicht daran zweifeln, daß nur die starke Hand eines mit weitgehenden Vollmachten ausgerüsteten Heimstättenamtmanns gegenüber solchen Ausschreitungen selbstsüchtiger Gewinngier die Interessen der Gesamtheit durchzusetzen vermag. Zwar hat auch der Wohnungsausschuß sich dieser Einsicht nicht entziehen können und eine dahingehende Entschließung angenommen. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß das angenommene Heimstättengesetz nur Möglichkeiten bietet. Ob sie lebens- und segensvolle Wirklichkeiten werden, hängt davon ab, daß Männer seine Ausführung in die Hand nehmen, die von der Bedeutung und dem Geist dieses Gesetzes durchdrungen sind. Von den heutigen leitenden Männern kann man das leider nicht sagen. Wenn die bayrische „Volksregierung" nahe daran war, trotz des § 155 der Reichsverfassung das freiwerdende Militärgelände an gutzahlende Spekulanten zu veräußern; wenn der preußische Finanzminister Südekum dem Verband für Angestelltenheimstätten erklärte, das versprochene Land könne ihnen aus dem verfügbaren militärischen Terrain nicht zum Friedenspreis zur Verfügung gestellt werden, weil der Staat darauf angewiesen sei, es zu möglichst hohen Preisen (!) zu verkaufen; wenn auch das preußische Landwirtschaftsministerium für zu Siedelungszwecken verlangtes Domänenland viel zu hohe Preise fordert; wenn trotz des weitgehenden Aufkaufs deutschen Bodens durch Ausländer unsere Regierung sich noch immer nicht zu einer dies verhindernden Notverordnung, wie sie schon mehrfach vorgeschlagen und gefordert wurde, hat aufschwingen können: dann beweist das alles, daß hier einfach das Verständnis für die grundlegende Bedeutung der Boden-, Heimstätten- und Siedelungsfragen fehlt. Daß es bei der Mehrzahl der Mitglieder der Nationalversammlung und bei der meistgelesenen Presse bisher nicht besser stand, wurde schon in der Einleitung betont. So werden die Bodenreformer vor und nach den Reichstagswahlen ihre mühsame und opfervolle Aufklärungstätigkeit fortsetzen. Sie werden nicht nur die Öffentlichkeit immer und immer wieder auf die Notwendigkeit einer raschen und tatkräftigen Heim-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

stättenbildung hinweisen, sondern auch, wo es ihnen möglich ist, Reichstagskandidaten und -abgeordnete zu einem Bekenntnis für oder gegen Bodenreform nötigen. Dann wird hoffentlich das Reichsheimstättenamt, das sich später zu einem Reichsbodenamt entwickeln könnte, schnell genug erreicht, um unserem armen Vaterlande den sozialen Frieden zu geben und ihm die schweren inneren Kämpfe zu ersparen, die aus einer weiteren Verzögerung dieser dringenden Lebensnotwendigkeit unseres Volkes sicher entspringen würden.

Dr. G. Cony.

Überblick über den heutigen Stand der Esperantobewegung.

Als im Jahre 1914 der Krieg ausbrach, war man sich allgemein darüber klar, daß er auf eine in der Entwicklung begriffene, von Jahr zu Jahr zunehmende Bewegung, wie es damals die Idee der Welthilfssprache war, eine geradezu vernichtende Wirkung haben mußte. Als dann nach vier langen Kriegsjahren noch kein Ende des Völkerringens abzusehen war, zweifelte kein deutscher Esperantist mehr daran, daß so ziemlich alle ehedem erreichten Fortschritte nunmehr endgültig verloren waren. Nun hat aber die Esperantobewegung seit Kriegsende trotz des Todes vieler ihrer besten Anhänger, trotz der Auflösung zahlreicher Vereinigungen aus Friedenszeiten, dennoch einen neuen, raschen Aufschwung in den allermeisten Ländern der Erde genommen, der selbst die Optimisten staunen machte.

Im Gespräche über Esperanto hört man beinahe ständig die eine Frage wiederkehren: Wieviel Esperantisten gibt es denn nun eigentlich auf der Welt? Hierauf muß jetzt und muß auch in Zukunft immer dieselbe Antwort erfolgen: Das anzugeben ist ein Ding vollkommenster Unmöglichkeit. Denn wer ist Esperantist? Sollen hierzu nur diejenigen zählen, die sich mit dem Erlernen der Sprache befaßt haben oder auch jene, die von der Nützlichkeit eines zwischenvölkischen, neutralen Verständigungsmittels vollkommen überzeugt sind, die vielleicht die Sache finanziell unterstützen, denen aber Zeit oder Möglichkeit mangelt, sich näher damit zu befassen? Soll ferner nur derjenige zählen, der die Sprache vollkommen schriftlich und mündlich beherrscht oder soll die große Zahl derer, die auf dem Wege hierzu sind, auch mitrechnen? Wo ist hier die Grenze zu ziehen? Es erhellt ohne weiteres, daß Zahlen anzugeben hier ebensowenig möglich ist, wie bei irgendeiner andern erlernten Sprache. Dagegen lassen sich die Esperanto v e r e i n i g u n g e n sehr wohl statistisch erfassen, wobei allerdings die großen Verschiedenheiten ihrer Mitgliederzahlen mit in Kauf genommen werden müssen. Desgleichen werden auch neu begonnene Esperantokurse ziemlich genau registriert. Mit diesen Unzulänglichkeiten der Erfassung muß also eine Darstellung des Standes der Bewegung stets rechnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Deutschland, das um die Jahrhundertwende an der Spitze marschierte, zählen wir heute 80—90 Esperantovereinigungen, davon verhältnismäßig die meisten in Sachsen, und hier ist wieder Dresden der Mittelpunkt*). Bei den meisten dieser Gruppen wird gegenwärtig mindestens ein Kurs in der Welthilfssprache abgehalten, an zahlreichen Orten deren mehrere.

Die Führung hat zurzeit England mit 110 Ortsvereinen, die im Britischen Esperantobund zusammengefaßt sind. Von ihrer regen Tätigkeit gibt Zeugnis folgende Reihe englischer Orte, an denen allein im ersten Vierteljahr 1920 neue Esperantolehrgänge begonnen wurden, also ungezählt die bereits aus dem Vorjahre noch laufenden Kurse: Bary, Bedlington, Birmingham, Bristol (zwei Kurse), Glasgow, Greenock, Leith (zwei Kurse), Liverpool, Wallsend, Worcester. Besonders günstige Fortschritte melden die Esperantistengruppen in Bourneville, Colne, Edinbourgh, London, Willesden. — Scheint es nicht ein Widersinn? England an der Spitze jener Bewegung, die sich die internationale Einführung einer allgemeinen Hilfssprache zum Ziel gesetzt hat, und doch ist es Tatsache; denn der Engländer ist vor allem Kaufmann, sein Blick für das Praktische ist ja in aller Welt bekannt.

Nächst England weist im letzten Jahre die Tschechoslawakei den besten Fortschritt auf. In den Monaten Januar bis März dieses Jahres wurden hier Esperantokurse eröffnet in: Brünn, Brüx, Dux, Gablonz, Georgental, Georgswalde, Görkau, Haida, Höflitz, Holeschow (Esperanto Pflichtfach in der Volksschule), Hradec, Innocencendorf, Kaaden (2), Katharinenthal, B.-Leipa, Leitmeritz, Niedergrund, Obergrund, Oderfurth, Oderlice, Olmütz, Osack, Pilsen, Plznec, Prag, Rakownik, Ruzomberock, Saaz, Teichstatt, Teplitz. An den meisten dieser Orte und an vielen weiteren befinden sich Esperantovereinigungen mit dem Zwecke der Förderung der Welthilfssprachenidee.

Recht esperantofreudig hat sich in letzter Zeit auch Schweden gezeigt. Hier sind folgende Orte der Sitz von Esperantovereinigungen: Borås, Borgstena, Eskilstuna, Falun, Gefle, Göteborg, Herrestad, Helsingborg, Hofors, Hornäs, Karlstad, Kristianstad, Kunggården, Landskrona, Malmö, Gernskilduna, Oskarshamn, Sandviken, Skara, Skövde, Stockholm, Storvik, Strängnäs, Syßlebäck.

Aus Spanien melden 17 Orte bedeutende Fortschritte der Bewegung, aus den Niederlanden 27 Orte, aus Ungarn 28, aus Frankreich 30 und was wohl am bemerkenswertesten ist, in Rußland hat Esperanto schon wieder an 32 Orten festen Fuß gefaßt. Das gleiche berichten aus Bulgarien 14 Orte.

In Italien, das bis vor kurzem der Idee noch fremd gegenübergestanden hatte, haben jetzt Esperantogruppen oder Lehrgänge in der

*) Die ziffernmäßigen Angaben sind der internationalen Zeitung „Esperanto“ (erscheinend in Genf) und dem Germana Esperantisto (Dresden) entnommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welthilfssprache aufzuweisen folgende Orte: Arona, Bari, Bologna, Capodistria, Casalbuttano, Cremona, Florenz, Genua, Greco, Lasino, Lavis, Mailand, Melfi, Neapel, Padua, Palermo, Pisa, Pola, Potenza, Rom, Sampierdarena, Stenico, Terni, Torino, Trento, Triest.

Außerhalb Europas zählt Esperanto vor allem in Argentinien an 16 Orten eine größere Anhängerschaft, desgleichen sind nicht unbedeutende Fortschritte zu verzeichnen in den Vereinigten Staaten, Australien und Neuseeland und ganz besonders in Sibirien (günstige Berichte aus 18 Orten). Selbst in China und Japan greift die Bewegung immer weiter um sich. So sind an der Universität in Peking schon wiederholt Esperantokurse veranstaltet worden, an denen mehrere hundert chinesischer Studenten sich beteiligten.

An Stelle einer weiteren Aufzählung muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß es kein Land der Erde gibt, in dem überhaupt noch keine Esperantisten zu finden wären. Das beweisen auch die etwa 600 Delegierten des Esperanto-Weltbundes (Universala Esperanta Asocio), die in allen Teilen der Welt anzutreffen sind und ferner die ständig wachsende Zahl der Esperanto-Zeitschriften, von denen die folgende Zusammenstellung nur einen Teil enthält. Es erschienen meist als Monatsschriften zu Beginn 1920: Argentina esperantisto, Bulgara esperantisto, Esperanto (Bahia Blanka), Germana Esperantisto (Dresden), Esperanto praktiko (Berlin), Germana laboristo, The British esperantist, Esperanta Finlando, Le monde espérantiste (Paris), Esperanto itala revuo, L'esperanto (San Vito, Italien), Nederlanda katoliko, Nederland-Esperant, Holanda pioniro, Internacia socia revuo (Amsterdam), La nova tempo (Wien), La esperantisto (Wien), Germana-pola esperantisto, Esperanto (Genf), Svisa espero, Internacia komerco revuo (Zürich), Esperanta ligilo (Tomsk), Hispana esperantisto, Esperanta voĉo (Krakau), Hungara esperantisto. Die Esperantoliteratur hatte vor dem Krieg an Originalwerken und Übersetzungen aus allen Sprachen 1800 Bände aufzuweisen.

In den Schulen hat Esperanto auch schon mehrfach Eingang gefunden, zum Teil als Wahlfach, zum Teil schon als Pflichtfach. Zu den ersteren zählen vor allem die evening schools und technical schools in London, die Eeast Wood Girls School in Keigley, die Gallow-flat School in Rutherglen, sämtliche Volksschulen im Staate Sergipe (Brasilien), die Sekundärschule in Arakaju, das Realgymnasium in Augsburg u. a. m. Unter den letzteren seien angeführt die Green Lane Council School in Patricroft, sowie die Volksschulen in Holeschow. Auch im Lehrplan der Volkshochschule in Arnstadt (Thür.) findet sich Esperanto.

Fast von selbst ergibt sich nun die weitere Frage: Auf welchen Gebieten findet nun das Esperanto vor allem praktische Anwendung?

Den größten Nutzen von einer allgemeinen Einführung des Esperanto in den internationalen Verkehr hat naturgemäß der Kaufmann. Die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ser verwendet dann im eigenen Lande natürlich die Muttersprache, der Esperanto nicht im allergeringsten irgendwie Abbruch tun will. Aber im Verkehr mit dem Ausland soll dann ausschließlich nur die eine leicht erlernbare, äußerst anpassungsfähige Welthilfssprache zur Anwendung kommen. Er spart dadurch Druckkosten, Mißverständnisse und Arbeit. Besonders würde durch Esperanto auch die Bedeutung der internationalen Messen ganz wesentlich gehoben werden.

In der amtlichen Zeitung der Frankfurter internationalen Messe lesen wir, daß das Meßamt „in der Erkenntnis des Wertes einer Weltwerbung für den aufbaubedürftigen deutschen Handel auch die Verbreitung einer Werbeabhandlung in der Welthilfssprache Esperanto veranlaßt hat". Gelegentlich der Leipziger Messe wurde eine Broschüre von 12 Seiten in Esperanto herausgegeben. Neuerdings gesellte sich auch die Schweizer Mustermesse in Basel, dieser wichtige Sammelpunkt des schweizerischen Wirtschaftslebens, zu den Freunden des Esperanto. Die Meßdirektion korrespondiert in der Welthilfssprache und läßt deshalb ihre offiziellen Einladungen zur 4. Schweizer Mustermesse 1920 in Esperantoübersetzung in alle Welt hinausgehen. Die Breslauer Herbstmesse, die Budapester Ostermesse, die Mustermesse in Helsingfors haben Esperantokataloge herausgegeben.

Das Common Commercial Language Committee (Sitz London) wurde gegründet zu dem Zweck, die Bestrebungen des Welthandels durch die Einführung der Welthandelssprache Esperanto in die Handelskreise mächtig zu fördern. An der Spitze steht u. a. der frühere Lordmayor von London. In Belgien hat sich eine Organisation von Kaufleuten gebildet mit dem Zweck „Belgien bekannter zu machen in der Welt durch Beschreibungen in Esperanto und Vermittlungen auf dem Wege des Esperanto". Dieser nachgebildet wurde eine gleiche Organisation in Zürich und eine ebensolche in Buenos Aires. In Portugal wird das Esperanto durch die Lissaboner Handelskammer, den kaufmännischen Verein, den portugiesischen Industrieverband, den Bund für Landwirtschaft, den Lissaboner Verband der Handelsangestellten und andere wirtschaftliche Vereinigungen unterstützt. Die vom spanischen Handelsministerium herausgegebene Monatsschrift Catalogo de Esportadores Españoles führt eine stattliche Reihe von Handelshäusern auf, die mit dem Ausland in Esperanto ihren Schriftwechsel führen. Der Schreiber dieses hat im Februar dieses Jahres einen größeren Katalog aus Japan zugesandt erhalten, der mitteilt, daß 300 Firmen bereit sind in Esperanto zu korrespondieren.

Zahlreiche Fremdenführer in Esperanto haben seine Verwendbarkeit auch für diese Zwecke erwiesen.

Außerdem ist Esperanto auch ein Mittel, das für alle Arten internationaler, geistiger Bewegungen bereits verwendet wird. So haben sich die Guttempler seiner schon äußerst warm angenommen, und in letzter Zeit hat auch die Skolten-Bewegung Esperanto mit

wesentlichem Nutzen für ihre Zwecke verwendet. Daß die sozialistische Arbeiterschaft die Wichtigkeit des Esperanto für ihre Zwecke erkannt hat, beweist die Existenz eines deutschen und eines französischen Arbeiter-Esperantistenbundes.

Dafür, daß Sammler jeder Art sich mit bestem Erfolge des Esperanto bedienen, sind ein hervorragendes Zeugnis die größeren Esperanto-Zeitungen. So weist z. B. die Märznummer 1920 der Genfer internationalen Zeitung „Esperanto" 91 Adressen von Postkarten- und Markensammlern aus aller Herren Ländern auf. Es befinden sich darunter: 2 Adressen aus Australien, je 1 aus China und Burma, 9 von den Kanarischen Inseln, 3 aus Argentinien, 2 aus Kanada und daneben sind sämtliche europäischen Länder vertreten mit Tauschangeboten.

Sogar den Blinden wurde Esperanto zugänglich gemacht durch die Brailleschrift. Die jetzt wieder erscheinende Esperanto-Blindenzeitung zählte 1914: 376 Abonnenten. Esperanto wird sogar an einigen Blindenanstalten als Pflichtfach gelehrt, so in Paris, Dijon, Prag, Budapest.

Die vorzügliche Verwendbarkeit der Esperantosprache im mündlichen Verkehr haben die durchschlagenden Erfolge der 11 bisherigen Esperanto-Weltkongresse bewiesen. Vom 8.—15. August wird der 12. im Haag stattfinden, zu dem schon eine stattliche Zahl von Anmeldungen aus allen europäischen Ländern vorliegt. Alle Teilnehmer früherer Kongresse berichten einstimmig von der vortrefflichen Verständigungsmöglichkeit unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen. Der bereits genannte frühere Londoner Lordmayor Vezey Strong schreibt in der Zeitschrift The Good-Templars Watchword, daß auf dem Berner Kongreß sein Vertreter von den über 20 verschiedenen Nationen angehörigen Teilnehmern restlos verstanden wurde.

Aus dem Gesagten ergibt sich folgendes: Trotz der furchtbaren Schäden die Zamenhofs Werk durch den Krieg erlitten hat, zeigt die Entwicklung der letzten drei Jahre, daß es langsam, aber sicher seinem Ziele näherrückt, nämlich der Erleichterung und Vereinfachung des internationalen Verkehrs.

Dr. oec. publ. Fr. Francke.

Es hilft doch.

Zu den vielen großen Leiden unserer Zeit kommen manche kleine, die das Ertragen jener noch erschweren. Eines der übelsten davon ist anerkanntermaßen die Verstänkerung Deutschlands durch das Massenauftreten rücksichtsloser Raucher.

Der Krieg, der Vater so vieles Üblen, hatte in den Soldaten eine riesenhafte Raucherei groß gezüchtet. Kein Zivilist — und darin lag etwas Berechtigtes — hatte das Herz dazu, einem Soldaten irgendwo irgend etwas zu untersagen; so rauchte der, wo er ging und stand: nirgends, wo in

Deutschland Menschen zusammenkamen, gab es mehr eine Luft, die nicht undurchsichtig und übelriechend geworden war von massenhaftem Qualm des Tabaks oder des Tabakersatzes.

Der Krieg ist vorüber; doch die von ihm erzeugten Übel sind meist geblieben, dieses Übel auch. Aber, was dem Feldgrauen, als vermeintliche Erleichterung seines schweren Loses, zu verwehren niemand die Härte hatte, das ist jetzt, wo Deutschland nicht mehr feldgrau ist, eine ganz gemeine, unerträgliche Landplage geworden. Und zwar für Nichtraucher und für Raucher. Denn auch von diesen wünscht die Mehrzahl nicht immer in dem schauerlichen Gestanke zu leben, mit dem namentlich die heutigen Pfeifen, Zigarren, Zigaretten die Welt verpesten. Besonders darüber herrscht unter allen anständigen Menschen aller Stände — mögen sie sonst Nichtraucher oder Raucher sein — nur eine Stimme, daß es schlechthin unerträglich geworden ist, wie die rauchenden Rowdies, mit denen Deutschland heute massenhaft gesegnet ist, in der Eisenbahn Nichtraucher-Abteile einfach nicht mehr kennen.

Daß das so ist — und immer noch so ist — ist die Schuld des anständigen Publikums, das hier, wie gewöhnlich, sich einfach der Gewaltherrschaft der Unanständigen fügt. Und dabei hat tatsächlich jeder einzelne anständige Mensch, der sich da nicht fügt, die ganz persönliche Macht, hier ein ganzes Teil zu bessern. Ich spreche da aus Erfahrung, denn ich habe es mir seit langem zur Aufgabe gemacht, hier mitzuhelfen. Und meine Erfolge sind sehr gut. Es ist weder wahr, daß es „doch nichts hilft", noch daß, wie vielfach behauptet wird, die Bahnbeamten den anständigen Menschen im Stiche lassen: Fast jeder, der am verbotenen Orte raucht — es ist ja auch nicht immer ein Rowdy, sondern nicht selten auch nur ein Unachtsamer — fühlt sich, wenn man höflich, aber bestimmt an ihn herantritt und ihn auf die Sachlage hinweist, im Unrecht und folgt dann der Aufforderung, das Rauchen hier einzustellen. Wird aber der Aufgeforderte einmal patzig, so überwindet man ihn am besten mit ganz trockner Sachlichkeit: Als einer der von mir Aufgeforderten mir einmal die dumme Frage stellte: „So, geniert Sie das?" antwortete ich ihm ganz schlicht: „Ja, gewiß, sonst würde ich ja nicht im Abteil für Nichtraucher fahren." An die Beamten braucht man sich meist gar nicht erst zu wenden.

Daß aber ein solches entschiedenes Auftreten im Endergebnis auch da hilft, wo die Aussichten zunächst so ungünstig wie möglich zu stehen scheinen, beweist mein folgendes Erlebnis. Es spielt in Süddeutschland, wo, wie unsere süddeutschen Freunde zugeben werden, die Qualmpest jetzt das Leben noch viel übler verstänkert als im Norden:

Ende Februar befand ich mich gelegentlich meiner Ski-Reise auf der Fahrt von Immenstadt nach München. Ich fuhr in einem Nichtraucher-Abteil 3. Klasse eines Personenzuges; es war ein kleines, altmodisches Doppel-Abteil. Einige Stunden lang ging alles friedlich. In Buchloe aber drängte sich, mit lautem Lärm, eine fatale Gesellschaft in das Abteil, Pferdehändler,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie ich nachher hörte, teilweise höchst bedenkliche Gesichter. Jeder einzelne eine mächtige brennende Zigarre in dem großen Mund. Im Nu war das ganze Abteil in Qualm und Gestank gehüllt. Ich, der bisher gelesen hatte, erhob mich und sagte sehr freundlich: „Meine Herren, wir sind hier im Abteil für Nichtraucher." „Das macht nichts aus", hallte es zurück. Ich: „O, meine Herren, das macht w o h l was aus, wir Nichtraucher hier im Abteil [es waren noch zwei weitere Nichtraucher da] fahren d e s h a l b hier, weil wir nicht im Qualm sitzen wollen." Laute Ablehnung. Ich: „Die Herren sind im Unrecht, ich werde mich beschweren." „Beschweren Sie sich ." Der Zug hielt noch auf der Station Buchloe, ich ging an eines der Fenster, öffnete es und rief draußen nach einem Beamten; ein solcher war aber im Augenblick nicht in der Nähe. Das dauerte vielleicht eine halbe Minute, und nun äußerte sich der Haß, den die im Wagen befindliche Menschenklasse gegen frische Luft hat, in erheblichem Spektakel wegen des offenen Fensters. Ich schloß es, setzte mich auf meinen Platz und las weiter. Nun aber begann, während der Zug sich in Bewegung setzte, ein unglaubliches Gebrüll der ganzen qualmenden Gesellschaft, die über das Hereindringen der frischen Luft ganz außer sich geraten war. Viel verstand ich nicht davon, da mir der Dialekt der Schreienden fremd war; nur gelegentlich konnte ich ein Stück Sinn erfassen, so zum Beispiel, daß man mich aus dem Fenster werfen wolle. Und auch das verstand ich, daß die Angelegenheit plötzlich hochpolitisch wurde: An meiner Hamburgischen Sprache war ich ja ohne weiteres als Norddeutscher zu erkennen. Und nun wurde unter anderm tatsächlich das Folgende herausgebrüllt: „Vier Jahre lang haben uns die Preußen betrogen, und nun (das Folgende war unverständlich, hatte aber offenbar den Sinn, „wollen sie uns nicht einmal in unsern Nichtraucher-Wagen rauchen lassen"). Ebenso verstand ich noch „So was kann man auf der Strecke Berlin—Hamburg machen, aber nicht hier". Ich bemerkte einmal sanft, Preuße sei ich nun gar nicht einmal, worauf es hieß, dann sei ich jedenfalls ein ganz böser Kriegsgewinner. Daß ich im übrigen überhaupt nicht erwiderte, sondern mich im Lesen nicht stören ließ, kränkte die Tobenden offenbar besonders, die ihr Geschrei mehrere Minuten lang fortsetzten. Dann beschränkten sie sich wieder auf das Einqualmen des Raumes; ich las zunächst weiter, und öffnete nur an den beiden nächsten Stationen jeweils einen Augenblick lang das Fenster, um den Gestank einigermaßen erträglich zu machen. — Auf der dritten Station kam ein Schaffner herein, um die Fahrkarten nachzusehen. Ich stand wieder auf und fragte ihn, ob wir hier im Nichtraucher-Abteil seien, was er als zutreffend feststellte. Ich sagte ihm, dann möge er die anwesenden Herren am Rauchen verhindern, worauf er sofort den Qualmern sehr entschieden sagte: „Meine Herren, das geht ja auch nicht." Da die zunächst noch Widerreden versuchten, so wurde ich nun wirklich „preußisch" und sagte zu dem Schaffner: „Ich habe die Herren schon in Buchloe aufgefordert, sich der für dieses Abteil geltenden Vorschrift zu fügen. Als Antwort haben

sie mich in der wüstesten Weise beschimpft. Damit kommt man bei mir an den Verkehrten. Stellen Sie, bitte, die Namen der Herren fest." Einer rief zwar: „Meinen Namen können Sie gern haben", aber offenbar waren sie dann alle doch sehr froh, als sich der Schaffner unter meinem stillschweigenden Einverständnis damit begnügte, ihnen die Qualmerei endgültig zu untersagen. Die Zigarren waren aus, die großen Mäuler waren still, und wir fuhren ohne weiteren Gestank und Stank bis München.

Ich habe diesen Vorfall deshalb so ausführlich dargestellt, weil ein Fall, wo die Verhälnisse für den anständigen Menschen ungünstiger lägen, kaum denkbar ist: Ich stand gänzlich ohne Hilfe gegen die zahlreiche, völlig wüste Gesellschaft, denn die beiden andern Nichtraucher im Abteil wagten nicht, für mich einzutreten; der eine davon sagte mir nachher auf mein Befragen, warum er mir nicht geholfen habe, er habe geglaubt, es helfe ja doch nichts. Und hier kam nun noch eine ganz verdrehte, partikularistische, politische Leidenschaft in die Sache hinein. Und doch ging es, ging ganz glatt. Man hat mir nachher gesagt, man könne in solchen Fällen in Gefahr kommen, von den Rowdies verhauen zu werden. Wäre Das geschehen, so hätte ich nicht geruht, bis ich sie sämtlich auf möglichst viele Monate im Gefängnis gehabt hätte. Aber ich glaube, daß die Gefahr gar nicht vorlag, denn derartig laut bellende Hunde beißen eigentlich niemals. Und besonders möchte ich darauf hinweisen, wie der Schaffner sofort, ohne jedes Zögern, mit großer Energie der Ordnung ihr Recht schaffte, sobald ich es von ihm verlangt hatte. Darauf, daß ich das tat, kam es natürlich an. Daß der Mann von selbst die Gefahr gelaufen hätte, sich mit den Rowdies anzulegen, glaube ich nicht, und ich finde auch nicht, daß das zu verlangen ist: Wenn das anständige Publikum sich nicht rührt, geschieht es ihm ganz recht, wenn es eingestänkert wird.

Also wirklich: „Es hilft doch". Und es hängt noch etwas mehr daran, als nur die Befreiung von der Einstänkerung unseres Landes und Lebens: Was wir Deutschen von heute vor allem brauchen, ist gesetzlicher Sinn. Ohne den ist eine demokratische Republik nun schon gar nicht möglich. Der Deutsche muß sich dazu erziehen, die Gesetze, die das Zusammenleben der Menschen in unserm Lande regeln, nicht mehr (wie er das bisher vielfach gewöhnt war) als schikanöse Anordnungen von „Vorgesetzten" oder „Behörden" zu empfinden, sondern sie als selbstgegeben zu fühlen und dementsprechend zu achten — wie der Engländer, der, im Gegensatz zu uns, von Natur und infolge jahrhundertelanger Erziehung staatsbürgerliche Schulung hat, das ohne weiteres tut. Und bei den Dingen des täglichen Lebens fängt das an: Jeder, der im Nichtraucher-Abteil (oder auch auf den Gängen der Nichtraucher-Wagen) eine Zigarre, Zigarette oder Pfeife aus dem Munde eines Unerzogenen bringt, der tut ein Stück Volkserzieherarbeit, dessen Wirkung unaufhaltsam aus dem Kleinen ins Große geht.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens.

Die Zerrissenheit im Geistesleben zeigt sich nirgends deutlicher und ist zugleich nirgends gefährlicher als in der Beantwortung der Frage nach dem letzten Sinn des Geschehenen. Denn hier gibt es für ehrliche Denker kein Ausweichen, hier sind keine Kompromisse mehr möglich. Schon die Aufgabe, das Problem zu stellen, mehr noch der Versuch, es einer Lösung näher zu führen, zwingt, bis zu den Wurzeln der Erkenntnis hinabzusteigen. Grübeln und Nachsinnen über die letzten treibenden Kräfte der Ereignisse bedeuten und bewirken eine Erschütterung der Tiefen unserer Seele, unseres Wesens. In Fassung und Beantwortung der Frage strömt unser eigenstes Herzblut ein. Darum muß sich hier die Zerklüftung im Geistesleben vor allem deutlich und unverhüllt zeigen. Aber mit dieser eigentümlich tief wurzelnden seelischen Einstellung auf die hier zugrunde liegende Problematik ist zugleich eine außerordentlich starke Verantwortung, eine das Wollen und Handeln im Kern ergreifende Stellungnahme verbunden, die zu persönlicher Leistung, zu charakteristischer Anspannung der Energie und Tätigkeit zwingt. Ein Irrtum, ein Abirren vom richtigen Wege, ein Mangel an fruchtbarer Schöpferkraft wiegt hier besonders schwer. Darum kann uns auch der bloße Verstand, die nur klärende Lösung der Probleme wenig helfen. Wie sinnlos ist im Grunde das angeblich beweisende, begründende Hin- und Herreden über diese Schicksalsfragen! Hinter aller Zergliederung muß die schöpferische Zusammenfassung stehen. Nicht zu begreifen allein gilt es, sondern durch Verstehen und Erklären hindurch fortzuschreiten zum Aufbau, zu fruchtbarer Schöpferkraft. Der letzte Sinn in allem Geschehen ist nichts Gegebenes, das man entdecken, aufzeigen, erweisen könnte, er ist stets ein Aufgegebenes, das es zu finden, zu gestalten, erst zu schaffen gilt. Wie glücklich scheinbar die Reifen, Fertigen, Erstarrten! Sie werden in den Tiefen der Seele nicht berührt, aber freilich auch nicht ergriffen von der Not, dem Leid, dem Schmerz, der die Gegenwart durchzuckt. In geruhiger Beschaulichkeit, in vorgetäuschter Selbstsicherheit stehen sie teilnahmlos dem Werden und Wachsen des Neuen gegenüber. Von dumpfer Klage, trüber Ergebung erheben sie sich bald zu kaltem Hohn und Spott, stellen sich aus dem Kreis des Geschehens an seinen Außenrand, warten und harren der Rückkehr des Vergangenen. Aber wie inhaltsleer, armselig, gehaltlos dies Leben! Ist doch in ihm weder Tatkraft, noch schöpferische Energie, weder Seele noch Sinn! Aber die Draufgänger, die Weltfernen, die Zukunftsüchtigen! Gehört nicht ihnen das kommende Reich? Sind nicht sie die wahren Schöpfer neuen Lebens? Aber auch ihr Reich ist nicht von dieser Welt. In ferne, unbekannte, ungeahnte Weiten schweift ihr Blick, ihre Tatkraft ist unterdessen gelähmt; auch sie raffen sich nicht auf zu energischer Schöpferkraft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was wir brauchen, sind schöpferische Menschen, die in Wechselwirkung mit den Gesamtumständen wachsen, die Treue gegen das Alte und Treue gegen das Neue in stetigem Entwickeln verbinden. An sie wendet sich Carl Kindermann, wohl der volkstümlichste und wirkungsvollste unter den lebenden Volkswirtschaftlern, in seinem neusten Buch über die soziale Schöpferkraft*). Sie ruft er auf zu gemeinsamer Arbeit, zur Schöpfung eines Meisterstücks durch begeisterte, allseitige Vertiefung der sozialen Gesinnung auf demokratischer Grundlage. Er richtet sich an den heiligen Drang nach schöpferischer Tat, die uns inmitten des unerhörten Sterbens und Werdens durchglüht. Er will, daß uns aus unseren Überzeugungen höchste Spannkraft und warmer Opfersinn quellen, tiefernste, aber auch frohe Pflichten erwachsen, daß wir an die Arbeit gehen mit herber Sachlichkeit, mit Schwungkraft und Begeisterung, mit starkem Glauben an die unbezwingliche Macht alles jungen Lebens, an den Frühling.

In seinem vielgelesenen, bedeutenden Werk „Des deutschen Volkes Meisterjahre" hatte Kindermann den Grund gelegt, auf dem er nun in konsequenter Weiterentwicklung seine weitausgreifenden Gedanken aufbaut.

Klar richtet er das Ziel auf: Wir wollen ein selbstsicheres deutsches Volk mit wohlabgewogener Vereinigung von höchster Tatkraft und Opferwilligkeit, ein Schöpfer- und ein Bildnervolk werden. In glänzender Beredsamkeit, in packenden Bildern, in klarer logischer Beweisführung und doch wieder aus der Tiefe begeisterten Herzens heraus gestaltet dieser große Denker und warmherzig empfindende, phantasievoll schaffende Philosoph und Künstler seine Gedankenwelt. In kraftvoll umrissenen Linien entwirft er ein Programm von bestrickender Wahrheit und Klarheit, zeigt er in eingehender wissenschaftlich begründeter Beweisführung neue Wege und Möglichkeiten. Was mich persönlich am meisten anzieht, ist die hingebende, vertrauensvolle Liebe zu Deutschland, zum Deutschtum. Er nennt das deutsche Volk das weihnachtlichste unter den Völkern: es trägt wie mit dem Weihnachtsbaum unendlich viel Schönes und Edles in die Welt hinein. Aus Realem und Idealem, aus menschlicher und göttlicher Wirklichkeit soll es den Bauplan zu seinem Meisterwerk entwerfen; es soll die oft so todfeindlichen Gegensätze Freiheit und Ordnung, Vielartigkeit und Einheit zu einem lebensprühenden Ganzen formen.

Zunächst gilt es, das Grundstreben des deutschen Volkes, sein innerstes Sehnen zu erforschen. Hier findet Kindermann ergreifende Töne. Für ihn gibt es trotz der Trümmer, trotz Klagen und Jammern ein „Dennoch". Ihm leuchtet der göttliche Funke jungen sozialen Lebens auf. Er fühlt gewiß auch das Winterliche, Nächtliche, Drohende. Aber

*) Carl Kindermann: Die soziale Schöpferkraft im Aufbau Deutschlands und des Völkerlebens. — Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Preis geheftet 14 M., gebunden 18 M. (dazu die Teuerungszuschläge).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit sonnigem Auge schaut er doch auf das Werdende, das erste Pulsen des jungen deutschen und weltbürgerlichen Lebens. Worin aber besteht das Neue und Werdende deutschen Volkstums? In wohlabgewogener Vereinigung von höchster Tatkraft und Opferwilligkeit. Starke Selbstbehauptung, Sammeln von Kräften sichert die Eigenart, das Wachstum im Wettbewerb mit anderm Leben. Feine Anpassung, sparendes Ausgeben der Kräfte stellt die Wechselwirkung mit der Umgebung her, gibt in rechter Weise an sie Kräfte ab. Auf dieser Grundlage versucht der Verfasser im Rahmen einer wohlgegliederten Gesamtüberzeugung einen Gesamtbau des deutschen Volkes und des Völkerlebens. Er schildert die natürlichen Kräfte, die zur Verfügung stehen, er preist mit besonderer Wärme den Wert gesunden Volkstums. Kraftvolle Töne findet er in der Forderung von Natur- und Heimatschutz, in praktischen Vorschlägen zu einer wirklich durchgreifenden Boden- und Wohnungsreform. Besondere Kapitel widmet er der Volksgesundheit und der deutschen Sprache.*) Zu den natürlichen gesellen sich die sozialen Grundkräfte. Hier ist vor allem bedeutsam der Problemzusammenhang, der aus einer eingehenden Betrachtung der Frauenfrage erwächst. Auch hier sucht der Verfasser in geistvoller Art abzuwägen und die verschiedenen Seiten der Erwägungen in einer wohlgegliederten Gesamtüberzeugung aufzuheben und zu vereinigen. In gleicher Weise untersucht er die wirtschaftliche Arbeit in den verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft und zieht die Linien einer neuen Sozialpolitik, erwägt er die leitenden Tätigkeiten in Religion, Kunst, Wissenschaft, in der Selbstverwaltung und auf finanziellem Gebiet und widmet er endlich besonders eingehende Betrachtungen der Jugend- und Volksbildung. So krönt er denn in konsequenter Fortentwicklung seinen Gedankenbau durch eine scharfsinnige Zergliederung des weltbürgerlichen Lebens. Sehr richtig scheidet er im Grundplan Gleichgewicht und Schwankungen, einen stabilen und einen gleitenden Teil. So erwächst ihm folgende Satzung als die Summe aller seiner Erwägungen. Der Mensch ist der Natur gegenüber erster unter gleichen. Die Kultur steht über der Natur, der Mensch ist ihr Organisator, ihr Hauptausdruck, der Wipfelsproß alles Lebens. Das Führertum wiederum in allen Ständen geht den einfachen Klassen voran. Bei jungen Entwicklungen ist Überordnung, Herrenstandpunkt das Rechte, in Zeiten der Um- und Rückbildungen, bei Erstarrung des Führertums, im Umsturz ist größere Gleichstellung und Unabhängigkeit der breiten

*) Daß es Kindermann bei der Durchdringung eines so gewaltig umfangreichen Stoffes nicht immer möglich war, alle von ihm berührten Gebiete in ihrem gesamten Wesen genau zu erkennen, versteht sich von selbst. Und die Erwähnung dieser Tatsache (die sich uns z. B. beim Lesen des Abschnittes „Volksgesundheit und Körperkraft" aufdrängt) soll nicht das Lob einschränken, das unser Mitarbeiter dem Verfasser mit Recht spendet. Aus Gründen streng sachlicher Beurteilung scheint uns indessen dieser Hinweis geboten. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schichten das Fördernde. Die Hebung der mittleren und einfachen Schichten hat zu erfolgen durch ein abgewogenes Zusammenwirken von oben und unten her in Gestalt der Sozialpolitik, je nach den verschiedenen Zeiten mehr als Hilfe von oben her oder mehr als Selbsthilfe von unten aus. Die leitenden Stände stehen den wirtschaftlichen voran, z. B. bei Schwankungen, wie im Krieg; bei Überreife, Rück- und Umbildung dagegen erlangt die Volkswirtschaft eine ausschlaggebende Stellung. Landwirtschaft, Gewerbe, Handel sind gleichwertig. Freilich bei junger Entwicklung erhält die Landwirtschaft ein Übergewicht, bei Überreife Gewerbe und Handel.

In gleicher Weise betont der Verfasser die bedingte Gleichwertigkeit, d. h. das Überwiegen des einen oder des anderen je nach Art der Entwicklungsstufe bei den freieren und den strengeren Organisationen der Volkswirtschaft, in Religion, Staat, Kunst und Wissenschaft, bei der Zusammenordnung von Gotteshilfe und menschlicher Freiheit. Auch die staatlichen Gewalten müssen so abgewogen zusammengefügt werden, daß die Allgemeininteressen und die örtlichen Umstände gemäß ihrer verschiedenen Mischungen gewahrt werden. Der Staat steht als erster unter gleichen neben den wirtschaftlichen Ständen. Nach außen vertritt Deutschland völkische und weltbürgerliche Interessen unter bedingtem Vorantritt der ersteren. Innere und äußere Besiedlung fordert Kindermann mit maßvoller Energie. Natürlich ist sich der Verfasser bewußt, daß Deutschland seinen abwägenden, sozialen Standpunkt überhaupt niemals gleichmäßig wird durchführen können. Der abwägende, soziale Geist ist nichts Unbedingtes, er ist auch Diener. „Gleichgewicht und Schwankungen zusammen bilden das Gesamtgleichgewicht der Welt, machen sie zu einem sich selbst ordnenden Ganzen unter der Führung der Idee von der Seltenheit, vom Maß, religiös gesprochen von Gott. Im Kommen und Gehen, im rhythmischen Auf und Ab und im wilden Bewegen ihrer Kräfte ist diese göttliche Weltordnung unzerstörbar, ewig."

Es ist ein Hochgesang auf das freie Menschentum, was hier erklingt. Wundervoll ist die Art, wie allen Gegensätzen gegenüber doch immer wieder siegreich die wohlabwägende, reichgegliederte schöpferische Zusammenfassung triumphiert, die in den verschiedenen Richtungen den echten Kern ergreift, ihn von seinen Einseitigkeiten befreit und in einer überlegenen Einheit aufhebt. Denn darauf kommt es, wie auch mir scheint, wesentlich an, ob es uns gelingt, in tatkräftiger Ausnutzung der gegebenen Gesamtumstände ein Neues zu gestalten, das, durch Bejahung des Zusammenbruchs hindurch, weder einfach das Alte wieder aufnimmt, noch das Zukünftige nur als Ideal entwirft, sondern Gegenwartsleben und damit Schöpferkraft entbindet. Das aber erscheint mir in der angegebenen Weise auf dem Grunde freien Menschentums möglich zu sein dadurch, daß man in richtiger Spannkraft an einen festen Kern ein gestaltungs- und bildungsfähiges Neue anschließt. In

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Ideen, ihre Verwirklichungswege und Anwendungsbereiche muß eine dehnbare Beweglichkeit hineingesenkt werden, die Grundgedanken müssen die Gegensätze in gewisser Selbständigkeit und Gleichwertigkeit umspannen und gegeneinander abgrenzen, damit auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung, in dem Auf und Ab des Werdens und Entwickelns bald das eine, bald das andere Glied vorherrschend werden kann. Erst durch die Spannkraft und Beweglichkeit können die einzelnen Faktoren ihre volle Fruchtbarkeit und Lebenskraft entfalten, erheben sie sich über Einseitigkeit und Enge, über die Gefahr des Verdorrens und Verkümmerns. Diese Grundgedanken in meisterhafter Klarheit, aber auch in tiefer Erlebniskraft, aus sozial empfindendem Herzen heraus gestaltet und geprägt zu haben, ist das Verdienst, das unüberbietbare Meisterstück Carl Kindermanns.

Dr. Bruno Jordan.

Was andre sagen

Hellauf. Herausgeber Friedrich Schöll, Stuttgart. 12. Jg. Nr. 1.

Rückständigkeit. Von Dr. Pfleiderer.

„In der ‚Veget. Warte' vom 23. Aug. 1919 schreibt eine Hamburger Exportfirma Messinazitronen, Zitronensaft, Mandeln, Rosinen, Feigen, Vanille, Muskatnüsse, Lorbeerblätter aus. Das Tollste dabei ist das, daß Haselnüsse 5 M. je 1/2 kg kosten, Mandeln aber 4.25 M. In Deutschland könnten an Rainen, Zäunen und Grundstücksgrenzen, in den Wäldern, vor allem aber in den Gärten Millionen von Haselnußsträuchern gepflanzt werden, so daß — besonders wenn auch die von mir schon öfters empfohlene Anpflanzung von Nußbäumen an Stelle von Zierbäumen dazu käme — der Bedarf an Speisefett für das ganze Volk gedeckt, daneben noch Holz zum Möbelbau und zum Brennen gewonnen und unseren Singvögeln wertvolle Nistgelegenheit geschaffen werden könnte. Aber die Verhändlerung unserer Köpfe ist schon so weit gediehen, daß wir uns gar nichts mehr dabei denken, wenn wir keine Haselnußsträucher anpflanzen, dagegen kalten Blutes Mandeln einführen, obwohl wir dadurch entweder unsere Auslandswährung verschlechtern oder aber Waren dafür in die Länder unserer Besieger und Sklavenherren schicken müssen, die wir entweder selber wohl brauchen könnten, oder aber, die wir zur Bezahlung von lebensnotwendigen Rohstoffen oder Lebensmitteln verwenden müßten. Zu den lebensnotwendigen Nahrungsmitteln gehören aber die Mandeln ebensowenig als die andern oben aufgezählten Einfuhrwaren. Die Zitronen und den Zitronensaft könnten wir, wenn wir wirklich ein hochstehendes Kulturvolk wären, durch Fruchtsäuren ersetzen (Apfelsäure, Weinsäure u. dgl.), die wir aus dem meist unbenützten Fallobst der ersten Herbstzeit herstellen könnten. Dabei kann geltend gemacht werden, daß die Apfelsäure und die Weinsäure verdaulicher und leichter zerlegbar sind als die Zitronensäure. Die Rosinen können völlig ersetzt werden durch getrocknete Johannis- und Stachelbeeren. Die Feigen durch Trockenobst, die Vanille

durch Vanillin, das aus Fichtenholz hergestellt wird. Ich gebe gerne zu, daß echte Vanille feiner ist als unser Vanillin. Aber ich halte es für Sünde — noch auf Jahrzehnte hinaus —, irgend etwas aus dem Auslande zu beziehen oder etwas aus dem Ausland Stammendes zu kaufen, was nicht ganz lebensnotwendig ist. Wir haben zudem so außerordentlich viele einheimische Würzpflanzen und Würzstoffe (die wir aber in unserer volkswirtschaftlichen und geschmackswirtschaftlichen Rückständigkeit noch lange nicht völlig verwerten), daß wir auf alle ausländischen Würzstoffe verzichten können — um so mehr als es ein Grundgesetz der Ernährungslehre ist, daß alles außerhalb des eigenen Landes Gewachsene nicht so bekömmlich ist, als das im Inland Gewachsene. Und schließlich: wer nur ißt, wenn er Hunger hat und nur so viel ißt, als er Hunger hat, der kommt mit dem hundertsten Teil der Würzstoffe aus, die die Vielzuvielen verwenden zu müssen glauben und zu verwenden pflegen." . . . . .

Rund um uns

† **Dr. med. et phil. Th. Christen.** Am 7. Mai d. J. ist unser langjähriger Freund und Mitarbeiter, Dr. Th. Christen in Lausanne durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen. Dr. Christen, ein Mann von reicher Begabung und hervorragenden Charaktereigenschaften, hat — namentlich in den Kriegsjahren, die er in München verlebte — in ungemein tatkräftiger und selbstloser Weise für den „Vortrupp" und die Verbreitung unserer Ideen gewirkt. Sein Beruf als Arzt hatte ihn schon zeitig die Bedeutung der sozialen Reformgedanken, die unsere Zeitschrift vertritt, erkennen lassen. Wie kaum ein zweiter war er auf den verschiedenen Gebieten der Lebenserneuerung bewandert und zögerte nie, im tätigen Leben die Folgerungen aus seinen Erkenntnissen zu ziehen. Ein überzeugungstreuer, aufrechter Mann ist zu Grabe getragen. Wir bewahren ihm ein ehrendes Andenken.

Vortrupp.

Theorie und Praxis.

„. . . ‚Gehöret ihr zu jenen Prädikanten, so da meinen: Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten?'

Er hatte mir weh getan; doch gab ich im stillen zu, daß er wahr gesprochen.

‚Ja, Heinrich, zu denen gehöre ich. Auch ich sage: Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten.'

Da er mich stutzig ansah, gab ich die Erklärung: ‚Könnet ihr denn nicht begreifen, daß eines Menschen Auge weiter reicht als die Kraft seiner Füße? Wenn ich den Gipfel der Verklärung schaue, so bin ich doch nicht allsogleich imstande, hinaufzugelangen, obwohl ich mich anstrenge, nicht bloß im Schauen, sondern auch im Wandeln. Bittet mich nun ein Zweifler, ihm die Wahrheit zu zeigen, wie ich sie schaue, so schildere ich zwar den Gipfel der Verklärung, möchte aber nicht derart verstanden sein, als ob ich mich selber zu den Verklärten rechne; vielmehr knie ich demütig in der Tiefe neben demselbigen, dessen Auge sich führen lässet von meinem Auge.'" (Bruno Wille, Die Abendburg. [Eugen Diederichs, Jena, 1915.])

— — — — — — — — — — — —

Ohne Zweifel gibt es zahlreiche Menschen, deren geistiges und moralisches Kräfteverhältnis so ungleich verteilt ist, daß sie wohl die Kraft zu einer beliebigen Erkenntnis, nicht aber zu ihrer Verwirklichung haben, neben anderen Menschen, die wohl zur tatkräftigen Verwirklichung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Anwendung eines sittlichen Gedankens oder einer kühnen Idee im Leben imstande sind, nicht aber zu ihrer selbständigen Erkenntnis; und noch andere gibt es, die gleich zu beidem, und endlich solche, die weder zum Einen noch zum Andern befähigt sind.

Nehmen wir einmal den ersten Fall an.

Wenn mit sittlichen Gedanken moralische Forderungen verknüpft sind, und mit diesen wieder ein Richten, Verwerfen, Verdammen andersgerichteten Handelns, so pflegt uns im Sinne von Heinrichs Vorwurf in der „Abendburg" das Wort entgegenzutreten: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein." (Joh. 8, 7.) Und: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." (Matth. 7, 1.) Ein Mensch unserer Zeit drückt es in seiner Sprache so aus: „Gegen andere will ich streng sein, wenn ich dahin gelangt sein werde, gegen mich streng zu sein. Solange ich mir etwas durchgehen lasse, habe ich als Richter kein gutes Gewissen." *)

So müßten also alle die Menschen, die fähig waren, zu erkennen, und fähig sind, zu verkünden, doch schweigen, weil sie nicht auch fähig sind, das Erkannte persönlich zu leben, geschweige denn völlig „ohne Sünde" sind oder nicht zu fürchten haben, auch „gerichtet zu werden", sondern der Schwäche gewärtig sein müssen, „sich etwas durchgehen zu lassen"?

Aber wenn wirklich alle, die wohl Kraft zur Erkenntnis haben, aber nicht Kraft zur Tat, deshalb schweigen sollten, wäre das nicht ein Unheil und ein großer Verlust für die Menschheit? — Eine wahre Kräftevergeudung wär's, ein Brachliegenlassen edelster menschlicher Fähigkeiten! Und zugleich eine tiefe Qual für den Bedauernswerten, dem die Natur wohl die Augen öffnete, den Weg zu schauen, gleichzeitig aber, mit der einen Hand nehmend, was sie mit der andern gegeben, es ihm durch andere Anlagen, etwa des Charakters, des Willens, des Temperaments, zur Unmöglichkeit machte, den erkannten Weg auch zu gehen; ungleich bedauernswerter noch als, wer den Weg zwar gleichfalls nicht gehen kann, ihn aber auch gar nicht erst zu schauen vermochte, denn ihm kommt seine Schwäche nicht zu quälendem Bewußtsein.

Haben denn die menschlichen Verkünder höchster Sittlichkeit es immer vermocht, ihre Gedanken im eigenen Leben restlos zu Fleisch und Blut werden zu lassen? Sind sie „ohne Sünde" gewesen? Durfte ihnen nicht davor bangen, „gerichtet zu werden"?

Nein, auch an einem Luther, einem Kant, einem Goethe, einem Schiller sehen wir Schattenseiten, von Beethoven, dem unsterblichen Dichter der „Symphonie des guten Menschen", dem jubelnden Sänger des Freudehymnus: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" und von Richard Wagner, dem Künder der Liebe und reinen Menschlichkeit in Wort und Ton sind uns äußerste Schroffheiten ihres Lebens bekannt — kurz, wir wissen, wie sie selbst es wußten, daß keiner von ihnen fehlerlos war, — und doch haben sie nicht geschwiegen und niemand denkt daran, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen.

Und dennoch entbehrt die volkstümliche Anschauung nicht ganz der Berechtigung: wenn einer etwas „predige", so solle er das erst einmal selbst wirklich tun, was er predige, bevor er es anderen vorschreibe, und könne er das nicht, so solle er auch das Predigen lassen. Dieser Satz ist in seinem ersten Teil ebenso richtig wie er im zweiten falsch ist: Sicherlich ist es für jeden einfach selbstverständlich, einen sittlichen Gedanken erst einmal selbst zu verwirklichen, bevor er ihn anderen Menschen „predigt", aber ebenso sicher muß er nicht deshalb schweigen, weil etwa diese Verwirklichung trotz ernster Bemühung nicht gelingen will. Trotzalledem: wir werden das Gefühl nicht los, daß einer, der selbst „Sünder" ist, nicht recht dazu bestellt sein kann, andere „Sünder" zu schelten, wir können nicht alle Wahrheit absprechen dem „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein" und dem „Richtet nicht, auf daß ihr nicht

*) Gorch Fock, Sterne überm Meer. 1917.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerichtet werdet". Es heißt dort aber weiter: „Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden." (Matth. 7, 2.) Auf das Maß käme es also an? Weniger darauf, daß wir richten, als darauf, wie wir richten?

Das „Wie" des Richtens — ja, muß das Bewerten eines dem sittlichen Gedanken zuwiderlaufenden Handelns, auch bei entschiedener Ablehnung, denn durchaus einem „Richten" gleichkommen? In der Regel ist es wohl so, daß moralische Forderungen mit einem Richten, Verwerfen, Verdammen andersartigen Handelns verknüpft sind — in der Regel, ja, aber es muß nicht immer so sein.

Hier liegt die Grenze zwischen der gerechten Forderung, nicht zu richten, wenn man sich selbst schuldig fühlt, und der ebenso gerechten Forderung, erkanntes Gutes nicht zu verschweigen, auch wenn man es nicht selbst im Leben anzuwenden vermag.

Wer es über sich gewinnt, einmal, sich selbst der eigenen Schwäche und Fehlbarkeit, namentlich in bezug auf die Verwirklichung eines sittlichen oder eines anderen Gedankens, bewußt zu sein und sie jedem einzugestehen, zum andern, die Ablehnung anderen Handelns, wie sie sich logisch aus einer moralischen Forderung heraus ergibt, die nicht gerade nur für den einzelnen Verfechter gelten will, durch mildes Geltendmachen und gütige Nachsicht und Duldsamkeit ohne lieblose Kritik so zu gestalten, daß der andere Mensch gar nicht das Empfinden hat, dadurch „gerichtet", „gesteinigt" zu werden, dem löst sich der Widerspruch zwischen jenen beiden entgegengesetzten und doch gleichermaßen gerechtfertigten Forderungen auf.

Gustav Wehrt.

Kriegstagebücher. Manch einer, der sich draußen fest vorgenommen hatte, daheim nach glücklicher Rückkehr in Ruhe sein Kriegstagebuch auszuarbeiten, ist infolge der Revolution und der nachfolgenden andauernden Unruhen nicht dazu gekommen. Und heute scheint ihm der Plan vielleicht schon einen nutze Arbeit. Doch ich halte dafür, keiner, der irgendwie dazu in der Lage ist, sollte davon Abstand nehmen, auch jetzt noch sein Kriegstagebuch auszuarbeiten, als Erinnerung für sich und seine Kinder. Und das letztere ist das Wichtigste. Würde jedes Kind wahrheitsgetreu erfahren, früher oder später, was für schwere Stunden sein Vater an der Front hat durchmachen müssen, welche Grausigkeiten er willenlos hat mit ansehen müssen, wie er als Rad einer unendlich großen Maschine seelenlos selbst die größten Unbarmherzigkeiten hat begehen müssen, oft täglich, oft stündlich, wie Gewissensqualen gegen all diese Ungeheuerlichkeiten in ihm erstickt worden sind, gewaltsam, erstickt werden mußten aus Selbsterhaltungstrieb, aus Rücksicht auf Frau und Kinder oder sonstige Angehörige, ja, würde dies jedes Kind wahrheitsgetreu erfahren, dann würde keins zu neuem Haß, zu neuem Krieg mit aufstacheln helfen, sie würden schaudernd zurückschrecken und das Wort Krieg meiden wie die Pest und es in dieselbe Rumpelkammer werfen, wo heute „Sklaverei", „Gladiatorenkämpfe", „Menschenopfer", „Hexenprozesse", „Folterungen" und andere menschenunwürdige Handlungen vergangener Jahrhunderte ruhen. Und manch eine Mutter und Schwester, die als Hilfsdienstpflichtige draußen war, hat dort viel Schlimmes und Böses gesehen. Wollt ihr das euren eigenen Kindern nicht ersparen? An euch ists gewiß am ehesten, zu eifern gegen allen Krieg mit edlem Zorn und heiliger Begeisterung. Aber auch ihr Männer, vergeßt nicht, was ihr der Menschheit schuldig seid und somit auch eurem engeren Vaterlande. Eure Kinder sollen deshalb doch mutig und stolz werden und sind es auch, sie wären sonst nicht deutschen Wesens.

Enno Narten.

Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden" wird am 25. Juni d. J. in Leipzig zur Ausgabe gelangen. Der Preis für das Buch beträgt 17.50 M. (dazu der Buchhändler-Teuerungszuschlag).

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 13 1. Juliheft

Drei Seelen der Berufsberatung.

Seitdem die Frage einer Begünstigung oder Erschwerung des Zuganges zu bestimmten Berufen oder Erwerben nicht mehr nur Sache der unmittelbar Beteiligten ist, kämpfen zwei sich widersprechende Rücksichten gegeneinander. Eben die auf den Beruf und die auf den Erwerb. Ausgegangen ist die Berufsberatung von Erwerbsrücksichten. Soweit es sich um Arbeit in fremdem Dienste handelt (und das ist bekanntlich die überwiegende Mehrheit der Fälle), standen von jeher die Interessen der beiden Arbeitsparteien gegeneinander. Die Arbeitgeber begünstigten den Zustrom von Lehrlingen und anderen Arbeitskräften in ihren Wirtschaftszweig, nicht nur, wenn bei diesem ein tatsächlicher Mangel an Kräften zu befürchten stand, sondern allgemein, um reichliche und gute Auswahl zu haben. Die Arbeitnehmer suchten aus dem entgegengesetzten Grunde den Zustrom zu beschränken, auch wo die Möglichkeit der Unterbringung größerer Arbeiterzahlen durchaus gegeben war. Sie wollten nicht durch Vermehrung des Angebotes die Stellung der Arbeitnehmer verschlechtern, den Kampf um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen erschweren.

So wurde die Werbung für bestimmte Erwerbszweige und die Warnung vor ihnen zu einem Mittel des Kampfes um Beherrschung des Arbeitsmarktes. Die neuen Verhältnisse der Wirtschaft und die neuen Pflichten zur Beschäftigung aller Berufsangehörigen haben mit der öffentlichen Erwerbslosenfürsorge diese Dinge wesentlich verschoben. Bei anderen Berufen, in denen ein Dienstverhältnis nicht die Regel ist (wie bei Ärzten, Anwälten, Lehrern) überwog stets die Warnung der im Berufe stehenden vor dem Eintritte Neuer. Weniger die Rücksicht auf das Schicksal der Kommenden war die Triebfeder, als der Wunsch, vor verstärktem Wettbewerbe bewahrt zu bleiben.

Bei allen diesen Vorgängen handelte es sich ausschließlich um Erwerbsinteressen. Die Unternehmer wollen zahlreiche, möglichst willige und billige Arbeitskräfte. Auch die von Amerika ausgehenden Prüfungen auf Berufseignung, die im Zusammenhange mit dem Taylorsystem für jede Tätigkeit die geeigneten Kräfte heranziehen und möglichst zweckmäßig ausbilden wollen, sind in erster Linie beherrscht vom Gewinnstreben der Unternehmung. Es soll rationell gewirtschaftet werden, um die Unkosten zu mindern, die Leistung und den Überschuß zu erhöhen; wenn auch nicht verkannt werden soll, daß Taylor davon auch eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen, eine Erhöhung der Lebenslage, eine Vermehrung der Ar-

beitsfreude bei den Arbeitnehmern erwartete. Um des Gewinnes willen werben technische, kaufmännische und andere Berufsschulen für die Erwerbsgelegenheiten, zu denen sie vorbereiten. Und um der Sicherung des auskömmlichen Erwerbes wegen warnen Gewerkschaften, Angestelltenvereine usw. vor dem Eintritt in den eigenen Beruf.

Aus den Kreisen der Schulmänner kam die Gegenbewegung: daß diese Art von Berufsberatung ihren Namen zu Unrecht trage; daß sie sich nur mit Erwerbsgelegenheiten befasse, ohne Rücksicht auf die Eignung des Menschen zu der empfohlenen Tätigkeit; daß es aber noch viel wichtiger sei, den Heranwachsenden in eine Beschäftigung zu bringen, zu der er nach Fähigkeiten und Neigung wirklich berufen sei. Damit kommt ein neuer, ungemein wichtiger Gesichtspunkt zur Geltung: der Begriff des Berufes in seiner ursprünglichen Bedeutung. Was wir heute so bezeichnen, was die Reichsstatistik in den großen Berufszählungen erhoben hat, ist ja gar nicht der Beruf der deutschen Bürger, sondern nur die Art, in der sie Geld verdienen. Nur die für Geld geleistete Arbeit wird hier gezählt (mit Ausnahme der Landwirtschaft, die infolge der Berücksichtigung der Tätigkeit für eigenen Bedarf zu bedeutend gegenüber anderen Zweigen erscheint). Die wichtigsten Berufe, wie die der Hausfrau und der Mutter, werden nicht mit gezählt — nur die Besorgung fremden Haushaltes und die Erziehung fremder Kinder gegen Bezahlung gilt als Beruf. Diese Verwechselung von Beruf und Erwerb ist eine der traurigsten Tatsachen unserer sozialen Ordnung. Denn sie nimmt der großen Mehrzahl die Freude an der Arbeit. Wenn man jedem Deutschen sein gegenwärtiges Arbeitseinkommen sicherte, so würden (mit Ausnahme der Hausfrauen, der Bauern und mancher kleinen wie großen Unternehmer) wahrscheinlich drei Viertel Aller ihre Erwerbstätigkeit aufgeben. Nicht um zu faulenzen, sondern um nach kurzem sich einer Tätigkeit zuzuwenden, an der sie Freude haben, zu der sie sich innerlich berufen fühlen.

Die Erkenntnis vom Wesen des Berufes ist um so wichtiger, als umfassende Bestrebungen dahin gehen, die Regierung, sowohl Gesetzgebung wie Verwaltung, des Reiches und seiner Glieder auf einer Berufsorganisation der Bürger aufzubauen. Alle bisherigen Vorschläge verwechseln Beruf und Erwerb und wollen nicht den tatsächlichen Beruf, sondern die Gelderwerbsgelegenheit zur Grundlage nehmen, damit also die Politik auf rein materielle Interessen gründen.

Demgegenüber verdienen die Bestrebungen alle Beachtung und Unterstützung, die darauf zielen, den Menschen wieder einen Beruf zu geben, sie in eine Tätigkeit zu bringen, zu der sie sich nach Neigung und Anlage berufen fühlen. Aber diese Bestrebungen stoßen sehr früh an die Schranke, daß die Berufstätigkeit den Lebensunterhalt beschaffen muß, und daß in unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung jeder einzelne nur von derjenigen Arbeit leben kann, für die andere ihm Geld bezahlen wollen. Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit genügen nicht zur Beschaffung einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitsstelle; es muß auch ein Unternehmer da sein, der mit der Ausnutzung der Arbeitskraft Geld zu verdienen hofft. Oder bei Selbständigen, es müssen Käufer für das Arbeitserzeugnis vorhanden sein. Solange diese Verhältnisse bleiben, wird der Berufsberater oft vor dem Dilemma stehen, daß er den Schützling nicht demjenigen Berufe zuführen kann, der an sich ihm am meisten zusagte, sondern, daß er weite Rücksicht nehmen muß auf die Möglichkeit, die Vorbereitung zu bezahlen und genügenden Erwerb zu erzielen.

Die Sozialisierung der Wirtschaft würde hier zweifellos viel bessern können. Sie könnte die Tätigkeit der Bürger nach anderem Maße werten und entlohnen; könnte den Widersinn beseitigen, daß alle Kulturarbeit schlechter bezahlt wird als Schund, Kitsch, Gift. Aber sie müßte eine neue Hemmung einführen, die bisher viel zu wenig berücksichtigt wird, und die doch für die gegenwärtige Lage Deutschlands (ohne Rücksicht auf seine Wirtschaftsordnung) von höchster Bedeutung ist. Der Volkswirt muß seinen Einfluß geltend machen und das soziale Moment hervorheben: welche Tätigkeit im Interesse der Gesamtheit wünschenswert, notwendig, welche überflüssig, schädlich ist. Wir stehen vor der unbedingten Notwendigkeit einer tiefgehenden Umschichtung unseres Volkes, sowohl nach der Tätigkeit, wie nach der Siedelungsweise. Schon vor dem Kriege war die Berufsgliederung nichts weniger als wirtschaftlich. Vom völkischen, wie gesundheitlichen, wie vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus war die Zusammenballung der Massen in den Städten, die Überfüllung mancher Wirtschaftszweige, die Einwanderung von Millionen Stammesfremder höchst unerwünscht. Künftig können wir uns solche Unzweckmäßigkeit und Verschwendung auf keinen Fall mehr leisten. Manche Industriezweige und vor allem der Handel werden in absehbarer Zeit nicht annähernd ihr früheres Personal beschäftigen und ernähren können. Je mehr wir zu einer rationellen, planmäßigen, auf gute Versorgung der Volksgesamtheit gerichteten Wirtschaft kommen, desto mehr Menschen werden hier überzählig. Erst recht sind fast alle sogenannten geistigen Berufe überfüllt. Nicht nur die Proletarisierung der Schriftsteller, Künstler, Anwälte, Ärzte u. A. ist eine soziale Gefahr, sondern ihr Vorhandensein im Überflusse an sich. Denn wir brauchen auf der anderen Seite Millionen neuer Kräfte in Tätigkeiten, die bisher als unrentabel, unangenehm galten, oder die von ausländischen Arbeitern geübt wurden: Vor allem die Landwirtschaft muß und kann noch zahllose Menschen beschäftigen und ernähren; wir müssen durch intensivste Bebauung des Bodens das Höchstmögliche an Nahrung aus ihm herausholen. Das gleiche gilt von Bergbau, Steinbrüchen, Gruben, Ziegeleien, von allen Gewerben, die Rohstoffe aus der heimischen Erde hervorholen. Ferner von Straßenbau, Kulturarbeiten, Anlage von Kanälen, Eisenbahnen, vor allem von Urbarmachung der Moore und Ödländer. Nur bei zweckmäßigster Verteilung der Menschen nach dem Ziele höchster Steigerung des Ertrages deutschen Bodens kann dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

künftig noch 60 Millionen Deutsche erhalten; anderenfalls müssen große Teile auswandern oder in Not untergehen.

Nun sind die meisten dieser notwendigsten Tätigkeiten solche, zu denen Wenige sich berufen fühlen. Erdarbeiten u. dgl. sind schwer, schmutzig, wenig anregend — aber sie sind notwendig und müssen geleistet werden. Bergbau ist nicht jedermanns Sache. Dem Übergange in die an sich sehr anziehende Landwirtschaft steht noch die Tradition, der Zug in die Stadt mit Kino und anderen Vergnügungen entgegen. Und doch hängt unsere Zukunft davon ab, ob wir diese Umsiedelung von den Großstädten aufs Land und diese Umschichtung aus den überfüllten und daher für viele unproduktiven Beschäftigungen in die für Deutschland lebensnotwendigen erreichen. Es ist die schwere Gefahr der Volkshochschul-Bewegung und anderer Bildungsstrebungen, daß sie noch mehr Menschen aus sogenannter Handarbeit zu (berufsmäßiger!) geistiger Tätigkeit verführen, während ihr Ziel nur sein darf, die Massen in ihrer körperlichen Arbeit zu halten, zu heben, ihre Freude daran zu erhöhen. Das ist die große Aufgabe der Berufsberatung, dem sozialen Erfordernisse Rechnung zu tragen. Je schneller sie sich über die Möglichkeit dazu Klarheit verschafft, desto besser. Wenn sie das nicht leisten kann, bleibt nur noch ein anderer Weg: An Stelle der bisherigen Wehrpflicht muß eine allgemeine Arbeitspflicht treten, die jeden Volksgenossen nötigt, einige Jahre lang für die Gesamtheit solche Arbeit zu leisten, die niemand als Lebensberuf oder Erwerb üben mag, die aber doch nicht entbehrt werden kann.*)

Dr. Heinz Potthoff.

Die Wiederbesiedlung des Landes.

Die innere Kolonisation ist in den Vordergrund des Interesses gerückt. Insbesondere wird die Schaffung neuer bäuerlicher Siedlerstellen allenthalben lebhaft befürwortet, und durch das Reichssiedlungsgesetz vom 29. Januar 1919 sind bereits in großzügiger Weise entsprechende Richtlinien für eine ausgedehnte Siedlungstätigkeit gegeben. Der Hauptzweck dieser Bestrebungen soll eine vermehrte Dezentralisation der Bevölkerung, eine Erbreiterung der Grundlagen der Volksernährung und eine Zurückführung der arbeitsüberschüssigen Kräfte der Stadt auf das arbeitsbedürftige Land sein.

Die Durchführung der Siedlung ist aber nicht ganz so leicht und einfach, wie es sich mancher auf den ersten Blick vorstellen mag. Eins der wichtigsten Erfordernisse für eine erfolgreiche Siedlertätigkeit ist das Vorhandensein geeigneter Anwärter für die Siedlerstellen. Rein zahlenmäßig genommen, fehlt es sicherlich nicht an Siedlungslustigen und Bewerbern, aber es kommt in erster Linie darauf an, inwieweit die An-

*) Vgl. die Schlußteile der beiden folgenden Aufsätze dieses Vortruppheftes.
Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wärter die erforderlichen Eigenschaften für eine erfolgreiche Betätigung besitzen. Die stadtgeborene Bevölkerung von heute hat meist alle Beziehungen und jedes Verständnis für die Landwirtschaft verloren, und ihre Vorstellungen über die landwirtschaftliche Betriebsführung sind durchweg recht nebelhafter Art. Man bedenkt vielfach nicht, daß die Landwirtschaft immer mehr zu einer Kunst und Wissenschaft geworden ist, wozu eine ganz besondere Eignung und Gewöhnung gehört. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, wahllos Leute auf dem Lande ansiedeln zu wollen, welche weder Verständnis, noch die nötige Eignung für die Landwirtschaft besitzen. Ein solches Verfahren würde zum Verderben führen sowohl für die Ansiedler selbst wie für die Allgemeinheit, wie auch für die Volksernährung. Insbesondere kommt es auch sehr viel auf die Eignung der Frau an, denn in keinem anderen Beruf ist die Frau so sehr mit am Betriebe beteiligt wie gerade in der Landwirtschaft.

Der Grund und Boden ist besonders in der heutigen Zeit ein so hohes und wertvolles nationales Gut, daß er nicht blindlings unfähigen Bewirtschaftern anvertraut werden darf, die den Grund und Boden zum Schaden des Ganzen heillos verwirtschaften und damit die Möglichkeit einer ausreichenden Volksernährung noch weiter vermindern. Schon bisher hatte der Bauernstand sehr darunter zu leiden, daß vielfach unfähige und ungeeignete Personen in seinen Stand hineingeschoben wurden. Wenn jemand für alle anderen Berufe als zu dumm und unfähig gehalten wurde, galt er noch immer für gut genug, um Bauer werden zu können. Dieses Abschieben unbrauchbarer Leute auf das Land bedeutet eine erhebliche Belastung des Bauernstandes sowohl wie auch der Volksernährung, weil auf diese Weise das Vorwärtskommen des landwirtschaftlichen Fortschritts in empfindlicher Weise behindert wurde. Aus diesen Gründen wurde schon wiederholt die Forderung nach Beibringen eines Befähigungsnachweises für die Landwirtschaft aufgestellt, wonach nur derjenige Landwirt werden sollte, der in irgendeiner Form, sei es durch eine Prüfung oder durch eine sonstige Bewährung einen genügenden Befähigungsnachweis für eine ordnungsgemäße Führung der Landwirtschaft erbringen würde. Von jedem Domänenpächter wurde bisher schon immer ein landwirtschaftlicher Befähigungsnachweis gefordert, ehe ihm der Staat ein Gut anvertraute.

Man mag über den Wert von Befähigungsnachweisen denken, wie man will. Tatsache ist jedenfalls, daß man auf die Notwendigkeit einer genügenden Eignung insbesondere auch bei den heutigen Siedlungsbestrebungen sehr zu achten haben wird. Zu diesem Zwecke sind bereits die verschiedensten Vorschläge gemacht worden. Jede selbständige Berufsausübung setzt zunächst eine vorherige angemessene Lehrzeit voraus. Man könnte deshalb jüngere unverheiratete Leute aufs Land schicken, wo sie bei einem tüchtigen Landwirt in Stellung gehen und die prak-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tische Landwirtschaft am besten erlernen könnten. Trägt sich ein Städter mit der Absicht, Siedler zu werden, so tut er am besten, sich erst ein bis zwei Jahre als Knecht zu vermieten und seine Frau vielleicht in demselben Haus oder Dorf als Magd, um den Gang einer solchen Wirtschaft gründlich kennen zu lernen. Auf dem Lande müßten hierfür geeignete Lehrstellen und Mustergüter zur Verfügung stehen, und die Landwirte, welche die Gelegenheit und Möglichkeit hätten, solche Kräfte anzulernen, hätten sich bei einem besonderen Stellennachweis hierfür zu melden.

Vor allem müßte man die Jugend beizeiten für die landwirtschaftliche Tätigkeit gewinnen. Stadtkinder könnten mehrere Sommer hintereinander auf dem Lande untergebracht und mit den Erfordernissen der Landwirtschaft nach und nach vertraut gemacht werden. Von seiten der Städte wären obligatorische Ernährungs-Fortbildungsschulen vom 13.—18. Lebensjahre für jede Person einzurichten, wo ein sachgemäßer Unterricht in Gemüse-, Obst- und Gartenbau, Kleintierzucht, Haushaltungs-, sowie Dünger- und Futterlehre zu erteilen wäre. Die Schulen wären mit besonderen Schulgärten und Versuchsbeeten auszustatten, wobei der Eifer der Schüler durch die Aussetzung von Preisen angeregt werden könnte. In der „Vossischen Zeitung" (Nr. 97) macht Geh. Studienrat Dr. Wetekamp aufmerksam auf die vielen Quadratkilometer Schießplätze, die durch die Herabminderung unserer Wehrmacht frei würden. Baracken und Kücheneinrichtungen für Massenspeisungen sind auf diesen Plätzen überall vorhanden; der Boden ist für Gartenbau durchweg recht geeignet, da er in den meisten Fällen leichter Sandboden und zum Teil früherer Waldboden ist. Viele Tausende von Kindern von etwa 13—14 Jahren könnten zum mindesten den ganzen Sommer hindurch, vielleicht auch im Winter dort untergebracht, durch den Aufenthalt in frischer Luft, durch Spiel und Sport körperlich gekräftigt und im Gartenbau, der Kleinviehzucht und anderen nützlichen Dingen unterrichtet werden. Der Unterricht würde zu erteilen sein einmal von den die Schüler begleitenden Lehrern, dann aber bei weiterer Ausgestaltung auch von einem Stamme dafür geeigneter besonders vorgebildeter Lehrer, die dauernd ihren Wohnsitz in der Schülerkolonie haben würden. Die lange Dauer des Krieges brachte uns schon an die landwirtschaftliche Hilfsarbeit, die Tausende von Schülern praktisch mit landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut machte. In Anknüpfung hieran ist der Vorschlag gemacht worden, den Leitern der höheren Lehranstalten die Befugnis zu erteilen, ihre Schüler auch fernerhin sechs bis acht Wochen (einschließlich der großen Ferien) zu landwirtschaftlichen Arbeiten zu beurlauben.

Für die Erwachsenen müßte eine andere Art der Schulung vorgesehen werden. So könnten von seiten der Städte in deren Nähe landwirtschaftliche Schulen eingerichtet und durch Angliederung von Äckern und und Wiesen zu vollständigen Bauernwirtschaften ausgestattet werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in denen Arbeiter und Arbeiterinnen in ihrer jetzt durch Verkürzung der Arbeitszeit verlängerten Freizeit praktisch in allen Zweigen des Ackerbaues und der Viehzucht gründlich unterrichtet werden müßten. — Vom Rheinischen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege ist jüngst in Bonn eine Rheinische Siedlerschule errichtet worden. Ziel der Einrichtung ist, eine den rheinischen Verhältnissen entsprechende Ausbildung für die Ansiedlung als Kleinsiedler, also für Beschäftigung in Obst-, Gemüsebau und Kleintierzucht zu geben. Die Schule will in erster Linie der praktischen Ausbildung dienen und glaubt das auf ihren 34 Morgen großen Obst- und Gemüseländereien, sowie in einer umfangreichen Kleintierzucht durchführen zu können. Die Schule ist vor allem zur Aufnahme von Kriegsbeschädigten bestimmt.

Professor Dr. Oppenheimer regte in einem Artikel der Münchener Neuesten Nachrichten „Siedler der Zukunft" an, die Kinder der Industriearbeiter aufs Land zurückzuverpflanzen, wo sie in besonderen Schulen vom 12. bis zum 18. (Mädchen bis zum 16.) Lebensjahre zur praktischen Landarbeit erzogen werden und mit zunehmendem Alter bereits ihren Unterhalt erarbeiten können, um darauf bis zum 25. (Mädchen 21.) Lebensjahre eine Gehilfenzeit als Knecht oder Magd in einem landwirtschaftlichen Betriebe durchzumachen. Hiernach soll ihnen dann ein Meisterbrief mit Anspruch auf staatliche Versorgung durch eine Siedlerschule zuerkannt werden. — Wie auf der ersten Vertreterinnenversammlung des Verbandes Märkischer Hausfrauenvereine Frau Ehrentreich in einem Referate unlängst darlegte, sind bereits Versuche damit gemacht worden, je 25 bis 30 Stadtmädchen im Alter von 14 bis 16 Jahren unter einer Hilfsschwester zu vereinigen, damit sie bei freier Station und einiger Vergütung in halbjähriger Ausbildung Feld-, Hof- und Gartenarbeit verrichten. Auch liegt in dem Lehrgute Krakau bei Magdeburg bereits ein Beispiel vor, wie Pensionärinnen in schulmäßigen Betrieben landwirtschaftlich ausgebildet werden können, und außerdem scheint man der Schaffung von landwirtschaftlichen Lehrstellen, in denen sich Stadtmädchen bei freier Station und monatlicher Barentschädigung zu gelernten Arbeitskräften ausbilden können, in der Mark schon praktisch nähergetreten zu sein.

Bereits im Frieden und häufiger noch während des Krieges wurde verschiedentlich der Vorschlag gemacht, ähnlich der Wehrpflicht eine „Nährpflicht" einzuführen, wonach junge Leute in gewissem Alter eine bestimmte Zeitlang auf dem Lande in der Landwirtschaft tätig sein sollten*). Nach dem Wegfall der bisherigen Wehrpflicht taucht dieser Gedanke neuerdings wieder auf, indem man das Wehrpflichtjahr durch eine Art Nährpflichtjahr zu ersetzen denkt. In der Berliner Stadtverordnetenversammlung vom 25. Januar führte der demokratische Stadtverordnete Breitkopf aus, daß ledige Arbeitslose, um der Volksnot zu

*) Vgl. Vortrupp 1917, Nr. 7 und 16 (Vortrupp-Flugschrift Nr. 41 und 45).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steuern, eine Art Volksnotdienst gleich dem früheren Heeresdienste leisten sollten, und sobald sie körperlich dazu in der Lage seien, hinaus aufs Land müßten, um positive Arbeit zu leisten. Ein Aufsatz in der „Sozialistischen Agrarkorrespondenz" (Nr. 17, 1919) „Pflichtdienstjahr in der Landwirtschaft" wünscht für jeden Deutschen, Mann oder Frau, die Einführung eines Dienstjahres in der Landwirtschaft. Der Zeitpunkt soll zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr liegen. Ausgenommen sollen nur diejenigen sein, die aus ländlichen Wirtschaften stammen, die bereits ein Jahr in einer ländlichen Beschäftigung gestanden haben oder die sich auf den landwirtschaftlichen Beruf vorbereiten und endlich solche Personen, die mit Gebrechen behaftet sind.

Wieweit sich diese Vorschläge in der Praxis verwirklichen lassen, müßte noch eingehend geprüft werden. Jedenfalls aber wird man bei den Siedlungsbestrebungen dieser Notwendigkeit einer fachlichen Schulung ein besonderes Augenmerk zuwenden müssen. Die ganze Siedlungstätigkeit müßte zu einem Fehlschlag werden, wenn man blindlings Leute auf das Land verpflanzen wollte, die hierfür gar keine Eignung und Vorkenntnisse besitzen.

Dr. E. G. Zitzen.

Nationale Bevölkerungspolitik.

Es ist das große Verdienst von Geheimrat Sering, Professor an der Berliner Universität, durch seine Rede vor dem preußischen Ökonomiekollegium über „Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande"*) der deutschen Öffentlichkeit die ganze Schwere der Gefahr zum Bewußtsein gebracht zu haben, die den Bestand unseres Volkstums in den ostelbischen Provinzen infolge der seit Jahrzehnten andauernden, schier unaufhaltsamen Abwanderung der besitzlosen deutschen Gutsarbeiterschaft bedroht. Auch hat er an der Hand eines umfassenden Materials nachgewiesen, daß diese verderbliche „Landflucht" ausschließlich diejenigen Gebiete erfaßt hat, in denen der Großbetrieb die herrschende Form der Landwirtschaft ist. Fast überall wohnen in diesen Kreisen jetzt weniger Menschen auf dem Lande als zur Zeit der Reichsgründung 1871. Ein Beispiel mag zeigen, wie furchtbar weit der Verfall des deutschen Volkstums in manchen — ich fürchte leider in nur zu vielen — Gutsbezirken schon fortgeschritten ist.

Es handelt sich um das Kirchspiel P. im Regierungsbezirk Stralsund, dem einstigen Schwedisch-Pommern, wo die eingesessenen Grundherren unter einer schwachen Regierung das „Bauernlegen" fast bis zur Vernichtung des Bauernstandes haben treiben dürfen, so daß es hier in weiten Teilen überhaupt keinen ländlichen Kleinbesitz, sondern „nur noch Herren und Knechte und also kein Volksglück und keine Volkskraft mehr gibt", wie E.

*) Erschienen bei Parey in Berlin 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

M. Arndt schon 1817 so bitter klagte. Auch unser Kirchspiel kennt seit 100 Jahren keine Bauern mehr, die letzten wurden 1806 in Lb. „gelegt", d. h. von der Gutsherrschaft eingezogen, wie schon lange vor ihnen all die zahlreichen „Heel-och Halfbäuden" (Ganz- und Halbbauern), von denen die schwedischen Vermessungsbücher des 17. Jahrhunderts berichten, und durch deren „Abmeierung" die heutigen vier Rittergüter überhaupt erst entstanden sind. So wurden durch das schwere soziale Unrecht der Grundherren selbst jene Zustände geschaffen, aus denen nach Aufhebung der Leibeigenschaft (1806) und Einführung der Freizügigkeit das Übel der Landflucht emporwachsen mußte, das ein nationales Unglück für Deutschland geworden ist. Eine statistische Gegenüberstellung soll seine ganze Größe zeigen. Die deutsche Bevölkerung der vier Rittergüter des Kirchspiels P. betrug:

	1865	am 1. Jan. 1914							
in P.	200 Seelen	128 Seelen,	bei	4526 Morgen	Nutzfläche	u.	648	Morg.	Wald
„ Es.	111 „	62 „	„	1282 „	„	u.	410	„	„
„ Lb.	109 „	67 „	„	1858 „	„	u.	228	„	„
„ M.	241 „	154 „	„	3397 „	„	u.	809	„	„
Zus.:	661 Seelen	411 Seelen,	bei	11063 Morgen	Nutzfläche	u.	2095	Morg.	Wald.

Also 250 deutsche Menschen, d. h. über ein Drittel weniger, lebten 1914 in diesem Bezirk als vor 50 Jahren! Und das, obwohl dasselbe Land heute viel mehr Menschen ernähren kann als damals wegen der gewaltig gesteigerten Ackerkultur und aus demselben Grunde auch viel mehr Arbeitskräfte erfordert. Die vier Güter halten denn auch in ihren Schnitterkasernen über 200 russisch-polnische Wanderarbeiter, so daß ein volles Drittel der Einwohnerschaft heute aus Volksfremden besteht, ja wenn man die Erwachsenen zählt, sogar die Hälfte oder noch mehr. Und das alles mitten in kerndeutschem Land, in Vorpommern*)! Das bedeutet doch nichts anderes, als daß unser schönes deutsches Land der sicheren Verslawung ausgeliefert wird, daß das ganze gewaltige Germanisierungswerk der mittelalterlichen Ostlandfahrer, die Siedlungsarbeit der alten preußischen Könige, wieder vernichtet wird. Solch unheilvoller Entwicklung dürfen wir nicht länger tatenlos zuschauen; jede deutsche Regierung, sie mag heißen wie sie will, muß hier zu den energischsten Maßnahmen greifen, um jetzt endlich den deutschen Boden seinem Volke zurückzugewinnen, ehe es zu spät ist.

Und es ist noch nicht zu spät! Denn den Einwand gewisser Kreise, daß unser Volk, verweichlicht und verwöhnt durch die Zivilisation, nicht mehr fähig und willens sei, die schwere Feldarbeit auf sich zu nehmen, müssen wir entschieden zurückweisen. Er ist doch gar zu fadenscheinig, man sieht hinter ihm nur zu deutlich das Gesicht des schlauen Interessenten, der jede Reform auf diesem Gebiet verhindern will. Und er ist auch objektiv

*) Auch in der Provinz Sachsen waren schon 1910 von allen in den landwirtschaftlichen Großbetrieben arbeitenden Kräften fast die Hälfte (49,6%) ausländische Arbeiter!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unrichtig, weil überall dort im Reiche, wo das Land in der Hand von Mittel- und Kleinbauern ist, der deutsche Mann den Acker bestellt; nur wo Großgrundbesitz vorherrscht, da frißt das Übel der Landflucht immer weiter um sich, da dringt der polnische Schnitter vor. Nein, unser Volk ist schon fähig und willig zum Feldbau*), wenn man ihm nur wieder eigene Heimstätten, Bauerndörfer schafft. Und wir wissen aus der dreißigjährigen Erfahrung der inneren Kolonisation, daß auch ostelbische Gutsdistrikte wieder restlos einzudeutschen sind, wenn man sie in bäuerliche Familienwirtschaften aufteilt.

Obwohl ich nun mit allen Führern der inneren Kolonisation darin übereinstimme, daß die völlige Zerschlagung der großen Güter zu weit gehen würde, so lohnt es sich doch, eine kurze Überlegung hier einzuschieben über die nationalpolitischen Folgen, die eine solche radikale Maßnahme in unserm Kirchspiel zeitigen würde: Angenommen, daß jede Ansiedlerwirtschaft 60 Morgen**) umfassen solle, so könnten auf den 10513 Morgen, die nach Abzug von 5% für die neuen Hofstellen, die Wege und besonders für die unentbehrliche Allmende von der Kulturfläche der vier Güter als reines Stellenland verbleiben würden, 175 Vollbauernfamilien mit 1050 Seelen***) seßhaft gemacht werden. Das aber wäre das Zweieinhalbfache der gegenwärtigen deutschen Einwohnerschaft. Berücksichtigt man ferner die Tatsache, daß selbstverständlich eine Anzahl Handwerker (mit ganz wenig Land) angesiedelt werden müssen, und daß die dem Großbesitz verbleibenden 2095 Morgen Wald auch in Zukunft Förster und Waldarbeiter nötig machen, so greift man kaum zu hoch in der Annahme, daß die Bevölkerungszahl alles in allem†) sogar die von 1865 um das Doppelte übersteigen würde. Auch kein einziger polnischer Schnitter würde dann noch im Kirchspiel benötigt werden, wo jetzt unter der Herrschaft des Großgrundbesitzes 200 gehalten werden.

Doch, wie gesagt, kein Verantwortlicher fordert die gänzliche Aufteilung der großen Güter, und auch wir begnügen uns gut und gern mit der Hergabe von einem Drittel der landwirtschaftlichen Anbaufläche, wie es das Reichssiedlungsgesetz††) vom 11. August 1919 vorsieht. Denn wir sind keineswegs die Feinde des deutschen Großgrundbesitzes an und für sich, aber wir müssen gerade vom nationalen Standpunkte aus unter allen Umständen verlangen, daß es auch wirklich ein deutscher

*) Die Ansiedlungskommission hatte jährlich rund 8000 Bewerbungen, von denen wegen des Landmangels durchschnittlich nur 2000 berücksichtigt werden konnten. Jetzt, nach den Erfahrungen des Krieges, gehen die Bewerbungen um ländliche Siedlungsstellen in die Hunderttausende, wie mir einer der Leiter der Kolonisationsbewegung mitgeteilt hat.

**) Die beste Größe für die spann- und maschinenfähige Vollbauerstelle, die im wesentlichen mit den Arbeitskräften der eigenen Familie bewirtschaftet wird.

***) Wenn man die Bewohnerschaft jedes Hofes mit sechs Köpfen ansetzt, wie es bei den 22000 Siedlerstellen der ostmärkischen Kolonisation tatsächlich der Fall war.

†) Die Haushaltsmitglieder des Pastors, der vier Lehrer, eines schon jetzt in M. ansässigen Gastwirts miteinbegriffen.

††) Abgedruckt im Archiv für Innere Kolonisation, Dezemberheft 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Großgrundbesitz ist, daß er also ausschließlich deutsche Arbeiter beschäftigt. Dazu allerdings ist er in seiner heutigen übermäßigen Ausdehnung und unsozialen Arbeitsverfassung einfach unfähig, wie auch alle seine Verteidiger zugestehen. Jetzt rächt sich eben jenes schwere Versäumnis der Grundherren, die in dem letzten Menschenalter auch nicht annähernd genug Familienwohnungen erstellt haben, um der für die wachsende Intensität ihrer Betriebe naturgemäß benötigten größeren Zahl von Instleuten und freien Arbeitern „Hüsung" zu schaffen, die statt dessen ohne jede nationale Rücksicht ihre Wirtschaft auf der Arbeitskraft der billig unterzubringenden Polen (Schnitterkasernen!) dauernd aufbauen zu können vermeinten.

Kann nun durch die Besiedlung des vom Reichssiedlungsgesetz verlangten Drittels unser nationales Ziel erreicht werden, daß selbst in den Bezirken, wo jetzt der Großbetrieb allein oder fast allein herrscht, der Landbevölkerung das rein deutsche Gepräge zurückgegeben wird? Sehen wir wieder unser Kirchspiel P. an: Wenn hier ein Drittel der Gutsfläche (3688 Morgen) in der Weise zur Besiedlung käme, daß das Rittergut M. mit 3397 Morgen vollständig in Anspruch genommen würde und dazu 291 Morgen vom angrenzenden Lb., so ergäbe das unter Abzug der üblichen 5%*) 3504 Morgen reines Stellenland. Auf ihnen könnten 58 spann- und maschinenfähige Bauernstellen von durchschnittlich 60 Morgen mit einer Bewohnerschaft von 348 Seelen eingerichtet werden, so daß dann das ganze Kirchspiel eine Bevölkerung von 605**) deutschen Menschen haben würde — immerhin schon ein ganz wesentlicher Fortschritt gegen die jetzige Zahl von 411; auch wäre M. dann wieder vollständig germanisiert. Aber die alte Einwohnerzahl von 1865 (661) wird so doch noch nicht wieder erreicht, und vor allem bleiben die Güter P. und Ls. in ihrem ganzen heutigen Umfang und Lb. nur um ein Sechstel verringert bestehen, d. h. aber, die Leutenot bleibt auf ihnen genau so groß wie vorher; das Kirchspiel wird immer noch rund 140 polnische Schnitter brauchen.

Daraus folgt, daß mit der Aufteilung einzelner Güter, wobei die übrigen unverändert fortbestehen, in einem Bezirk wie dem unsrigen, deren es viele namentlich in Vorpommern und Mecklenburg gibt, ein nationalpolitisch befriedigendes Ergebnis nicht zu erreichen ist. Jedes einzelne der Güter ist eben zu umfangreich; sie müssen sämtlich um einen erheblichen Teil verkleinert werden, um so durch Beschränkung ihrer Anbaufläche den auf ihnen vorhandenen Wohngelegenheiten für deutsche Arbeiterfamilien angepaßt zu werden, da ja der Großgrundbesitz einmütig erklärt, daß eine umgekehrte Anpassung — durch eine wesentliche Vermehrung der einheimischen Arbeiter — unausführbar sei. Ein solches Verfahren hat bekanntlich seinerzeit der berühmte Hindenburg-Erlaß***) für die im Fall einer Angliederung geplante Besiedlung Kurlands in Aussicht genommen,

*) Siehe oben Seite 326.

**) 348 in der Bauerngemeinde M. und 257 Gutsleute in P., Ls. und Lb.

***) Abgedruckt im Archiv für Innere Kolonisation Juli/August-Heft 1918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

indem er bestimmte, daß das vom Großgrundbesitz abzutretende Drittel seines Bestandes so gewonnen werden sollte, daß in jedem Bezirk immer nur ein oder einige Güter vollständig aufgeteilt werden sollten, während die übrigen nur ein Viertel ihres Landbestandes herzugeben hätten. In der „Deutschen Warte" vom 27. Oktober 1918 und im „Deutschen Bauernbund" vom 5. September 1918 habe ich an zwei Beispielen dargelegt, daß eine solche Maßnahme auch in der alten Heimat sehr wohl durchführbar ist, wenn nur die Auswahl der Abtretungsflächen in jedem Falle so getroffen wird, daß einheitliche und geschlossene Bauerngemeinden auf ihnen geschaffen werden können.

In unserm Kirchspiel würde sich die Sache etwa folgendermaßen gestalten lassen: Das Rittergut Es., das nach § 16 des Reichssiedlungsgesetzes deswegen für die Aufteilung besonders in Betracht kommt, weil es vor einigen Jahren von einem Herrn aufgekauft worden ist, der noch ein anderes großes (Stamm-)Gut im Nachbarkreise sein eigen nennt, wird von der Siedlungsbehörde in seiner gesamten landwirtschaftlichen Anbaufläche in Anspruch genommen. Zu seinen 1282 Morgen Acker und Wiese wird dann ein Viertel der P.er Feldmark mit 1131 Morgen hinzugelegt, die auf 3 km mit der von Es. grenzt und in weitem Bogen in sie vorspringt, bis auf 300 m an Es.' Gutskaten heranreichend. Auf den so gewonnenen 2413 Morgen wird (nach Abzug der üblichen 5%) eine Bauerngemeinde von 228 Einwohnern in 38 Gehöften zu je 60 Morgen begründet. Und zwar können 10 Ansiedlerwirtschaften in den zweckmäßig zu teilenden Gebäuden des bisherigen Gutes Es. selbst eingerichtet werden — dazu die Schule und der Gemeindesaal im alten Herrenhause —, während die übrigen 28 Gehöfte an den Wegen, die strahlenförmig vom Gute ausgehen, jedes inmitten der ihm zugewiesenen Feldflur aufgebaut werden. Erhalten wir hier in Es. ein typisches Ansiedlerdorf (Einzelhofsystem gruppiert um einen festen Kern, das alte Gut, das aber, wie gezeigt, nicht etwa „Restgut" bleibt), so werden wir in der andern neuen Gemeinde, wir wollen sie nach ihrer Lage am Walde „Tannenberg" nennen, ausschließlich Einzelhöfe, zu je zwei bis vier beieinander liegend, errichten können. Für dieses Tannenberg haben die Güter M. und Eb. je ein Viertel ihrer Kulturfläche herzugeben, das sind 849 und 465 Morgen, die geschlossen zusammenliegen in einem großen Viereck, das von zwei sich rechtwinklig kreuzenden Chausseen und dem ihm westlich und südlich vorgelagerten Wald gebildet wird. Da in diesem Gelände keine natürlichen Wiesen vorhanden sind, so muß außerdem eine Fläche von rund 140 Morgen spärlich bewaldeten oder ganz öde liegenden Sumpflandes, rings vom Ansiedlungsgebiet eingeschlossen, enteignet werden (auf Grund des § 3 des Reichssiedlungsgesetzes), wo durch Entwässerung prächtige Wiesen geschaffen werden können, die wegen ihrer Lage inmitten der Kolonie nur wenige hundert Meter von jedem der neuen Gehöfte entfernt sein werden. 138 deutsche Menschen können dann auf den 1454 Morgen der Ansiedlung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tannenberg in 23 Bauernhöfen ihr ehrliches Brot und eine gesicherte Heimstätte finden.

Fassen wir noch einmal das bevölkerungspolitische Ergebnis meiner Ausführungen zusammen, so ergibt sich bei dem von mir vorgeschlagenen Kolonisationsverfahren folgendes Bild: Nach der Besiedlung werden im Kirchspiel P. leben

228 bäuerliche Bewohner der Kolonie Ls.
138 „ „ „ „ Tannenberg.
154 deutsche Einwohner auf dem verkleinerten Rittergute M.
128 „ „ „ „ „ „ P.
67 „ „ „ „ „ „ Lb.

Das sind also 715 deutsche Menschen, und somit wird die einstige Seelenzahl des Jahres 1865 nicht nur erreicht, sondern sogar um 54 Köpfe überholt werden — ohne daß dem heutigen Großgrundbesitz mehr als ein Drittel seiner landwirtschaftlichen Anbaufläche entzogen zu werden braucht. Ferner aber werden die drei verbleibenden Güter nach Abgabe eines Viertels ihrer Feldmark jetzt endlich in der Lage sein, ausschließlich mit einheimischen Instleuten und Gesinde ihre Fluren zu bestellen. Die unerträgliche Schnitterwirtschaft wird ein Ende haben und dem Kirchspiel sein rein deutsches Gepräge zurückgegeben sein.

Gewiß stellen sich dieser Art der Aufteilung und Besiedlung mancherlei Schwierigkeiten in den Weg (ich denke z. B. an die Regelung der Hypothekenfrage); auch wird sich der Bodenbeschaffenheit wegen nicht in allen Bezirken geeignetes Siedlungsland aus den Gütern so einheitlich lostrennen und für die neuen Gemeinden zusammenstellen lassen wie in unserm Falle. Aber für gangbar und grundsätzlich richtig möchte ich den vorgeschlagenen Weg trotzdem halten, wie ja auch das Reichssiedlungsgesetz in den §§ 19 und 16 und ebenso die preußischen Ausführungsbestimmungen*) dazu ihn in Aussicht nehmen. Jedenfalls ist mit ihm meines Erachtens die einzige Möglichkeit gegeben, auch diejenigen weiten Gebiete, in denen der Großbetrieb ein erdrückendes Übergewicht hat, und wo infolgedessen auch die Landflucht der eingeborenen deutschen Arbeiterschaft und das Einströmen der polnischen Schnitter zu einer schweren nationalen Gefahr geworden sind, wieder geschlossen deutsch zu machen, ohne dem Großgrundbesitz mehr von seiner Landfläche zu nehmen als das im Siedlungsgesetz vorgesehene Drittel.**)

Dr. Ferdinand Nagel.

---

*) Abgedruckt im Jahrbuch der Bodenreform vom 26. Februar 1920.

**) Die beiden vorhergehenden Aufsätze dieses Vortruppheftes verweisen in ihren Schlußteilen auf die Vorteile und möglicherweise die Notwendigkeit der Einführung einer „Nährdienstpflicht". Uns scheint, daß durch die Verwirklichung dieses Gedankens auch die Frage, auf welche Weise die fremden Schnitter zu entbehren seien, zu einem Teile wenigstens gelöst wäre. Selbstverständlich sind damit die Forderungen, die der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes inbezug auf die Schnitterfrage stellt, nicht überflüssig gemacht. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erlebtes Leben.

Eine neue Auffassung begegnet zunächst leicht Mißverständnissen, vor allem dann, wenn sie in die engen Grenzen eines Aufsatzes gepreßt worden ist. Daher nehme ich die Gelegenheit wahr, in diesen Ausführungen, zu denen mich die Schriftleitung ermuntert hat, nochmals auf das Gebiet zurückzukommen, das ich in meinem Aufsatz „Die revolutionäre Schule und ihr Geschichtsunterricht"*) in neuer Form für die Erziehung fruchtbar zu machen suchte. In neuer Form, d. h. in naturgemäßer Form. Naturgemäßheit sollte uns etwas Selbstverständliches sein; in allen Lebensgebieten, daher zu allererst in der Erziehung. Von den großen Pädagogen aller Zeiten wurde sie gefordert — aber eben nur gefordert. Das war und ist das Tragische an uns Menschen, daß wir durch unsere gesellschaftlichen Zustände allmählich so naturentfremdet sind, daß wir die klare, richtungweisende Linie der Natur- und Kulturentwicklung nicht zu sehen vermögen und doch für einen Fortschritt der Menschheit zu arbeiten glauben. Viel wertvolle Kraft wird so vertan.

Mit dem Unterricht in politischer Geschichte wird in unseren Schulen etwa im 11. und 12. Lebensjahr begonnen. Das Unzulängliche dieses Unterrichts wurde von den Lehrern stets erkannt und daher in eifrigem Mühen am Lehr- und Stundenplan gedoktort. Die Stoffmenge wurde beschnitten, die Methode wurde kindertümlicher gestaltet, eine weitere wöchentliche Geschichtsstunde wurde verlangt. Aber halfen diese Reformen? Indem diese und jene Stoffgebiete, die weniger wichtig erschienen, aus dem Lehrplan entfernt wurden, drängten sich neue aus der jüngsten Gegenwart mit unwiderstehlichem Geltungsverlangen hinein. Auch als nach der Revolution die bislang eingehende Darbietung von Kriegs- und Schlachtenverlauf starke Streichungen erfuhr, meldeten sich umgehend als neue Teilhaber die bis dahin zu kurz gekommenen Volksbewegungen, Kulturgeschichte und Staatsbürgerkunde. Die Methode wurde kindertümlicher gestaltet, immer neue Wege wurden beschritten, und doch blieb der Unterricht ein Haften an der Oberfläche, ein unverarbeitetes aufgesetztes Wissen. Gleich vielen Anderen habe ich seit Jahren versucht, in größere Tiefen zu dringen. Indem ich kühn auf die Durcharbeitung einer ganzen Reihe von Lehrplanaufgaben verzichtete, ließ ich das eine Mal den Dreißigjährigen Krieg, ein andermal die Zeit der Völkerwanderung mit zahlreichen geeigneten Quellenstücken und historischen Romanen durchdringen, besprach ich ein drittes Mal einen Ausschnitt aus dem 19. Jahrhundert in größerer Ausführlichkeit und unter Darlegung aller Geschichtsauffassungen, mit dem Erfolge, daß wohl ein reicheres Wissen und auch Verständnis für gewisse Zusammenhänge erzielt wurde, nicht aber eine völlige Durchdringung, die erst durch die Beachtung aller mitspielenden Faktoren des

*) Vgl. Vortrupp Nr. 2 und 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, geistigen, sozialen Lebens erreicht wird. Und diese Faktoren konnte ich nicht ausreichend mitspielen lassen, weil ich in sie erst wieder einzeln hätte hineinführen müssen. Das aber hätte ich nur oberflächlich tun können, selbst wenn ich die dritte wöchentliche Geschichtsstunde zur Verfügung gehabt hätte. Diese dritte Stunde ist nie erreicht worden; denn die Spezialisten der übrigen Unterrichtsfächer waren von der Bedeutung ihrer Zweiggebiete so durchdrungen, daß sie für sie eher weitere Stunden gefordert als eine Beschneidung der Stundenzahl zugunsten der Geschichte zugestanden hätten.

Man will gern in pädagogischen Kreisen der Natur folgen und die in ihr erkennbaren unumstößlichen Gesetze auf das Menschenkind anwenden. Aber auch wir Lehrer sind Menschen, die mehr oder weniger noch in dem naturfremden System stecken, mit dem wir durch eine Erziehung von früh auf und durch unsere Berufsarbeit immer fester verwachsen sind. Je mehr uns das Bisherige Gewohnheit und Selbstverständlichkeit geworden ist, desto schwerer fällt es uns, davon frei zu kommen und den natürlichen Weg zu sehen. Wir glauben zwar, ihn klar zu erkennen, sehen ihn aber durch die Brille des Alten. Überall liest und hört man, daß die Forderung „Vom Kinde aus" heute anerkannt wird; geht man jedoch der Sache nach, so wird es deutlich, daß in den weitaus meisten Fällen die Beibehaltung der gewohnten Lehrplanaufgaben stillschweigende Voraussetzung der Zustimmung war. Auf den Geschichtsunterricht angewandt (es könnte ebensowohl auf alle anderen Zweige des Schulunterrichts angewandt werden): der Geschichtsunterricht als solcher bleibt in der bisherigen Art bestehen, nur daß der Stoff kindertümlicher angepackt wird. Das ist freilich Halbheit. Dabei ist noch nicht gefragt und geprüft worden, ob das Kind seiner Natur nach überhaupt für politische Geschichte aufnahmebereit ist, ob das Kind, dem wir Erzieher immer mit Lehrstoffen nach unserer Wahl, mit Zusammenhängen und Zielen nach unserem Sinne kommen, überhaupt nach einem System, nach einer Übersicht über das Ganze verlangt u. a. m. Wenn das biogenetische Grundgesetz, nach dem jedes Individuum die Entwicklung der Art in abgekürzter Form wiederholt, voll auf die Erziehung angewandt wird, so bedeutet das doch: feststellen, daß in der Kindheit (nach dem allerersten Stadium, dem des Säuglings, das hier übergangen sei) zunächst alles verbildlicht, personifiziert wird, die Umwelt wie eine Märchenwelt gesehen wird, darauf kommt (etwa um das 11. Lebensjahr) eine Stufe des lebhaften Sachinteresses und der Heldenverehrung, und erst mit der Geschlechtsreife, dieser Zeit des geheimnisvollen körperlichen und geistigen Wachsens, verlangt der Mensch nach einem System, nach einer Vereinheitlichung des Ganzen. Das ist naturgemäßer und daher unanfechtbarer Entwicklungsgang, durch die experimentelle Psychologie mannigfach bestätigt. Von dieser einheitlichen Sicht nachgeprüft, ist es z. B. falsch, wenn Dr. R. Riemann-Leipzig in einem Aufsatz über „Die materialistische Geschichtsauffassung und die

Schule" (Neue Bahnen, Heft 1, 1920) in Anlehnung an das biogenetische Grundgesetz sagt: Wie jedes Volk ein Zeitalter des Heroenkultus, so habe auch jedes Kind ein Alter, in dem ihm ganz besonders die Heldenverehrung liegt. Liefere ihm der Geschichtsunterricht die nötigen Helden nicht, dann finde es sie eben anderwärts, im Kriminalschmöker, im Kino, schlimmstenfalls auf der Straße. Es sei daher aus sachlichen und erziehlichen Gründen ein Fehler, plötzlich alle großen Persönlichkeiten aus der Geschichte herauszuwerfen. Die Aufgabe bestehe zunächst in einer sorgfältigen Durchprüfung der großen Männer (eine ganze Reihe könne man getrost fallen lassen) und in einer starken Vermehrung der kulturhistorischen und wirtschaftsgeschichtlichen Abschnitte. — Diese Gedankenreihe, die hier als Beispiel für viele ähnliche angeführt sei, enthält die obenbezeichnete Halbheit, indem sie ohne weiteres den bisherigen Geschichtsunterricht als feste Grundlage annimmt, an dem nicht zu rütteln ist. Wer sich aber wirklich ganz aus der überkommenen Vorstellungswelt zu lösen vermag und aus der unbefangenen Beobachtung der Kindesnatur ihr Wesen zu erkennen sucht, der wird sich sagen: In der Zeit bis zum Pubertätsalter fordert das Kind noch nicht nach Übersichten, einheitlichen Reihen, Systemen und hat daher auch kein Verständnis dafür; es will mit allen Sinnen die Umwelt in ihren mannigfachen Teilen erfassen und bis in die Einzelheiten kennen lernen; es will alles zerlegen, untersuchen, fragt nach dem Warum und Woher, stellt die Einzelheit aber noch nicht in einen großen Zusammenhang. Dazu fehlen ihm alle Vorbedingungen, der Erkenntniskreis ist noch gering. Das also wird die Aufgabe der künftigen Schule sein, das Kind mit allen Dingen der Umwelt, wie sie sich bieten, wirklich gründlich vertraut zu machen. Damit das geschehe, kann die Schule aber nicht durch die Schulwände ihre räumliche Begrenzung finden. Der Großstadtlehrer zieht mit seinen Kindern hinaus ins Freie, durch Stadt, Villensiedlung, Dorf, Gutshof, besichtigt Werften, Segel- und Dampfschiffe, Baggereibetriebe, durchwandert Industriebetriebe, Werkstätten, Museen, Bildungsstätten, soziale Fürsorgeeinrichtungen und anderes mehr. Manche Fragen kommen als Zeugen tiefsten Interesses aus den Kindern heraus und geben Gelegenheit zu gemeinsamen Aussprachen, bei denen die Kinder sich selbst soviel wie möglich zu helfen versuchen, geeignetenfalls unter Zuhilfenahme von Büchern, zu denen der Lehrer ihnen den Weg weist. Manche feine, tiefe Beobachtung bleibt dem Lehrer verborgen, manches eindrucksvolle Erlebnis ist zunächst tief im Unterbewußtsein versenkt und wird erst zu gelegener Zeit offenbar. Wir wissen doch alle, mit welcher Lebhaftigkeit und Kraft solche längst verloren geglaubten Bilder zu viel späterer Zeit plötzlich auftauchen, wenn ein äußerer Anreiz irgendwelcher Art vorhanden ist. Wir müssen nur von dem überkommenen Gedanken loszukommen trachten, stets positive Ergebnisse sehen zu wollen. Die Zeit der Verwertung all dieser und vieler anderer Eindrücke, ihre Einordnung in ein Ganzes, kommt erst in den Jahren, in denen mit dem bedeutungsvollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reifwerden des Körpers ein Weitergreifen des geistigen Lebens vor sich geht. Es ist die Zeit, in der der jugendliche Mensch ein Verhältnis zur Umwelt, zur Natur und Kultur zu erringen sucht, in der er sich mit den großen Fragen des Lebens, mit allen Welträtseln auseinanderzusetzen sucht, in der er sich eine „Weltanschauung" erkämpft. Damit erwacht auch in dieser Zeit erst ein wirkliches politisches Interesse, fern noch von allen Bindungen an Parteiprogramme (deutlich ist ein religiöser Einschlag, ein starker Glaube zu spüren). Wenn jetzt also politische Fragen aufgeworfen werden, können sie nach solcher naturgemäßen Vorbereitung nicht zu Phrasendrescherei und Häufung von Schlagwörtern führen, sondern werden ihre reichliche und kräftige Nahrung aus dem Leben schöpfen, in das wir uns stets bereitwillig hineingestellt haben, von dem wir uns haben führen lassen. Im Gegensatz zur bisherigen Schule, mit der wir uns seinerzeit herausstudiert hatten aus dem Leben — nach einem Worte von Ellen Key —, haben wir uns mit der neuen Schule wieder ins Leben hineingelebt. — Graue Theorie? O nein, neben anderen haben ganz besonders Erfahrungen in der hamburgischen Volkshochschule mit jungen Menschenkindern von durchschnittlich 18 Jahren, die früh im Erwerbsleben und in freien Jugendvereinigungen gestanden, mich sicher gemacht und auf meine eigenen Einwände wunderbar heilkräftig gewirkt; und wohl habe ich meine Ohren offen gehalten, um jeden Klang zu vernehmen, der aus dem von der Schule mitgebrachten Wissen zur Verwertung mit in unsere Auseinandersetzungen hineinfiel; — es ist wenig genug gewesen.

Wer diesem Gedankengange zustimmt, wird auch dem weiteren beipflichten: Ist es nicht ein Unding, daß wir politische Geschichte in der Schule beginnen mit der Schilderung politischer Ereignisse, Bestrebungen, Auseinandersetzungen, Zustände, Parteikämpfe? Erinnern wir uns nur der Bedeutung des Wortes „Politik"! Heute bedeutet es ja leider Vielen nicht mehr als eine Festlegung auf ein Parteiprogramm und muß bei der kraß hervortretenden Eigensucht und dem mangelnden Verständnis für andere Anschauungen zum Gezänke und Wutgeheul gegenüber dem Andersgerichteten führen, so daß der Satz sich Geltung verschaffen konnte: „Politik verdirbt den Charakter." Um den reinen und vollen Sinn des Wortes wiederzufinden, müssen wir in die Zeit zurückgehen, da es geboren wurde. „Politik" kommt von dem griechischen „polis", d. h. Stadt = Staat und bedeutet nichts anderes als Sorge und Sicheinsetzen für das Staatswohl, das Gemeinwohl. Eine wunderbare Aufgabe, die Menschen dazu fähig zu machen, für das Gemeinwohl zu leben! Eine solche Aufgabe aber ist nicht zu erfüllen, wenn vor dem Schüler die Geschehnisse vergangener Zeiten bis zu ihren Anfängen aufgetürmt werden — das ist der aus der Aufklärungszeit stammende Historizismus, nach dem kein Geschehen in der Tiefe zu erfassen sei, wenn man nicht seinen historischen Ursprüngen nachgegangen sei; der immer noch herrschende begriffliche Historizismus, der alles seelische Leben ertötet. Nein, eine solche Aufgabe ist nur zu er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

füllen, wenn dem heranwachsenden Menschen ein tiefer Einblick, eine natürliche Einführung in die Verhältnisse vermittelt wird, die das Gemeinleben von heute ausmachen. Und das sind die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen Verhältnisse der Gegenwart. Darauf also wird die Schule der Zukunft zu sehen haben, daß sie ihrer Jugend diese Verhältnisse in ihrer Mannigfaltigkeit, ihrer Tatsächlichkeit, ihren Zusammenhängen, ihren Ursachen und Wirkungen zeigt, so klar und so tiefgründig wie möglich, aber jedesmal der Erkenntnisstufe des Lebensalters entsprechend, und darum vom Kinde, vom Menschen ausgehend statt vom Stoffe. Je sicherer und voraussetzungsloser wir Erzieher in dieser Arbeitsweise werden, desto hoffnungsfroher dürfen wir sein; desto mehr dürfen wir uns berufen fühlen, das angeführte Wort von der charakterverderbenden Politik zuschanden zu machen und statt dessen zu unserem Teile die Menschen reif zu machen für den höheren Inhalt des Wortes Politik, der einen Karl Kautsky zu dem Ausruf veranlassen konnte: „Politischer Kampf gehört zu den höchsten Genüssen."

Wir sehen in Museum und Industriebetrieb die Aufwärtsentwicklung der Technik an bestimmten Arten von Maschinen. In einer großen Zeitungsdruckerei haben wir staunend die gewaltigen Rotationsmaschinen in Tätigkeit gesehen, daneben im gleichen Betriebe einfache Zylinderschnellpressen mit Eisenbahnbewegung und Selbstausleger, und sogar eine eiserne Handpresse, die jetzt nur noch für die Herstellung von Korrekturabzügen benutzt wird. Noch weiter zurück bis zur hölzernen Handpresse führt uns eine Museumserinnerung. Die Unmenge auftauchender Fragen kann größtenteils befriedigt werden durch einen Vortrag über die Entwicklung der Buchdruckpresse.

Fast noch ehrfürchtigeres Staunen über die Erfindungsgabe des menschlichen Geistes haben wir bei der Setzmaschine, einem märchenhaften Werke, das die Matrizen selbsttätig auf Tastendruck aus ihrem Lager gleiten und sich ordnen läßt, die fertige Zeile in Blei ausgießt und die Matrizen wieder in ihre bestimmten Fächer zurückführt. Welch ein Weg, sagen wir uns, von dem einfachen Handsatz, den wir im gleichen Betriebe für den Anzeigenteil angewandt sahen, bis zur Zeilengießmaschine. So gucken wir auch in andere große Betriebe hinein, z. B. in die Papierfabrikation, in eine Nährmittelfabrik, eine Gummiwaren-, eine chemische Fabrik, in eine Maschinenfabrik u. a. m. Auch kleine Handwerksbetriebe suchen wir auf. Hier und da sind wir als Störenfriede abgelehnt worden; aber das schreckt uns nicht. Die Unternehmer und Betriebsräte messen unseren Besuch zunächst noch mit dem alten Maßstab — wie sollten sie auch anders! Sie sehen uns als Neugierige, als Zeitvertreibsuchende, als Leute, die in die Schule gehören und nicht spazieren gehen sollten, wohl gar als wilde Gesellschaft; aber das wird anders werden, wenn sie erst unsere leitende Idee, unseren Ernst, unser Interesse und unsere Selbstzucht erkannt haben.

Von den vielen Gedankenbahnen, die daheim in unseren Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechungen beschritten werden, lassen sich nur einige andeuten: Mühsam hält sich der kleine Handwerksbetrieb neben dem Großbetrieb. Der Verdrängungsprozeß durch die Dampfkraft wird uns klar, die zunehmende Macht des Kapitals, und wir sehen die Richtung einer Bewegung, die sich nicht aufhalten läßt. Ein Produktionsakt nach dem andern wird aus der Hausarbeit losgelöst und der gesellschaftlichen Produktion übertragen. Wir beachten die geänderte Stellung der Menschen am Produktionsprozeß, die mit ihm in Zusammenhang stehende wirtschaftliche Organisation, und sehen den unaufhaltsamen Weg zum sozialisierten Betriebe, dem staatlichen sowohl wie dem genossenschaftlichen. Wir haben einen derartigen genossenschaftlichen Betrieb, die hamburgische „Produktion" mit ihrer eigenen großen Bäckerei und Schlachterei, durch Augenschein kennen gelernt. Bergwerke haben wir in unserem norddeutschen Küstenstreifen nicht zu sozialisieren; daher lassen wir sie unbesorgt beiseite. Aber Eisenbahn, Post, Elektrizität, Bestattungswesen u. a. sozialisierte oder leicht zu sozialisierende Staatsbetriebe beschäftigen uns gründlich. Das waren allseitig anregende Stunden, in denen wir z. B. das Bestattungswesen von Hamburg-Altona „sozialisierten"; viele Berechnungen, Erkundigungen, Vergleiche, Irrtümer führten uns schließlich auf einen geeigneten Weg. Auf die ungeheuer wichtige Frage des „Grund und Bodens" kommen wir immer wieder zurück. In Hamburg über 5500 Familien zu sechsen und mehr in einer Einzimmerwohnung! Ein Beispiel für viele, welch grauenhaftes menschliches Elend in den deutschen Großstädten wohnt. Wie anschaulich eine ganze Zahl von Kindern diese soziale Not mit Berichten zu belegen weiß! Schon von dieser Seite gesehen, ist die Trennung der Kinder nach der geistigen Befähigung, wie die sogenannte Einheitsschule der Verfassung sie in ihren verschiedenen Aufbauten vorsieht, ein Fehler; denn das Überführen der Begabten in gesonderte Züge würde bedeuten, sie von den infolge sozial unhaltbarer Verhältnisse Zurückgebliebenen und Verkümmerten entfernen. Wir brauchen eine natürliche Einheitsschule, in der alle jungen Menschenkinder in den Gemeinschaften zusammenbleiben, in Gemeinschaften, zu denen sie sich bei aller Trennung nach Kursen und Arbeitsgruppen immer wieder zurückfinden, um hier die Welt in ihrer Totalität zu erfassen. Weiter: Mietskaserne, Gängeviertel, Wolkenkratzer, Spekulation. Grund und Boden als Gemeingut aller; Bedeutung für Nahrung, Gesundheit, Wohlstand, Heimatliebe. Wir hören aus Walter Rathenau und aus Popper-Lynkeus, lesen in Damaschke und in Tagesblättern, wir entwickeln eigene Sozialisierungspläne. Mögen sie auch noch so anfechtbar sein, wir haben sie doch selbst erarbeitet. Fehlerhafte Wege, die wir selbst gefunden haben, sind besser als kritiklos angenommene fremde Wegweiser. Die Beantwortung der Frage: welchen Leuten fällt der Gedanke der Sozialisierung am schwersten, so daß sie sich mit Kraft dagegen stemmen? erschließt uns einen Einblick in das Wesen der politischen Parteien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Es braucht nur angedeutet zu werden, daß wir auf Wirtschaftsfragen eingehend zu sprechen kommen, die den Geschichtsunterricht von früher überhaupt nichts angingen. Welche ausgedehnte und fruchtbringende Erörterungen bieten: Lebensmittelversorgung, Steuerangelegenheiten, Besuch des städtischen Wasserwerks, Sielwesen, Abfuhrwesen, Bauwesen, Feuerlöschwesen und so vieles, vieles mehr. Wie werden wir in unserem Arbeitskreise alle zu praktischen — und unpraktischen — „Politikern", wenn wir es mit folgenden Sätzen von Sanitätsrat Dr. Bonne aufnehmen wollen:

„Die ungereinigten Abwässer unserer Industrien, in unsere Flüsse geleitet, bedeuten die Vernichtung unserer Wasserwirtschaft in dem weiteren Verlauf unserer strömenden Gewässer bis zu ihrer Mündung in das Meer. Die Abholzung der Wälder unserer Berggegenden, die Quellgebiete unserer Flüsse, ist die Hauptursache für die feststehende Tatsache der reißend zunehmenden Austrocknung unseres Landes. Der Wald ist durch die Verdunstung des Wasserdampfes der durch die Natur gegebene Erzeuger des für die gesamte Vegetation unbedingt notwendigen Regens. Gleichzeitig ist aber die Laub- und Moosdecke, die den Waldboden bedeckt, die von einer überaus gütigen und weisen Mutter Natur eingerichtete sparsame Verwalterin dieser Regenmengen. Sie verhütet ein zu schnelles Abfließen der Niederschlagsmengen und dient auf diese Weise als dauerndes Reservoir zur Speisung der Quellen unserer Flüsse. Und die Geschichte aller Zeiten, Länder und Völker lehrt, daß, wo man die Berge der Wälder beraubt hat, die Flüsse versiegten und das Land zur Einöde und Wüste umgewandelt wurde. Gleichzeitig bewahren wir unser Land am besten damit vor Überschwemmungsgefahr. Aber nicht nur unsere Wälder müssen wir erhalten. Es mehren sich jetzt schon die Stimmen, die darauf hinweisen, daß wir keineswegs ins Ungemessene unsere Moore und unsere Binnenseegebiete trocken legen dürfen, weil diese einmal durch die Verdunstung als Wasserreservoire für den uns so nötigen Regen, andererseits aber wieder als notwendige Versickerungsgebiete zur Quellspeisung der Flüsse dienen."*)

Ein Hinweis schließlich noch auf andere große Gebiete: Landwirtschaft, Freihandel und Schutzzoll, Auswanderung, Medizinalwesen, Naturheilkunde, körperliche Ausbildung und Quacksalberei, Verwaltung, Erziehungs- und Berufsfragen und vor allem die soziale Fürsorge, in die Einblick zu nehmen mannigfache Gelegenheit ist: Alkohol, Trinkerheilstätten, Tuberkulose, Krankenhäuser, Irrenhäuser, Idiotenanstalten, Gefängnisse u. a. m.

Aus allem Angeführten, so dürftig es auch zunächst erscheinen mag, geht hervor, daß wir den Begriff der neuen Schule weit, weit zu fassen

*) Aus der Vortrupp-Flugschrift Nr. 25: „Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet." Auch die weiteren Ausführungen der Schrift, z. B. über die austrocknende Ackerkrume infolge Absenkung des Grundwasserspiegels durch die großstädtischen Wasserwerke, sind in diesem Sinne interessant.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, — so weit wie das Leben selbst! Dann wird die gemeinsame Arbeit aus diesem vollen Leben heraus zur unumgänglich notwendigen, aber auch verheißungsvollen Vorstufe für politische Geschichte, politisches Verständnis, politische Betätigung. Ohne vorgefaßten Plan, ohne eine in die erste Linie gerückte Methode vollzieht sich diese Fühlungnahme mit der tatsächlichen Gegenwartswelt, dieses Sichwiedereinleben in das Leben. „Vom Kinde aus" bedeutet den natürlichen Weg, ob man dabei nun den Menschen oder die Geschichte im Auge hat. Ganz von selbst ergibt sich dabei, wie oft und wie weit wir uns in das Reich der eigentlich politischen Geschichte begeben oder in die Vergangenheit zurückwandern. Es ist ja selbstverständlich, daß uns ein Junge aus Augenblicksfrische heraus von seinen Erlebnissen am Abstimmungstage in Flensburg erzählt und daß wir dabei zurückgehen in die Zeit der preußischen Köller-Politik, noch weiter zu den Kriegen von 1864 und 1849 und immer noch weiter bis ins Mittelalter. Und wir gehen doch auch nicht blind oder taub an den Extrablättern vorbei, die die Kunde von dem Putsch der Kapp und Lüttwitz hinausschreien in die Straßen. Das sind Gelegenheiten, die von den Kindern selbst erfaßt werden und bei denen viel Aufgeschnapptes und Unverdautes mit in die Aussprache hineinkommt und hier beseitigt wird, zum mindesten den kühnen Anspruch auf Alleingeltung verliert. In der gemeinsamen Arbeit ist der Lehrer nichts weiter als primus inter pares; er beachtet stets das Recht des Kindes so gut wie die Erkenntnisreife seines Alters und seiner Erfahrung. Natürlich d a r f er nicht nur, er s o l l seine eigene Überzeugung zum Ausdruck bringen, und das Kind, das bei solcher Art der Schule nicht über die Welt seines Gesichtskreises und seines Urteilsvermögens hinausgezwungen wird, wird sich aus dem Hin und Her der Aussprache seine eigene Überzeugung bilden. Damit ist auch die Frage der Neutralität des Unterrichts gelöst, die mir früher gerade im Geschichtsunterricht viel zu schaffen gemacht hat und mir stets als unlösbar erschien, solange ich die alte Form des Geschichtsunterrichts, des Unterrichts mit lehrplanbestimmten Stoffen, als unumstößlich ansah. Wenn die Grundlage unnatürlich war — und das war der Geschichtsunterricht alten Stils mit seinem vorgesteckten Ziel und seiner verfrühten Systematik —, so mußten auch alle Aufbauten widernatürlich, alle Schwierigkeiten unlösbar sein. Neutral zu sein, forderte mein Gewissen von mir; aber wie war das möglich bei einer nichtexakten Wissenschaft, bei der jeder seiner Gesamteinstellung und seinem Lebensgefühle entsprechend eine andere Auffassung hat und der das Kind keine eigene Urteilsfähigkeit entgegenbringen kann? Wenn ich dem Unterricht m e i n e Auffassung zugrunde legte, erzog ich zur Einseitigkeit. Andererseits: wollte ich eine Auffassung neben der andern gerecht zu Worte kommen lassen, mich als Persönlichkeit ganz ausschalten (praktisch-pädagogisch an sich schon ein Unding!), so mußte der Unterricht farblos sein, und ich würde mit all meinem Streben nach Unparteilichkeit die Liebe zur Sache gewaltsam zurückdrängen, die allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben ist und Leben wirkt. Wenn aber — in Anwendung der Naturgesetze — der Mensch auf jeder Altersstufe als ein in sich Fertiges, nach eigenem Plane von innen her Verarbeitendes anerkannt und ihm damit das Recht zugesprochen wird, Welt und Leben nach der Erkenntnisstufe seines Alters zu erfassen, so kommen wir endlich los von der Absurdität, einem andern Menschen unsere Auffassung als A und O beibringen zu wollen, und suchen nur zu klären, wo Unklarheiten, falsch gesehene Voraussetzungen oder falsche Schlußfolgerungen uns aufstoßen. Das Wort aus der alten Schule, das dem Schüler gelegentlich mahnend zugerufen wurde: „Schweig! Du hast nur zu antworten, wenn du gefragt wirst!" gilt auch in der neuen Schule; aber hier gilt es als Mahnruf für den Lehrer. Wohlverstanden: es war in der alten Schule nur ein seltenes Wort, das so scharf eine Ausnahme war, als gelegentliche Erinnerung an das Verhältnis von Lehrer und Kind aber wohl seine Bedeutung hatte. Genau so ist es hier auch in der entgegengesetzten Anwendung gemeint. Die Frage: zu welcher Auffassung oder Weltanschauung die neue Schule erziehe, ist nach dem Vorausgesagten fast müßig. Zu der naturgemäßen, kann nur die Antwort lauten. Jede einseitige Auffassung eines andern wird von dem jungen Menschen abgelehnt werden, weil die Bedingungen zum seelischen Erfassen und zum Urteil in ihm selbst wohnen. In der alten Schule kann das Kind nicht selbständig zu den Problemen Stellung nehmen, vor die es im Unterricht gestellt wird, weil die Stoffe von Erwachsenen aus der geistigen Erkenntniswelt Erwachsener geholt werden; hier muß sich das Kind unter Umständen jede zugrunde gelegte Auffassung gefallen lassen und kommt erst sehr viel später dazu, sie unter der Einwirkung eigenen Nachdenkens und Erfassens anzunehmen oder abzustoßen. Ein Religionsunterricht, ein Geschichtsunterricht, unter einem bestimmten Gesichtswinkel gesehen, wurde erteilt, wurde aufgedrungen; nach Jahren erst kam unter Umständen die Befreiung und infolge des unausgesetzten Zwanges nun leicht ein Abwandern nach der entgegengesetzten Seite. Wir erkennen jetzt den Zusammenhang ganz klar und suchen den naturgemäßen Weg, der dem Menschen gerecht wird. Und darum ist die neue Schule auch wahrhaft neutral, wenn sie diesen Weg findet und beschreitet. —

Soweit wirklich Kinder das Ganze einer Zeitepoche, eine historisch abgerundete Zeit verlangen, weist alles immer wieder einzig auf jene einfacheren Verhältnisse früherer Kulturstufen hin, in erster Linie auf die Urmenschenzeit, der in meinem Februaraufsatz ein großer Teil gewidmet war. Daß, wie ich inzwischen erfahren habe, andere Berufsgenossen selbständig auf den gleichen oder einen ähnlichen Weg gelangt sind, beweist wohl die natürliche Verwandtheit dieser menschlichen Entwicklungsstufe mit der eines Kindes. So fällt es in die gleiche Richtung, wenn Klassengemeinschaften die Schöpfungssagen verschiedener zeitlich und räumlich getrennter Völkerschaften vergleichen, wenn sie Ähnlichkeiten in der eigenen Maltechnik mit der von Urvölkern feststellen, wenn sie versuchen, die Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rätschaften jener Kulturperiode nachzumachen: ein Beil aus einem entsprechend geformten Stein, einem Knüttel und beides miteinander verbunden durch Telefondraht*), eine Kornmühle aus zwei Steinen u. a. m. Auch in der Dürerschule zu Hochwaldhausen (Oberhessen) wird in der Richtung gearbeitet, wie ihr Leiter, G. H. Neuendorff, mitteilt und in einem Aufsatz der Zeitschrift „Dürerschule" (Dezemberheft 1914) eingehend darlegt.

So drängt alles auf einen Weg, der dem Menschen eine Eigenentwicklung gewährleistet. Und wo diese gewährleistet ist, da ist eigentlich alles getan, was getan werden kann.

Eins kann wohl als sicher gelten: Der junge Mensch, der auf solch naturgemäßem Wege seine Weltanschauung, seine politische Einstellung sich erringt, wird niemals aus engem Klassengeist, aus kleinlichem Gesichtswinkel heraus die Welt sehen. Je mehr sich in den Jahren sein Erkenntniskreis weitet, desto mehr sieht er alle zu lösenden Probleme nicht unter verengten zeitgeborenen Menschenformungen wie Staat und Kirche, sondern im Hinblick auf die letzten Dinge, auf das eine große Ideal: reines Menschentum. Wir wollen nicht die Begriffe national und international hier aufnehmen, weil sie von der Parteien Haß und Gunst umwogt sind. Ist der Gegensatz zwischen „völkischer" und „Menschheitsidee" wirklich so klaffend? oder haben nicht vielmehr die verstandesmäßig erstarrte Auffassung der Wortinhalte, die bewußt tendenziöse Erziehung im einen oder andern Sinne einen feindlichen Gegensatz scharf herausgemeißelt, der in einer natürlichen Welt gar nicht vorhanden ist? Nur in einer Periode krassen Materialismus und äußeren Machtstrebens konnte Patriotismus derart künstlich und gewaltsam gezüchtet werden, wie es bei uns vor dem Kriege war, mußte darum auch aus der natürlichen Reaktion heraus ein so verbissen einseitiges Sicheinsetzen für die Internationale erfolgen. Der neue Erzieher, der in seinem Kreise helfen will, den Boden für die Entstehung einer wirklichen Volksgemeinschaft zu schaffen, muß erkannt haben, daß die starken Wurzeln aller menschlichen Kraft von der Stelle ausgehen, mit der der Mensch verwachsen ist. Verwachsensein mit der Heimatscholle ist aber unmöglich beim Großstädter, der in der dunklen Ecke einer Terassenwohnung seine sonnenlosen Tage verbringt. Heimatliebe ist nicht in erster Linie Ergebnis einer Erziehung, sondern eines Umbaus der sozialen Struktur (wozu u. a. ein Zerschlagen der heutigen Großstädte gehört).

Daneben freilich kann auch die Schule ihr Teil tun. Aber nur dann kann sie den Keim der natürlichen Liebe zu Heimat und Volk legen, wenn sie ganz unabsichtlich, ganz unaufdringlich hineinführt in Eigenart, Schönheit und Kraft der heimatlichen Landschaft und ihrer Bewohner. Zeit und Stunde können nicht vorbestimmt werden. Aber durchwandert einmal

*) Solchen Anachronismus läßt die neue Schule gern zu; denn die Kinder stellen ihn ja lachend selbst fest, und der Vorteil der Handbetätigung wird nicht aufgehoben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter der Führung eines Richard Linde, eines Hermann Löns, eines Gorch Fock ein Stück Niederelbegebiet, die linkselbische Marsch, den Sachsenwald, die Vierlande, die Haseldorfermarsch oder die Heide, trinkt die Schönheit, dringt tief ein in Volkstum, Sagenwelt, in das Wesen, — dann vollzieht sich unsichtbar und still ein Stück Heimatverbundensein in den Seelen. Aber, Lehrer, du mußt aus tiefstem, allertiefstem Heimatverbundensein singen und sagen können deiner aufhorchenden Schar, wenn die Stunde da ist und wenn Blick und Wort fragen: wie die Eiszeiten wirkten und die Denkmäler der Vorzeit entstanden, wie die Geestrandsiedlungen wurden neben dem breiten Elbbett, wie die Marsch dem Strome abgerungen wurde durch Deichanlagen, wie das niedersächsische Bauernhaus wuchs von seinen kunstlosen Anfängen bis heute, wo es wie aus dem Boden gewachsen erscheint, eingeschmiegt in die Landschaft, wie der Geestabhang zwischen Bergedorf und Geesthacht entstand, was die Dorf- und Flurnamen sagen, du mußt wissen vom Heidjäger, von Störtebeker, von den alten Sagen um den Karlstein, um den Falkenberg, um das Ritzebüttler Schloß und andre Schlösser u. a. m. Lindes „Niederelbe", seine „Lüneburger Heide", Schwindrazheims „Hamburg", das Quickbornbüchlein „Hamburgische Straßennamen" und ganz besonders auch das vielseitige „Heimatbuch" der Pädagogischen Vereinigung von 1905 (bei Boysen in Hamburg erschienen) werden dem Lehrer willkommene Führer, Freunde sein, wenn er in diesem Sinne seine Aufgabe sieht.

Und nun habe ich mich in diesem letzten Abschnitt wohl gar zu sehr auf die Eigenart meiner norddeutschen Heimat und damit für norddeutsche Leser eingestellt. Aber — nicht wahr? — auch die Leser in anderen Teilen Deutschlands verstehen, daß es nicht anders sein kann; daß es im Wesen der neuen Schule liegt, statt in die mehr oder weniger unbekannte Ferne zu schweifen, sich fest mit dem erreichbaren Stück Heimat zu verbinden und es in seiner ganzen Tiefe zu umfassen. Anders will die Nennung norddeutscher Bücher nichts sagen, als jeden Erzieher veranlassen, nun auch sein näheres Zuhause mit der gleichen Vielseitigkeit, mit der gleichen Liebe zu studieren, damit er an seinem Orte Künder und Erwecker werde.

So wird die neue Schule bei allem, was sie anfaßt, hineingreifen in die ewigen Menschheitswerte, hineinschauen in das Menschheitsreich der Brüderlichkeit und dabei stets an den natürlichen Boden der Heimat, des Volkes sich gebunden fühlen. Je mehr sie Kulturgemeinschaft wird, der Gemeinschaftsgedanke und eine natürliche Erziehung sich durchsetzen, desto mehr wird sie mithelfen, die Begriffe national und international aus ihrer Erstarrung zu lösen und zu vereinigen.

Nicolaus Henningsen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 14/15 2. Juli-/1. Augustheft

Zur freundlichen Beachtung. Der Kampf für das Recht eines schwer mißhandelten deutschen Mannes — ein Kampf, den der „Vortrupp" in der Doppelnummer 13/14 des Jahrganges 1919 begonnen hat, und den durchzuführen uns Ehrenpflicht ist — nötigt uns auch jetzt, wie im vorigen Jahre, wegen des auch diesmal noch dafür erforderlichen Umfanges des Leitaufsatzes eine Doppelnummer herauszugeben. Die nächsterscheinende Nummer des „Vortrupp" ist also das zweite Augustheft Nummer 16.

Schriftleitung des „Vortrupp".

Freiburger Zustände.

Hamburg, den 30. Juni 1920.

Diese Dinge haben uns bereits mehrfach, darunter einmal sehr eingehend, beschäftigt. Sie fallen in keines der besonderen Gebiete der „Vortrupp"-Arbeit; und dennoch macht mir die Arbeit an ihnen das Herz fast wärmer als die Arbeit für irgend etwas Andres: Gilt es doch hier den Kampf für das Recht — und welche Kulturarbeit ist nicht letzten Endes zur Fruchtlosigkeit verurteilt, so lange in den Staaten, wo sie geschieht, noch Unrecht Recht bleiben kann? Darum ist diese Arbeit „Vortrupp"-Arbeit, wenn irgend etwas in der Welt das ist. Möge — darum bitte ich ganz ausdrücklich — keiner unsrer Leser die Mühe scheuen, die Dinge, die ich ihnen heute vorzutragen habe, in allen Einzelheiten in sich aufnehmen und zu durchdenken: Gerade Der, dem diese Einzelheiten von Haus aus fremd sind, kann aus ihnen unendlich viel Praktisches auch für seinen eignen Kampf ums Dasein lernen; den kämpft man besser und erfolgreicher, wenn man einmal an einem, übrigens höchst fesselnden, Einzelfalle gesehen hat, mit welchen Mitteln der Ruin eines Menschen herbeigeführt werden kann.

Ich gebe die folgenden Darlegungen punktweise, weil sie dadurch übersichtlicher werden:

I. Rückblick. (Ziffer 1.)

1. Im Doppelheft 13/14 vom Juli 1919 schrieb ich den Leitaufsatz „Veit Valentin". Das Ergebnis dieses, auf eingehendstem Durcharbeiten der einschlägigen Urkunden aufgebauten, Aufsatzes war, ganz kurz zusammengefaßt, so:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 5. Februar 1917 wurde der außerordentliche Professor der Geschichte, Dr. phil. Veit Valentin in Freiburg im Breisgau durch eine Verfügung des damaligen badischen Kultusministers Dr. Hübsch aus seiner Stellung gestoßen. Die Lehrtätigkeit an der Universität Freiburg wurde ihm durch diese Verfügung sofort untersagt, im Vorlesungs-Verzeichnisse des bevorstehenden Sommer-Semesters wurde er gestrichen. Die Verfügung kündigte ihm ferner an, diesem tatsächlichen sofortigen Hinauswurf werde noch ein weiterer offizieller Hinauswurf, nämlich durch Entziehung der Lehrberechtigung, der „venia legendi", folgen, wenn er nicht bis spätestens gegen Ende des Sommer-Semesters 1917 freiwillig auf diese verzichte. Auch nur diese Frist zu erstrecken, wurde von vornherein abgelehnt. Diese Maßregelung, die also Professor Valentins berufliche Existenz zunächst vernichtete — ihr genauer Wortlaut ist in meinem genannten Aufsatze abgedruckt — gründete sich auf zwei Fälle, auf den Fall Valentin-Coßmann und auf den Fall Valentin-v. Below. Meine genaue, in jenem Aufsatze niedergelegte, Untersuchung beider Fälle hat, wie jener Aufsatz ausweist, zu dem folgenden Gesamtergebnis geführt:

Fall Valentin-Coßmann: Valentin, damals arbeitsverwendungsfähiger, für Armierungstruppen nicht geeigneter Soldat in Freiburg im Breisgau, soll am 23. Juli 1916 eine zeitweise Tätigkeit beim Auswärtigen Amt in Berlin antreten. Auf der Reise dahin besucht er Professor Coßmann, den Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte" in München, einen alten Bekannten. Es entsteht ein vertrauliches politisches Gespräch. Gleich in dessen Beginn schleudert Coßmann gegen den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg den Vorwurf fortgesetzten Lügens, wobei Coßmann gleichzeitig den hauptsächlichsten Gegner des Kanzlers, Tirpitz, aufs Höchste preist. Valentin wehrt den Vorwurf gegen den Reichskanzler ab und erklärt dabei, er seinerseits glaube vielmehr an gewisse (allerseits und auch Coßmann bekannte) Gerüchte über eigenartige Zahlenbehandlung durch Tirpitz. Nach freundschaftlichem Auseinandergehen bringt Coßmann diese vertraulichen Äußerungen Valentins an Tirpitz und an das bayerische Kriegsministerium, sowie an die große Öffentlichkeit. Coßmann tut das unter schwerstem Vertrauensbruche als Mensch und als Redakteur; diesen Vertrauensbruch gesteht Coßmann gegenüber dem berühmten Erich Marcks selbst zu. Marcks bezeichnet Coßmanns Vorgehen als entsprungen aus einer Logik, die zu politischem Diebstahl und politischem Mord führe; er erklärt den vollkommenen Abbruch seiner persönlichen und literarischen Beziehungen zu Coßmann als die unvermeidliche Folge von Coßmanns Handlungsweise. Coßmann drängt so Valentin einen Existenzkampf auf. Zum Zwecke der Abwehr in diesem Kampfe schreibt ihm Veit Valentin am 16. September 1916 einen Brief, der durch und durch gutgläubig ist, in der Form aber zu weit geht, daher Coßmann Gelegenheit gibt, einen Beleidigungsprozeß gegen Valentin einzuleiten, und so das Interesse der Öffentlichkeit vom Kernpunkt der Angelegenheit, Coßmanns Vertrauensbruch, auf Nebensächlichkeiten zu lenken. Selbst in diesen Nebensächlichkeiten müßte Coßmann nachweislich zu mindestens vier Fünfteln noch unterliegen, wenn Valentin nicht plötzlich in einem Schwächeanfall einen gänzlich unzweckmäßigen Vergleich schlösse.

Fall Valentin-v. Below: Valentin übersendet im Sommer 1916 eine von ihm verfaßte Kritik eines Buches des Grafen Reventlow, des bekannten Leitartiklers der „Deutschen Tageszeitung", an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinen Fakultätskollegen, den Geheimen Hofrat Professor Dr. phil. Georg v. Below, damals Prorektor der Universität Freiburg, auch Vorstandsmitglied des „Alldeutschen Verbandes". Herr Geheimrat v. Below beantwortet diese Zusendung mit einem Briefe, dessen Schlußsatz die Unhöflichkeit enthält, die Ausdrücke, mit denen Valentin Reventlow belege, gereichten Valentin nicht zur Ehre. Valentin erwidert diese Unhöflichkeit mit einer andern, indem er am Schluß seines Antwortbriefes Herrn Geheimrat v. Below bittet, die Beziehungen zu ihm in Zukunft lediglich in den äußeren Formen kollegialer Höflichkeit fortsetzen zu wollen. Darnach verursacht Herr Geheimrat v. Below einen 14 Tage später erscheinenden anonymen Artikel in den „Alldeutschen Blättern" und gesinnungsverwandten Tageszeitungen, dessen Schlußabsatz nur dahin verstanden werden kann, Valentin habe sich ohne berechtigte Gründe der ihm unbequemen Militärpflicht entzogen oder entziehen lassen, und der übrigens die ganz unmißverständliche Aufforderung an die Militärbehörden enthält, den Professor Veit Valentin wieder militärisch einzuziehen und zwar zur Strafe für die Betätigung seiner, dem Geheimrat v. Below, den „Alldeutschen Blättern" usw. unbequemen politischen Gesinnung. Daß ein deutscher Hochschullehrer so handeln könne, erscheint zuerst so unglaublich, daß die Behauptung der „Alldeutschen Blätter", die betreffende Zuschrift stamme „aus Hochschulkreisen", zunächst in einer Zeitschrift vom Range der „Deutschen Politik" öffentlich bestritten wird: „In Deutschland steht die Universität zu hoch, als daß man von ihr annehmen sollte, daß ihre Mitglieder der Denunziationen fähig wären."

Bei dieser Sachlage bin ich in jenem Aufsatze zu dem Endergebnis gekommen: Es fehlt j e d e, aber auch wirklich j e d e rechtliche oder auch sittliche Grundlage, Veit Valentin die Lehrberechtigung vorzuenthalten. Und ich habe gefordert: Erstens die sofortige Aufhebung des gegen Valentin ergangenen Ausstoßungsbescheides vom 5. Februar 1917. Zweitens ein Disziplinargesetz für badische außerordentliche Professoren (und Privatdozenten), das deren, gegenwärtig bestehende, vollkommene Rechtlosigkeit aufhebe. Drittens ein Disziplinarverfahren gegen Herrn Geheimrat v. Below (wegen der angegebenen Tat und wegen einer weiteren Tat, von der auch heute noch einmal die Rede sein wird).

Die weiteren Stellen im „Vortrupp", die sich mit der Angelegenheit befassen, stelle ich in der Fußnote zusammen*).

II. D i e F a k u l t ä t s b r o s c h ü r e. (Ziffer 2 bis 5.)

2. Unmittelbar nach dem Erscheinen meines Aufsatzes erfolgte eine entsprechende „kurze Anfrage" im badischen Landtage; die philosophische Fakultät der Universität Freiburg versandte eine Erklärung an die Presse, worin sie unter anderm behauptete, ich hätte „weitaus die meisten Aktenstücke, ohne die eine objektive Beurteilung des Falles unmöglich ist, nicht eingesehen und gar nicht einsehen können", und worin unter anderm weiter erklärt wurde, „die Fakultät sieht sich übrigens

*) Jahrgang 1918 Nr. 23, S. 458, Absatz 1; Jahrgang 1919 Nr. 2, S. 63, Spalte 2; Nr. 15, S. 471 bis 474; Nr. 16, S. 502 bis 503 (mit Druckfehlerberichtigung in Nr. 19, S. 605, Spalte 2); Nr. 20, S. 632, Spalte 2; Jahrgang 1920 Nr. 4, S. 116, Spalte 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genötigt, nunmehr das ganze, zur Beurteilung des Falles nötige, Aktenmaterial zu veröffentlichen".

3. Diese Erklärung der Fakultät erfolgte bereits im Juli 1919. Nach Ablauf von sechs Monaten kam das Werk der Fakultät heraus. Es trägt den Titel: „Der Fall Valentin. Die amtlichen Urkunden. Im Auftrage der Philosophischen Fakultät zu Freiburg i. Br. herausgegeben und eingeleitet von Dr. Felix Rachfahl, o. Professor der Neueren Geschichte an der Universität Freiburg i. Br.". Das Buch ist erschienen im Verlage von Duncker & Humblot, München und Leipzig, 1920. Ich habe den „Vortrupp"-Lesern im zweiten Februarheft von 1920 (noch bevor das Buch mir selbst zugegangen war) von dem Erscheinen Kenntnis gegeben. — Die Aktensammlung selbst enthält 55 Aktenstücke, zeitlich geordnet, das älteste vom 11. August 1916, das jüngste vom 13. Mai 1917. Die Aktenstücke sind fortlaufend mit Nummern in arabischen Ziffern (Nr. 1, 2 usw.) versehen, und die Seiten, worauf sie stehen, tragen ebenfalls arabische Ziffern (S. 1, 2 usw.); die Einleitung des Herrn Professor Rachfahl dagegen, betitelt „Vorbemerkungen", trägt Seitenbezeichnungen mit römischen Ziffern (S. III, IV usw.). Diese Angaben sind hier nötig, um genaue Anführungen zu ermöglichen.

4. Nach genauer, immer wiederholter Durcharbeitung der Aktensammlung stelle ich fest, daß die Behauptung der Fakultät, mir seien bei der Abfassung meines Aufsatzes vom Juli 1919 die weitaus meisten maßgeblichen Aktenstücke nicht zugänglich gewesen, schlechthin unrichtig ist. Vielmehr enthält die ganze Aktensammlung der Fakultät überhaupt nichts, schlechthin gar nichts, wodurch gegenüber meiner Darstellung Valentin mehr belastet erschiene. Die Fakultät selbst behauptet das Gegenteil, wie die Einleitung ausweist, auch nur von den Urkunden Nr. 30, 31 und 44; auch da aber ist das unzutreffend, wie ich unter Ziffer 13 zeigen werde. Dagegen unterläßt die Fakultät es ihrerseits, mehrere Aktenstücke vorzulegen, darunter eines von allergrößter Wichtigkeit (s. unten Ziffer 14). — Neues, und zwar sehr schwer belastendes Neues bringt die Aktensammlung der Fakultät allerdings gegen Valentins Hauptgegner in Freiburg, nämlich gegen Herrn Geheimrat v. Below.

5. Ich zweifle nicht daran, daß der Fakultät selber dieses Versagen ihres „Aktenmaterials" für den von ihr verfolgten Zweck klar geworden ist, sobald sie das Material gesammelt vor sich liegen hatte; und diese meine Überzeugung ist mir durch manche Nachrichten, die ich inzwischen aus Freiburg erhalten habe, bestätigt worden. Diese Enttäuschung ist meines Erachtens auch der Grund dafür gewesen, daß die Fakultät nicht, wie das ja der Sinn ihrer Ankündigung war*), einfach das

*) Vgl. „Vortrupp" 1919 Nr. 15, S. 472, Spalte 2, Nr. 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aktenmaterial veröffentlicht hat und es durch sich selbst hat wirken lassen. Diese Sachlage hat die Fakultät vielmehr eben genötigt, dem Aktenmaterial die bereits genannte Einleitung des Herrn Professor Rachfahl vorangehen zu lassen, eine ausgeprägte, scharfe, gegen Professor Veit Valentin gerichtete Parteischrift der Fakultät, die sich über 58 Druckseiten erstreckt und damit ziemlich genau halb so lang ist, wie das ganze Aktenmaterial selbst, das 119 Druckseiten umfaßt. Über das Wesen dieser „Darstellung" sagt Herr Professor Rachfahl auf ihrer Seite VIII unter anderm: „sie ist auch dazu bestimmt, irrige Angaben und Ansichten Poperts fortlaufend zu berichtigen", und (das ist besonders wichtig, namentlich auch mit Rücksicht auf Ziffer 8 weiter unten) „Sie ist keine Privatarbeit des Herausgebers, sondern hat einer Kommission von drei Mitgliedern der Fakultät vorgelegen". Wir haben es also in dieser Einleitung mit einer hochoffiziellen Kundgebung der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg zu tun. Wobei ich allerdings aus Gerechtigkeitsgründen auf die Zuschrift des Freiburger Akademikers wieder hinweisen will, die wir im „Vortrupp" Nr. 15 von 1919 veröffentlicht haben*), und die im Interesse der Naturwissenschaftler und Mathematiker Freiburgs ausdrücklich feststellt, daß die Freiburger „Philosophische Fakultät" neuerdings nur noch eine solche im engeren Sinne ist, die nur noch Philosophie, Geschichte, Philologie usw. umfaßt, während die Naturwissenschaftler und Mathematiker jetzt eine eigene Fakultät bilden. Die Freiburger Professoren der Mathematik und Naturwissenschaft sind also für die ganze Behandlung Veit Valentins durch die philosophische Fakultät und namentlich auch für die „Vorbemerkungen" des Herrn Professor Rachfahl nicht mitverantwortlich.

III. Der Fall Valentin-Coßmann. (Ziffer 6 bis 8.)

6. In der Angelegenheit Coßmann hatte ich in meinem großen Aufsatz im „Vortrupp" selbst gesagt, daß, wenn es in dem Prozesse Valentin-Coßmann zu einem Urteil gekommen wäre, irgend eine Verurteilung Veit Valentins hätte erfolgen müssen, weil nämlich Veit Valentin Coßmanns Handlungsweise, wie sie sich Valentin darstellte, so genannt hatte, wie sie in der üblichen deutschen Sprache heißt, und weil infolgedessen nach unsrer bestehenden Gesetzgebung über Beleidigung „formale Beleidigung" vorlag: Veit Valentin hatte, wie ich es genannt habe, „ein Wort zuviel" gesagt. Die Fakultät füllt nun einen erheblichen Teil ihrer Parteischrift mit immer erneuten Versuchen, darzutun, wenn man das sage, so sage man zuwenig; es liege hier mehr vor, als „ein Wort zuviel". Dieser ganze Versuch ist erstens deshalb ein Luftstoß, weil, selbst wenn die Fakultät damit recht hätte, angesichts dessen, was unter Ziffer 7 auszuführen sein wird, auch Das

*) Daselbst S. 474, Spalte 1, Nr. 4.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

am Endergebnis nichts ändern würde. Außerdem aber ist auch die Art, wie die Fakultät diesen Versuch als solchen macht, so unbeschreiblich unbeholfen, daß lediglich das Folgende darüber zu sagen ist: Warum glaubt eigentlich so oft jemand, der von juristischen Dingen, auch den einfachsten, wie zum Beispiel dem Grundwesen des Prozesses, schlechthin nichts versteht und von Berufs wegen auch nichts zu verstehen braucht, ohne weiteres darüber Maßgebliches mitreden zu können? Während ihm das auf einem andern Gebiete, zum Beispiel dem der Chemie oder der neueren Geschichte, sicher nicht einfallen würde, wenn er weder von den Methoden der chemischen noch der historischen Untersuchung eine Ahnung hätte. Mit wie völliger Hilflosigkeit der Vertreter der philosophischen Fakultät Freiburgs, Herr Professor Rachfahl, an diese Dinge herangeht, das zeigt auf den ersten Blick das Folgende: Ihm liegt daran (ganz berechtigterweise), seinem Publikum klarzumachen, welche Wendungen Valentins es eigentlich waren, die den Gegenstand des Verfahrens im Prozesse Coßmann-Valentin bildeten. Das steht nun mit ungeheuerster Deutlichkeit in dem Eröffnungsbeschluß des Amtsgerichts München, der die Nr. 24 der Aktensammlung bildet; jeder Student der Rechte, etwa vom vierten Semester an, hätte Herrn Professor Rachfahl die Auskunft geben können, daß durch den Eröffnungsbeschluß die Tat, die den Gegenstand der Urteilsfindung bildet, schlechthin maßgeblich festgestellt wird. Anstatt nun einfach auf die Nr. 24 der Aktensammlung zu verweisen, bezieht sich Herr Professor Rachfahl auf Seite XXX auf ein gänzlich gleichgültiges stenographisches Protokoll, das eine „Zusammenfassung des Vorsitzenden" wiedergibt. Wohlverstanden, diese Zusammenfassung des Vorsitzenden enthält gar nichts Unrichtiges, es handelt sich anscheinend einfach darum, daß der Vorsitzende vorschriftsmäßig den Eröffnungsbeschluß verlesen hat; worauf ich hier Wert lege, ist nur die, durch die naturgemäße völlige Unkenntnis des Herrn Professor Rachfahl in diesen Dingen bedingte, falsche Grundeinstellung über Das, worauf es ankommt und worauf nicht. Diese falsche Grundeinstellung spricht sich dann in einer Anzahl von Einzelheiten aus, die für den Fachmann geradezu lustig wirken würden, wenn es sich nicht um eine so verteufelt ernste Sache handelte. Zum Beispiel: Der Vorsitzende in der Hauptverhandlung Coßmann-Valentin hat, wie Herr Professor Rachfahl auf Seite XXXIX anführt, selbst, sehr zutreffendermaßen, gesagt, „wenn es zu einem Vergleiche kommt, so ist das Urteil kein definitives". Trotzdem redet Herr Professor Rachfahl, mit einer geradezu entwaffnenden Sachunkenntnis, hinsichtlich dieses Prozesses, in dem niemals auch nur ein Urteil erster Instanz gefällt worden ist, andauernd von den im Prozesse erfolgten Feststellungen (Seite XLI), davon, daß etwas „gerichtlich festgestellt" (ebenda), oder „gerichtlich erwiesen" (Seite XLV) sei, behauptet (Seite XLI), „das Gericht stellte sich jeden-

falls nicht auf den Standpunkt, daß". Die Fakultätsveröffentlichung meint damit von ihr behauptete Äußerungen des Verhandlungsvorsitzenden, ist sich also nicht einmal darüber klar, was mindestens jeder Referendar weiß, der eine Woche lang in einem Schöffengericht gearbeitet hat: daß solche Äußerungen des Vorsitzenden während der Verhandlung, wie sie hier behauptet werden, immer nur auf höchstpersönliche Rechnung des Äußernden gehen und daß sie nicht einmal die Richter erster Instanz in irgend einer Weise binden: Kommt es zum Urteil, so können die Schöffen den Vorsitzenden völlig überstimmen, ganz abgesehen davon, daß dieser selbst in der Beratung, oder auch schon vorher unter dem Eindruck der Plädoyers, seine bisherige Meinung völlig wechseln kann. Wohltuend ist es dann auch, wie, zum Beweise dieser Äußerungen des Vorsitzenden während der Verhandlung und zu sonstigen Zwecken des Herrn Professor Rachfahl, wiederum jenes „stenographische Protokoll" herangezogen wird, das zwar von keinem der Beteiligten geprüft oder gar anerkannt ist, das aber „als authentisch angesehen und herangezogen werden kann, da es vom bayerischen Kammerstenographen aufgenommen wurde" (Seite XXX). Erquickend ist es, wie die Fakultät schon am 18. Oktober 1916 über den Ausgang des Prozesses Valentin-Coßmann „nicht im Zweifel ist" (Seite XXIII): Man mache sich einmal klar, daß nicht allein erst am 2. November 1916 das Hauptverfahren eröffnet worden ist (Urkunde Nr. 24), sondern daß am 18. Oktober 1916, als die Fakultät also schon keine „Zweifel" mehr hatte, überhaupt noch nicht einmal die Klagbeantwortung Veit Valentins in den Händen des Gerichtes in München war; sie (Urkunde Nr. 16 der Aktensammlung) ist, wie ihr Kopfdatum zeigt, erst am 17. Oktober in Berlin fertiggestellt worden. Am 18. Oktober wußte mithin noch nicht einmal das Gericht, geschweige denn die Fakultät, was Veit Valentin gegenüber Coßmanns Anschuldigungen überhaupt vorzubringen habe. Die Fakultät kann also das, was sie zu dieser Zeit über die Sache dachte, lediglich aus dem großen Pressefeskandal bezogen haben, den Coßmann und seine Hintermänner gegen Valentin veranstaltet hatten. Aber nein, irgend welche Zweifel zugunsten ihres Kollegen Veit Valentin hatte sie nicht mehr; Erich Marcks' für Coßmann vernichtender Brief vom 19. September 1916*) war zwar damals auch schon längst veröffentlicht, aber den hatte sie wohl übersehen. — Und ungemein bezeichnend für die Fähigkeit der Fakultätsveröffentlichung, Beweise zu würdigen, ist auch das folgende Stückchen: In meinem großen Aufsatze im „Vortrupp" 13/14 von 1919 habe ich gesagt**), Coßmann behaupte zwar, es gebe außer seiner Hauptstütze Heuß noch andere Personen, die in der Lage wären, zu bekunden, daß Valentin die bekannte Diebstahlsgeschichte auch bei

*) Vortrupp Nr. 13/14 von 1919 S. 396.
**) Seite 405 daselbst.

anderer Gelegenheit erzählt habe; soweit sich aber bisher ermitteln lasse, wisse keine dieser Personen etwas anderes, als daß eine andere Person wieder von jemandem anders gehört habe, Veit Valentin solle Dies oder Das gesagt haben. Diese meine Behauptung wird nun geradezu wörtlich bestätigt durch den drittletzten Absatz der Urkunde Nr. 12, die sogar ein Brief von Valentins Hauptgegner, v. Below, ist; und trotzdem erklärt Herr Professor Rachfahl in seiner Note 1 auf S. XXI zu jener meiner Darlegung großartig, „man vergleiche mit dieser Argumentation das oben erwähnte Aktenstück Nr. 12 der Publikation"*). Man bekommt an dieser Stelle so recht den Eindruck, der sich überhaupt häufig wiederholt, ein wie irriges Bild der Angelegenheit jeder erhalten muß, der, was sicher oft geschehen wird, nur gläubig die Streitschrift der Fakultät liest, ohne die darin zitierten Aktenstücke selbst zu prüfen**). — Und da Herr Professor Rachfahl, infolge dieser völligen Unkenntnis und dieses gänzlichen Erfahrungsmangels in juristischen und gerichtlichen Dingen, ganz naturgemäß völlig außerstande ist, meine eingehende Beweisführung dafür, warum große Bedenken dagegen bestehen, daß man die Bekundung von Coßmanns Hauptzeugen, Heuß, „als objektiv durchschlagend ansehe"***), auch nur nachzuprüfen, geschweige denn zu widerlegen, so sucht er sich da zu helfen (Seite XLII) mit dem etwas kindlichen Satz: „Popert überschätzt augenscheinlich die Beweiskraft seiner ‚Darlegungen'". Daß man damit Eindruck machen kann auf Leute, denen die Nachprüfungsfähigkeit fehlt wie einem selber, bezweifle ich nicht, wer aber selbst nachzuprüfen fähig ist, erkennt die Hohlheit dieser Methode ohne weiteres. — Alles in allem: Der ganze Versuch der Fakultätsveröffentlichung, Valentin in den Tatsachen schwerer zu belasten als er tatsächlich belastet ist, und als ich es von vornherein zugrunde gelegt habe, ist von Unkundigen und mit völlig untauglichen Mitteln versucht worden; alle diese Ausführungen der Fakultätsveröffentlichung sind schlechthin wertlos.

7. Im übrigen ist das sogar noch nebensächlich. Denn selbst wenn Valentin, in seiner Verteidigung gegen Coßmanns Angriff auf sein ganzes berufliches und bürgerliches Dasein, etwas mehr, ja, wenn er sogar wesentlich mehr getan hätte, als „ein Wort zuviel" zu sagen, — selbst dann würde angesichts der Vernichtung seiner Existenz, die,

---

*) Im Text bei Rachfahl ist infolge eines Druckfehlers anstatt „Nr. 12" vielmehr „Nr. 11" gesagt; daß Nr. 12 gemeint ist, steht außer Zweifel, weil Nr. 11 gar nichts zu dieser Sache Gehöriges enthält, und weil außerdem „oben", nämlich in der Schlußzeile von Seite XX, Nr. 12 genannt ist, die sich ja eingehend mit diesen Dingen befaßt.

**) Einer der fraglichen fünf Zeugen Coßmanns weiß übrigens wirklich selbst etwas: Das ist der Privatdozent Dr. Walter Friedländer, und der weiß, daß Valentin ihm die Sache von den U-Boots-Ziffern gerade ohne die Diebstahlsgeschichte erzählt hat! Das hat er Valentin ausdrücklich bestätigt.

***) S. 403/404 im „Vortrupp" Nr. 13/14 von 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter Beihilfe und lebhaftestem Beifall der philosophischen Fakultät Freiburgs, das frühere badische Kultusministerium durch den Ausstoßungsbescheid vom 5. Februar 1917 vorgenommen hat, immer noch jeder urteilsfähige Mensch die Frage stellen: Wie will man das nicht nur menschlich, sondern auch moralisch und juristisch verantworten: in dieser Sache, wo Valentin in dem allerurbildlichsten Falle der „Wahrnehmung berechtigter Interessen" war, gegenüber einem Vertrauensbruche von ganz beispielloser Häßlichkeit? Die Fakultät und ihr Kämpfer Rachfahl wissen ganz genau, daß jeder urteilsfähige Mensch so fragt; und gegenüber diesem, sie und das frühere badische Kultusministerium unausweichlich bedrängenden, schwersten Vorwurfe suchen sie sich zu verteidigen, indem sie sich auf einen menschlichen, juristischen und sittlichen Standpunkt stellen, der wohl noch niemals vertreten worden ist. Sie sind offenbar sehr stolz auf diesen Standpunkt, denn sie wiederholen ihn immer wieder. Ich kann auf jede schmückende Darstellung verzichten und einfach wörtlich anführen, was die Fakultätsveröffentlichung uns hier vorsetzt:

> Seite XVIII. „Es war für sie [die Fakultät] vollkommen „Nebensache", ob Coßmanns Verfahren als Mensch und Redakteur gegen Valentin zu billigen war."
>
> Seite XXXVII. „Sie [die Fakultät] hatte sich nicht um irgendwelche Handlungen Coßmanns zu kümmern, von denen sie nichts wußte, von denen sie schlechterdings eine erschöpfende Kenntnis nicht bekommen konnte, und die sie auch gar nichts angingen, um zu prüfen, ob sie etwa ebenso oder gar noch schlimmer zu beurteilen wären, wie die Valentins."
>
> Seite XL. „Es ist nicht unsere Aufgabe, in eine Prüfung dieser Materie [ob Valentins Behauptungen ‚objektiv richtig', die Coßmanns ‚subjektiv unrichtig' gewesen seien] einzutreten, wie die Fakultät überhaupt den Anspruch ablehnen muß (das ist schon betont worden), sie hätte im Falle Coßmann-Valentin kompensierend Stellung nehmen müssen, — sie hatte über diesen als Ganzes überhaupt kein Urteil zu fällen."
>
> Seite XLI. „Darum kam für sie [die Fakultät] die Frage, ob der Vertrauensbruch Coßmanns die ‚Hauptsache' dabei war, und ob es diesem gelungen war, den Umstand auszunützen, daß ihm Valentin unvorsichtigerweise die Gelegenheit geboten hatte, gegen Valentin zu klagen, ‚und so das Interesse der Öffentlichkeit vom Kernpunkte der Angelegenheit, Coßmanns Vertrauensbruch, auf Nebensächlichkeiten zu lenken', völlig außer Betracht."
>
> Seite XLI. „Ob und inwieweit das letztere zutrifft [daß Valentin in Wahrnehmung berechtigter Interessen handelte], das festzustellen, war die Aufgabe des Gerichts, eventuell (wenn es nicht zum Vergleiche gekommen wäre) bei der Strafbemessung, nicht aber der Fakultät."
>
> Seite LIII/LIV. „Für sie [die Fakultät] kam es nicht in Betracht, ob Coßmann den ganzen Streit provoziert, ob er einen Vertrauensbruch begangen ... hatte."

Über diesen Standpunkt kann man nun nichts weiter sagen, als daß die immerhin günstigste Auffassung, die man von ihm noch haben kann, die ist, daß er eine geradezu unbeschreibliche Naivität darstellt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg und ihrem Kämpfer, Herrn Professor Rachfahl, vorbehalten geblieben, zu verkünden, daß in Disziplinarsachen die allerelementarsten Rechtsbegriffe, die sonst — ob in Straf- oder in Disziplinarsachen — Gemeingut der ganzen zivilisierten Menschheit sind, auszuscheiden haben. Wer in aller Welt hat denn von der Fakultät oder von dem früheren badischen Kultusministerium verlangt, daß sie Handlungen Coßmanns beurteilen sollten in dem Sinne, daß sie dann einen Spruch gegen Coßmann fällen sollten? Aber daß die Beurteilung des Fehlgriffes Valentins (wenn überhaupt einer vorlag), nicht nur strafrechtlich, sondern auch disziplinär eine elementar verschiedene sein mußte, je nachdem er etwa böswillig und grundlos einen harmlosen, unschuldigen Coßmann mit beleidigenden Angriffen überfallen hatte, oder vielmehr in wirklich heiligster Abwehr gegen einen der übelsten je begangenen Vertrauensbrüche handelte — *das versteht sich in der ganzen übrigen Welt in Disziplinarsachen genau so sehr von selbst wie in Strafsachen*. Was ist das für ein unglaubliches Zeugnis, das die Fakultät sich selbst und dem früheren badischen Kultusministerium damit ausstellt, wenn sie also erklärt, es sei nicht Sache der Fakultät gewesen, festzustellen, ob Valentin in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe! Was ist das für eine geradezu erschütternde juristische Auffassung, wenn sie sich also darauf beruft, sie habe von irgendwelchen Handlungen Coßmanns nichts gewußt, auch von ihnen schlechterdings eine erschöpfende Kenntnis nicht bekommen können! Ja, erstens ist das ja gar nicht wahr; wenigstens enthalten die Gerichtsakten und die sonstigen Sachen, aus denen sich die Fakultät ihre „Kenntnis" über die „Handlungen" Valentins gebildet hat, doch mindestens genau so viel über die „Handlungen" Coßmanns. Und wenn das selbst anders läge, ist den Mitgliedern der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg *allein unter allen Sterblichen* noch nie etwas davon zur Kunde gekommen, daß nach den Grundsätzen jeder Rechtsprechung zivilisierter Menschen, sei es in Strafsachen, sei es in Disziplinarsachen, die Behauptungen des Angeschuldigten auch über das Verhalten seines Gegners solange zugrunde zu legen sind, bis sie widerlegt sind? Um das Vorgehen der Fakultät und des früheren badischen Kultusministeriums gegen Veit Valentin als schlechthin ungeheuerlich zu verurteilen, genügt (auch von allem andern abgesehen, was schon gesagt ist und noch zu zu sagen sein wird) *dieses* nicht wieder zu beseitigende Selbstzeugnis der Fakultät. Schon durch *dieses* Selbstzeugnis ist bewiesen, daß das gegen Valentin beliebte Verfahren der Fakultät und des früheren badischen Kultusministeriums nicht von denjenigen Grundsätzen getragen war, die im Leben zivilisierter Menschen die unbedingte Voraussetzung jeder ordnungsmäßigen, sei es kriminellen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sei es disziplinären, Rechtspflege in Beleidigungssachen sind. Und damit steht schon jetzt fest: Dem gegen Veit Valentin geübten Verfahren fehlt jede, aber auch jede rechtliche oder sittliche Grundlage. (Von der schreckenerregenden Unmenschlichkeit des ganzen Verfahrens sogar ganz abgesehen.)

8. Vielleicht ist Herrn Professor Rachfahl und seiner Kontroll-Kommission doch nicht ganz wohl dabei gewesen, als sie die unter Ziffer 7 beschriebenen wundervollen Grundsätze aufstellten; ich vermute wenigstens, daß dieses Mißgefühl, dieses dunkle Bewußtsein, daß man doch noch nach anderm Schutz suchen müsse, der Grund gewesen ist für das folgende ziemlich unbeschreibliche Vorgehen:

Daß Valentin gegenüber Coßmann als in Wahrnehmung berechtigter Interessen handelnd anzusehen war, das hatte zur Voraussetzung, daß Valentin in allen den fünf Punkten, wo er in seinem Briefe vom 16. September 1916 Herrn Professor Coßmann bewußte Unwahrheit vorgeworfen hatte*), dies gutgläubig getan hatte, daß also Valentin, als er seinen Brief vom 16. September 1916 an Coßmann schrieb, davon überzeugt war, daß Coßmann wirklich in allen jenen fünf Punkten bewußt die Unwahrheit gesagt habe. — Daß nun Valentin in allen diesen fünf Punkten diese Überzeugung tatsächlich gehabt hat, das habe ich in meinem großen Aufsatze im „Vortrupp" Nr. 13/14 von 1919 eingehend dargetan, das Ergebnis, daß es so sei, habe ich dort immer wieder betont. Herr Professor Rachfahl hat nun nicht etwa versucht, meinen eingehenden Beweis dafür zu entkräften, sondern er hat ganz etwas anderes gemacht. Was das ist, ergibt sich, wenn man einfach nebeneinanderstellt, was ich in jenem großen Aufsatze im „Vortrupp" gesagt habe, und was Herr Professor Rachfahl in der Fakultätsveröffentlichung seinen Lesern darüber erzählt, was ich da gesagt hätte:

Popert im „Vortrupp" Nr. 13/14 von 1919.	Herr Professor Rachfahl in den Vorbemerkungen zur Fakultätsveröffentlichung.
Seite 418. „Wo ist aus diesem Bescheide des Kultusministeriums zu ersehen, daß, weil das so ist, es ausschließlich auf die Gutgläubigkeit Veit Valentins ankam? Wo, daß diese Gutgläubigkeit in allen Punkten außer Zweifel steht, und daß — möglicherweise von einem einzigen Punkte abgesehen — auch sonst die Beweislage für Coßmann keineswegs günstig ist?"	Seite L/LI. [Rachfahl gibt hier die Kritik Poperts an dem Bescheide des Kultusministeriums wieder, und erzählt dabei seinen Lesern], Popert habe gesagt, „daß er [Valentin] gutgläubig — ‚möglicherweise von einem einzigen Punkte abgesehen' — gehandelt hat!"
Seite 401. „Und nun kann nach dem vorliegenden Material nicht nur keine	

*) „Vortrupp" Nr. 13/14 von 1919, S. 400.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Popert im „Vortrupp" Nr. 13/14 von 1919. (Fortsetzung.)

Bösgläubigkeit Veit Valentins nachgewiesen werden, sondern vielmehr muß seine volle Gutgläubigkeit als erwiesen gelten."

Seite 405. „Veit Valentin seinerseits hat Das [daß sich Coßmann bewußt sei, daß seine gegen Valentin aufgestellten Behauptungen unrichtig seien] hinsichtlich aller fünf Punkte zweifellos geglaubt:".

Seite 407. „Aber, selbst wenn in diesem einen Punkte gegen Veit Valentin entschieden worden wäre: die Gutgläubigkeit auch in diesem Punkte (dem Punkte 4)*) konnte ihm niemals abgesprochen werden ... Auf diese Gutgläubigkeit Veit Valentins aber kam es, wie dargelegt, allein an."

Seite 408. „daß es nur auf die Gutgläubigkeit Veit Valentins ankam; daß diese klar zutage lag."

Seite 408. „schreibt ihm [Coßmann] Veit Valentin einen Brief, der durch und durch gutgläubig ist".

Herr Professor Rachfahl in den Vorbemerkungen zur Fakultätsveröffentlichung. (Fortsetzung.)

Seite LIII/LIV. „Für sie [die Fakultät] kam es nicht in Betracht, ob ... Valentin in seiner Abwehr der Coßmannschen Angriffe sonst gutgläubig gehandelt hatte, — daß das in einem Punkte**), möglicherweise nicht der Fall gewesen ist, muß auch Popert zugeben, und gerade ‚in diesem einen einzigen Punkte' war ‚die Unwahrheit der schwer beleidigenden Äußerungen des Privatklägers***) durch die Beweiserhebung erwiesen worden'".

Es ist ja offensichtlich, wie ungemein unbequem es für die von der Fakultätsveröffentlichung verfolgten Zwecke gewesen wäre, wenn deren Leser der Wahrheit gemäß erfahren hätten, daß ich die Überzeugung vertrete (und übrigens auch eingehende Nachweise für ihre Richtigkeit bringe), daß Professor Valentin in allen fünf Punkten seines Streites mit Coßmann gutgläubig war. Denn zu widerlegen waren meine Gründe für diese Überzeugung nicht, und wenn die Leser der Fakultätsveröffentlichung das erkannten, dann konnte ihnen der Standpunkt der Fakultät, daß sie sich nicht darum zu kümmern habe, ob Veit Valentin in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe (Ziffer 7), doch etwas gar zu unmöglich vorkommen. Wenn aber der Leser der Fakultätsveröffentlichung zu dem Glauben gebracht werden kann, auch Valentins „Sachwalter Popert" (Seite XXV) müsse zugeben, daß Valentins Gutgläubigkeit in einem Punkte, und nun gerade in der berühmten „Diebstahlsgeschichte", zweifelhaft sei — in dem

*) Dieser Punkt betraf die „Diebstahlsgeschichte".
**) Gemeint ist ebenfalls die „Diebstahlsgeschichte".
***) Druckfehler bei Rachfahl; er meint: des Privatbeklagten Valentin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Punkte, wovon dann Herr Professor Rachfahl eben auch noch die köstliche (vgl. oben Ziffer 6) Behauptung aufstellt, hier sei die Unwahrheit von Valentins Äußerungen „erwiesen" — wenn man den Leser der Fakultätsveröffentlichung das glauben machen kann, dann sieht es für die Fakultät schon besser aus. Der Versuch, den Leser der Fakultätsveröffentlichung das glauben zu machen, wird nun, wie die vorstehende Nebeneinanderstellung zeigt, so gemacht, daß ihm das schlichte Gegenteil dessen, was ich tatsächlich geschrieben habe, als meine Äußerungen vorgesetzt wird; wobei der Eindruck der Echtheit geschickt dadurch verstärkt wird, daß teilweise Anführungsstriche benutzt werden, die sogar manchmal Teile meiner Äußerungen umschließen, die an sich echt sind, nur allerdings bei mir in einem Zusammenhange stehn, der das Gegenteil dessen ist, was Herr Professor Rachfahl mir in den Mund legt. (Das letzte von Herrn Professor Rachfahl auf Seite LIV in Anführungsstriche gesetzte Stück kommt bei mir überhaupt nicht vor.) — Ich darf wohl im Interesse des wissenschaftlichen Rufes des Herrn Verfassers der Fakultätsveröffentlichung annehmen, daß nicht versucht werden wird, sich darauf hinauszureden, es liege hier ein unabsichtliches Versehen vor: Hier schickt eine Fakultät einer der berühmtesten Universitäten Deutschlands eine hochamtliche Veröffentlichung in die Welt; dieser Veröffentlichung legt die Fakultät, durch Ankündigung sechs Monate vorher, und durch die ganze Aufmachung, eine solche Wichtigkeit bei, wie das hier (übrigens mit Recht) geschehen ist; und zu allem Überflusse betont die Fakultät in der Fußnote 2 auf Seite VIII der Veröffentlichung deren ganz hochoffiziellen Charakter noch so ganz besonders. Dann wäre ein in einer solchen Haupt- und Staats-Aktion vorkommendes versehentliches Verkehren dessen, was ich, der in dieser Veröffentlichung amtlich bekämpfte Gegner der Fakultät, in einem Punkte von so entscheidender Wichtigkeit, wie dargelegt, sechsmal ausdrücklich gesagt habe, in sein nacktes Gegenteil — dann wäre das eine so ungeheure Unzuverlässigkeit im Arbeiten, daß der ordentliche Professor, der sich das geleistet hätte, als Mann der Wissenschaft damit erledigt wäre. Ich habe keinerlei Veranlassung, von den wissenschaftlichen Methoden des Herrn Professor Rachfahl so gering zu denken.

IV. Der Fall Valentin-v. Below. (Ziffer 9 bis 12.)

9. Der Fall Valentin-v. Below soll jetzt mit einem Male durchaus nebensächlich sein: „Der Fall Below hat auf den endlichen Ausgang der Angelegenheit, wie er sich nachher tatsächlich gestaltete, keinen Einfluß ausgeübt" (Seite XV, vgl. auch Seite XLVIII und Seite LI). Wie wichtig er der Fakultät in Wirklichkeit ist, beweist seine sehr breite Behandlung: Immer wieder entrüstet sich die Fakultät aufs neue über die unhöflichen Schlußworte in Valentins Brief an Herrn Geheim-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rat v. Below vom 15. August 1916 (Urkunde Nr. 2), mit denen Valentin die unhöflichen Schlußworte v. Belows in dessen Brief vom 11. August 1916 (Urkunde Nr. 1) erwidert hat. Die Fakultät gibt ausdrücklich zu, daß sie bei ihrem Versuch vom 18. Oktober 1916, Valentin schon damals dadurch aus seiner Stellung zu drängen, daß sie ihm den Rat zu freiwilligem Austritt erteilte (Urkunde Nr. 17), „ganz ausschließlich" (Seite XXIII) jenes Schreiben Valentins berücksichtigt hat. Die Fakultät w i l l eben das nicht erkennen, was jeder andere Mensch erkennt, das, worauf es in dieser Sache ankommt: Schon damals waren die von Herrn Geheimrat v. Below verursachten anonymen Veröffentlichungen gegen Professor Valentin allerseits, und auch der Fakultät bekannt. W i e das Verhalten des Herrn Geheimrat v. Below in dieser Sache zu beurteilen ist, beweisen unter anderm die beiden späteren Ministerialerlasse an die Fakultät, die als Nr. 26 und Nr. 36 in der Urkundensammlung erscheinen, und die Herrn Geheimrat v. Below um so schwerer belasten, je mehr man sich gegenwärtig hält, wie ungemein wenig jenes damalige badische Kultusministerium unter irgend einem Verdachte steht, parteilich für Veit Valentin zu sein. Die Fakultät sucht sich auch hier mit einer ähnlichen Beweisführung zu decken, wie sie sie in der Sache Coßmann beliebt (oben Ziffer 7): Jene Schritte des Herrn Geheimrats v. Below hätten „ihrer Beurteilung nicht unterstanden" (Seite XIV). „Die Fakultät hat zwar ein Recht der Aufsicht über die ihr angehörigen Privatdozenten, aber keine Jurisdiktionsbefugnisse gegen ihre ordentlichen Mitglieder" (Seite XIX/XX). „Sie war somit gar nicht das Forum, welches das Verfahren v. Belows gegen Valentin im September 1916 zu beurteilen hatte" (Seite XX). Das verlangte auch kein Mensch von ihr. Aber hier, genau wie im Falle Coßmann, war die Fakultät selbstverständlich verpflichtet, bei ihrem Vorgehen gegen Valentin diejenigen Momente gebührend zu berücksichtigen, die aus der Person des Gegners heraus Valentin rechtfertigten: Wenn zu Gericht gesessen werden soll über eine Unhöflichkeit, dann ist es ein gewaltiger Unterschied, ob diese Unhöflichkeit begangen worden ist gegen jemanden, gegen den nichts vorliegt, oder aber gegen jemanden, von dem feststeht (wenn auch nur durch sein Verhalten nach der Unhöflichkeit), daß er ein Charakter ist, fähig zu Handlungen, wie die gekennzeichnete des Herrn Geheimrats v. Below. Schon dieser Gesichtspunkt verurteilt die Stellung der Fakultät in dieser Sache, ganz abgesehen davon, daß man hier überhaupt die eine Unhöflichkeit als durch die andere kompensiert ansehen muß, und daß endlich hier ein rein privates Zerwürfnis vorlag, mit dem sich zu beschäftigen die Fakultät überhaupt keinen Anlaß hatte. Was letzteres der Dekan der Fakultät in seinem ursprünglichen gesunden Urteile, aus dem er sich später leider hat herausdrängen lassen, selbst ausdrücklich anerkannt hat (Urkunde Nr. 5), und was sogar der damalige badische Kultus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

minister Herrn Professor Valentin am 30. Oktober 1916 ausdrücklich auch als seine Meinung aussprach. — Die unbedingte Parteilichkeit der Fakultät für Herrn Geheimrat v. Below und gegen Valentin tritt in der Fakultätsveröffentlichung immer wieder in allernaivster Weise zutage. So erklärt sie zum Beispiel Veit Valentins unhöfliche Schlußworte in dem Antwortbrief an Herrn Geheimrat v. Below für einen „totalen Mangel an korporativer Gesinnung und innerlicher Einordnung in das große Ganze, dessen Glieder doch alle Angehörige des Lehrkörpers sind, für dessen Wohl und Gedeihen sie mit Hingabe und Selbstdisziplin einzutreten und nach Kräften mitzuarbeiten sich angelegen sein müssen" [soll offenbar heißen: „angelegen lassen sein müssen"] (Seite XV). Über diese „schlimme Taktlosigkeit" „kam sie nie hinweg" (Seite XIV). Ist es Herrn Professor Nachfahl, als er das schrieb, und der Kontrollkommission, als sie das las, wirklich gar nicht eingefallen, was Herrn v. Belows anonyme Preßtreibereien gegen einen Kollegen darstellten, wenn man sie an der „korporativen Gesinnung und innerlichen Einordnung usw." maß; und nun gar die weitere Tat, die Herrn v. Below zur Last fällt, und von der unter Ziffer 10 gesprochen werden soll? Es ist äußerst charakteristisch für die völlige innere Abhängigkeit, in der sich diese Fakultät von Herrn Geheimrat v. Below fühlt, daß sie, die andauernd vor Entrüstung über Valentins unhöfliche Erwiderung einer unhöflichen Bemerkung geradezu überfließt, in der ganzen Fakultätsveröffentlichung auch nicht ein einziges armes Wörtchen wirklich energischen Abrückens von diesen unbeschreiblichen Taten des Herrn Geheimrats v. Below findet. Alles, was sie dazu zu sagen weiß, ist Dies: „Sie [die Fakultät] war keineswegs mit den Schritten einverstanden, die v. Below in der Folgezeit gegen Valentin unternahm, für die sie die Verantwortung ablehnen muß, die sie auch zu verhindern keineswegs in der Lage war, wie sie auch ihrer Beurteilung nicht unterstanden" (Seite XIV). Und wenn Valentin, dem schon jene anonymen Preßtreibereien des Herrn Geheimrats v. Below an die Existenz greifen, die damals gleichzeitig durch Coßmanns üblen Vertrauensbruch bedroht war, dieses Verhalten des Herrn Geheimrats v. Below in einer Beschwerde an das Ministerium (Urkunde Nr. 8) so nennt, wie es auf deutsch heißt, dann kann die Fakultät nur klagen, daß Valentin „alles darauf anlege, die Spannung zu verschärfen und den Riß unheilbar zu machen" (Seite XVII) und dazu bemerken, Valentin habe sich dadurch „außerhalb des Kreises der Fakultät gestellt" (Seite XIX und S. 81 [Urkunde Nr. 29]).

10. Diese unbedingte Parteilichkeit der Fakultät für Herrn Geheimrat v. Below und gegen Valentin erscheint um so bedenklicher, als ein weiteres Verhalten des Herrn Geheimrats v. Below gerade auf Grund der von der Fakultät jetzt veröffentlichten Akten in noch unschönerem Lichte erscheint, als das zur Zeit meiner Veröffentlichung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im „Vortrupp" vom Juli 1919 erkennbar war. Gleichzeitig wird hier wieder die ganze Methode, mit der die Fakultätsveröffentlichung arbeitet, besonders hell beleuchtet: Bereits mein damaliger Aufsatz im „Vortrupp" hat mitgeteilt, daß Herr Geheimrat v. Below den gegen Valentin gerichteten Ausstoßungsbescheid des Ministeriums vom 5. Februar 1917, eine zunächst streng geheime innerakademische Angelegenheit, in die Öffentlichkeit weitergab, und dadurch seinen jüngeren Fachgenossen beruflich nun völlig ruinierte. Ich habe damals auf Grund des mir damals zu Gebote stehenden Materials dazu bemerkt*): „Herr v. Below bekannte diese Tat . . . . . in einer Sitzung der philosophischen Fakultät, als der Dekan mitteilte, es werde eine Disziplinaruntersuchung darüber stattfinden, wer der Täter sei". Die Fakultätsveröffentlichung bezeichnet in der Fußnote 2 auf Seite LVIII diese „dramatische Schilderung bei Popert" als „pure Erfindung" und fügt treu hinzu: „Der wahre Hergang ergibt sich aus den unten mitgeteilten Akten". Nun, „Erfindung" war meine Schilderung natürlich nicht, sondern ihre Quelle war die Darstellung eines hochangesehenen Freiburger Professors, wie er sie, unter Bezugnahme auf den Dekan der philosophischen Fakultät als seinen Gewährsmann, gegenüber Valentin gemacht hat. Aber ich finde, die Fakultät hätte im Interesse des Herrn Geheimrats v. Below besser getan, es bei meiner „dramatischen Schilderung" zu belassen, und es nicht noch besonders hervorzurufen, daß jemand „den wahren Hergang" in den „unten mitgeteilten Akten" nun auch wirklich nachliest. Denn was findet er da? In der Urkunde Nr. 45 stellt der Dekan der Fakultät an der Hand verschiedener Zeitungsartikel „eine unerhörte Indiskretion, die doch offenbar auf genauer Aktenkenntnis beruht", fest. Er „hält die Betätigung eines Fakultätsmitgliedes für ausgeschlossen", während er „die Akten keinem Subalternen zugängig gemacht hat". Der Berichterstatter des Ministeriums sei „begreiflicherweise über die Sache sehr entrüstet und stelle eine offizielle Anfrage des Ministeriums bei der Fakultät in Aussicht". Das steht alles in einem Schreiben des Dekans an das Akademische Direktorium, und dieses wurde damals dargestellt durch die Person des Herrn Geheimrats v. Below. Die „Subalternen" wehren sich am folgenden Tage sehr energisch gegen die Zumutung, die Indiskretion begangen zu haben (Anlage zu Urkunde Nr. 46), während gleichzeitig Herr Geheimrat v. Below in einem Schreiben an den Dekan (Urkunde Nr. 46) sich selbst als Täter bekennt: „Was die Sache selbst betrifft, so habe ich einem Berliner Freunde, der mich nach der Entscheidung des Kultusministeriums fragte, dieselbe mitgeteilt. Durch ihn ist sie ohne Zweifel verbreitet". In Urkunde Nr. 47 teilt der Herr Dekan den Mitgliedern der philosophischen Fakultät die Sache mit, und erklärt, warum er „annimmt, daß die Fakultät eine mündliche Erörterung der peinlichen

*) „Vortrupp" 1919, Nr. 13/14, S. 414.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angelegenheit nicht für nötig erachten wird". Herr Geheimrat v. Below, der schon in der Urkunde Nr. 46 behauptet hatte, „ich sehe darin gar keine Indiskretion", sucht sich in der Urkunde Nr. 48 gegenüber dem Berichterstatter des Ministeriums zu rechtfertigen. An denselben Herrn schreibt in der Urkunde Nr. 50 der Herr Dekan, spricht nochmals von der „unerhörten Indiskretion" und schließt: „Das will Herr v. Below leider nicht einsehen, während alle Kollegen, mit denen ich gesprochen habe, sein Vorgehen genau so beurteilen wie ich". Und das Ministerium bescheinigt dann Herrn Geheimrat v. Below in einem Ministerialerlasse an ihn (Urkunde Nr. 51) unter anderm das Folgende:

> „Unter Hinweis auf § 9 des Beamtengesetzes müssen wir hiernach Euer Magnifizenz wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses unsere ernste Mißbilligung aussprechen.
>
> Die Philosophische Fakultät setzen wir gleichfalls hiervon in Kenntnis."

sowie:

> „In der Tat ist durch die Veröffentlichung unsere, der Fakultät kundgegebene und Euer Magnifizenz bekannte Absicht einer schonenden Behandlung des a.o. Professors Valentin in unberechtigter und rücksichtsloser Weise vereitelt worden."

Die Fakultät aber empfindet die Bloßstellung, die in diesen Tatsachen für ihr geistiges Haupt, Herrn Geheimrat v. Below und sie selbst liegt, als so peinlich, daß, als später Herr Professor Valentin aus dem Felde bei ihr anfragt, wie die Veröffentlichung möglich gewesen sei (in dem Sinne, wer der Täter sei), sie nichts weiter zu sagen weiß, als daß „sie in seiner Angelegenheit keine Veröffentlichungen veranlaßt habe und weitere Erörterungen darüber ablehne." (Urkunde Nr. 55 nebst Fußnote 2 dazu.) Um so köstlicher macht sich die jetzige Behauptung der Fakultät (Seite LXI), das „Bestreben, eine öffentliche Erörterung der Angelegenheit Veit Valentins und nun ganz besonders des Falles Valentin-v. Below womöglich zu erschweren", „liege ihr fern"*).

11. Herr Geheimrat v. Below hat seine anonymen Preßtreibereien gegen Veit Valentin so zu rechtfertigen versucht: Er hat behauptet, er habe sich damit vor allem dagegen wenden wollen, daß Valentin vom Auswärtigen Amte „den Auftrag erhalten und angenommen habe, die Alldeutschen und Reventlow zu bekämpfen" (Anlage zu Ur-

*) Ganz wundervoll ist es, wie Herr Geheimrat v. Below, in dem unter Ziffer 12 zu erwähnenden Prozesse Valentins gegen ihn, in einem Schriftsatze dem Gericht zu erzählen versucht, die Schilderung (die mein großer Vortrupp-Aufsatz vom Juli 1919 vom Fall Valentin gibt) sei „eine plumpe Entstellung des wahren Sachverhalts". Und wie begründet Herr Geheimrat v. Below Das? Nun mit der Geschichte von der „puren Erfindung", einer „Erfindung", die, wie gezeigt, erstens nicht vorhanden ist, zweitens sich sogar nach der Behauptung der Fakultät nur in fünf Zeilen von siebenunddreißig Druckseiten finden soll, und die endlich Herrn Geheimrat v. Below noch lange nicht so verhängnisvoll bloßgestellt hätte, wie der soeben ausgebreitete Tatbestand des Aktenmaterials es tut!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunde Nr. 27, Urkunden Nr. 10, 13, Anlage II zu Urkunde Nr. 11). Ein derartiger Auftrag hat niemals existiert, und auch abgesehen davon ist Herrn Geheimrat v. Below die Wertlosigkeit dieser Verteidigung von dem damaligen badischen Kultusministerium wiederholt bescheinigt worden (Urkunden Nr. 26 und Nr. 36). Das Schönste aber dabei ist Dies: Herr Geheimrat v. Below will, laut Anlage II zu Urkunde Nr. 11, das Bestehen des Auftrages im Herbst 1915 von Valentin selbst erfahren haben. Da ist es schade, daß die Aktensammlung der Fakultät nicht auch den Brief enthält, den Herr Geheimrat v. Below am 16. Januar 1916 an Valentin nach Berlin geschrieben hat, und der nun zufällig mir in Urschrift vorliegt: In diesem Briefe, also geraume Zeit, nachdem Herr Geheimrat v. Below in den Besitz jener angeblichen Kenntnis der Aufgabe Veit Valentins beim Auswärtigen Amte gekommen sein will, schreibt Herr Geheimrat v. Below an Valentin wörtlich das Folgende:

„Sehr verehrter Herr Kollege!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren inhaltreichen Brief. Er hat mich natürlich in allen seinen Einzelheiten lebhaft interessiert. Für einen Historiker muß die Gelegenheit, in einen großen Verwaltungskörper hineinzusehen, stets willkommen sein. Ich habe mir das selbst oft früher gewünscht. Für Sie aber bietet sich jetzt die Gelegenheit unter besonders erfreulichen Voraussetzungen. Erfreulich vom Standpunkt des Historikers. Es wird Ihnen ja eine wertvolle Erinnerung bleiben, gerade in diesen Tagen im ausw. Amt gearbeitet und dabei den und den kennen gelernt zu haben. Ich finde es sehr richtig, daß Sie die Bedingungen, von denen Sie schreiben, für die Übernahme der Arbeit gestellt haben.

In meinem Leben [es folgen persönliche Mitteilungen über v. Belows Ergehen].

Mit den besten Wünschen für den Fortgang Ihrer Arbeit und herzlichem Gruß

Ihr ergebener

G. v. Below."

12. Inzwischen ist noch das Folgende geschehen: Wie im „Vortrupp" bereits berichtet*), hatte Herr Geheimrat v. Below Ende Juli 1919 (in Veranlassung meines großen Aufsatzes im „Vortrupp") in der „Deutschen Tageszeitung" und verschiedenen ähnlich gerichteten Organen einen Artikel veröffentlicht, worin er behauptet hatte, Valentin habe sich in seiner Kritik über das Buch des Grafen Reventlow einer „Fälschung schuldig gemacht". Professor H. Delbrück sei „auf diese Fälschung hineingefallen und habe den von Valentin fabrizierten Satz seiner Polemik gegen Reventlow zugrunde gelegt". Der Artikel Valentins gegen Reventlow sei „mit Verwertung einer Fälschung hergestellt". Die Sinnlosigkeit dieser üblen Nachrede des Herrn Geheimrat v. Below gegen Valentin ist bereits an den in der letzten Fußnote genannten beiden

*) Jahrgang 1919 Nr. 16, S. 502 und Nr. 20, S. 632.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stellen hier klargestellt worden. Valentin hat im Oktober 1919 wegen dieser üblen Nachrede gegen Herrn Geheimrat v. Below Privatklage erhoben. Bei dem zuständigen Schöffengericht in Berlin-Mitte, Abteilung 147. Das gerichtliche Aktenzeichen ist: 147 B 596/19. Herr Geheimrat v. Below hat sich in seiner Klagbeantwortung zunächst mit der Wahrnehmung berechtigter Interessen zu entschuldigen versucht, und vor allem vorgeschützt, er habe nur eine „Fälschung im objektiven Sinne" gemeint. Nachdem Valentin in seiner Replik die Nichtigkeit dieses letzteren Einwandes durch den Hinweis darauf dargetan hatte, daß (wie übrigens allbekannt) das Wort „Fälschung" sprachlich i m m e r auch eine subjektiv bewußte Entstellung bezeichne, genau so gut, wie das Wort „Lüge" immer den Vorwurf subjektiv bewußter Unwahrheit enthalte, (daß übrigens auch von einer sogenannten „objektiven Fälschung" keine Rede sei) — hat Herr Geheimrat v. Below nach zunächstigem weiterem Widersprechen es vorgezogen, die Entscheidung des Gerichtes über die Eröffnung des Hauptverfahrens nicht erst abzuwarten, sondern gleich durch die folgende Erklärung seine Sache verloren zu geben:

> „Ich erkläre hierdurch, nicht die Absicht gehabt zu haben, durch meine Ausführungen vom 27. Juli in der „Deutschen Tageszeitung" Herrn Professor Valentin zu beleidigen, d. h. ihm den Vorwurf einer bewußten Entstellung eines Satzes in Graf Reventlows Buch „Deutschlands auswärtige Politik etc." zu machen.
>
> Freiburg i/Br., den 23. II. 20.
>
> Professor v. Below."

Herr Geheimrat v. Below, der — als der kluge Kopf, der er sicherlich ist — die sich hieraus ergebenden Konsequenzen (vgl. unten Nr. 18) zweifellos voll übersah, suchte sich dagegen zu decken durch die Bemerkung, es sei ein „Entgegenkommen" wenn er diese Erklärung abgebe. Was Valentins Rechtsanwalt sofort zurückwies.

Bei derartigen vergleichsweisen Zurücknahmen öffentlicher Beleidigungen erfordert es der Zweck des Vergleichs, und ist es daher üblich, daß der Beleidiger die Zurücknahme veröffentlichen muß, auf seine Kosten und in denselben Zeitungen, wo er die Beleidigung ausgesprochen hat. Von einer solchen Veröffentlichung im Anschluß an den Vergleich hat Professor Valentin damals Abstand genommen. Wie mir scheint, hat Valentin das aus einer Großmut heraus getan, die ich gegenüber einem Feinde von solchem Vernichtungswillen, wie Herr Geheimrat v. Below ihn Valentin gegenüber hat, schon überhaupt für durchaus unzweckmäßig halte. Und nun vollends angesichts des Umstandes, daß auch die Fakultätsveröffentlichung jene üble Nachrede des Herrn Geheimrat v. Below gegen Valentin weiterverbreitet (auf Seite 63) und dazu noch in einer Art, wodurch Valentin besonders schwer geschädigt und die Fakultät besonders schwer belastet wird (vgl. unten die Fußnote auf Seite 372), lehne ich meinerseits es ab, eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solche für Valentin selbstmörderische Großmut fortzusetzen und veröffentliche daher den Vergleich jetzt kraft meines eigenen Entschlusses.

V. Fakultät und Kultusministerium. (Ziffer 13 bis 15.)

13. Die Fakultät hält alles, was sie in sachlicher Beziehung gegen Valentin vorbringen kann, offenbar selbst — und mit Recht — für sehr schwach: Ich wenigstens kann nur damit es mir erklären, daß sie sich immer wieder mit einem, dazu noch in sich selbst hinfälligen, Formalismus zu schützen sucht, den sie in ihrer Parteischrift, ich weiß nicht wie oft, wiederholt. Dieser Formalismus ist die von ihr schon früher*) aufgestellte Schutzbehauptung: Valentin habe gelegentlich seiner Audienz bei dem damaligen badischen Kultusminister am 30. Oktober 1916 dem Minister die Erklärung abgegeben, „daß er im Falle eines für ihn ungünstigen Ausganges seines Rechtsstreites mit Coßmann freiwillig auf seine venia legendi verzichten werde" (Seite XXV und an allen möglichen andern Stellen). Die Bedingung, unter der also Valentin selbst seinen Verzicht in Aussicht gestellt habe, sei aber eingetreten, und deshalb liege es so, „daß sich alle Maßnahmen, welche die Regierung nachher — im Einvernehmen mit dem prinzipiellen Standpunkt der Fakultät — gegen Valentin ergriff, als bloße Konsequenzen der von Valentin selbst und durchaus freiwillig abgegebenen Erklärung vom 30. Oktober darstellen" (Seite XXVI). — Schon in meinem eben erwähnten Bericht habe ich ausgeführt, was zu sagen wäre, wenn diese Behauptung der Fakultät der Wirklichkeit entspräche: Ein noch so ungünstiger Ausgang des Münchner Prozesses konnte für Fakultät und Kultusministerium niemals ein rechtfertigender Grund sein, Veit Valentin, der schlimmstenfalls, in urbildlichster Verteidigung seiner beruflichen und bürgerlichen Existenz gegen einen gar nicht zu charakterisierenden Angriff Coßmanns, ein Wort zu viel gesagt hatte, beruflich zu ruinieren. Und wenn die Fakultät — von ihrem oben (Ziffer 7) beschriebenen und, wie dort dargelegt, in der ganzen Welt zivilisierter Menschen nur bei ihr vorkommenden Standpunkte aus — auf Seite XXVIII sagt, „und von dem Ausgange des Verfahrens, das sich um dieses eine Wort drehte, hing nach der Ansicht der maßgebenden behördlichen Instanzen die akademische Existenz Valentins ab", so fällt die Fakultät damit das denkbar schärfste Urteil über jene „maßgebenden behördlichen Instanzen". Der Minister hätte also eine solche bedingte Erklärung Valentins gar nicht annehmen dürfen, und hätte er sie angenommen, keine Folgerungen daraus ziehen dürfen. Ferner ist es überhaupt — wieder einmal — eine seltsame Sorte Jurisprudenz der Fakultät, jemanden auf eine derartige gelegentliche Äuße-

*) s. meinen Bericht im Jahrgang 1919 Nr. 15, S. 472, Spalte 2 unter Ziffer 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung, in der er zudem nach der eigenen Behauptung der Fakultät gar nichts bedingt erklärt, sondern nur etwas bedingt in Aussicht gestellt haben soll, im Sinne einer bindenden Verpflichtung festnageln zu wollen. Und schließlich ist trotz allen verzweifelten Sträubens der Fakultät die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß — wie mein Aufsatz im „Vortrupp" vom Juli 1919 eingehend nachweist (vgl. auch oben Ziffer 6 und 7) — ein sachlich „ungünstiger Ausgang" des Münchner Prozesses für Valentin gar nicht vorliegt.

Aber das ist alles noch Nebensache; das Wichtigste ist, daß die ganze Behauptung über jenen bedingt in Aussicht gestellten Verzicht gar nicht wahr ist, wenigstens insofern nicht, als die Hauptsache dabei nicht mitgesagt wird. Die Wahrheit ist vielmehr einfach die, daß jener von Professor Valentin am 30. Oktober 1916 (nicht etwa ausgesprochene, sondern nur) in Aussicht gestellte Verzicht nicht etwa nur an jene Bedingung geknüpft war, sondern außerdem auch noch an die weitere Bedingung, daß ihm vorher Gelegenheit und Zeit gegeben werde, sich an eine andere Universität umzuhabilitieren. Der frühere badische Kultusminister wird das niemals ableugnen wollen, und könnte es auch nicht ableugnen, besonders angesichts des (mit der Darstellung der Fakultät durchaus unvereinbaren) Schlußabsatzes der Urkunde Nr. 22, eines Briefes, den Valentin unmittelbar nach jener Audienz an ihn gerichtet und den das Kultusministerium ohne Protest entgegengenommen hat. Diese entscheidende weitere Bedingung haben Fakultät und Ministerium nicht erfüllt, womit die ganzen von der Fakultät gezogenen Folgerungen entfallen.

Die ganze Geschichte ist in allen Punkten so brüchig, daß man eigentlich kein Wort darum zu verlieren brauchte, wenn es nicht wiederum so ungemein bezeichnend für die Methoden der Fakultät wäre, wie sie ihre Sachdarstellung beweisen will: In der Urkunde Nr. 30 legt sie ein Schreiben des Berichterstatters im Kultusministerium an Valentin vor, worin jener die Behauptung aufstellt, daß ein bedingter Verzicht, so wie die Fakultät ihn behauptet, von Valentin in Aussicht gestellt sei. Darauf hat Valentin in der Urkunde Nr. 31 geantwortet. Die Fakultätsveröffentlichung erzählt nun in ihrer Parteischrift ihren Lesern (auf Seite XXV, Fußnote 2), in dieser Urkunde Nr. 31 habe Valentin „die Tatsache glatt anerkannt". Wer die Urkunde selbst nicht liest, wird das in Anbetracht des Umstandes, daß es in einer hochoffiziellen Veröffentlichung einer so hochangesehenen Fakultät steht, ja glauben. Wer die Urkunde selbst liest, sieht, daß an dieser Behauptung kein wahres Wort ist. Valentin sagt da nämlich vielmehr: „Ich erkläre, daß ich nicht mehr beabsichtige, meine Lehrtätigkeit an der Freiburger Universität wieder aufzunehmen, nachdem sich mein Verhältnis zur dortigen philosophischen Fakultät so schwierig gestaltet hat." Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist ja nun sehr fatal für die Fakultät, aber wie hilft sie sich? Auf Seite XLVII, Fußnote 4, sagt sie hierzu folgende Köstlichkeit: „Im Sinne seiner [Valentins] Erklärung vom 30. Oktober 1916 würde man hier [in der Urkunde Nr. 31] allerdings etwa die Wendung erwarten: ‚Nachdem der Münchner Prozeß einen für mich ungünstigen Ausgang genommen hat'". Also: Zuerst erzählt die Fakultät, die Urkunde Nr. 31 enthalte ein glattes Anerkenntnis, und daraus sei dann der bedingte Verzicht zu folgern, wie die Fakultät ihn behauptet. Und wenn dann jemand selbst nachsieht und findet, daß die Urkunde Nr. 31 von einem solchen Anerkenntnis kein Wort enthält, dann setzt wieder die Fakultät den bedingten Verzicht, so wie sie ihn behauptet, als ohnehin bewiesen voraus und stellt mit Staunen fest, daß — die Urkunde Nr. 31 nun eben nicht das Anerkenntnis enthält, das man „hier allerdings ... erwarten würde", sondern daß sie etwas ganz andres enthält. Und wer nicht nachdenkt, der wird (in derselben Fußnote 4 auf Seite XLVII) beruhigt durch die lapidaren Worte: „Man wird es verstehen, daß Valentin die andere Fassung vorzog." — Bei alledem meine ich doch zu wissen, daß an allen deutschen Universitäten die Logik eines der Fächer ist, die gerade der besondern Pflege der philosophischen Fakultäten anvertraut sind. — Die Fakultät beruft sich dann noch auf die Urkunde Nr. 44, die aber nichts enthält, was dem wirklichen, von mir soeben dargelegten, Sachverhalt widerspräche: Valentin braucht da (gelegentlich eines Protestes gegen den ihn ruinierenden Bruch der Amtsverschwiegenheit [oben Ziffer 10]) den Ausdruck: „den von mir in Aussicht gestellten Verzicht". Unter welchen zwei Bedingungen der „in Aussicht gestellt war", habe ich gezeigt.

Die hier genannten drei Urkunden (Nr. 30, 31, 44) sind die einzigen, aus denen die Fakultät selbst gegenüber meinem Aufsatze vom Juli 1919 etwas Neues gegen Valentin zu folgern versucht. Sie sind, wie soeben gezeigt, alle drei für diesen Zweck wertlos. Darnach werte man die Behauptung der Fakultät von der „Unvollständigkeit meines Materials" (Seite VI und Seite LXI), ihre tönende Erklärung in der Presse: „Herr Popert hat weitaus die meisten Aktenstücke, ohne die eine objektive Beurteilung des Falles unmöglich ist, nicht eingesehen und gar nicht einsehen können" (oben Ziffer 2).

14. Dagegen lassen sich gegen die Behauptung der Fakultät, die sie auf Seite VIII über ihre eigene Aktensammlung aufstellt, es seien in dieser Aktensammlung alle Dokumente enthalten, die mit der Angelegenheit im Zusammenhang stehen, sehr wesentliche Einwände erheben: Ich will gar nicht einmal so sehr viel Gewicht darauf legen, daß die Fakultät es vorgezogen hat, ihren Briefwechsel mit Veit Valentin vom 8. und 25. Februar 1919 dem Publikum lieber nicht zu unterbreiten. Ich kann das menschlich begreifen: auch die nur einmalige öffentliche Erwähnung dieser Sache auf Seite 419/20 meines Vortrupp-Aufsatzes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Juli 1919 gibt dem Satiriker schon Stoff genug. Aber wirklich in hohem Maße bedenklich ist es, daß in der Aktenveröffentlichung (erschienen im Januar 1920) der Brief des neuen badischen Kultusministers an Veit Valentin vom 15. August 1919 (Nr. A 12466) fehlt:

Die Fakultät hat, ausweislich ihrer eigenen Veröffentlichung, von jeher ihr Möglichstes getan, und tut weiter ihr Möglichstes, um Herrn Professor Valentin auch die Begründung einer neuen akademischen Existenz an einer andern Universität unmöglich zu machen: In der Urkunde Nr. 37 hat sie — am 23. Januar 1917 — von sich aus eine Eingabe an das Kultusministerium gemacht, um zu verhindern, daß Veit Valentin Zeit zur Umhabilitierung gewährt werde. Sie hat da ausdrücklich erklärt, „wir möchten auf keinen Fall die Hand bieten", ihm „den Eintritt in eine andere Fakultät zu erleichtern". Und es ist klar, daß die jetzige Veröffentlichung dieser Urkunde eine neue Erschwerung für eine anderweitige Habilitierung Veit Valentins bedeutet. Das ist nun natürlich die nicht zu vermeidende Folge der Aktenveröffentlichung als solcher; aber wie gern die Fakultät Valentin diese Erschwerung zufügt, sieht man aus der Unterstreichung, die sie diesen Dingen auf Seite IL und Seite LIX der „Vorbemerkungen" angedeihen läßt. Nun, sie erklärt ja selbst (Seite LXI), daß sie sich nicht bewogen fühlt, „brüderliche Gefühle gegen ihren jungen Kollegen an den Tag zu legen, sich von einem besonderen Geiste des Wohlwollens für ihn durchdringen zu lassen", wenn ich das von ihr verlangte, so seien das „höchst deplazierte Worte Poperts". Daß sie wirklich geradezu chemisch rein von auch nur einfach menschlichen Gefühlen gegen Valentin ist, tut sie in durchaus beruhigender Weise schon dadurch dar, daß sie jenen Widerstand dagegen, ihm Zeit zur Umhabilitierung zu gewähren, auch damit begründet, dann hätte er noch im Vorlesungs- und Personalverzeichnis Freiburgs geführt werden müssen (Urkunde Nr. 37). „Technische Hindernisse in Hinsicht auf seine Führung im Personalbestande der Universität standen im Wege" (Seite LIX). Gewiß, was wiegt die berufliche Existenz eines begabten jungen Kollegen gegenüber „technischen Hindernissen" in der — Registerführung!

Sehen wir diesen Gemütszustand der Fakultät ruhig als gegeben an; aber die Fakultät darf nicht behaupten, sie veröffentliche alle maßgeblichen Dokumente, wenn sie den Brief des neuen Ministers an Valentin nicht mitveröffentlicht, der zeigt, daß das neue badische Kultusministerium hier auf einem völlig andern Standpunkte steht, auf einem Standpunkte, der dem der Fakultät schlechthin entgegengesetzt ist. Der hier einschlägige Teil des Briefes des Ministers lautet:

„In Ihrem Schreiben vom 28. Juni d. Js. bringen Sie zum Ausdruck, daß es Ihr Wunsch sei, sich außerhalb Freiburgs an einer Hoch-

schule zu habilitieren*). Das Ministerium hat niemals daran gedacht, Ihnen eine solche Habilitation zu erschweren. Dies kam unter anderem in einer Aussprache zum Ausdruck, die unser Hochschulreferent im September 1918 mit einem der Herren Referenten des preuß. Unterrichtsministeriums hatte. Hierbei hat unser Referent zur Sprache gebracht, daß die Entwicklung der Dinge während der Kriegszeit gelehrt habe, manches Verschulden milder zu beurteilen, und daß die Badische Unterrichtsverwaltung geneigt sei, Ihnen, falls Sie Ihre Absicht ausführen wollen, sich an einer außerbadischen Universität zu habilitieren, zu bestätigen, daß die Freiburger Vorgänge keinen hinreichenden Anlaß böten, Sie dauernd von der akademischen Laufbahn auszuschließen. Dieser Auffassung schließt sich der unterzeichnete Minister durchaus an; er hat es seinerseits nicht daran fehlen lassen, sich über die Möglichkeit einer in diesem Sinne gelegenen Erledigung Ihrer Angelegenheit zu unterrichten. Es ist ihm bekannt, daß auch auf anderer Seite das Bestreben vorhanden ist, nach dieser Richtung hin zu wirken. Soweit es in der Macht der badischen Unterrichtsverwaltung steht, wird sie ihrerseits die Lage so erleichtern, daß entgegenstehende Schwierigkeiten beseitigt werden."

Auch dieses Schreiben wird ja der Sachlage insofern noch nicht völlig gerecht, als eben überhaupt irgendein „Verschulden" Valentins, das irgendeine Grundlage für den Ausstoßungsbescheid vom 5. Februar 1917 des Vorgängers des jetzigen, offenbar gerecht denkenden, badischen Kultusministers hätte bilden können, gar nicht vorliegt; das, was Valentin zusteht, ist nicht eine „mildere Beurteilung" eines nicht vorhandenen derartigen Verschuldens, sondern vielmehr die Beseitigung der Nachteile, die ihm aus dem unbegründeten Ausstoßungsbescheide vom 5. Februar 1917 erwachsen sind. Aber letzten Endes handelt es sich ja nicht um einen Streit über juristische Begriffe, sondern darum, daß einem zu Unrecht schwer mißhandelten Manne in der Sache sein Recht werde. Die Fakultät tut, wie dargelegt, ihr Bestes, damit das nicht geschehe, veröffentlicht dementsprechend auch die letztgenannte, hochwichtige Urkunde nicht mit; der jetzige badische Kultusminister dagegen sucht es zu fördern. Nicht ohne weiteres verständlich ist dabei allerdings, warum der Minister Herrn Professor Valentin für die Neuhabilitation, die der Minister nach Kräften unterstützen will, auf eine außerbadische Universität verweist: Die von dem badischen Kultusminister versprochene Erleichterung der Neuhabilitation würde ja, wie ohne weiteres ersichtlich, innerhalb Badens noch viel einfacher

*) Diesen Wunsch hatte Valentin ja schon am 30. Oktober 1916 dem Vorgänger des jetzigen Ministers als Bedingung ausgesprochen (oben Ziffer 13) und hat ihn seitdem schriftlich, z. B. in der Urkunde Nr. 22, und mündlich immer wiederholt. — Valentins Brief vom 28. Juni 1919 ist der Begleitbrief, mit dem er meinen Vortruppaufsatz in Nr. 13/14 von 1919 dem Ministerium übersandte; er enthält eingehende Darlegungen über das Valentin geschehene Unrecht, spricht ferner die formelle, eingehend und juristisch begründete Anfechtung seines Verzichtes auf die venia legendi aus, und erwähnt in einem letzten kurzen Satze auch Valentins Absicht einer Neuhabilitation außerhalb Freiburgs. In die Aktensammlung der Fakultät hätte auch dieser Brief unbedingt gehört.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchzuführen sein. Auch entspräche es ja dem natürlichen Rechtsgefühle, daß auf badischem Gebiete, sei es durch die Universität Heidelberg, sei es durch die technische Hochschule zu Karlsruhe, Das wieder gutgemacht werde, was die philosophische Fakultät des badischen Freiburg Valentin zu Unrecht an Schaden zugefügt hat und immer noch weiter zufügt. Ferner wird der neue badische Kultusminister Acht haben müssen, daß nicht seine gerechte Absicht andauernd durch die philosophische Fakultät in Freiburg gekreuzt werde: In dieser Richtung besteht nicht nur hinreichender, sondern dringender Verdacht: Jedenfalls haben sich sowohl das preußische, wie auch (nach dem Vorstehenden unzweifelhaft) das badische Kultusministerium bemüht, Herrn Professor Valentin eine Stellung als Dozent an der Frankfurter Universität zu verschaffen; das aber ist gescheitert: Infolge welcher Einflüsse ergibt sich klar aus dem Jubel des Herrn Geheimrat v. Below darüber (vgl. Ziffer 15).

15. Die Veröffentlichung der Fakultät liefert auch den Beweis, daß es sich bei dem ganzen Vorgehen gegen Valentin jedenfalls für den geistigen Vater dieses Vorgehens, den Herrn Geheimrat v. Below, darum handelte, einen Mann verhaßter politischer Überzeugung zu vernichten: Herr Geheimrat v. Below erklärt sein, in den anonymen Veröffentlichungen vom September 1916 liegendes, unbeschreibliches Vorgehen immer wieder damit, „daß mein Streit mit Valentin in der Frage seiner Stellung im Auswärtigen Amte politischer Natur ist" (Urkunde Nr. 27, S. 57, siehe ferner daselbst S. 58, sowie Anlage zu Urkunde Nr. 27, S. 60 und S. 64). Er gibt sich Mühe, die Fakultät auch ganz offen zum Ausdruck bringen zu lassen, daß der Kampf gegen Valentin dem Tirpitz-Gegner gelte: In seinem Briefe an den Dekan der Fakultät (Urkunde Nr. 14), worin er Vorschläge darüber macht, was die Fakultät in seinem Streitfalle mit Valentin beschließen solle (übrigens auch sehr bezeichnend, daß er, die Partei, zu solchen Vorschlägen zugelassen wird), schreibt er unter Anderm:

> „Würde es nicht andererseits der Fakultät als Ruhm angerechnet werden, wenn sie das Versäumte (ich meine: das von Bethmann-Hollweg Versäumte) nachholte? Etwa in der Weise, daß sie Valentin schreibt: sie bedauere, daß er nicht den Entschluß habe finden können, Tirpitz wegen der grundlosen*) Anschuldigungen, die er gegen ihn vorgebracht, um Entschuldigung zu bitten. Bethmann Hollweg braucht sich dabei nicht gekränkt zu fühlen, da er erklärt, keine Disziplinargewalt zu haben.
>
> Der künftige Historiker würde eine unangenehme Leere zu konstatieren haben, wenn keine amtliche Stelle Tirpitz irgendeine Genugtuung verschafft."

Und als es dann schließlich gelungen ist, Valentin durch den Ausstoßungsbescheid vom 5. Februar 1917 zur Strecke zu bringen, da setzt Herr Geheimrat v. Below jenen Gedankengang fort, indem er in einem

*) Die subjektive Berechtigung dieser Anschuldigungen habe ich im „Vortrupp" 1919 Nr. 13/14 auf S. 391—393 eingehend nachgewiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Briefe an den Berichterstatter des Kultusministeriums (Urkunde Nr. 48) aufjubelt:

> „Es ist wohl auch keine Überhebung, wenn ich hinzufüge, daß ich als badischer Beamter darüber Genugtuung empfand, daß das badische Ministerium und die hiesige Fakultät gegenüber den Zögerungen und Ausflüchten der Berliner Stellen — die (ich sage dies als Historiker) eine Schmach der Jahrhunderte darstellen — die Entschließungen faßten, die den Dingen entsprachen."

Diese ‚Dinge' sollen sein (wie Herr Geheimrat v. Below unmittelbar darauf sagt): „die vaterländischen Dinge, die hinter dem Prozeß Valentin-Coßmann standen". Womit Herr Geheimrat v. Below, der es, als der geistige Vater der ganzen Angelegenheit, zweifellos am besten wissen muß, ja selbst klar ausspricht, daß es politische Dinge waren, die für das Vorgehen der Fakultät und des damaligen badischen Ministeriums maßgebend waren. Daß die Fakultät in Valentin auch jetzt noch den ihr verhaßten politischen Gegner, insbesondere den Anhänger Bethmann Hollwegs (und damit den Gegner Tirpitz') bekämpft, wird dadurch bewiesen, daß sie sich auf Seite XLIII dazu hergibt, die folgende Geschichte, die, wie dort ersichtlich, zuerst Herr Geheimrat v. Below herumgetragen hat, weiterzutragen: Im Herbst 1916 habe das Berliner Auswärtige Amt das bayrische Justizministerium ersucht, in dem Prozesse Valentin-Coßmann zugunsten Valentins zu intervenieren, und habe hervorgehoben, daß es dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg eine besondere Freude bereiten würde, wenn es geschehe. Zeugen sollen der damalige badische Justizminister und der damalige badische Gesandte sein, und Herr Professor Rachfahl fügt treuherzig hinzu: „Es wäre sehr zu wünschen, daß diesen Gerüchten auf den Grund gegangen wird". Ich weiß nicht, ob man die bereits oben festgestellte völlige Unwissenheit des Herrn Professor Rachfahl (und seiner Kontrollkommission) in den Dingen des deutschen Rechts und des deutschen Gerichtsverfahrens als genügende Entschuldigung ansehen kann für die Verbreitung dieser Geschichte: Es handelte sich um ein Privatklageverfahren; eine derartige „Intervention" hätte also mit irgendeiner Wirkung auf das Verfahren nicht an die Staatsanwaltschaft gehen können (wie das vielleicht mit dem Gesetze allenfalls als vereinbar betrachtet werden könnte), sondern nur an den Richter. Daher wäre eine solche „Intervention", wenn sie Erfolg gehabt hätte, eine mit Zuchthaus bedrohte Anstiftung zur Rechtsbeugung gewesen (§§ 336, 48 des Strafgesetzbuches); und die sollen also der Leiter des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzler, beides Juristen von Fach, versucht haben, und dann noch ausgerechnet zu einer Zeit, wo sie wußten, daß die Alldeutschen und ihr Anhang jeden ihrer Schritte umlauerten: Kapp, damals schon derselbe wie heute, und „Junius

Alter" waren ja gerade am Werke gewesen. Wären aber der damalige Leiter des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg solche Schurken gewesen, wie es der Kämpfer der philosophischen Fakultät Freiburg hier so harmlos als recht möglich hinstellt, so hätten sie als Juristen doch gewußt, daß für eine solche „Intervention" jede technische Handhabe fehlte: daß jeder deutsche Richter einen derartigen „Intervenienten" kopfüber und mit Wonne zur Tür hinaus- und die Treppe hinuntergeworfen hätte, und die Sache am nächsten Tage, unter dem Beifall der ganzen Nation ohne jeden Parteiunterschied, in der nächsten Zeitung veröffentlicht hätte. Kurz, derartige Geschichten trägt eben nur ein ganz verbohrter politischer Haß herum. Und nur dieser Haß vermag umgekehrt (ebenfalls auf Seite XLIII) Herrn v. Bethmann Hollweg einen Vorwurf daraus zu machen, daß er (vgl. Urkunde Nr. 21) dem badischen Gesandten durch Exzellenz v. Mumm hat sagen lassen, „Valentins, natürlich ohne Auftrag oder Autorisation erfolgtes Eintreten für den Reichskanzler habe diesen sympathisch berührt und er werde deshalb eine glimpfliche Behandlung des Professors Valentin (durch die ihm vorgesetzten badischen Verwaltungsbehörden) dankbar anerkennen." Mir scheint, jeder natürlich empfindende Mensch wird sagen, daß Herr v. Bethmann Hollweg gar nicht anders h a n d e l n k o n n t e, nachdem Valentin nur dadurch in die ganze Schwierigkeit hineingekommen war, daß er Coßmanns unsinnigen Vorwurf gegen Herrn v. Bethmann Hollweg, daß dieser fortgesetzt löge, abgewehrt hatte. Herr Professor Rachfahl, seine Kontrollkommission und die philosophische Fakultät Freiburgs können doch von andern Menschen, insbesondere auch von Herrn v. Bethmann Hollweg nicht verlangen, daß diese die jenen eigentümliche juristische und menschliche Auffassung teilen, die oben unter Ziffer 7 ausgebreitet worden ist: Es gibt eben außerhalb der genannten philosophischen Fakultät in der ganzen bewohnten Welt kein Wesen, dem diese Auffassungen möglich wären. — Alle diese Dinge lassen es einigermaßen köstlich erscheinen, wenn die Fakultätsveröffentlichung auf Seite IV ausdrücklich leugnet, daß „das Vorgehen der zuständigen Behörden gegen Valentin" „als aus Gründen politischer Natur entsprungen anzusehen" sein könnte, und wenn sie ferner, auf Seite LXI, m e i n e r Veröffentlichung im „Vortrupp" vom Juli 1919 „Mangel an Objektivität" vorwirft. Daß die Fakultät immerhin klug genug gewesen ist, um auf Herrn Geheimrat v. Belows bereits erwähnten Vorschlag, ihr ganzes Vorgehen gegen Valentin auch offiziell als eine politische Hilfsaktion für Herrn v. Tirpitz aufzuziehen, nicht einzugehn, beweist nur, daß sie damals weniger unvorsichtig war, als sie es, wie soeben gezeigt, jetzt, laut Seite XLIII ihrer Veröffentlichung, unleugbar ist. — Daß Herr Geheimrat v. Below selbst, wie schon hervorgehoben, niemals daran gedacht hat, oder daran denkt, seinen Vernichtungskampf gegen Valentin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anders anzusehen, denn als eine politische Aktion (abgesehen natürlich von seinem außerdem noch bestehenden persönlichen Durst nach „Sühne" für die ihm „zugefügte Beleidigung", s. Urkunde Nr. 46 und Nr. 48, Ziffer 4), zeigt er noch wieder ganz neuerdings in einem seiner Schriftsätze in dem von Professor Valentin gegen ihn angestrengten Beleidigungsverfahren (oben Ziffer 12). Dort schreibt Herr Geheimrat v. Below am 16. Januar 1920: „Inzwischen hat das preußische Kultusministerium Valentin seine zweifelhafte Gunst erwiesen. Es hat ihn in der Frankfurter philosophischen Fakultät als Dozenten anbringen wollen, worauf es sich eine für Valentin nicht schmeichelhafte Abfuhr holte." Woher diese, ebenso kindliche wie ungehörige, Tonart gegenüber der höchsten Kulturbehörde des größten deutschen Bundesstaates, gegenüber Männern wie Konrad Haenisch und Staatssekretär Dr. Becker, deren Lauterkeit und Tüchtigkeit schlechthin nirgends in Zweifel gezogen wird? (Warum ist die Gunst dieser Männer „zweifelhaft"?) Woher Das in einem Gerichtsverfahren, wo sich Herr Geheimrat v. Below wegen einer Beleidigung gegen Valentin zu verantworten hat? Woher Das endlich in Veranlassung einer Handlung des preußischen Kultusministeriums, die Schulter an Schulter mit dem badischen Kultusministerium erfolgt ist (oben Ziffer 14)? Doch offensichtlich nur daher, weil sich Herr Geheimrat v. Below in der ganzen Angelegenheit immer im Kampfe gegen politische Gegner, hier insbesondere gegen Konrad Haenisch, fühlt*).

VI. Freiburger Zustände. (Ziffer 16.)

16. Zusammenfassend stelle ich fest: Die Behauptung der Fakultät, daß mein Material in irgendeinem maßgeblichen Punkte unvollständig gewesen sei, ist unrichtig; unvollständig ist dagegen in mehreren

*) Die politische Seite des Falles Valentin macht sich auch noch in einer andern Richtung geltend: Die Zentrumsfraktion des badischen Landtages hat gegen Professor Valentin eine Abneigung, weil sie ihn für den geistigen Urheber eines gegen das Zentrum gerichteten scharfen Wahlflugblattes aus den Reichstagswahlen von 1912 hält. Und dieser Umstand erschwert es, den badischen Landtag für Veit Valentins Recht zu erwärmen. Nun ist allerdings Valentin der Textverfasser und sein (inzwischen leider gefallener) Kollege Schulz der Bilderzeichner jenes Flugblattes gewesen. Aber das Flugblatt ist nur hergestellt worden auf besondere Aufforderung des Vertrauensmännerkomitees der fortschrittlichen Volkspartei und der nationalliberalen Partei. Text und Bilder sind erst erschienen nach Begutachtung und einigen Ausscheidungen durch den klassischen Philologen Herrn Geheimrat Professor Eduard Schwartz zu Freiburg, Mitglied der philosophischen Fakultät (später Mitglied der „Vaterlandspartei"). Als dann die Presse des Zentrums das Flugblatt heftig angriff, bekannten sich Valentin und Schulz sofort zur Verfasserschaft; Herr Geheimrat Schwartz und die übrigen Vertrauensmänner hielten es dagegen für zweckmäßig, die offizielle Herkunft des Flugblattes geheim zu halten, und die Sache als eine Art Studentenstreich von Valentin und Schulz hinzustellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Punkten, darunter in einem sehr wesentlichen Punkte, das von ihr jetzt vorgelegte Material. Daß meine Darstellung im „Vortrupp" Nr. 13/14 von 1919 nicht objektiv gewesen sei, ist unrichtig; wohl aber ist ihre jetzige Darstellung im höchsten Maße parteilich. Das Urteil, zu dem ich bereits im Juli 1919 gelangt bin, das Urteil „Es fehlt jede, aber auch wirklich jede rechtliche oder sittliche Grundlage, Veit Valentin die Lehrberechtigung vorzuenthalten", ist jetzt erst recht in jedem Worte aufrecht zu erhalten. Jetzt erst recht darum, weil wir erst jetzt von der Fakultät selbst die ihr eigentümlichen Rechtsgrundsätze vorgelegt erhalten haben, mit denen sie die Vernichtung von Veit Valentins beruflicher Existenz glaubt decken zu können (oben Ziffer 7). Es bleibt dabei, daß Professor Veit Valentin deshalb aus seiner Stellung gedrängt worden ist, weil er im allerurbildlichsten Falle der Wahrnehmung berechtigter Interessen, im allerschwersten Notwehrkampfe, der ihm durch einen bodenlos üblen Vertrauensbruch und durch ein daran geknüpftes Kesseltreiben aufgedrängt worden war, möglicherweise ein Wort zu viel gesagt hat. Von ihm, der nichts weiter als das getan hat, behauptet der Ausstoßungsbescheid vom 5. Februar 1917, er habe dadurch „die aus seiner Stellung als akademischer Lehrer erwachsenen Pflichten in ernstester Weise verletzt". Von ihm behauptet die Fakultät, daß er dadurch „die Würde der Hochschule verletzt und das Ansehen des deutschen Professorenstandes schwer geschädigt hat"; ihn konnte sie deshalb nicht mehr in „ihrer Mitte dulden" (Beides in Urkunde Nr. 37). Von ihm erklärte der frühere badische Kultusminister, „das Ansehen der Universität verlangt das baldige Ausscheiden eines Dozenten, der infolge seines Verhaltens nicht mehr die Achtung genießt, die seine Stellung erfordert" (Urkunde Nr. 54). Ihm auch nur „den Eintritt in eine andere Fakultät zu erleichtern", möchte die Fakultät „auf keinen Fall die Hand bieten" (Urkunde Nr. 37).

Dagegen steht unbestreitbar fest, daß man in der Mitte der Fakultät nicht nur geduldet wird, sondern das denkbar höchste Ansehen genießen, mehr noch, der offensichtlich einflußreichste Kopf in ihr sein kann, auch nachdem man eine Handlung begangen hat, von der zunächst die sehr angesehene Zeitschrift „Deutsche Politik" bestritten hat, daß eine solche Handlung von einem deutschen Hochschullehrer ausgegangen sein könne, weil kein deutscher Hochschullehrer dazu fähig sei. Ebenso, nachdem einem die höchste vorgesetzte Behörde die Verletzung des Amtsgeheimnisses bescheinigt hat, wodurch man die einem bekannte Absicht dieser Behörde, daß ein Kollege schonend behandelt werde, in unberechtigter und rücksichtsloser Weise vereitelt habe (Urkunde Nr. 51). Verletzung des Amtsgeheimnisses, begangen im politischen und persönlichen Vernichtungskampf gegen einen Kollegen — Verletzung des Amtsgeheimnisses, die eine so „unerhörte Indiskretion" darstellt, daß der Dekan der Fakultät, ehe er den Täter kennt, die Betätigung eines Fakultäts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mitgliedes für ausgeschlossen hält" (Urkunde Nr. 45). In solchem Falle ist keine Rede davon, daß man „durch sein Verhalten die Würde der Hochschule verletzt und das Ansehen des deutschen Professorenstandes schwer geschädigt hätte". In solchem Falle findet die Fakultät nicht einmal einen scharfen Ausdruck, sie kann da nur sagen, daß sie mit solchen Schritten „keineswegs einverstanden" sei, daß sie „die Verantwortung für sie ablehnen müsse, sie zu verhindern keineswegs in der Lage gewesen sei, wie sie auch ihrer Beurteilung nicht unterstünden" (Seite XIV). Aber, wenn der durch den erstgenannten dieser „Schritte" in seiner Existenz Bedrohte sie zutreffendermaßen „Preßtreibereien" heißt, dann macht „das Unpassende dieses Ausdrucks auf die Fakultät einen üblen Eindruck" (Seite XVII); und wenn der Geschädigte sich in seiner schweren Notwehr an die zuständige vorgesetzte Behörde wendet, und dabei (in der Urkunde Nr. 8) die Dinge so nennt, wie sie auf deutsch heißen, dann hat er sich damit „außerhalb des Kreises der Fakultät" gestellt (Seite XIX). Und wenn Der, dem der Bruch der Amtsverschwiegenheit durch den älteren Kollegen und Prorektor der Universität zunächst den letzten Rest von Existenzmöglichkeit ruiniert hat, aus dem Felde bei der Fakultät nähere Erkundigungen einzuziehen versucht, wie diese Dinge haben geschehen können, und wer dafür verantwortlich sei, dann lehnt die Fakultät, die zu dieser Zeit den Täter und die Bescheinigung des Ministeriums über die Qualifikation seiner Tat genau kennt, gegenüber dem im Felde stehenden früheren Kollegen „weitere Erörterungen ab" (Urkunde Nr. 55 nebst Fußnote 2 dazu).

„Durch keinerlei noch so gekünstelte und spitzfindige Argumentation läßt sich die Tatsache aus der Welt schaffen" (ich bediene mich einer ausgezeichneten, gerade hier brauchbaren Wendung des Herrn Professor Rachfahl, von Seite XLII), daß über das Bestehen solcher oder ähnlicher Zustände an irgendeiner andern Fakultät irgendeiner deutschen Hochschule bisher niemals etwas bekannt geworden ist; sie scheinen sich durchaus auf die philosophische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau zu beschränken.

VII. Was nun? (Ziffer 17.)

17. Nach dem Erscheinen meines Aufsatzes im Juli 1919 hat der neue badische Kultusminister geäußert, er müsse in der Sache sehr vorsichtig vorgehen, da es ihm aussehe, wie wenn die Behandlung der Angelegenheit durch den „Vortrupp" gegen ihn selbst gerichtet sei. Nun, als ich jenen Aufsatz schrieb, habe ich nicht einmal gewußt, wer jetzt in Baden Kultusminister sei. Hätte ich das übrigens gewußt, hätte ich insbesondere gewußt, daß, wie es ja der Fall ist, der jetzige badische Kultusminister ein Angehöriger der deutsch-demokratischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Partei sei, so wäre es, da ich selbst persönlich politisch etwa auf dem rechten Flügel der deutsch-demokratischen Partei stehe*), ersichtlichermaßen völlig unverständlich gewesen, warum ich hätte beabsichtigen sollen, gerade einem solchen Minister Schwierigkeiten zu machen. Und das Einzige, was der jetzige badische Kultusminister in der Sache Veit Valentin bisher Ausgeprägtes bewirkt hat, nämlich sein Schreiben an Veit Valentin vom 15. August 1919, ist, wie oben unter Ziffer 14 dargelegt, trotz einiger Punkte, worin es nach meiner Meinung der Sache noch nicht ganz gerecht wird, doch von einem so erfreulichen Abrücken von dem haßerfüllten Geiste der Fakultät und von dem Fehlgriffe des Vorgängers des Ministers erfüllt, daß zu einem Angriffe auf ihn gar keine Veranlassung vorliegt. Auch habe ich es durchaus verstanden, daß der neue Minister erst hat abwarten wollen, wie die von der Fakultät bereits im Juli 1919 versprochene Aktensammlung aussehen und was darauf zu erwidern sein würde, ehe er in der Sache eine weitere Entscheidung träfe.

Jetzt allerdings wird er nicht mehr zögern dürfen, den Ausstoßungsbescheid seines Vorgängers vom 5. Februar 1917 aufzuheben, womit dann Veit Valentins durch diesen Ausstoßungsbescheid erzwungener Verzicht auf die venia legendi (vom 13. Mai 1917) ohne weiteres hinfällig werden wird, oder doch mindestens wegen nachträglichen Wegfalles seiner formellen Voraussetzung von Valentin wird widerrufen („condiciert") werden können. Der neue Minister wird das müssen, weil jetzt eben gerade unter Berücksichtigung des eigenen Vorbringens der Fakultät endgültig bewiesen ist, daß der Ausstoßungsbescheid seines Vorgängers weder juristisch noch moralisch verteidigt werden kann.

Der neue Minister wird aber den Ausstoßungsbescheid vom 5. Februar 1917 jetzt aufheben müssen auch noch aus einem andern Grunde: Wenn die Gesichtspunkte, die die Fakultät zu ihren und des früheren Ministers Gunsten anführt, anerkannt werden sollen, dann muß jetzt auch Herr Geheimrat v. Below sein Amt verlieren: Auch Herr Geheimrat v. Below ist, wie oben unter Ziffer 12 dargelegt, (von Valentin) wegen Beleidigung verklagt worden und hat einen für sich sehr ungünstigen Vergleich abgeschlossen, worin er alles Das, worauf es in seinen beleidigenden Behauptungen ankam, zurückgenommen hat. Die von Herrn Geheimrat v. Below begangene Beleidigung Valentins, genauer die von ihm gegen Valentin verbreitete üble Nachrede, war außerordentlich schwer: In einem einzigen Zeitungsartikel, der gleichzeitig in mehreren Zeitungen erschien, hat Herr Geheimrat v. Below Herrn Professor Valentin dreimal Fälschung vorgeworfen, wohl das Schwerste, was ein Gelehrter dem andern vorwerfen kann. Wohlgemerkt, das ist öffentlich

*) Der „Vortrupp" dagegen dient keiner einzelnen Partei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in einer Reihe von Zeitungen geschehen, während alles Wesentliche im Falle Valentin-Coßmann in einem Privatbriefe Valentins an Coßmann stand. Die „Wahrnehmung berechtigter Interessen" mag dabei auch Herrn Geheimrat v. Below zugestanden werden (insofern er den Artikel, der die üble Nachrede enthält, in Veranlassung meines, auch gegen ihn gerichteten, „Vortrupp"-Aufsatzes vom Juli 1919 geschrieben hat), wenngleich es recht zweifelhaft ist, ob Herr Geheimrat v. Below diese üble Nachrede wirklich „zur Wahrnehmung" und nicht vielmehr lediglich „bei Gelegenheit der Wahrnehmung" berechtigter Interessen begangen hat, was dem Beleidiger den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches bekanntlich nicht gewährt. Aber jedenfalls ist das Wort „Fälschung" genau wie etwa das Wort „Lüge" oder das Wort „Diebstahl" unter allen Umständen eine schwere „formale Beleidigung", so daß eine Verurteilung des Herrn Geheimrats v. Below unbedingt sicher gewesen wäre, wenn er es nicht vorgezogen hätte, ihr durch die vergleichsweise abgegebene Rücknahmeerklärung zu entgehen. Überdies haben sich ja auch nach der Verwaltungs-Jurisprudenz der philosophischen Fakultät Freiburg die akademischen Disziplinarinstanzen nicht darum zu kümmern, ob jemand, über den sie wegen einer Beleidigung zu entscheiden haben, sich in Wahrnehmung berechtigter Interessen befunden hat (oben Ziffer 7). Die von Herrn Geheimrat v. Below begangene üble Nachrede liegt aber um so schwerer, als er bei ihrer Begehung unbestrittenermaßen wußte, daß bereits vor ihm Professor Eduard Meyer versucht hatte, Valentin dieselbe üble Nachrede anzuhängen, und daß damals ein Mann von dem wissenschaftlichen und menschlichen Range Professor Hans Delbrücks sie in den „Preußischen Jahrbüchern" öffentlich zurückgewiesen hatte. Daß Herr Geheimrat v. Below in dem Prozesse Valentins gegen ihn versucht hat, Delbrück als „Partei" auszuschalten, ist dabei belanglos: Delbrück ist eine derartig anerkannte wissenschaftliche und menschliche Größe, daß jemand, der einem andern öffentlich eine Fälschung vorwirft, nachdem ihm bekannt geworden ist, daß Delbrück diesen Vorwurf öffentlich bekämpft hat (was übrigens in schlechthin einleuchtender Weise geschehen ist), nur noch mit Mühe als gutgläubig bezeichnet werden kann, wenn er dabei Delbrücks Stellung zu der Sache nicht wenigstens erwähnt*).

*) Ganz der gleiche Vorwurf trifft auch die Fakultätsveröffentlichung, ihren Verfasser und seine Kontrollkommission: Durch die Veröffentlichung der Anlage zur Urkunde Nr. 27 verbreitet die Fakultätsschrift auf den Seiten 63/64 die Behauptung des Herrn Geheimrat v. Below über Valentins angebliche „Fälschung" weiter, und zwar zusammen mit v. Belows weiteren Behauptungen: „Dies ist schon in voller Öffentlichkeit nachgewiesen. Soeben erbringt diesen Nachweis auch einer der hervorragendsten Historiker, Professor Eduard Meyer-Berlin." Diese Weiterverbreitung an sich soll, als möglicherweise durch die Aktenveröffentlichung als solche bedingt, zunächst nicht weiter beanstandet werden. Aber was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurz, „durch keinerlei noch so gekünstelte und spitzfindige Argumentation läßt sich die Tatsache aus der Welt schaffen", (Herrn Professor Rachfahls treffliche Wendung auf Seite XLII trifft immer wieder aufs neue ins Schwarze) daß, wenn der Ausstoßungsbescheid gegen Veit Valentin in Kraft, Herr Geheimrat v. Below aber gleichzeitig im Amte bleibt — dann im Bereiche der philosophischen Fakultät Freiburg offiziell zweierlei Recht gilt, das bei genau gleichem (oder vielmehr erheblich leichterem) Tatbestande den tirpitzgegnerischen außerordentlichen Professor schlecht, und, bei schwererem Tatbestande, den tirpitzfreundlichen Ordinarius und Geheimrat gut behandelt. Daß das Kultusministerium eines deutschen Staates einen solchen Zustand decken könnte, weigere ich mich, zu glauben.

Nun wünsche ich allerdings nicht, daß Herr Geheimrat v. Below sein Amt verlöre:

So unerfreulich als Mensch er sich, wenigstens in dieser Angelegenheit, gezeigt hat, so ist er doch wohl sicher ein bedeutender Gelehrter und vor allem ist er zweifellos, in all der empörenden Gewalttätigkeit, mit der er hier gehandelt hat, — wenigstens ein Kopf und ein Mann (was Beides nicht so unbedingt von allen Verfolgern Professor Valentins gilt). Ferner aber sind die ganzen Grundsätze, die die philosophische Fakultät Freiburg für die Behandlung solcher Dinge aufgestellt hat (oben Ziffer 7), etwas so Unsagbares, daß man sie auch gegen andere Erdbewohner, insbesondre gegen Herrn Geheimrat v. Below, nicht angewendet zu sehen wünschen kann: Der Rechtszustand kann nicht dadurch hergestellt werden, daß sie noch weiter angewendet werden, sondern nur dadurch, daß ihre Anwendung auch da, wo sie bereits geschehen ist, rückgängig gemacht wird.

Die einzige vernünftige Art, den Vorwurf, daß in Freiburg zweierlei Recht gälte, zu vermeiden, bleibt also die (wie dargelegt, auch ohnehin notwendige) Aufhebung der Ausstoßungsverfügung vom 5. Februar 1917. Die Fakultät braucht wirklich nicht zu befürchten, daß nach diesem Akte der Wiederherstellung des Rechtes Professor Veit Valentin tatsächlich nach Freiburg zurückkehren, und dort als ein fleischgewordener Gewissensbiß täglich vor den Augen ihrer Mitglieder herumwandeln werde: Schon am 30. Oktober 1916 hat Valentin dem damaligen badischen Kultusminister erklärt, „ich mag mit einem .....*) wie Herrn

---

für ein Geist spricht wieder einmal aus der Tatsache, daß die Fakultätsveröffentlichung sich hier der selbstverständlichen Pflicht entzogen hat, in einer Fußnote auf Delbrücks Stellung zu der Sache, seine Zurückweisung Meyers und seine Rechtfertigung Valentins hinzuweisen! (Wie genau die Fakultät und ihr Kämpfer Rachfahl Delbrücks Veröffentlichungen zur Sache Valentin gelesen haben, ergibt sich aus Seite IV/V.)

*) Der betreffende Ausdruck bezog sich auf das anonyme Vorgehen des Herrn Geheimrats v. Below in den „Alldeutschen Blättern".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimrat v. Below nicht in einer Fakultät sitzen." Er hat seitdem schriftlich (z. B. in der Urkunde Nr. 22) und mündlich immer wieder betont, daß er nicht den allergeringsten Wert darauf lege, künftig etwa Mitglied dieser philosophischen Fakultät in Freiburg im Breisgau zu sein. Und wenn ich in meinem „Vortrupp"-Aufsatz vom Juli 1919 hierzu gesagt habe: „Schon nach dem bis Mitte Dezember 1916 vorliegenden Verhalten der Fakultät gegen ihn kann ihm niemand diesen Standpunkt verdenken, nach dem inzwischen erfolgten weiteren Verhalten der Fakultät erst recht nicht" — so gilt das nach der inzwischen noch weiter begangenen, heute hier gewürdigten, Leistung des offiziellen Kämpfers der Fakultät, des Herrn Professor Rachfahl und seiner Kontrollkommission doppelt und dreifach.

Was Valentin als sein gutes Recht verlangt, ist die Aufhebung des Ausstoßungsbescheides vom 5. Februar 1917 und alsdann sofort unbegrenzter Urlaub bis zu einer Neuhabilitation anderswo. Das muß ihm werden, wenn in Deutschland Recht noch Recht ist. Außerdem darf er erwarten, daß das badische Kultusministerium dafür sorgt, daß die gerechte Absicht, die dessen Schreiben vom 15. August 1919 ausspricht, nicht durch geheime Einflüsse von Valentins Feinden zunichte gemacht werde, wie das in der Frankfurter Angelegenheit allem Anscheine nach bisher geschehen ist. — Nur so kann, was im allgemeinen deutschen Interesse geschehen muß, dieser peinliche Fall aus der Kriegszeit nun endlich ein für allemal erledigt werden.

Es muß dann in Sachen des badischen Kultusministeriums am Schlusse noch ein offenes Wort gesprochen werden: Es ist unbedingt nötig, daß innerhalb dieses Kultusministeriums die Sache Valentin jetzt in eine andre Hand gelegt werde, als in die desjenigen Herrn Referenten, der sie nicht nur bis zum Ausstoßungsbescheide, sondern höchst unzweckmäßigerweise auch noch bis jetzt bearbeitet hat. Denn dieser Herr verteidigt in dem Ausstoßungsbescheide vom 5. Februar 1917 sein eigenes Werk. Nach allen Gesetzen menschlicher Psychologie kann er daher in dieser Sache gar nicht unbefangen sein; er ist mithin ebenso ungeeignet, sie jetzt weiter in der Hand zu behalten, wie ein Richter ungeeignet wäre, über die Berufung gegen sein eigenes Urteil selbst wieder zu entscheiden. Daß im vorliegenden Falle die formale Vorschrift fehlt, die im Falle des Richters die innere Unmöglichkeit auch zu einer äußeren macht, kann den Referenten als einen aufrechten und vornehm denkenden Mann nicht abhalten, selbst zu verlangen, daß ihm die, angesichts der natürlichen Eigenschaften eines jeden Menschen für ihn schlechthin unlösbare, Aufgabe abgenommen werde. Wobei durchaus anerkannt werden soll, daß er keineswegs von dem Vernichtungswillen gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Valentin erfüllt ist, der, wie insbesondere unter Ziffer 14 dargelegt, in der philosophischen Fakultät Freiburgs lebt: Daß er davon wirklich frei ist, beweist seine Besprechung mit dem Referenten des preußischen Unterrichtsministeriums vom September 1918, von der der, ebenfalls unter Ziffer 14 wiedergegebene, Brief des neuen Kultusministers an Valentin berichtet. Aber eben der Standpunkt, den er, der badische Hochschulreferent, in dieser Besprechung eingenommen hat, zeigt doch auch wieder, daß er (und zwar, wie gesagt, durchaus natürlicherweise) in der Sache Valentin nicht unbefangen urteilen kann: er wähnt, es genüge, gegen Valentin eine gewisse Gnade zu üben, während Herrn Professor Valentins verletztes Recht geheilt werden muß. Jedenfalls muß das badische Kultusministerium wissen, daß solange die maßgebliche Bearbeitung der Sache Valentin in den Händen desselben Herrn bleibt, der selbst der geistige Vater des Ausstoßungsbescheides ist, kein Kenner der Dinge daran glauben wird, daß Gewähr vorhanden sei für eine unbefangene Prüfung und Entscheidung.

Daß das badische Kultusministerium auch darüber entscheiden wird, wie sich die oben unter Ziffer 8 dargelegten Dinge zur „Würde der Hochschule" und zum „Ansehen des deutschen Professorenstandes" (vgl. S. 92 in der Urkunde Nr. 37) verhalten, ist ja unumgänglich und unzweifelhaft: Die Fakultätsveröffentlichung irrt durchaus, wenn sie auf den Seiten LIV/LV behauptet, daß „Popert anzunehmen scheint", „daß die Pflichten eines akademischen Lehrers in Rücksicht auf eben diese Stellung sich etwa nur auf die Art und Weise beschränken, wie ein solcher seine Vorlesungspflichten erfüllt". Die Fakultät hat aber durchaus recht damit, wenn sie an der gleichen Stelle sagt, „es liege auf der Hand", daß diese Pflichten des akademischen Lehrers „sein ganzes auch außerhalb seiner besondern akademischen Tätigkeit liegendes Verhalten" betreffen. Und auch darin sagt die Fakultät ungemein Zutreffendes, wenn sie dazu dann noch meint, „daß Popert wohl nicht bestreiten wird", daß „die Entscheidung darüber", ob ein Dozent „in diesem Sinne gegen seine Pflichten als akademischer Lehrer verstoßen hat, in die Kompetenz der Regierung gehört". Die Entscheidung darf nur nicht so offensichtlich falsch sein, wie der Ausstoßungsbescheid gegen Valentin. Aber wir dürfen erwarten, daß sie in den Dingen, die heute hier unter Ziffer 8 behandelt worden sind, richtig ausfallen wird.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Alkohol in Amerika.*)

In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 14. Juni 1920 ist ein Aufsatz „Amerika und der Alkohol" erschienen; er zeichnet ein Bild von der alkoholgegnerischen Bewegung in Nordamerika, das äußerlich den Anschein der Kennerschaft erweckt, den wirklichen Verhältnissen aber doch nicht entfernt gerecht wird, und da die durchschnittlichen Zeitungsleser in Deutschland, zumal unter den heutigen Verhältnissen, gar nicht imstande sind, die Dinge drüben richtig einzuschätzen, so möge hier nur auf einige wichtige Punkte hingewiesen werden, die der Verfasser des Aufsatzes nicht berührt. Nach ihm wäre die während des Krieges entstandene Alkoholgesetzgebung der Vereinigten Staaten ein reiner Schlag ins Wasser und daher einem baldigen Untergange geweiht, ja die ganze Bevölkerung mache sich schon jetzt „ein förmliches Gewerbe daraus, die Gesetze zu umgehen".

Wer die Dinge so darstellt, übersieht einmal die ganze geschichtliche Entwickelung, die zu den jetzt gültigen Gesetzen geführt hat. Gewiß würden sie ohne den Krieg, wenigstens in der jetzigen Ausdehnung, nicht zustande gekommen sein, aber sie sind doch nur der Abschluß einer fast hundertjährigen Bewegung. Denn tatsächlich hat man in keinem anderen Lande so früh wie in Amerika das Wesen des Alkoholismus erkannt und die richtigen praktischen Folgerungen daraus gezogen.

Gewiß hat die Trunksucht früher und bis in die Neuzeit herab in Amerika schwere Verheerungen angerichtet, und die bisher wenig bekannten Tatsachen, die der Verfasser des Aufsatzes darüber aus der amerikanischen Kriegsgeschichte beibringt, und die beiläufig bemerkt einen Rückschluß auf den Ursprung des ganzen Aufsatzes gestatten, stimmen durchaus zu den früher dort auch bei der bürgerlichen Bevölkerung herrschenden Sitten. Man erinnere sich z. B. an den glänzend veranlagten Dichter Edgar Allan Poe, der 1849 im Alter von 40 Jahren als Opfer des Alkohols starb. Aber seit etwa einem Menschenalter ist in den Vereinigten Staaten von Amerika die Macht der Trinksitte, die bei uns noch herrscht, tatsächlich gebrochen. Wenn man schon vor dem Kriege dort etwa 15 Millionen Enthaltsame zählte, so ist ihre Zahl jetzt natürlich viel größer, da mindestens seit Beginn des Jahrhunderts alle die Generationen, die durch die amerikanischen Schulen gegangen sind, infolge des gesetzlich vorgeschriebenen Aufklärungsunterrichts über die Gefahren des Alkoholgenusses einen so

*) Wenn der Verfasser sich hier kritisch mit dem Leitaufsatz einer politischen Tageszeitung auseinandersetzt, so geschieht das nicht wegen der Bedeutung des Aufsatzes an sich, sondern weil dieser Aufsatz kennzeichnend ist für die Stellung der deutschen Presse zur Alkoholgesetzgebung Amerikas überhaupt. Daß unsere Presse hier fast völlig versagt hat, darüber waren sich die Sachverständigen schon vor dem Kriege durchaus einig. Nachdem aber der Krieg die Tragweite dieser Gesetzgebung in ein neues, helles Licht gerückt hat, drängt sich die Notwendigkeit einer Neueinstellung unserer Presse zum Probleme der amerikanischen Antialkoholbewegung mehr als je auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

starken Eindruck davon mit ins Leben genommen haben, daß sie zum guten Teile die in der Jugend bewußt geübte Enthaltsamkeit auch im späteren Leben weiter beibehalten, zum Vorteil ihrer Gesundheit und ihrer wirtschaftlichen Lage.

Gewiß gibt es auch jetzt noch in den Vereinigten Staaten Bevölkerungsteile und sogar -schichten, die am Alkoholgenusse hängen. Dazu gehören vor allem die Massen der aus Europa stammenden erwachsenen männlichen Einwanderer, die von der Aufklärung noch gar nicht erfaßt sind und die höchstens, wenn sie Kinder haben, durch diese einen Widerhall davon aus der Schule zu Gehör bekommen. Dazu gehören ferner breite Schichten der in Amerika so stark entwickelten Plutokratie, die der Genußsucht verfallen sind und für die der Alkohol einen hochwertigen Lebensgenuß darstellt. Von ihnen sind natürlich manche imstande, auch einmal nach Kuba oder Mexiko zu reisen, um recht nach Herzenslust in Alkohol schwelgen zu können, — schwerlich aber nach Kanada, wie die Leipziger Neuesten Nachrichten meinen, denn dort weht bekanntlich auch eine sehr scharfe alkoholgegnerische Luft. Das bewies z. B. erst im November 1919 die in der großen an die Union angrenzenden Provinz Ontario abgehaltene Volksabstimmung, wo die Alkoholgegner einen geradezu glänzenden Sieg errangen.

Und so ist es auch in der Union.*) Weit zahlreicher als die Alkoholfreunde sind dort die Personen, die das Trügerische des Alkoholgenusses erkannt haben und die daher enthaltsam leben. In einer Demokratie, wie es die Union ist, wäre ja die Verbotsgesetzgebung gar nicht denkbar, wenn sie nicht von der weit überwiegenden Mehrheit der stimmberechtigten Bürger gestützt und getragen würde. Man bedenke nur, was die Tatsache bedeutet, daß in 45 von den 48 Staaten der Union die nach dem Zweikammersystem organisierte Volksvertretung sich überall mit zwei Dritteln der Stimmen für das Alkoholverbot eingesetzt hat, und daß der Senat in Washington schon im Dezember 1917 mit 65 gegen 20 Stimmen, das Abgeordnetenhaus mit 282 gegen 126 Stimmen das Verbot beschlossen haben.

Selbstverständlich wird von der unterlegenen Minderheit gegen das Verbot agitiert, aber schon jetzt kann man sagen, daß diese Agitation für absehbare Zeit keine Aussicht auf Erfolg hat. Die amerikanische Geschäftswelt steht ganz überwiegend auf seiten des Verbotsgesetzes, weil sie genau weiß, daß sie sich ausgezeichnet dabei steht. Denn wenn das Volk seine Ersparnisse nicht mehr in die Kneipe trägt, so hat es natürlich mehr Geld zur Verfügung für Zwecke der Wohnung, der Nahrung und der Kleidung, und so kommt das Verbot allen den zahlreichen Industrien zugute, die

*) Näheres findet man in der Schrift des Verfassers: „Der neuere Stand der Antialkoholbewegung in der amerikanischen Union." 2. Aufl. Dresden, O. V. Böhmert, 1909. Die Gesetzgebung ist natürlich seit 1909 weiter geschritten, aber die in der Schrift gegebene Sittenschilderung gilt auch heute noch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit der Wohnung, der Nahrung und Kleidung zusammenhängen. Die amerikanischen Arbeitgeber wissen auch längst, daß alkoholenthaltsame Arbeiter zuverlässiger und leistungsfähiger sind als die noch am Alkohol hängenden, und so begünstigen sie die Bewegung in jeder Weise, nicht etwa aus Schwärmerei für die Enthaltsamkeit, sondern aus wohlverstandenem Eigeninteresse. Bekannt ist, daß die amerikanischen Eisenbahngesellschaften im Außendienste nur solche Arbeiter anstellen, von denen sie genau wissen, daß sie enthaltsam leben, und die Allgemeinheit, die an der Sicherheit des Eisenbahnbetriebs ein Lebensinteresse hat, hat noch niemals dagegen Einspruch erhoben.

Daß die gesamte gebildete Frauenwelt Amerikas für das Verbot ist, weiß jedermann, der die dortigen Verhältnisse nur einigermaßen kennt. Gerade die amerikanischen Frauen haben den Ruhm, und daran können sich ihre deutschen Schwestern ein Beispiel nehmen, die Bewegung in Gang gebracht zu haben, die zur allgemeinen Aufnahme des verbindlichen Antialkoholunterrichts in allen Schulen der Union geführt hat. Sie wußten wohl, was sie damit taten, denn die Frauenwelt hat ja vor allem zu leiden, wenn die Männer dem Trunke ergeben sind.

Eben jetzt erreicht uns die bedeutungsvolle Nachricht, daß das Washingtoner Bundesgericht, also die oberste Rechtsinstanz in den Vereinigten Staaten, die von den bestraften Übertretern des Verbotsgesetzes wegen angeblicher Verfassungswidrigkeit dieses Gesetzes eingelegten Berufungen einstimmig verworfen hat.

Ist es also angesichts dieser Tatsachen auch nur einigermaßen wahrscheinlich, daß das Alkoholverbot in Amerika nicht lange bestehen bleiben wird, wie die Leipziger Neuesten Nachrichten es darstellen? Das können nur solche Zeitungsleser glauben, die den dortigen Verhältnissen ganz fern stehen. Die verbotsfeindlichen Kreise drüben sind ja sehr wenig wählerisch in der Verbreitung von Nachrichten, die der europäischen Leserwelt das Trugbild eines völligen Fiaskos der Verbotsgesetzgebung vorgaukeln sollen, in der Hoffnung vielleicht, dadurch eine Rückwirkung auf Amerika selbst zu erreichen. Zu den jetzt umlaufenden Märchen dürfte auch die in dem Aufsatz der Leipziger Neuesten Nachrichten abgedruckte Mitteilung gehören, daß in Denver, der Hauptstadt Colorados, sich die Zahl der Fälle sinnloser Trunkenheit seit Einführung des völligen Verbots verdreifacht haben soll!! Die Dinge in einem so weltentlegenen Kulturwinkel wie Denver sind von Deutschland aus natürlich schwer zu kontrollieren, und darum mögen hier einige ganz feststehende statistische Tatsachen aus etwas bekannteren Städten mitgeteilt werden, die allerdings die Wirkung der neuen Gesetze in ganz anderem Lichte erscheinen lassen. So betrugen die Verhaftungen wegen Trunkenheit in Boston im Juli 1918, wo das Verbot noch nicht bestand, 3782, im Juli 1919 aber, unter der Verbotsgesetzgebung, nur 669, also eine ganz außerordentliche Verminderung, so daß man dort schon an eine Verringerung des Gerichtspersonals denkt. In Baltimore beliefen sich

in der noch „feuchten" Periode März bis Juni 1919 die Verhaftungen wegen Trunkenheit auf 2928, in den vier ersten Verbotsmonaten aber auf nur 624. In der Großstadt Detroit betrugen die gleichen Verhaftungen 1917 noch 19 309, im Jahre 1919 aber nur 6248, obwohl die Einwohnerzahl seit 1917 von 820 000 auf 1 Million angewachsen ist. Schon jetzt wird aus zahlreichen Städten gemeldet, daß seit Eintritt des Verbots die Zahl der Gefängnisinsassen bedeutend zurückgeht, und an mehr als einem Orte hat man das Gefängnis überhaupt schließen können.

Zu den Märchen, die von den amerikanischen Alkoholinteressenten ausgesprengt worden sind, um naive europäische Leser vor dem Alkoholverbote gruselig zu machen, gehört auch die Nachricht, daß die Gesundheitsbehörden in der Union die Regierung aufgefordert hätten, wegen des Überhandnehmens der Grippe das Alkoholverbot wieder aufzuheben. Da diese Nachricht auch durch die deutsche Presse verbreitet worden ist, so möge hier das Schreiben mitgeteilt werden, das Dr. Hercod in Lausanne unlängst darüber aus Chicago erhalten hat:

Gesundheitsamt der Stadt Chicago.
4. März 1920.

Ich bin im Besitz Ihres Schreibens vom 2. Februar 1920. An der Meldung, die nach Ihrer Mitteilung in einer Schweizer Zeitung veröffentlicht worden ist, und wonach die Gesundheitsbehörden der Stadt Chicago zur Bekämpfung der Grippe die Aufhebung des Alkoholverbots beantragt hätten, ist absolut nichts wahr. Im Gegenteil habe ich die Bevölkerung zu verschiedenen Malen darauf aufmerksam gemacht, daß Whisky keineswegs als Mittel gegen die Grippe angesehen werden kann.

Hochachtungsvoll
(gez.) John Dill Robertson,
Chef des Gesundheitsamts.

Diese Beispiele mögen zeigen, daß der deutsche Leser gut tut, die aus den Agenturen der amerikanischen Alkoholinteressenten stammenden Nachrichten mit der größten Vorsicht aufzunehmen. Es soll natürlich nicht gesagt werden, daß die Akten über die amerikanische Verbotsgesetzgebung schon jetzt geschlossen sind, und es kann nicht genug betont werden, daß überall in der Union die Wirkungen dieser Gesetzgebung unbefangen und sachlich untersucht und die Ergebnisse dieser Untersuchung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten. Die deutsche politische Presse muß es jetzt aber als ihre Pflicht erkennen, ihre Spalten endlich einer unparteiischen Würdigung des drüben vor sich gegangenen und noch vor sich gehenden Wandels zu erschließen, damit auch unser Volk endlich lernt, die richtige Stellung zur Alkoholfrage zu erringen. Haben wir in unserer heutigen traurigen Lage nicht die allerdringendste Veranlassung dazu? Mahnen nicht unsere so ungenügenden Ernährungsverhältnisse dringend, keine Nahrungsmittel mehr zu alkoholischen Getränken zu vergeuden? Und ist nicht die in Deutschland bisher leider grassierende Unwissenheit über Amerika, die unter dem alten Obrigkeitsstaate bis hinauf in die höchsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

politischen und militärischen Kreise reichte, eine der Hauptursachen unseres Zusammenbruchs geworden? Ist es nicht auch eine tief beschämende Tatsache für uns, daß wir trotz unserer gerühmten Wissenschaftlichkeit es doch nicht fertig gebracht haben, das ungeheuere Anschwellen der Geschlechtskrankheiten im alten kaiserlichen Heere zu verhindern, so daß viele Hunderttausende unserer Soldaten in den Lazaretten geschlechtskrank darniederlagen, während die frischen Divisionen, die Ludendorff 1918 zur Abwehr des übermächtigen feindlichen Ansturms dringend verlangte, nicht geschafft werden konnten? Natürlich hängt auch das eng mit dem bei uns verbreiteten Alkoholismus zusammen, zu dessen Bekämpfung der alte Staat trotz aller Mahnungen der deutschen Alkoholgegner leider nichts Ernstliches tun wollte.

Wie ganz anders in der Armee der Union, wo die Zahl der geschlechtskranken Soldaten gerade während des Krieges von 90 pro Tausend auf 25 zurückging, oder in der Armee Kanadas, wo die Zahl dieser Kranken in der Zeit 1915 bis 1917 von 222 pro Tausend auf 81,6 herabsank.

Wenn die Vereinigten Staaten in unserer Zeit eine weltbeherrschende Stellung gewonnen haben, so haben dabei gewiß verschiedene Ursachen mitgewirkt, aber nicht zuletzt auch die entschieden alkoholgegnerische Politik, die man dort seit Jahrzehnten verfolgt und die zu einer außerordentlichen Steigerung der Kraft und Leistungsfähigkeit des Volkes geführt hat. Wie wollen wir aber im Wettkampf mit Amerika bestehen, wenn wir ihm den bisher behaupteten Vorsprung in der Bekämpfung des Alkoholismus ohne nennenswerte Gegenanstrengungen überlassen? Jedes nach dieser Seite ungenützt gelassene Jahr vergrößert den Abstand zwischen uns und Amerika.

Innerhalb der deutschen Bevölkerung ist ja die Arbeiterklasse, was Zurückhaltung gegenüber dem Alkohol anlangt, den Bürgerlichen und insbesondere den akademisch Gebildeten zweifellos überlegen. Was kann denn z. B. der Bürgerstand den 5—600 sozialdemokratischen Jugendvereinen des deutschen Reichs gegenüberstellen, die sämtlich auf streng alkohol- wie nikotinenthaltsamer Grundlage bestehen? Weitblickende Männer haben schon lange vor der Revolution vorausgesagt, daß der Bürgerstand, der die Leistungsfähigkeit seiner Gehirnzellen und auch seiner Willensenergie infolge der gewohnheitsmäßigen Durchspülung mit Alkohol mutwillig selbst herabdrückt, auf die Dauer gegen die Konkurrenz des viel entschiedener der Nüchternheit zustrebenden Arbeiterstandes nicht bestehen kann.

Aber ein ähnlicher Wettkampf findet auch zwischen den Völkern statt, und dasjenige Volk, das die Kraft hat, sich am entschiedensten vom Joche des Alkoholismus zu befreien, hat jedenfalls ein starkes Schwergewicht zu seinen Gunsten in die Wagschale zu werfen. Eben darum können die Verhältnisse in der Union, besonders die Verbotsgesetzgebung mit ihren Wirkungen, jetzt gar nicht sorgfältig genug von uns studiert werden. Vor den geistreichen Konstruktionen Oswald Spenglers, der uns den Untergang des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abendlandes prophezeit, braucht wirklich niemand bange zu sein. Wohl aber muß das kühne und gewaltige Emporstreben des jungen amerikanischen Volkes, das Spengler merkwürdigerweise nirgends in den Kreis seiner Betrachtung zieht, jedenfalls allen unsern politischen Köpfen zu denken geben und sie veranlassen, den Ursachen dieses einzigartigen Aufschwungs so sorgfältig wie möglich nachzugehen.

K. A. Martin Hartmann.

Heraus mit den Altertumsschätzen der Provinzialmuseen für die Heimatmuseen in Stadt und Land!

Daß wir unserem heranwachsenden Geschlechte wieder die Heimat lieb und traut machen, daß wir die Erziehung dem heimatlichen Boden anpassen müssen, ist eine Erkenntnis, zu der uns erst die Not der Zeit gebracht hat. Die Gründer- und Rafferjahre nach 70/71 haben mit ihrer Großmannssucht und ihrem Milliardenunsegen unserem Volkstum unendlichen Schaden zugefügt.

Das Land mit seiner heimlichen Stille, mit seiner vererbten Heimatkultur geriet in Mißachtung, die Großstadt mit ihrem geräuschvollen Getriebe, mit ihrer Hetz und Hatz nach dem Gelde, mit ihrem Häuserschwindel und ihren Tingeltangelvergnügungen gab den Ton an. Wie die Mücken ins Licht, so flogen die Menschen in ihren Bannkreis. Aber nicht nur die Menschen wurden dem Lande entzogen, sondern auch die Altertümer und wertvollen Zeugen einer jahrhundertelangen Kulturentwicklung fielen der Zentralisationswut zum Opfer und erhielten an Stelle lebensvoller Beziehungen zum gegenwärtigen Geschlechte — Museumswert.

Der erziehliche Wert unserer Überlieferungen auf literarischem und heimatgegenständlichem Gebiete trat vollständig vor dem wissenschaftlichen zurück. Der alte wertvolle Krug, der bisher am Ehrenplatze im „Schapp" des Bauernhauses gestanden, wurde nun „etikettiert" und „kartonisiert" und einem 20- oder 30-räumigen Museum „einverleibt".

Über vierzig Jahre sinds, als mir zum ersten Male ein Sammler die Freude am Heimatgut verdarb. —

Mein Heimatdörflein barg ringsum in seiner Feldmark reiche Altertumsschätze. Beim Graben und Pflügen kamen sie zum Vorschein: die Urnen aus altgermanischer und aus der Wendenzeit, die Spinnwirtel, Steinbeile, Mahlsteine, Bronzefibeln, Eisenschwerter usw. Wir hatten einen Lehrer, der ein wachsames Auge auf diese Zeugen einer alten Kultur hatte und uns Jungen zum eifrigen Sammeln anleitete.

Bald hatten wir einen ganzen Schrank mit heimatlichen Altertümern gefüllt. Dazu kamen noch zahlreiche in unsern Bergen und Steingruben gefundene Versteinerungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Mit stolzer Genugtuung und heimlicher Ehrfurcht betrachteten wir täglich unsere Altertumsschätze. Alles, was in den Häusern alt war, erhielt für uns einen doppelten Wert. Da wurde eines Tages die „Pflegschaft des Märkischen Museums" gemeldet. In mehreren Wagen kamen wohl an zwölf Berliner Herren in unsern Ort. Vom Urnenfelde kamen sie auch zur Schule und legten „im Namen der Wissenschaft" Beschlag auf unsere jahrelang gesammelten Schätze.

Unser lieber, aber nur zu bescheidener Lehrer wurde ganz blaß, als die Herren den Schrank auszuräumen begannen; aber er wagte keinen Widerspruch. Wir Jungen haben dagegen um so lauter protestiert und hätten die Räuber am liebsten unter unsere Fäuste genommen. Das Schlimmste war, daß uns nun alle Lust am Sammeln vergangen war. —

Später packte mich das Verlangen, die Neugier, zu sehen, was aus unsern geraubten Schätzen geworden war. Man wies mich in das Provinzialmuseum, wo in weiter Saalreihe Glasschrank an Glasschrank in unübersehbarer Folge aneinander gereiht war. Ich sah die schön geordneten, mit Nummern versehenen Altertümer und hatte meine große Freude daran, einen und auch mehrere Schränke genau zu besichtigen. Als ich einen Saal „absolviert" hatte, stellte sich bereits ein Müdigkeitsgefühl ein, das sich im zweiten noch steigerte, weil ich dort aus den 50, 60 Kreisen der Provinz eigentlich immer dasselbe antraf. Im vierten oder fünften Saal wurde ich noch einmal aus meiner Abgestumpftheit herausgerissen, als ich vor den Heimatschränken stand. Ach ja, da lagen die Steinbeile, da standen die Urnen mit ihren Strichornamenten. Die schwarze Feuersteinsäge hatte ich selbst gefunden. Wehmutsvoll nahm ich Abschied aus diesem Glasschrankmuseum. Weiter vorzudringen vermochte ich nicht. Die paar Besucher, die ich noch in dem vierten und fünften Saal antraf, sahen ebenso müde aus wie ich und strebten fluchtartig gleich mir dem Ausgange zu. —

Ein Jahrzehnt später. Die Nachricht, ein neues Provinzialmuseum sei erbaut, lockte mich nach Berlin. Ei ja, das war wirklich ein Genuß, vom steinernen Roland durch diese stimmungsvollen, gar nicht überladenen Säle und Erker zu wandern bis in den schönen Burghof mit seinen alten Steinfiguren. Hier war nur das Typische, der Mark Eigentümliche zur vollendeten Aufstellung gelangt. Alle Besucher zeigten regstes Interesse, weil nicht tausendfache Wiederholungen ermüdend einwirkten. —

„Wo sind denn nun alle die Glasschränke geblieben, wo sind die Altertümer meiner Heimat (Glasschrank Nr. so und so) hingekommen?" fragte ich neugierig einen Wächter.

„In die Kellereien und Turmräume" war die Antwort.

„Und wer kommt dahin?"

„Niemand eigentlich, nur ab und zu steigt ein Forscher oder ein Student hinunter, der seinen Doktor bauen will."

„Ach so", entgegnete ich kleinlaut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einen kleinen Rest unserer Altertümer, vier Urnen und einige Steinwaffen, hatte ich mir gerettet. Wie froh war ich, daß diese nicht zur gleichen Kellerhaft verurteilt waren, sondern meine Jungen und Mädel täglich an die alten Zeiten erinnerten, wo es auch schon formfreudige und schönheitsdurstige Menschen gab. —

Die erwähnte Pflegschaft mit ihrem Geheimrat an der Spitze, dem man wegen seiner großen Sammeltaschen den Beinamen „Annexander der Große" gegeben hatte, kam auch in meinen Schulort.*) Ich zeigte auch meinen kleinen Sammelschatz an Urnen und Versteinerungen, machte aber den Herren zugleich klar, wie nötig diese Zeugen der Vergangenheit für das Jungvolk, für die engere Heimat, für die Erweckung heimatlichen Empfindens sei. Wie ich an der Hand dieser wenigen Gegenstände der Jugend und der Ortsbevölkerung in den Volksunterhaltungsabenden die ganze Vergangenheit vor Augen zaubern könnte.

Ob ich viel Verständnis gefunden, weiß ich nicht. Man blieb stumm. Aber aus den bissigen Bemerkungen eines andern revidierenden Geheimrats entnahm ich, daß ich mit meinen Ideen einer Dezentralisierung der Altertümer arg angestoßen hatte. — Ich verstummte ebenfalls. — Jetzt aber, wo es not tut, unsere verwilderte Jugend, unser irregehendes Volk zurück in vaterländische Bahnen zu führen, schweige ich nicht mehr, sondern wende mich an alle Volks- und Jugendfreunde mit der Bitte: Verlangt die Altertumsschätze eurer engeren Heimat zurück aus den Kellern der Museen, sofern sie nicht typischen Wert für die Allgemeinheit besitzen, laßt die 10000 Spinnwirtel, Steinbeile, gleichartige Urnen wieder zurück in neue Ortsmuseen kommen, da haben sie ihre Bestimmung, die Jugend pietätvoll an das Altehrwürdige, Gewordene zu mahnen, die Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu knüpfen.

Es wird sich in jeder Schule, im Gemeinde-, im Jugendheim, in jedem Kreis- oder Stadthause doch ein Raum finden, den man der öffentlichen Besichtigung zuführen kann. Wir haben soviel verloren, wir sind an äußeren Gütern bettelarm geworden, daß wir uns hüten sollten, die reichen Geistesschätze und wertvollen Überlieferungen unserer Väter noch ferner gering zu achten. Sie sind ein kostbarer Besitz, und zu schade, um in Museumskellereien zu verstauben und zu verfallen. Heraus mit ihnen in die Heimatmuseen und Schulen, wo viele tausend junge Menschenaugen sinnend auf ihnen ruhen können und in ihren Herzen das erwecken, was uns so bitter not tut: Ehrfurcht vor dem Ererbten, Pietät und Heimatsgefühl.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Paul Matzdorf.

---

*) Es sollen die Verdienste dieses Heimatforschers, der gewiß durch seine gutgemeinte Sammelwut auch viele Altertümer vor dem Verderb bewahrte, durch diese Ausführungen durchaus nicht geschmälert werden. Nur gegen die Einseitigkeit, gegen die Verkalkung dieser Altertumsforschung soll Einspruch erhoben werden.
P. M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von seelischer Einstellung.

Nichts ist im Augenblick wichtiger und entscheidender, als daß wir uns seelisch richtig einstellen, unserer Seele die rechte Richtung weisen.

Unser Volk ist vom Schicksal geschlagen, es ist bis in alle Tiefen enttäuscht. Es hat Unsagbares gelitten und leidet noch täglich alle die herben Folgen und Auswirkungen der Weltkatastrophe. Wir erfuhren und erfahren alle Schrecken und alle Dämone der menschlichen Seele. Wir sind von Wirrsal, Siechtum und Erschöpfung umgeben. Wir sind von Drangsalen gepeinigt, wie sie die Menschheitsgeschichte nicht ein zweites Mal aufzuzeichnen weiß. Wir litten und leiden alle.

Es gibt wohl kaum eine Menschenseele, die, und sei es auch nur im tiefsten Unterbewußtsein, nicht das leidenschaftliche Verlangen in sich trägt, aus dieser Schreckens- und Notsphäre wieder herauszukommen. Denn der Wunsch und Wille zum freudigen starken Leben ist aller Menschheit ureingegeben. Aber wie wenige erlösen in sich diesen Wunschwillen und lassen ihn in sich Fleisch und Leben werden. Sie kommen nicht von der Not los. Sie klagen, beklagen, jammern, blicken zurück, reden von allem Einst mit Bejahung und Verzückung, von aller Zukunft, allem Werden mit Bangen, Zweifel und Verzagen. Viele verzweifeln überhaupt an dem Sinn alles Geschehens, sie sehen nichts als blinde Willkür. Diese Klage- und Elendsstimmung ist der Grundton unseres Daseins geworden. Was an Hoffnungen laut wird, wirkt nur mehr und nicht anders wie buntscheckige Flecken auf einem trübfarbenen Gewande. Die Bejaher und Willensstarken erfahren es tagtäglich, daß ihre starken Gedanken, ihre wunschfrohen Hinweise augenblicklich von jener Gräue überflutet werden: Es hat ja doch keinen Sinn! Wir sind unserem Schicksal ausgeliefert! Wir haben keinen Anteil mehr an dessen Gestaltung.

Die gesamte Seelenstimmung der Masse ist immer noch auf Klage, auf das Grau des Daseins eingestellt. Es erweckt Kopfschütteln und augenblicklichen Widerspruch, wenn ein erd- und tatenfrohes „Und doch!“ laut wird. Es erregt Verdacht. Man fühlt sich geneigt, an dem Ernst, ja dem Charakter des Optimisten zu zweifeln. Oder an seiner inneren Übersicht und geistigen Klarheit. Man hat sich ohne Aufbäumen und innere Scham daran gewöhnt, gering von sich selbst und seinen Brüdern zu denken. Das Über-alles-tum ist in sein Gegenteil umgeschlagen. Beim Begegnen der Freunde sieht einer den anderen mitleidsvoll an: Was soll nur werden? Und ein Kopfschütteln folgt. Ja, der Deutsche — — —. Der Bauer hat weniger Zeit zum Denken, aber auch er schimpft, seufzt und stöhnt über den Acker weg zum Nachbar. Das Gerede, Denken und Urteilen über unser Unglück, wie es hätte anders kommen können, wie es sicher hätte anders kommen müssen — wenn; wer daran schuld ist, daß dem nicht so wurde, und so fort, nimmt immer noch kein Ende, hält immer noch die Vielen blind für alles Keimstarke, Hoffnungsfreudige, Zukünftige. Dazu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommt die Klage über das persönliche Schicksal, die jetzige Aussichtslosigkeit und wie die großen Eigenpläne so rücksichtslos zunichte wurden. Unsere Briefe enthalten immer noch mehr Klagen als Zuversichten. Der billige Spott vom Optimisten und Phantasten sitzt immer lauernd auf der vordersten Zungenspitze. Auch in unseren Gedanken hat das Verneinende, die Bedrücktheit die Oberhand. Ja, selbst wenn wir uns schweigend begegnen, strömt diese Hoffnungslosigkeit, diese Niedergehaltenheit der Seele unbewußt von Mensch zu Mensch.

Indem wir also unsere Enttäuschungen, Schicksalsschläge und Nöte immer aufs neue bedenken, ihre Schwere erwägen, unsere Bedenken, unseren Zweifel und Argwohn und unsere Unsicherheit gleichsam in uns Fleisch und Blut werden lassen, erhalten wir uns mit närrischer Zähigkeit den Nährboden der Unlust, der Kraftlosigkeit, des Verzagens. Ein Erdreich, das wieder nur die in ihm lebensfähigen Keime, das Dunkle, Schwere, das Schicksalbereitende aufnehmen und austragen kann. Nicht aber das Kraftwerdende, das Bejahende, zum starken Leben Führende.

Wir glauben nicht mehr an die Spreng- und Spannkraft unserer Seele. Wir unterschätzen die Bedeutung ihrer Einstellung. Beim Einzelmenschen wie beim Volke. Das heilige: „Und doch" und „Ich will" kann Wunder wirken im Leben des Einzelnen wie eines Volkes. Um solche Lebensglut, die nichts mehr verderblich empfinden kann, die allen bösen Bann bricht, in uns zu entfachen, um aus aller Not wieder zu freudigem Dasein zu kommen, müssen wir uns zuallererst seelisch richtig einstellen. Das heißt, unserer Seele eine Richtung und Willenslinie geben, die aus dem Grau hinaus ins Licht führt. Hat sie erst die rechte Fluchtlinie, so läßt sie in natürlicher Folge alles Schwere, Hemmende zurück, denn die Seele hat göttliche Kraft. Es liegt in ihrem eigentlichsten Wesen, hinauszustrahlen.

Daß diese Linie der Seele in uns zur Herrschaft kommt, liegt durchaus in unserer Macht. Es bedarf dazu zunächst nichts als des guten Wollens, eines innerlichen Sichöffnens. Einer Stimmung, die alles an sich herankommen läßt, je naiver und mutreicher, desto besser. Mut an sich ist schon Kraft und Aufschwung. Dann der ernsten, bewußten Erkenntnis, daß wir uns an Leib und Seele schädigen, solange wir die Ängstlichkeit, Unfähigkeit und Unlust gleichsam in uns kultivieren, dadurch, daß wir die Seele dauernd niederhalten, sie in ihrem Eigenwillen behemmen, ihr jede Nähr- und Spannkraft nehmen.

Es muß uns zunächst ganz gleichgültig sein, ob wir durch die schwere Ungunst der zeitlichen Verhältnisse in unserer Entwicklung als Einzelwesen oder Gesamtheit gehemmt werden. Rätseln wir nicht daran herum, was etwa die Zukunft für uns bringt. Sie bringt immer anderes, als wir erwarten und annehmen. Aber lassen wir uns jederzeit von brennender Wichtigkeit sein, daß der Werdedrang in uns stark bleibt, daß die Richtung unserer Seele zum Lichte führt. In der Bewegung auf dieses Ziel zu liegt allein die Entscheidung. Solange unsere Seele in dieser Richtung strebt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leben wir, leben wir als vollmächtige Menschen, bleiben wir lebendige Zellen am Menschheitskörper, aus denen neues, starkes Leben werden kann.

Es ist demnach also in erster Linie eine gebieterische Pflicht eines jeden, alles zu meiden, was die Seele hemmt. In sich und bei anderen. Machen wir uns einmal empfindsam gegen alles Hemmende. Sagen wir der Welt unser Jawort, weisen wir das Nein zurück. Nicht in Oberflächlichkeit, sondern in der Überzeugung einer großen Notwendigkeit. Sagen wir es jedem, der sich und damit andere hemmt, ins Angesicht: Ich will leben, also will ich mich auch dem Leben mit aller Sehnsucht zuwenden. Lassen wir in uns, zunächst jeder in sich, eine fröhliche Trutzstimmung wach werden. Sehen wir die Tapferkeit, Mannhaftigkeit und das Heldentum unserer Tage einmal darin, diese Stimmung mitzuteilen, auf andere zu übertragen. Verhindern wir alle geistige Totengräberei, wo wir Gelegenheit dazu haben. Wenn nicht durch unsere Worte, so durch die Jakraft unseres Wesens, durch unsere innerliche Bereitschaft für alles Kommende.

Machen wir in uns und anderen zugleich das Verpflichtungsgefühl gegen alle Jugend lebendig. Schärfen wir unser Gewissen dafür, daß wir kein Recht haben, sie mit unserer Vergangenheit zu belasten, sondern ihr den Weg freihalten müssen zum Leben. Das können wir nur, indem wir die jungen Gläubigen, die noch naturgegeben die rechte Seeleneinstellung haben, nicht beirren und hemmen. Lassen wir uns lieber von ihr die Richtung weisen; denn alles Sein liegt allein im Vorwärtsstreben.

Reden wir uns nicht ein, daß diese Forderungen an unsere Seele unerfüllbar wären. Der Mensch hat viel mehr Kräfte, als er ahnt. Wir sind nur zu träge. Wir gehen mehr an unserer inneren Trägheit als an unseren Schicksalen zugrunde.

Alle Fesselungen der Feinde würden von uns abfallen, wenn wir unsere Seelen also wieder dem Leben zuführen könnten. Wenn wir unser Schicksal aus unserem Blute fernzuhalten wüßten, uns über dasselbe erheben könnten, durch tapfere Bejahung des Lebens, durch eine fröhliche Einstellung unserer Seele auf das Werdende. Was die Zukunft uns bringt und wie sie sich als solche gestaltet, ist gleich. Sie muß und wird sich aber freudig und stark gestalten, wenn wir ihr ein rechtes Erdreich in uns bieten.

Erich Scheurmann.

Ein Spiel von Ferdinand Avenarius: Baal.

Ferdinand Avenarius tritt mit einer neuen dramatischen Arbeit hervor, die unter dem Zeichen und Namen Baals, des Feuer- und Haßgottes der Karthager, szenisch den Kampf zwischen Puniern und Römern darstellt, symbolisch aber das Ringen der Völker in der Gegenwart als Kulturproblem gestaltet.

Menschheitsdichtung großen Stiles, wie sie hier vor uns liegt, rechnet mit voller Ausnutzung des gesamten Kulturmaterials, wenn auch die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Forderung des Bühnenspieles das Symbolische ins Typische und das Typische ins zeitlich und örtlich Bedingte bannen muß. Damit ist auch der Hauptunterschied gegeben, der Grabbes „Hannibal" von Avenarius' „Baal" trennt: dort der geniale Einzelmensch, den der Dichter mit seiner schärfsten Ironie und den Farben seines krassesten Pessimismus ausgestattet hat, — hier die großen Individuen als lebensvolle Träger von Gedanken, in denen das „Wähnen" der Menschheit sich gigantisch zum „Muß" des Schicksals auswirkt. Dazu kommt beim Baal die straffere Einheit des Aufbaus in der Handlung, die Neuheit, Tiefe und Weltweite der beherrschenden Idee und endlich das psychologische Meisterstück des Werkes: die Figur des Hannibal. Sie ist zwar in ihrer äußeren Linienführung der Geschichte angepaßt, aber wie geboren aus der Seele unserer Zeit in ihren inneren Maßen, in der machtvollen Steigerung ihrer Entwickelung, in der Bewußtheit ihres tragischen Titanismus und endlich in den neuen Weltgedanken, die auf eine Versöhnung der Stände und der Völker gerichtet sind. Dabei ist diese Figur als eigenartige Lösung der Dämonie des Geistes ganz eine Schöpfung des Dichters.

Avenarius nennt sein Bühnenspiel „Baal", — nicht „Hannibal" oder „Karthago". Die bedeutendste Figur und die gewaltigste Macht, Hannibal und Rom, sind nur auf der Bühne die Handelnden; nach der Idee des Werkes aber bleiben sie „Müssende", hinter denen Baal, der einzige wirkliche Spieler, steht. Er allein ist's, dem Freund und Feind gleichermaßen dienen.

Baal, „der" Herr, ist Sinnbild der Sonne und des unterirdischen Feuers. Dem Gebieter der Gluten und der Lava, dessen Heimat der Vesuv ist, weiht man giftdurchschwelte Höhlen zu Andachtsstätten; dem Herrn über Tod und Leben werden in Zeiten vaterländischer Not Hekatomben von Kinderleben dargebracht. Aus den Tiefen schwängert er die Rebe mit Feuer und das Hirn mit Glut. Seine unterirdischen Gewalten bekämpfen die Geschöpfe seines Lichtes. Edles und Tierisches der Menschennatur verbindet er unlöslich miteinander und läßt das spärliche Licht der Höhen immer wieder von Dunst und Schatten überwuchern, indem er die Liebe in Haß verwandelt, die reine Begeisterung in trübe Leidenschaft verzerrt und den Menschen zum Untergang im Tier verdammt. Wenn den Feuerhöhlen die Lava entströmt, der Menschen Sitze verwüstend, und dem Boden die mörderischen Gase entzüngeln, wenn die afrikanische Sonne, nachdem sie das Leben verschwenderisch genährt hat, doch in allen Adern die Säfte ausdorrt, so sind Flamme, Gift und Glut Bilder jenes Wahns, der die Sinne der Menschen umnebelt, der immer wieder aus dem Dunkel ererbter Triebe die Geschlechter speist, Glück in Übermut verwüstend, Liebe in Leidenschaft, Streben in Gier, Kampflust in Vernichtungswillen, religiöses Feuer in rasender Wut zerlodernd.

Unter der Führung dieses Feuer- und Haßgottes treffen die Punier mit den Römern zusammen. Das italische Volk betet zu den Göttern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Lichts. Je näher aber die Entscheidung rückt, je mehr verdüstert sich der Glanz seiner weltgeschichtlichen Sendung. Karthago bleibt, was es ist, ein Kind Baals und — geht unter. Rom aber, ein gefährliches Erbe antretend, verrät die Heimatgötter und seine Menschheitsaufgabe, verbannt Gerechtigkeit und Ehrfurcht und opfert Haß und Rache, opfert Wahn und Verblendung dem Gotte der Überwundenen. Rom wird Karthago, Baal der Herr der Welt, das Böse — der letzte Sinn des Lebens.

Zu dieser Entscheidung türmen sich des Dramas knapp gemeißelte Szenen in raschester Gipfelung auf. Den bedeutungsvollsten Gegensatz bringen der erste und der vierte Aufzug. Dort — Karthagos hoher Rat kurz vor der Kriegsentscheidung: im Angesicht des Hafens Gespräche, die sich nur um üppigste Bilder eines ganz auf Gold und Genuß gerichteten Krämerlebens drehen; niedrigste Handelsgier, der es gleich gilt, ob man in fremden Ländern als Herr, Bundesgenosse oder Tributzahler seinen Gewinn einstreicht; Eifersucht auf den Helden Hannibal, dessen Unternehmungen die Kreise der Händler stören könnten; Parteihader und Mangel an Einsicht in die Bedeutung des Augenblicks. Die Mehrzahl eigentlich für eine friedliche Beilegung des Streites mit Rom.

Aber — Baals Ofen glüht, Feuer überströmt die Erde. Hannibal übersteigt die Alpen und hämmert den Namen Cannä an die Tempeltür der Geschichte.

Rom erbebt, aber steht, gemeistert von den Lenkern des Staates. „Die Zeit ist groß . . . . die Götter erziehen Rom." Eisernste Entschlossenheit erzwingt überlegenste Ruhe. Religiöser Aufschwung adelt die Wahl des Oberfeldherrn. Man überläßt den Göttern die Entscheidung. Hier, wo Menschenwitz versagt, sind alle Gesetze aufgehoben. Gesetz aber wird: Wer die Heere anders als zum Siege führt, den trifft mit der Schuld an Roms Untergang — der Tod. Kato erhebt seine Hände zu den Himmlischen: „Zeigt uns den Mann, daß jeder es spüre im heiligen Gemüt: Dies ist der Retter, von Göttern gewollt". Publius Scipio wird von den Göttern vorgerissen und gewählt. Der erste Konsul überträgt ihm den Oberbefehl mit den Worten: „Hannibal ist gewaltiger als du. Aber Hannibals Arm ist nur Hannibals Arm, d e i n Arm dagegen wird herzher gestählt vom ganzen Blute Roms. Zaudere nicht, schwanke nicht, frage nicht: Recht oder Unrecht — triff! Dir der Befehl, uns allen der Kampf. Karthago der Tod!"

So ist der Waffengang zwischen Karthago und Rom von Anfang an als das Ringen zweier Völkerseelen festgelegt. Die Bühnenereignisse folgen im großen und ganzen der Geschichte. Im einzelnen nimmt sich der Dichter die Freiheit, den dritten punischen Krieg an den zweiten zu rücken und die beiden Scipionen zu Zeitgenossen zu machen. Er gewinnt dadurch, wie vor ihm schon Grabbe, die ideengewaltige Möglichkeit, Hannibals Tod an Karthagos Untergang anzuknüpfen.

Mit diesen Tatsachen ist der grandiose Hintergrund umrissen, von dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich die Figur des Hannibal und damit die Grundidee des Werkes abhebt.

Hannibal, der Abgott seines Heeres, der das Völkergemisch aus Afrika und Europa mit rücksichtsloser Strenge und feinster Diplomatie beherrscht, der Politiker, dessen Fäden drei Erdteile umspannen, der Feldherr, der seine Schlachten als Musterbeispiele kühnster und überlegenster Strategie entwirft, dieser Hannibal tritt gebührend in dem Drama hervor und doch weit genug zurück, um den andern im Vordergrund leuchten zu lassen: den Baalsritter, den Sozialreformer und nicht zuletzt den Friedensdenker.

Die Hand im Feuer, hat er schon als Knabe seinem Vater Haß gegen Rom geschworen. Da ist Baal durch alle Adern in ihn hineingekrochen und hat ihn ganz bis in sein Herz erfüllt. Baal ist in ihm, ja, er ist Baal. Sein Siegbewußtsein ist dämonisch, sein Ringen titanisch. Seine Pläne werden immer gigantischer, je mehr seine Vaterstadt ihn im Stiche läßt. Der Erfolg bleibt ihm trotz allem so lange treu, als nicht bloß der Glaube seines Heeres — Hannibal, sondern auch sein eigener — Baal lautet.

Hier aber droht die innere Katastrophe, die die äußere nach sich ziehen muß. In einer der italischen Giftgrotten, wo man über Baals Heimat den Göttern des Lichtes opfert, ahnungslos, daß allein der Glutgott Weltbeherrscher ist, dort steht Hannibal und fordert, von Zweifeln hin- und hergeworfen, Baals Stimme und Entscheidung.

„Baal, dessen Schwert und Fackel ich geführt:
Wirst du mir untreu oder werd ich's dir?
Baal, warum kann ich nicht frohlocken nur,
wo du verbrennst? — Die Wunden, die ich schlug,
Baal, warum fühl ich sie nicht nur am Feind,
nein, auch an mir? Baal, was du niederstürzest,
was trifft's auch mich? Gib mir die Vollkraft wieder
der Blindheit Baal — die Klarheit nagt am Haß,
an deinem Haß, Baal, der dein Heer dereinst
zum Lavastrom gemacht."

Mitleid also mit den Opfern seines schauerlichen Haßamtes, Mitgefühl noch mit dem zerschmetterten Feind ist's, was ihn in seinem Werk beirrt und behindert. Diese innere Revolution wirkt aber erst so verhängnisvoll, seit Hannibal immer klarer erkennt, wer der Gegner ist, den er bekämpft, und was er der Menschheit schuldet, deren Antlitz ihm auch der Feind entgegenträgt. Dringender bestürmt er das starre Schweigen der Grotte, den Feuergott in Gedanken zu der idealen Höhe steigernd, die er selber erreicht hat.

Doch — der Gott verharrt in Schweigen. Da ruft Hannibal sein Heer von Roms Mauern zurück. Auf dem Gipfel des Erfolges hört er auf zu siegen, nicht nur, weil er seines Gottes nicht mehr sicher ist, sondern vor allem deshalb, weil der äußere Sieg seinen Sinn für ihn verloren hat. Er sieht über Freund und Feind ein Licht aufblitzen, das die Glut überstrahlt: Ideen der Weltversöhnung im Brudertum der Menschheit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Ehe diese sich aber auswirken können, werden sie von einem unerwarteten Ereignis verschattet und verdrängt: vor Hannibals Füße rollt das Haupt seines Bruders Hasdrubal. Der Edelsinn des Puniers sträubt sich gegen den Gedanken, diese Schändung für Wirklichkeit, die Römer für Teufel zu halten. Er kann es um so weniger, da er die gefallenen römischen Generale unter Ehrengeleit ins feindliche Lager gesandt hat, — muß es angesichts dieser Barbarei endlich aber doch und kehrt zögernd in die Arme des Haßgottes zurück. Hasdrubals Niederlage ist ihm jetzt die Strafe für den eigenen Abfall von Baal. Karthago ruft, er folgt. Nicht umsonst haben ihn die Römer darüber belehrt, daß es keine Menschheit gibt, sondern daß das letzte Handelnde auf Erden — die Völker sind.

Wie aber auch die Würfel fallen mögen, eins steht seit langem schon bei Hannibal fest: der alte Gesellschaftsvertrag muß aufgelöst werden; das Vaterland, für das Hunderttausende ihr Blut dahingegeben haben, ist von Grund auf umzubauen. Früh verkündet er dies Ziel, indem er aus Sklaven freie, begeisterte Männer schafft. Vor der Schlacht ruft er den Seinen zu: „Aber, Punier, als Herren der Welt wollen wir andre Karthager sein als die da schachern und lüsteln und im Faulenzen faulen." Den Gesandten des Rates erklärt er, „daß ein Punier für sein ganzes Volk arbeiten soll, nicht für die dreißig darüber und die zwei (Jahrkönige) nebenbei". Und für den Fall seines Todes fordert er in dem Testament, das er dem Baribar hinterläßt —: „Und daheim die Unterdrückung weg — — —. Freie Menschen machen, die für s i ch fechten — — —. Schaffen, was aus sich bleibt — bleibt, weil es bleiben m a g, verstehst du?"

Aber dieser Volks- und Menschheitstraum verblaßt wie kühles Gipfelglühen, da Baal sich nicht für Hannibal, nicht für Karthago und auch nicht für Rom entscheidet, sondern einzig für sich selbst. Noch erkennt Hannibal dies Letzte nicht. Noch hält er an seinen Träumen fest, noch, als er schon gezwungen wird, Italien aufzugeben. „Irgendwo muß das doch sein, was sie (die Lockbilder der Luft) spiegeln — — —. Hasdrubal und ich, wir hätten die Macht gehabt, die Menschheit zu zwingen, Menschheit zu sein."

Erhabene Gedanken begleiten ihn selbst vor der Schlacht von Zama ins Lager des Scipio. Mit geistigen Waffen hofft er für seine Vaterstadt zu erringen, was den Kriegswaffen, wie er weiß, unerreichbar ist. Er bittet den Römer, „mit ihm zusammen höher hinauf zu gehen, als wo die Herden blöken und die Zähne weiden, was für alle wächst". Er will einen Frieden, der dauern kann und ruft den Römern zu: „Seid Menschen — — — damit in Karthago keine Bestien entstehen." Doch vergeblich. Scipio hat zwar eine Meinung, aber keine, die höher als sein Amt steht. Schon ist das Wort Lebwohl gefallen, da gibt Scipios entschuldigende Erinnerung an Hasdrubals Haupt dem Hannibal noch einmal Mut, seinem Gegner den letzten Sinn dieser Stunde zu entschleiern: „Welcher Gott ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es, Scipio, der dich und mich abhält, gerade das zu sagen, was uns am tiefsten bewegt? Ich sehe Hunderttausende hinter dir, und du siehst Hunderttausende hinter mir, die sind leichenstarr. Um sie stehen andere Millionen, die leben noch, aber sie zerfrißt etwas von innen. Und um die Lebenden wieder Millionen, die sind noch ungeboren, und du und ich fühlen sie doch. Die Ungeborenen umdrängen uns und flüstern mit Fieberatem und stöhnen uns zu: Denkt an uns, rettet uns! — Warum kommt aus ihren tausend Geisterhauchen kein geschickt wendendes Wort auf unsere Lippen, daß wir Lebenden für sie alle sprechen könnten, die stumm sind?"

Ein Wahn ist's, der erst am Acheron verblutet, ein Fluch, unaufhebbar: Das ist die furchtbarste Tragik dieses Augenblicks. Und als Scipio dem Hannibal zuruft: „Du bist der Stärkere, zerbrich den Wahn —!" da muß dieser die Unabwendbarkeit seines Schicksals eingestehen: „Weißt du nicht, daß ich ein Müssender bin? Bist du keiner? Der Müssende braucht Kraft zu dem, was er muß. Weißt du, wieviel im Wahn von deiner Kraft lebt? Es könnte sein, Scipio, wem sein Wahn wegrinnt, dem rinnt sein Herz aus. Leb wohl!"

Den Weg der Menschheit regieren gleichzeitig der Gott des Lichtes und der Gott der unterirdischen Glut. Baal ist beides, Baal bleibt der Herr. Haß und Liebe, Kraft und Unkraft sind an Wahn und Glaube gekettet. Wenn wir daher den Wahn töten, wenn wir rein Geistige werden, Menschen an sich, für die Volk und Heimat überwundene Stationen sind, so büßen wir als Handelnde ein, was wir als Teilnehmende und Anschauende gewinnen. Das Herz lebt vom Wahn. Es schöpft letzte Klarheit aus dem Irrtum, müssendes Schicksal aus der Verblendung ererbter Vorstellungen und Gefühle. Die Vergangenheit denkt, handelt und tötet in uns. An der Bannforderung der Gegenwart zerschellt der stumme Erlösungsschrei der Zukunft. Hannibals Entwickelung führt damit nur bis zur Läuterung der Gedanken und bleibt stecken in der Läuterung des Gefühls.

Hierin ist die Dämonie genialer Naturen ebenso verankert wie der Herdentrieb der Masse.

Hannibal ist mit dieser Erkenntnis aber noch nicht am letzten Ufer seines tragischen Titanismus gelandet. Baal, das Prinzip der zeugenden Naturkraft, ist ihm auch jetzt noch die Verquickung von Gut und Böse. Sein schöpferfreudiger Prometheussinn knüpft daran die Hoffnung, daß es möglich sein müsse, Alexanders Werk fortzusetzen und mit hellenistischer Hilfe ein Weltreich des Friedens zu errichten. „Baal hat zwar gegen Karthago entschieden, — muß er darum für Rom sein?" Noch einmal tritt der Lichtgott gegen den Glutgott in die Schranken, Hannibals Baal gegen Roms Baal. Erst als auch dieser Gang zu des letzteren Gunsten entschieden ist, endet das tragische Genie mit letzter Erkenntnis auch sein Leben. „Baribar", spricht er, indem er zum Gifte greift, „du mußt es ertragen, ohne daß der Wahnsinn dich packt: der stärkste Gott ist ein böser Gott — — —"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karthagos Trümmer — das letzte Bild. Grausigste Unmenschlichkeit schändet Roms Sieg. Scipio und Polybios ahnen das Schicksal der Weltbeherrscherin. Scipio spricht zu dem Freunde: „Schon in den letzten Jahren war mir's manchmal, als kröche aus den nächtigen Tiefen ein anderes Rom in das Helle hinauf, als baue da irgendwas Untermenschliches in die Tempel unserer guten Götter unsichtbare Altäre von heißen heimlichen Gängen her. Und römische Gedanken schlichen ihnen abgöttisch zu und opferten ihnen lichtscheu und verschwiegen, während die Munde zu den guten Himmlischen beteten."

Mit diesem schauerlichen Bekenntnis an den Allsieger Baal, wie es sich mit Notwendigkeit aus der Tragödie kristallisiert, schließt Avenarius sein dramatisches Spiel. Was uns daran fesselt und besonders als Kinder des Heute packt, ist mehr, als nur ein bühnengerechtes Schauspiel zu bieten vermag: es ist Blut vom Blute unserer Tage, vernichtende Klage und Anklage, ist von Bild zu Bild eine Darstellung unseres Geschickes, überreich an unmittelbarster Gegenwartbeziehung, zwar voll des furchtbarsten Pessimismus, jedoch nicht ohne einen heimlichen Glockenklang der Versöhnung und ein verheißungsvolles Aufleuchten ewigen Lichtes.

Nur muß man sich hüten, die Dichtung allzu eindeutig in unsere Zeit zu übersetzen. So darf das Verhältnis Karthago—Rom nicht einfach in die Formel England—Deutschland übertragen werden. Rom und Karthago sind abwechselnd in beiden Lagern, und Baal ist hüben so gut wie drüben. Bei der Sitzung des Rates von Karthago schiebt sich Englands Kriegseintritt und unsere Niederlage in die Szene — und bei der Sitzung des römischen Senats unsere Erhebung und Englands Sieg. Hannibal ist nicht bloß Hindenburg und Ludendorff, nicht bloß Kitchener oder ein Wilson der Wahrhaftigkeit, er ist darüber hinaus immer noch — Avenarius und nicht zuletzt der Mann, der uns fehlte, und der Helfer, den wir jetzt brauchen. Die Personalunion des großen Feldherrn mit dem Sozialreformer, des religiösen Fanatikers völkischer Tendenz mit dem seiner Zeit vorauseilenden Propheten einer Weltgerechtigkeit läßt uns in andächtigem Schauer und schmerzlichem Entsagen jenes Ideal umstaunen, dessen Wirklichkeitstag das Eine war, was uns im Ringen um Baal notgetan hätte, eine Figur, deren Bühnenbild wir nur deshalb ohne Verzweiflung ertragen können, weil die Einheit von Herder, Napoleon und Bismarck selbst in den höchsten Vertretern dieser Vielheitgattung, etwa in Alexander und Friedrich dem Großen, nicht erfüllt worden ist.

Aber damit wären wir ja wieder zurückgestoßen auf den Trümmerhaufen, der über Karthagos verfluchter Erde verwittert, und Baal wäre es, dem das letzte Wort gehörte! Dem ist aber nicht so.

Zunächst bietet uns Hannibal selbst, dieser durch unterirdisches Dunkel bestimmte, aber ins Lichtreich aufragende Held, eine ausreichende Gewähr — wenn auch nicht des Siegs, so doch des ununterbrochenen Kampfes gegen den Allherrn Baal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das letzte Wort der Dichtung darf daher mit Recht wie ein Fanal emporglänzen: „Ihr Götter des Menschlichen, stürzt den Baal!"

Und diese Götter sind am Werk. Gralsritter stehen auf gegen Baalsritter. Nicht umsonst funkelt ein Werk wie unsere Dichtung, einem leuchtenden Speerwurf gleich, in den Trugsturm dieser Tage. Mag nun auch der Haßgott siegend von Volk zu Volk dahinschreiten, — ewig-junger Glaube bestimmt immer wieder der Menschheit ewig-junges Schicksal. Entwickelung heißt die Dichtung dieser Welt, Verjüngung ihr Gesetz, Licht und Freiheit ihr Heiligtum.

Hermann Ploetz.

Rund um uns

Zu Hans Paasches Tod und Krankheit. (Vgl. den Leitaufsatz in Nr. 12). Hans Paasches Eltern haben ihrer öffentlichen Danksagung für die Beileidsbezeugungen bei Hans Paasches Tod den folgenden Satz hinzugefügt:

„Auf die vielen teilnehmenden Anfragen diene zur Nachricht, daß nicht Schuldbewußtsein, sondern ein infolge seiner Krankheit sich steigernder Verfolgungswahn die Ursache seiner verhängnisvollen Flucht gewesen. Professor Dr. Paasche und Frau."

Weiteres aus Freiburg. In Ergänzung meines Leitaufsatzes in der heutigen Nummer weist uns Herr Dr. Albert Malte Wagner auf die folgende Angelegenheit hin, die für die gegenwärtige philosophische Fakultät Freiburg und für ihre jetzige Veröffentlichung wiederum ungemein bezeichnend ist:

Herr Dr. Wagner hat am 15. August 1919 in Adolf Grabowskys „Neuem Deutschland" auf meinen ersten „Vortrupp"-Aufsatz in der Sache Valentin eingehend hingewiesen und dabei das Verhalten der Fakultät gegen ihren jungen Kollegen Valentin scharf getadelt. In einem Nachwort dazu hat Adolf Grabowsky selbst sich scharf gegen Herrn Geheimrat v. Below und gegen Coßmann gewendet. —

Die jetzige Fakultätsveröffentlichung beschäftigt sich nun auf ihrer zehnten Seite mit diesen Artikeln Grabowskys und Wagners; die Fakultät bedient sich auch hier wieder einer sehr eigenartigen Taktik: Was Grabowsky angeht, so verzeichnet sie mit Behagen, daß er Valentins Aufsatz gegen Reventlow (einen Politiker, dessen scharfer Gegner auch Grabowsky ist) für wissenschaftlich schwach hält, verschweigt aber, daß Grabowsky Herrn Professor Valentin für einen „außerordentlich begabten Gelehrten" erklärt und den Fall Valentin „ein schmachvolles Kapitel deutscher Hochschulgeschichte" nennt. Und Wagners Eintreten für Valentin wird von der Fakultätsveröffentlichung entstellt vermöge der folgenden Methode: Sie schiebt hinter Wagners Namen den folgenden kleinen Satz ein: „der sich vor einiger Zeit in Freiburg für Literaturgeschichte zu habilitieren versuchte". Jeder, der das liest, versteht es so, wie es nach Absicht der Fakultätsveröffentlichung zweifellos auch verstanden werden soll: Weil Dr. Wagner in Freiburg nicht Privatdozent werden konnte, deshalb trat er Valentin an die Seite. Sein Eintreten für Valentin entsprang also nicht sachlichen, sondern persönlichen Beweggründen. Er wollte sich an der philosophischen Fakultät rächen.

Wer nicht Bescheid weiß, glaubt das

wahrscheinlich. Wer Bescheid weiß, dem ist Folgendes bekannt:

Erstens: „Vor einiger Zeit", was nach dem Sprachgebrauch 2, 3, vielleicht selbst 4 Jahre bedeuten kann, ist in diesem Falle die verschämte Bezeichnung für 8 (acht) Jahre; die philosophische Fakultät der Universität Freiburg mutet also Herrn Dr. Wagner zu, sich nach so langer Zeit, und trotz des inzwischen über uns alle dahingegangenen ungeheuren weltgeschichtlichen Erlebens, noch rächen zu wollen. Herr Dr. Wagner bemerkt dazu, wie mir scheint mit Recht: „Das können nur Leute behaupten, die selbst von solcher Struktur sind."

Zweitens: Die Fakultät vom August 1919, wo Dr. Wagner seinen Aufsatz schrieb, war völlig anders zusammengesetzt, als die vor 8 Jahren, wo seine Habilitationsangelegenheit spielte. Wie er uns schreibt, haben gerade die tüchtigsten und hervorragendsten Gelehrten der Fakultät seitdem, und zwar mehr oder weniger zeitlich unmittelbar nach seiner Sache, die badische Hochschule verlassen. Was aber hätte auch der Rachsüchtigste von einer Rache, die ganz andere Leute träfe, als die, die ihn gekränkt hätten?

Drittens aber und hauptsächlich: Die damalige Fakultät hat Herrn Dr. Wagner gar nicht gekränkt: Wagner hatte in ihr zwei Gegner, die Ordinarien für Germanistik und für Literaturgeschichte. Trotz der Gegnerschaft dieser beiden Fachvertreter ermunterte der Dekan der Fakultät Herrn Dr. Wagner, sein Habilitationsgesuch einzureichen; trotz dieser Gegnerschaft der beiden Fachvertreter entschied sich die Fakultät zunächst für Herrn Dr. Wagner, ein im akademischen Leben fast unbekannter Vorgang, der zeigt, wie hoch die Fakultät Dr. Wagner schätzte, und wie wohlwollend sie ihm gesinnt war. Erst, als einer der beiden Fachvertreter hinter dem Rücken der Fakultät — ein im akademischen Leben wiederum ganz ungewöhnlicher Akt — einen Erlaß des badischen Ministeriums erwirkte, worin dieses aus unbekannten Gründen und auf Grund einer Befugnis, die ihm ein halbvergessener Paragraph verlieh, erklärte, es würde Herrn Dr. Wagner nicht als Privatdozenten bestätigen, beugte sich die Fakultät; als Protest trat aber der damalige Dekan der Fakultät von seinem Amte zurück. Was für Gründe hätte also Herr Dr. Wagner zur Rache gegen die Fakultät, die sich damals in solchem Maße für ihn eingesetzt hat und die übrigens in den folgenden Jahren, wenn von ihr ein Gutachten über Dr. Wagner verlangt wurde, stets für ihn eingetreten ist? (Wie das ja auch nicht mehr als Recht war.)

Und was ist das wieder einmal für eine Methode der jetzigen Veröffentlichung, absichtlich den Eindruck zu erwecken, als ob das Eintreten Dr. Wagners für Valentin nicht aus sachlichen, sondern aus persönlichen Beweggründen geschehen sei?

Hermann Popert.

Burg Ludwigstein. Im 2. Aprilheft des „Vortrupp" gaben wir den Hauptgedanken eines Aufrufes bekannt, der die Wandervögel, Freideutschen und deren Gesinnungsfreunde auffordert, die Burg Ludwigstein a. d. Werra käuflich zu erwerben und zu einer Jugendherberge auszubauen. Der Aufruf hat, wie wir jetzt erfahren, guten Erfolg gehabt. Nun hat sich vor kurzem in Hannover eine „Vereinigung zum Erwerb und zur Erhaltung der Burg Ludwigstein bei Witzenhausen an der Werra" gebildet mit der Aufgabe, die Mittel für den Erwerb, eine sachgemäße Wiederherstellung, den Ausbau und die Unterhaltung der Burg Ludwigstein zu beschaffen. Die Burg soll als Erinnerungsmal an die im Weltkrieg gefallenen Angehörigen der deutschen Jugendverbände zu einer Jugendherberge ausgebaut werden. Die Kaufsumme und ein Teil der Baukosten sind bereits aus allen Kreisen der Jugendbewegung zusammengetragen. Die erforderlichen Schritte zum Erwerb der Burg wurden schon vor längerer Zeit bei der Regierung unternommen, und sobald die Genehmigung erteilt ist, was in allernächster Zeit erfolgen dürfte, wird sofort mit dem Ausbau begonnen werden. Außer dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorstand wurde ein Arbeitsausschuß gebildet, in den sämtliche Jugendverbände einen Vertreter entsenden. Der Mitgliedsbeitrag beträgt mindestens 5 Mark jährlich. Freunde und Förderer der Sache sind willkommen. Anfragen sind zu richten an Anna Kreisel, Hannover, Freytagstr. 4, die zu näherer Auskunft und Entgegennahme von Anmeldungen zur Mitgliedschaft bereit ist.

Falkenberg-Charlottenburger Hütte. Oft genug haben wir im „Vortrupp" darauf hingewiesen, von welcher Bedeutung für unser Volk das Jugendwandern ist und daß mit aller erdenklichen Tatkraft für geeignete Unterkunft der jungen Wanderer gesorgt werden muß. Erfreulicherweise regt es sich allerorten: Es besteht bereits eine Anzahl von Jugendherbergen verschiedener Art. Doch bleibt noch viel nach dieser Richtung hin zu tun übrig. Nun wird uns aus der Mark von einer neuen Wandererherberge gemeldet: Am 3. Pfingsttage ist die Jugendwandererhütte Uchtenhagen bei Falkenberg (in der Mark) festlich eingeweiht worden. Sie ist aus den Mitteln des Vereins Jungbrunnen in Falkenberg und der Stadt Charlottenburg auf dem Gelände der Missionsgesellschaft Uchtenhagen erbaut, kann 60 Wanderer aufnehmen und ist in ihrer herrlichen Lage, mit der Stirnseite ins weite Odertal schauend, wohl geeignet, wanderfrohe Jugend anzulocken. Unser Mitarbeiter Paul Matzdorf in Cöthen (in der Mark), eine der treibenden Kräfte bei der Errichtung dieser neuen Wandererhütte, hat zu deren feierlicher Einweihung eine hübsche Festschrift herausgegeben; sie trägt die Überschrift: „Falkenberg-Charlottenburger Hütte", zeigt auf dem Umschlag das Bild der neuen Hütte und enthält alles Wissenswerte über Entstehung, Zweck und Einrichtung der Herberge, sowie über Jugendwandern und -Herbergswesen überhaupt. Man bestelle sich die kleine geschmackvoll ausgestattete Festschrift, die im Anhange auch ein „Weihefestspiel" des Herausgebers bringt, bei Herrn Matzdorf.

Vortrupp.

Nur Geld, keine Ideale! Unter der Überschrift „Die Rechtfertigung der Warnemünder Spielbank" ging vor kurzem die folgende Nachricht durch einen Teil unsrer Tagespresse.

„Die Mitteilung, daß die mecklenburgische Regierung ihre Zustimmung zur Errichtung einer großen Spielbank im Ostseebad Warnemünde gegeben habe, findet ihre Bestätigung jetzt durch die Erklärung des Staatsministeriums. Staatsminister Asch entgegnete auf den Vorwurf, daß durch Errichtung einer Spielbank von Staats wegen ein Laster geschützt werden würde, das geeignet sei, das Sittlichkeitsbewußtsein des Volkes zu zersetzen, daß die mecklenburgische Regierung unbedingt jeden Weg gehen wird, der es ermöglicht, aus dem geradezu verzweifelten finanziellen Elend des Landes herauszukommen; sie müsse jede Geldquelle erschließen, die sie steuerlich nicht fassen könne. Alle Ideale müßten zurückgestellt werden. (!) Die Spielbank zu konzessionieren, das sei die Regierung der Staatswirtschaft geradezu schuldig. Aus der weiteren Erklärung des Ministers hörte man die Genugtuung darüber heraus, daß namentlich für eine gewisse Menschenklasse die Fallstricke der Spielbank gelegt seien, nämlich für die sonst steuerlich nicht zu fassenden Kapitalverschieber, die ihr großes Kapital verschoben und so in Sicherheit gebracht haben, daß es nicht erfaßt werden könne."

Die Angst vor der allgemeinen großen Pleite läßt manchen unserer leitenden Männer vergessen, daß es auch einen Zusammenbruch der Moral gibt, vor dem alles Geld der Welt nicht schützen kann und der viel sicherer als äußere Armut ein Volk verdirbt und tötet.

Vortrupp.

Verwilderung. Der „Landesverein Sächsischer Heimatschutz" bittet uns, die folgenden Zeilen im „Vortrupp" zu veröffentlichen:

„Es ist nichts Neues, daß von Bubenhänden Bäume arg beschädigt, Wiesen ihrer Schönheit beraubt, Einfriedigungen zerstört werden und ähnliches mehr. Daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich aber der Deutsche zu so rohen und gemeinen Beschädigungen ehrwürdiger Altertümer herabwürdigen würde, wie wir es in jüngster Zeit erlebt haben, hatte wohl der ärgste Pessimist nicht erwartet. Im Dresdner Großen Garten ist in neuester Zeit das tausendjährige Steinkreuz mutwillig zerschlagen worden. Im Großsedlitzer Schloßgarten wurden Skulpturen und Denkmäler bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. In der Nähe des Dorfes Neuer Anbau bei Weinböhla steht im Walde ein schlichtes Denkmal, das der frühere Kreyerner Forstmeister Schulze seinem 1866 gefallenen Bruder und seinem 1870 gefallenen Sohne gesetzt hat. An diesem Wahrzeichen deutschen Heldentums haben Rohlinge kürzlich die Steinplatten zerschlagen. Der denkende Mensch muß sich fragen: Soll wirklich darauf hingearbeitet werden, daß das Wort von den deutschen Barbaren zur Wahrheit wird?"

Soweit der „Landesverein Sächsischer Heimatschutz". Leider darf man sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, daß die Häufung solcher Roheitsverbrechen möglicherweise nur auf einen oder wenige Landesteile unseres Reiches beschränkt bleibe. Man hört die Klagen vielmehr überall. Und das Bedenklichste ist, daß die Roheitssucht breite Schichten des Volkes ergriffen hat und die Meldung neuer Schandtaten auf die große Masse kaum noch Eindruck macht. In Hamburg wurde vor kurzem das Standbild eines deutschen Dichters, das aus dem Nachlaß der verstorbenen österreichischen Kaiserin Elisabeth stammende Marmordenkmal Heinrich Heines, in ganz unglaublicher Weise besudelt und beschädigt, und es ist fraglich, ob das Denkmal — ohne dauernde Schädigung des empfindlichen Materials — gereinigt und wiederhergestellt werden kann. Von alledem wird aber kein Aufhebens gemacht. Von einer Suche nach den Tätern ist nicht die Rede. Wir leben in einer Zeit unglaublicher Verwilderung.

Vortrupp.

An unsere Freunde und Mitarbeiter. Die beträchtliche Erhöhung der Postgeldsätze zwingt uns jetzt zur strengen Befolgung des Grundsatzes, Handschriften, die uns ohne unsere Aufforderung zugingen, nur dann zurückzusenden, wenn wir das erforderliche Postgeld dafür erhalten haben.

Auch Anfragen, die man an uns oder an den Deutschen Vortrupp-Bund richtet, können nur unter derselben Voraussetzung brieflich beantwortet werden. Das gleiche gilt für die Fälle, in denen man wünscht, daß wir den Empfang von Zuschriften oder Geldsendungen schriftlich bestätigen.

Schriftleitung und Verlag des Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Schumann, Wolfgang: Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. 6.50 M. D. W. Callwey, München.

Zdarsky, Mathias: Sport und Sportbetrieb. Ein Beitrag zur nationalen Erziehung. Konrad W. Mecklenburg, Berlin.

Mollat, Dr. jur. Georg: Volkswirtschaftliches Quellenbuch. 5. Aufl. Geb. 15.— M. A. W. Zickfeldts Verlag, Osterwieck-Harz.

Bericht über den ersten deutschen Farbentag. (9. Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes, in Stuttgart, am 9. September 1919.) Verlag des Deutschen Werkbundes, Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 16 2. Augustheft

Die englischen Wahrheitszeugen.

Hamburg, den 4. August 1920.

Im Juli sind in Berlin Worte gesprochen worden, die nicht vergessen werden dürfen:

Die großen englischen Pazifisten E. D. Morel und A. Ponsonby, Mitglieder der „Union of Democratic Control" und der „Independent Labour Party", weilten mehrere Tage dort, um die jetzige politische und wirtschaftliche Lage Deutschlands persönlich zu sehen. Ehe sie wieder abfuhren, gaben sie auf Anfrage eine Erklärung über ihre Eindrücke; der Inhalt der Erklärung ist in seinen wesentlichen Punkten dieser:

> Der Zustand der Bedürftigkeit, der dem deutschen Volke durch die ungerechten und rachsüchtigen Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles auferlegt worden ist, hat einen starken Eindruck auf uns gemacht.
>
> Und aufs nachdrücklichste müssen wir Dies betonen: Wir verfolgen das Ziel, eine Revision des Friedensvertrages herbeizuführen und eine neue internationale Ordnung in Europa zu begründen. Was uns dabei in England große Schwierigkeiten macht, ist die Tatsache, daß gewisse politische Richtungen in Deutschland jede Gelegenheit ergreifen, um Deutschland als den Allein-Schuldigen am Kriege hinzustellen. Diese Haltung hat einmal in Deutschland einen passiven und unterwürfigen Geist erzeugt, der bewirkt, daß jede Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit, die man Deutschland antut, fast ohne Protest hingenommen wird. Dann aber schwächt diese Haltung auch die Anstrengungen der englischen Arbeiterschaft, Deutschland Gerechtigkeit zu verschaffen; dauert die Haltung noch weiter an, so könnte sie zur Folge haben, daß die englischen Arbeiter kein Interesse mehr an Deutschlands Wiederaufbau nehmen. Die Lehre von Deutschlands alleiniger Kriegsschuld kann, abgesehen davon, daß sie geschichtlich ganz unrichtig ist, nur dazu mithelfen, die imperialistischen Pläne der Entente-Regierungen zu stärken und sie zu ermutigen, ein Volk, das sich im Staube der Selbstverurteilung wohl fühlt, noch weiter zu demütigen.
>
> Daß eine solche Auffassung in Deutschland vertreten wird, erklären wir uns so, daß man damit die alte imperialistische Regierungsform beständig diskreditieren will, aus Furcht, daß sie sonst wiederkomme. Aber eine so beschränkte Anschauungsweise, die nur die innere Politik in Betracht zieht und die weiteren, internationalen Interessen nicht berücksichtigt, ist von Grund aus falsch. Letzten Endes muß sie die Politiker, die sie vertreten, in Mißkredit bringen und schwächen. Auf der internationalen Konferenz in Genua, der wir jüngst beiwohnten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben uns auch Vertreter anderer Länder versichert, die Tatsache, daß es so etwas in Deutschland gebe, hindere sie im Wirken für einen demokratischen Internationalismus.

Die Leser des „Vortrupp" wissen, daß dieser Standpunkt nach meiner Überzeugung der Wirklichkeit der Dinge noch gar nicht einmal völlig gerecht wird: Immer wieder*) ist hier betont worden: Einmal war der ganze Begriff einer „Schuld am Weltkriege" überhaupt völlig sinnlos für eine Welt und für eine Zeit vollster zwischenstaatlicher Anarchie, in denen „Der Krieg" einfach das in allen Staaten der Erde als durchaus loyal anerkannte Mittel war, mit dem jeder Staat seine Interessen wahrnahm, sobald er das für zweckmäßig hielt. Sinn hat daher nur die Frage, wer den Weltkrieg veranlaßt hat, wobei also den Veranlasser nicht eine „Schuld" trifft. Veranlaßt hat den Weltkrieg vorsätzlich Frankreich, das ihn seit 1871 als Rachekrieg planmäßig vorbereitet hat, und ebenso hat den Weltkrieg vorsätzlich veranlaßt das zaristische Rußland, wo (wie Maxim Gorki am 19. Februar 1918 in der Zeitung Nowaja Shisun enthüllt hat) bereits am 21. Februar 1914 der Zar und seine Ratgeber amtlich beschlossen haben, bei dem ersten dafür günstigen Zufalle einen europäischen Krieg zu entfesseln, um Konstantinopel und die Meerengen zu erobern.**) Hinzugekommen ist noch eine Fahrlässigkeit der Dynastie Habsburg. Aber, wenn irgend ein Staat selbst dann völlig „unschuldig" am Weltkriege wäre, falls schon 1914 anstatt der zwischenstaatlichen Anarchie eine Rechtsordnung zwischen den Völkern bestanden hätte, dann wäre es unser Vaterland Deutschland: Als Frankreich und das zaristische Rußland Europa bewußt und mit allen Mitteln (man denke an die Ermordung Jaurès') in den Krieg hineinschoben, hat Deutschland (durch Bethmann Hollweg), und hat übrigens auch England (durch Sir Edward Grey), gebremst, so stark und so lange es konnte. Wenn also Morel und Ponsonby in Berlin nur gegen die Behauptung von einer Allein-Schuld Deutschlands aufgetreten

*) Siehe meine Aufsätze „Die Schuld am Weltkriege", „Moorgrund", „'Meine Mitschuld am Weltkriege'", „Deutsche Ehrensäulen", „Deutscher Pazifismus", sowie meine Briefe an die Internationale Völkerbunds-Konferenz in Bern, nebst meinem Telegramm an den Achten deutschen Pazifistenkongreß („Vortrupp" 1919, Nr. 1, 5, 6, 10, 13/14, 15, 17).

**) Ich bitte, die eingehenden Nachweise für diese Dinge gelegentlich in meinen in der letzten Fußnote angeführten Aufsätzen (ganz besonders in dem Aufsatze „Deutscher Pazifismus" in Nr. 17 von 1919) wieder einmal nachzulesen. Was Frankreich angeht, so hat eine neue Bestätigung die Rede gegeben, die etwa Mitte Juli der französische General Castelnau in Saint Cyr den dortigen Offiziersschülern gehalten hat und die dann von der „Humanité" veröffentlicht worden ist: Castelnau hat dort gesagt, die französische Armee vor dem Kriege habe mit stürmischer Leidenschaftlichkeit einen baldigen Kampf herbeigewünscht. Sie habe sich dem Werke der Revanche geweiht, die der letzte und erhabenste Gedanke der vor fünfzig Jahren gefallenen Väter und Brüder gewesen sei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, so sind sie in der Sache noch nicht einmal weit genug gegangen.

Aber für die augenblickliche praktische Notwendigkeit genügt das, was Morel und Ponsonby gesagt haben, auch so. Denn diejenigen unter uns Deutschen, die unserm deutschen Volke eine Kriegsschuld aufreden wollen, arbeiten dabei eben mit dem Begriffe der Alleinschuld, insbesondere tut das der geistige Nährvater der ganzen Lehre, der Deutsch-Österreicher Dr. Alfred H. Fried: In seiner Schrift „Auf hartem Grund"*) zum Beispiel wendet er sich auf den Seiten 9 und 10 ausdrücklich gegen Diejenigen, die nur „eine bloße Mitschuld Deutschlands zugeben" oder eine „Gemeinschuld aller Staaten feststellen"; die Schuld „fällt", so erklärt Fried dort, „im vollen Umfange der früheren Regierung Deutschlands zur Last". Morel und Ponsonby wenden sich also gegen unsre Schuldprediger, wie die sind. Morel und Ponsonby tun das, wie ihre Äußerungen zeigen, eben in ihrer Eigenschaft als Pazifisten, sie tun das aus dem Grunde, weil das Treiben unsrer Schuldprediger den Pazifismus schädigt.

Morel und Ponsonby haben recht damit: Hier im „Vortrupp" habe ich immer wieder darauf hingewiesen, daß die Methode, den Heilsgedanken des Pazifismus mit „deutschen Schuldbekenntnissen" zu verquicken, den Fortschritt des Pazifismus in Deutschland ungeheuer schädigt. Mindestens 990 unter 1000 Deutschen lehnen, genau wie der „Vortrupp", solche „Schuldbekenntnisse" ab, und zwar nicht nur als widerlich, sondern auch als Tatsachen ins Gesicht schlagend, die dem ganzen Europa bekannt sind. Zu einer derartigen Taktik des Pazifismus werden sich irgendwie beträchtliche Teile des deutschen Volkes und der deutschen Intelligenz niemals anders als schroff feindlich stellen, und sehr mit Recht. Wohl ist es möglich, mit einer derartigen Taktik in Deutschland kleinere oder größere Konventikel hinter sich zu bringen. Wohl ist es auch möglich gewesen, unter dem Einfluß einiger Hypnotiseure, anscheinend namentlich Nicolais und des unglückseligen Helmut von Gerlach, auch die Mehrheit des Achten deutschen Pazifisten-Kongresses damit zu betören; aber, wenn wir ernsthaft sein wollen, was ist ein solcher Pazifisten-Kongreß in Deutschland denn bis jetzt anderes als ein Konventikel? Alle die mindestens Zehntausenden in Deutschland, die von den pazifistischen Organisationen erst hinter sich gebracht werden müssen, und bei vernünftiger Taktik auch hinter sich gebracht werden können, wenn diese Organisationen eine wirkliche Macht werden sollen, haben unleugbar genau die gleiche Auffassung, aus der heraus ich jene Beschlüsse des Achten deutschen

*) Das ist Frieds gegen meinen Aufsatz „Moorgrund" gerichtete Gegenschrift, erschienen im Pfadweiserverlag, Hamburg 6, als Nr. 1 der Pfadweiser-Flugschriften.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pazifisten-Kongresses und die, gleich darauf gefaßten, noch schlimmeren des „Rates des Internationalen Friedens-Büros" in Bern mehrfach öffentlich die „Schande des Pazifismus" genannt habe.

Und nun stellen Morel und Ponsonby fest, daß diese Taktik (also die Taktik der Fried, v. Gerlach, Nicolai), die den Pazifismus hindert, in Deutschland eine Macht zu werden, auf die Ausbreitung des Pazifismus außerhalb Deutschlands genau so ungünstig wirkt.

Was Morel und Ponsonby darüber sagen und wie sie das begründen, ist so einleuchtend, daß jedes weitere Wort dazu überflüssig ist.

Nur in einem ist, wie schon das Vorstehende zeigt, den beiden Engländern zu widersprechen: Es ist nicht das „Deutsche Volk", das sich „im Staube der Selbstverurteilung wohl fühlt". Das fällt dem deutschen Volke gar nicht ein. Die, die das tun, sind vielmehr lediglich ein paar Verstiegene, wie Fried, und ein paar Verbohrte, wie v. Gerlach, dazu, wie schon gesagt, einige Konventikel. Aber das Deutsche Volk wird ja durch diese Taktik — leider — gerade davon abgehalten, die Heilslehre des Pazifismus, die ihm in dieser widerlichen Umhüllung dargeboten wird, als das zu erkennen, was sie in ihrem echten Kerne ist.

Es ist tief bedauerlich, wenn ein Mann, wie Fried, dessen große, ja grundlegende Verdienste um den Gedanken des Pazifismus als solche ich niemals leugnen werde, offenbar nicht fähig ist, zu erkennen, wie es wirken muß, wenn er zum Beispiel in seiner „Friedenswarte" uns Deutsche mit dem widerwärtigsten Schimpfe begießen läßt, der dem Nationalhaß des durch und durch antipazifistischen französischen Volkes entflossen ist, nämlich mit dem Schimpfworte „Boche", dazu noch in der Form: „Der untertänige Boche"*).

Wie ich im „Vortrupp" immer wieder betont habe, sehe ich im Pazifizismus, das heißt in der Arbeit für die Herbeiführung eines echten Völkerbundes gleichberechtigter Staaten, das einzige Mittel, einen Selbstmord aller Völker der Erde (mindestens der weißen Völker) zu vermeiden, der sonst infolge der sich ständig steigernden Waffentechnik in durchaus absehbarer Zeit in Aussicht steht. Ich halte eine Vaterlandsliebe nachdenkender Männer und Frauen überhaupt nur noch für möglich, verbunden mit dem Bekenntnis zum Völkerbunde, weil eben nur dieser

*) „Friedenswarte" Nr. 3, Juniheft 1920, S. 69, Spalte 1, Absatz 2, Zeile 6 von unten. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes, der arme damals kranke, jetzt tote, Hans Paasche (vgl. meinen Leitaufsatz in Nr. 12 des „Vortrupp") ist dafür natürlich nicht verantwortlich zu machen. Verantwortlich ist lediglich Fried selbst, der den Artikel ausdrücklich als „ein Denkmal für die ehrliche und folgerichtige Gesinnung" des toten Verfassers veröffentlicht, ohne zum Beispiel bei jenem widerlichen Schimpfworte „Boche" auch nur durch eine Fußnote eine eigene abweichende Meinung oder auch nur irgendeinen Vorbehalt anzudeuten. Vgl. im übrigen meinen kleinen Artikel „Fried und Hans Paasche" unter der Rubrik „Rund um uns" in dieser Nummer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Land, gleichgültig welches, für die Zukunft vor der sonst sicheren Vernichtung schützen kann. Das Stück „Freiheit", das ein Staat bei dem Eintritt in einen echten Völkerbund aufzugeben hat, ist für den Staat, wie für seine Angehörigen, lediglich die Freiheit, sich totschlagen zu lassen. Dementsprechend liegt auch für unser Vaterland Deutschland die einzige Möglichkeit nicht nur einer gesunden Zukunftsentwicklung, sondern jedes Lebens in der Zukunft überhaupt, im Völkerbunde und würde das auch dann tun, wenn wir in diesem Kriege gesiegt hätten. Und ich glaube, daß dieser Gedanke, trotz des wilden Widerstandes, den ihm der französische Volksgeist leistet (die schwarze Schande! die Gier nach dem Ruhrgebiet und nach der Zerstückelung Deutschlands!), siegen wird, weil er siegen muß. Ich glaube, daß sogar der blödsinnige Standpunkt Frankreichs (die anderen Entente-Völker sind da nur von ihm geführt), daß Deutschland so gut wie jeder Rüstung beraubt werden soll, während Frankreich sich vorbehält, bis an die Zähne bewaffnet, auf den Raub des Ruhrgebiets und einen neuen Rheinbund zu lauern — daß sich der möglicherweise insofern als ein Teil von jener Kraft bewähren wird, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, als wir Bürger des Deutschen Reiches dadurch täglich und stündlich die Notwendigkeit vor uns sehen, den Pazifismus, das ist, den Gedanken des echten Völkerbundes gleichberechtigter Staaten, zu fördern, damit unser Staat überhaupt bestehen könne. Ich glaube also, daß die Vorkämpferstellung für den Rechtsgedanken unter den Völkern so gerade die eigentliche, schicksalgegebene, besondere Aufgabe unseres Vaterlandes geworden ist.

Aber ich glaube nicht nur, sondern ich sehe, daß das alles nur möglich ist, wenn die Bekenner des Völkerbundgedankens und des Pazifismus in Deutschland sich rücksichtslos freimachen von einer Taktik, die sich im „Staube der Selbstverurteilung wohl fühlt".

Morel und Ponsonby haben auch noch gesagt, diese Theorie — die Theorie der deutschen Schuldprediger — habe in England keine Parallele. Sie hat das überhaupt in keinem anderen Lande. Sie ist eben eine der vielen Unsinnigkeiten, die leider Gottes eine deutsche Sondergabe zu sein scheinen; sie ist durchaus ein Ausfluß derselben Unvernunft, mit der am 15. Oktober 1916 jener unvergeßliche Pfarrer aus Plötzensee unter Beifall und Händeklatschen der Getreuen Dietrich Schäfers verkündigte, daß es nichts Erfreulicheres geben würde, als einen offenen Anschluß Amerikas an unsere Feinde. Beides ist nur möglich infolge der anerzogenen Unfähigkeit eines leider sehr erheblichen Teiles der deutschen Menschen zu eigenem politischen Denken. Morel und Ponsonby, die aus den glücklicheren Verhältnissen Englands kommen, sehen den Unsinn und nennen ihn so, wie er heißt. Alle Deutschen und alle Pazifisten schulden ihnen Dank.

Hermann Popert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste deutsche Reichsschulkonferenz als Kulturparlament.

Das weite Gebiet der Erziehung ist im „Vortrupp" stets von erfahrenen weitblickenden Schulmännern bearbeitet worden. Welche Wege auch immer die Aufartungsbestrebungen der Gegenwart als Pfade zum Aufstieg unseres Volkes bezeichnen mögen, ohne engste Beziehung zur Schule, ohne Beteiligung aller Berufenen und Verantwortungsbewußten, ist es nicht möglich, für Wachstum und Bildung des Geistes jene Bedingungen zu schaffen, die Charakterstärkung und Persönlichkeitsbildung des einzelnen Volksgenossen gewährleisten. Der Vortrupp erklärte deshalb schon im zweiten Hefte seines ersten Jahrganges, daß auf diesem Gebiete mit Volldampf vorausgefahren werden solle. Und gewiß ist das geschehen. Sind es nicht die wichtigsten Fragen der deutschen Schule und ihrer Lehrer, die Hauptprobleme des deutschen Erziehungswesens, die in so vielen Heften des „Vortrupp" in dem soeben angedeuteten Sinne behandelt worden sind? Die vorurteilslose, frische Betrachtung mancher stark umstrittenen Frage der so weit verzweigten Schulreform, die Unterstützung des kraftvollen Ringens der deutschen Lehrerschaft von der Volksschule bis zur Hochschule um die nötige Freiheit in ihrer unterrichtlichen, ihrer erzieherischen und ihrer Vortragstätigkeit, die noch so wenig beachtete Forderung, die Erziehung und den gesamten Unterricht weit mehr von den Bedürfnissen und den Kräften des Kindes aus zu sehen: die Betrachtung all solcher Fragen läßt erkennen, wie unsere Zeitschrift sich bemüht hat, wegbahnend und wegbereitend weite Volkskreise zum rechten Verständnis der Erziehungswissenschaft zu führen, und dazu beizutragen, daß einmal eine weitschauende Gesetzgebung die vielen wohl begründeten Vorschläge Wirklichkeit werden lasse.

Solche Gedanken kamen mir unwillkürlich, als am 11. Juni der Reichsminister Koch die erste deutsche Reichsschulkonferenz im großen Saale des Reichstages u. a. mit der Bemerkung eröffnete, daß diese Konferenz der Auftakt zur Gesetzgebung der nächsten zehn Jahre sein solle, und als der vortreffliche Vorbereiter und Leiter dieser Tagung, Staatssekretär im Reichsamt des Inneren Heinrich Schulz, in seiner Eröffnungsrede betonte, daß in diesem Parlament der Parteihaß Halt machen machen müsse vor dem köstlichen Jugendland, das hier zur Bearbeitung gestellt werde.

Es war für mich kein Zweifel, daß zwischen der Reichsschulkonferenz mit ihren großen Aufgaben und dem „Vortrupp" und seinen Zielen von vornherein eine weitgehende Übereinstimmung bestand. Die Konferenz konnte mit ihren mehr als 600 Vertretern der Regierungen und Unterrichtsverwaltungen der Länder und Städte unserer deutschen Republik, der verschiedenen Schulgattungen, der pädagogischen Vereinigungen allgemeinen Charakters, der wirtschaftlichen Vereinigungen, der Kultur- und Weltanschauungsvereinigungen, der Jugendbewegung, der Parlamente und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer größeren Anzahl von Einzelpersonen, deren Berufung wegen ihres pädagogischen Rufes durch die Regierung erfolgt war, eine gesetzgeberische Kraft natürlich nicht besitzen. Die Reichsschulkonferenz war berufen, der kommenden Reichsschulgesetzgebung die Wege zu bahnen. Ihre große Bedeutung lag eben darin, daß ihre Beschlüsse einen stark gutachtlichen Charakter zu all den großen Schulreformfragen unserer Zeit haben sollten, besonders zu den Fragen des Schulaufbaues, der Arbeitsschule und der Lehrerbildung.

Reichsminister Koch hat lebhaften Beifall gefunden, als er bei der Eröffnung der Konferenz betonte, daß jetzt die Bahn frei für Reformen sei, die seit Jahrzehnten erörtert, aber mit gewisser Ängstlichkeit zurückgehalten worden seien. Manche Ehrfurcht sei heute zwar weggefallen, aber an die Stelle des Zwanges habe dafür die Pflicht, an Stelle befohlener Unterordnung bewußte Einordnung in das große Ganze zu treten.

Mochten auf der Reichsschulkonferenz die Meinungen noch so weit auseinandergehen und mochte es in den Redegefechten bisweilen erscheinen, als ob unüberbrückbare Gegensätze die große Linke der Schulreformer ausgeprägter Art und die kleinere Rechte der noch fest an den alten Formen hängenden Vertreter voneinander trennten, es war trotzdem bei allen Teilnehmern das Verlangen erkennbar, zu einem einheitlichen, gesunden, entwicklungsfähigen Schulwesen zu kommen, das nicht unter der Herrschaft irgendwelcher Parteipolitik stehen dürfe. Die große Not unserer Zeit führt immer mehr zur äußeren Einigung unseres Volkes, die nationale Not wird uns auch die innere Einigung aufzwingen, ob wir wollen oder nicht. Der Weg dazu geht über die Schule. Die Vertreter der Reichsschulkonferenz waren ohne Ausnahme von der Erkenntnis durchdrungen, daß die Vertiefung der Bildung der Massen die Kultur unseres Volkes und unsere Zukunft bedingt.

Oft schien es, als ob man allzustark in den neun Tagen der Reichsschulkonferenz aneinander vorbei rede, denn nicht jeder vermochte die ihm ins Blut übergegangenen Vorurteile oder Parteigrundsätze einmal für Augenblicke der höheren Einsicht unterzuordnen, aber die kräftigen Richtlinien, die für die künftige Reichsschulgesetzgebung in den Vollversammlungen und vor allem auch in den 19 Ausschüssen, deren jeder sich aus 40 bis 50 Vertretern zusammensetzte, gezeichnet worden sind, laufen doch in dem einmütigen Bestreben zusammen, dem deutschen Volke eine nationale Einheitsschule zu schaffen, um die seit so vielen Jahrzehnten die besten Köpfe gerungen haben.

In diesem Sinne darf die erste Reichsschulkonferenz mit Recht als ein Kulturparlament von weittragender Bedeutung bezeichnet werden, als ein Kulturparlament, das, ohne es ausgesprochen zu haben, von jenem Worte durchdrungen gewesen ist, das Johann Gottlieb Fichte vor mehr als hundert Jahren in einer Zeit großer nationaler Not unserem Volke eindringlich als Leitwort entgegen gehalten hat: „Es bleibt sonach uns nichts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besonderen Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solche, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben werde, in welcher, in der Bildung zum innigen Wohlgefallen am rechten nämlich, aller Unterschied der Stände, der in andern Zweigen der Entwicklung auch fernerhin stattfinden mag, völlig aufgehoben sei und verschwinde; und daß auf diese Weise unter uns keineswegs Volks-Erziehung, sondern eigentümliche deutsche National-Erziehung entstehe."

Daß man der Reichsschulkonferenz mit hochgespannten Erwartungen entgegen gesehen hat, wurde durch das Drucksachenmaterial bewiesen, das auf alle Vertreter eingedrungen ist und das eine starke Papiernot in Deutschland allerdings rundweg zu bestreiten schien. Für den kritischen Betrachter mag es von besonderem Werte sein, all diese Wünsche und Vorschläge daraufhin zu untersuchen, wie weit sie in den Ergebnissen der Reichsschulkonferenz, in den Gutachten der Ausschüsse einen Niederschlag gefunden haben. Im Vortruppsinne waren dabei eigentlich nur die „Richtlinien" gehalten, die von der Gesellschaft für deutsche Erziehung der Reichsschulkonferenz überreicht worden sind. Bildung sei Gemeingut des ganzen Volkes. Die frühzeitige Ausscheidung der „Begabten" schafft einen neuen Sonderstand von Gebildeten mit Bildungsdünkel. Bildung macht nur insofern frei, als sie frei entstanden ist.

Eine zusammengedrängte Darstellung aller der auf der Reichsschulkonferenz besprochenen Fragen zu geben, ist bei der Fülle der Fragen und bei der großen Zahl der Redner in einem kurzen Berichte nicht möglich, kann auch hier nicht meine Aufgabe sein. Manche Probleme, u. a. die Beteiligung der Eltern an der Schularbeit, die Fragen der Gemeinschaftsschule (Versuchsschule), sind gar nicht oder zu kurz behandelt worden, aber auf den Hauptgebieten der Erziehungswissenschaft der Zukunft ist auch über Wünsche und Ziele Klarheit geschaffen worden.

Hätte man auch diesen oder jenen Erzieher von Bedeutung noch gern auf der Reichsschulkonferenz gesehen und seinen Rat gehört, es waren doch die besten pädadogischen Köpfe von wirklichem Rang und Ruf in dieser Körperschaft vereinigt. Da sah man den feinen Charakterkopf Kerschensteiners, den trotz seines Alters so jugendfrischen, kernigen Münchener Pädagogen und den des feinsinnigen Prof. Dr. Natorp aus Marburg, da waren die tüchtigen Schulreformer aus dem deutschen Volksschullehrerstande, unsere Mitarbeiter Heinrich Scharrelmann und Schulinspektor Karl Götze, sowie Fr. Ganzberg und J. Tews, der geistige Führer der deutschen Lehrerschaft und, wie Prof. Dr. Ad. Harnack hervorhob, der beste Kenner der Frage der Einheitsschule, und unter vielen anderen Schulreformern fanden besondere Beachtung Geheimrat Prof. Goldbeck, Dr. Gertrud Bäumer, Privatdozent Dr. Seydel aus Zürich, Prof. Dr. Rein, Kultusminister Prof. Dr. Reinhard Strecker (Mitglied des Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standes unseres deutschen Vortruppbundes), Dr. Gustav Wyneken, Prof. Paul Östreich und Berthold Otto.

Als ein besonderes Verdienst des Leiters dieses Kulturparlaments, des Unterstaatssekretärs Heinrich Schulz, von dem wir wissen, daß er selbst auch ein tüchtiger Pädagoge ist, muß die Berufung von Vertretern der deutschen Jugendbewegung bezeichnet werden. Allerdings habe ich lebhaft mit vielen Freunden der Jugendbewegung bedauert, daß ihr Hauptsprecher durch seine wenig Taktgefühl verratenden Ausführungen die große Gelegenheit sich entgehen ließ, auch das Verständnis derjenigen Vertreter zu erringen, die der Jugendbewegung unserer Zeit mit starken Vorurteilen gegenüberstehen. Im übrigen war das Empfinden bei allen Vertretern der Reichsschulkonferenz den Abgeordneten der Jugendbewegung gegenüber das gleiche: sie müssen dazu gehören.

Das muß auch der Reichsminister Koch klar empfunden haben, als er und seine Gattin den Vertretern der Reichsschulkonferenz am 14. Juni im alten, schattigen Garten des Reichsministeriums des Innern einen besonderen Empfang bereiteten. Sie hatten dazu auch die Mitglieder der ältesten Berliner Wandervogelgruppe eingeladen und diese, die sonst jedes offensichtliche Zurschautragen der ihnen eigenen Lebensformen abgelehnt haben würden, hatten gern eingewilligt, einmal in ihrer Eigenart als Wandervögel anspruchslos als diejenige deutsche Jugend sich vorzustellen, aus der die Hauptquellen der Jugendbewegung unserer Tage geflossen sind. Mehr als tausend Gäste waren in dem Parke vereint, um einander persönlich näher zu treten und daneben feinen künstlerischen Vorträgen zu lauschen, aber — darüber war nur eine Meinung — einen bleibenden, das Herz wahrhaft erfrischenden Eindruck erhielten alle Teilnehmer, als sie auf dem einen großen Rasen die prächtigen Gestalten der Wandervögel gewahrten. Schöne Lieder eines Kindergärtnerinnenchors, dazu die eigenartigen Volksgesänge eines gemischten Chors aus der Ukraine hatten bereits die Herzen erfreut, als aber die lieben alten Volksweisen aus dem Munde der Wandervögel unter Lauten- und Geigenbegleitung erklangen und als dann die Wandervögel in ihren einfachen, künstlerisch wirkenden Trachten die schönsten alten Volksreigen barfuß auf dem frischgrünen saftigen Rasen uns vorführten, da sah mans manchem Gaste an, daß diese Stunde für ihn ein seltenes, besonderes Erlebnis gewesen ist.

Und nochmals sollte die Jugend in ihrer ganzen Kraft, Frische, Freude und Schöne auf die Teilnehmer der Reichsschulkonferenz bei dieser Gelegenheit wirken. Die Berliner Turnvereine hatten auf des Gastgebers Bitte ihre Vertreter gesandt. In ihrem schmucken Turntrickot, Arme in Laufhaltung, zogen die großen und kleinen Jünger Ludwig Jahns im Laufschritt an uns vorüber, zum Schlusse in einem Wettlauf ihre ganze Tüchtigkeit offenbarend. Einmütig war das Bewußtsein all der zahlreichen Gäste: Es ist eine Lust zu leben, wenn man dieser Jugend, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man der ganzen deutschen Jugend seine Kräfte weihen kann. Reichsminister Koch wird keinen schöneren Dank erhalten können, als die Auslösung einer solchen Empfindung für sein Bestreben, so seine Gäste zu erfreuen.

Dem tiefempfundenen Bemühen, dem Besten der deutschen Jugend zu dienen, waren vor allem auch zwei Entschließungen entsprungen, deren an dieser Stelle noch gedacht werden muß. Die Zahl ausgesprochener Lebensreformer auf der Reichsschulkonferenz war der großen Teilnehmerzahl gegenüber nur gering, aber doch fanden sich bald etwa 30 Mitglieder verschiedener, auf dem Boden energischer Alkoholbekämpfung stehender Vereine zusammen, und die Wünsche, die von ihnen zur Berücksichtigung bei der künftigen Reichsschulgesetzgebung unterbreitet worden sind, wurden mit lebhaftem Beifall fast einmütig begrüßt. Die nachfolgenden beiden Entschließungen waren außer dem von mir vertretenen deutschen Vortruppbunde von den wichtigsten deutschen Alkoholgegner-Vereinen, einigen Erziehungsgemeinschaften und einer größeren Zahl bekannter Vertreter der Reichsschulkommission unterzeichnet worden. Prof. J. Gonser begründete im Anschluß an den Ausschußbericht über die Lehrerbildung folgende Entschließung:

> Unter den sozialhygienischen Forderungen für die Jugend steht im Vordergrund die alkoholfreie Jugenderziehung.
>
> Die daraus sich ergebenden Aufgaben für sämtliche Schulen (höhere Volks-, Fortbildungs-, Fach- usw. Schulen) werden nur dann in voll befriedigender Weise erfüllt werden, wenn sämtlichen Lehrern im Laufe ihrer Ausbildung (auf Seminaren, Lehrerhochschulen, Universitäten usw.) die nötigen Kenntnisse in wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit dargeboten werden.
>
> Erst dann ist Gewähr dafür gegeben, daß die Forderungen an die Schulen (eine das Wissen mehrende und die Gewissen schärfende unterrichtliche Behandlung der Alkoholfrage, Bereitstellung der nötigen Lehrbücher und Anschauungsmittel, Ausschaltung der geistigen Getränke von Schulfesten, Schulausflügen u. a.) in erfolgreicher Weise erfüllt werden.
>
> Solche Schutzdämme gegen neudrohende Gefahren aufzurichten ist im Blick auf unsere deutsche Zukunft nötiger denn je.

Unser Mitarbeiter Prof. Dr. Reinhard Strecker in Darmstadt, gegenwärtig Kultusminister des Volksstaates Hessen, legte eindringlich die Notwendigkeit der alkoholgegnerischen Aufklärung der Jugend dar und betonte die Wichtigkeit der Unterstützung aller Jugend- und Schülervereinigungen, die auf abstinenter Grundlage arbeiten. Er legte dann als Material die nachfolgende Entschließung vor:

> Wir begrüßen wärmstens die Stellung des Ausschusses zum Schulgemeinschaftswesen, wovon wir eine Förderung auch unserer Sache erhoffen.
>
> Der geradezu gefährlich überhandnehmende Alkohol- und Tabakgenuß der Jugend, zumal in den auf alle üblen Einflüsse besonders empfindlich reagierenden Entwicklungsjahren, zerstört immer wieder einen großen Teil dessen, was die Schule in schwieriger Arbeit geistig und sittlich aufzubauen sich bemüht. Wir betonen daher die Notwendigkeit planmäßiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufklärung über die Alkoholgefahr im Schulunterricht, wir fordern Übermittelung der wissenschaftlich festgestellten Tatsachen über die Wirkung des Alkoholgenusses in den Schulen jeder Art, im allgemeinen nicht in eigenen Unterrichtsstunden, sondern im Zusammenhang mit dem sonstigen Unterricht, namentlich der Gesundheit, Staatsbürger- und Haushaltungskunde. Zusammenhängende Hinweisungen auf die Alkoholfrage empfehlen sich bei besonderen Anlässen, namentlich vor der Schulentlassung. Seitens der Schule ist jede Gelegenheit zum Alkoholgenuß, so bei Schulfeiern und gemeinsamen Wanderungen streng zu vermeiden. Um den Lehrer zur Erteilung dieses Unterrichts instand zu setzen, bedarf es besonderer Anleitungen, Fachvorlesungen mit Übungen sowie öffentlicher Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten. Die Lehrbücher, Schulsammlungen und Büchereien müssen den nötigen aufklärenden Stoff bieten. Die Fernhaltung jugendlicher Personen mindestens bis zum Alter von 16 Jahren von der Gelegenheit zum Alkoholgenuß muß von Gesetzgebung und Verwaltung entschieden gefordert werden. Die durch Reichsgesetz den Landesregierungen erteilte Befugnis zur Regelung der weiblichen Bedienung im Wirtschaftsbetrieb ist vor allem im Hinblick auf jugendliche Personen ungesäumt mit größter Entschiedenheit auszunützen. Wir sind uns freilich bewußt, daß mit Verboten allein nur beschränkte Erfolge erzielt werden können. Vielfach wirken Verbote sogar direkt als Anreiz, indem sie das Zuwiderhandeln mit der falschen Gloriole eingebildeten Heldentums umgeben. Um so mehr müssen wir die freie Einsicht und Entschließung der gesunden tüchtigen Jugend selbst als unseren besten Bundesgenossen betrachten. Das hat sich in den zahlreichen alkohol- und nikotinfreien Jugendorganisationen gezeigt. Auf dem Boden dieser Jugendbewegung entwickelt sich auch besonders leicht das rechte Vertrauen und Achtungsverhältnis zwischen der Jugend und ihren berufenen Führern. Die gegenseitige absichtslose Kontrolle der Jugendlichen untereinander und die Kontrolle der eigenen Vernunft und des eigenen Gewissens bei der selbstbewußten reifen Jugend wird stets mehr Wert und Bedeutung haben als alle von der Schule ausgeübte Kontrolle, die naturgemäß doch immer nur äußerlich und sehr lückenhaft sein und Wert im Sinne der Erziehung zur sittlichen Selbständigkeit und Charakterfestigkeit nur in bescheidenem Umfange haben kann. Gerade der beste Teil unserer deutschen Jugend wird die hier vorliegende schöne Aufgabe, die im umfassendsten und tiefsten Sinne des Wortes zugleich eine nationale Aufgabe ist, mit freudiger Begeisterung ergreifen. Die Zusammenarbeit auf diesem Boden wird zugleich starke Brücken bauen über die konfessionellen und parteipolitischen Gegensätze hinweg, die gegenwärtig leider mehr als je auch unsere Jugend schon in gehässig leidenschaftlichen Kämpfen zu zerreißen und mit gegenseitigen Vorurteilen zu erfüllen drohen. Wir hoffen deshalb, daß von jetzt an alle Schwierigkeiten, die bisher auf dem Gebiet des Zusammenschlusses abstinenter Schüler und Schülerinnen bestanden, restlos verschwinden werden.

Als nach arbeitsreichen Tagen Minister Koch das Schlußwort sprach, da spürte man ihm die Freude an, hervorheben zu dürfen, daß trotz so starker Gegensätze der harmonische Ausklang der Konferenz Zeugnis ablege von der geleisteten segensreichen Arbeit, die in künftigen Gesetzesparagraphen ihre Früchte reifen lassen werde. Er sprach dazu den Wunsch aus, die Reichsregierung möge Fühlung mit den Männern und Frauen der Volkserziehung behalten, so daß neben positiver auch noch eine negative

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Arbeit geleistet werde, die in dem Erkennen der Grenzen der Möglichkeit in der Durchführung der Schulreform liege. Ein großer Fehler des Deutschen sei darin zu erblicken, daß er in allzu ernster Vertiefung in seine Arbeit den Gegner zu verstehen verlerne und glaube, ihn bekämpfen zu müssen. Wie neben dem Reichstage gegenwärtig ein Reichswirtschaftsrat endgültig zusammenkomme, so hoffe er, werde als Folge der Reichsschulkonferenz auch ein Reichskulturrat zu segensreicher Arbeit an der Volksbildung sich ausgestalten.

Die Reichsschulkonferenz ist der erste Versuch gewesen, außer den eigentlichen Fachkreisen alle für die Bildung und Erziehung unserer Jugend und die Aufartung unseres Volkes tätigen Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen. Der Versuch ist gelungen; die Reichsschulkonferenz hat als Kulturparlament Wege zur einheitlichen Ausgestaltung der Schule und der gesamten Volksbildung gewiesen. An uns liegt es, unermüdlich weiter Bausteine herbeizutragen, bis das Haus der deutschen Einheitsschule festgegründet als Hauptstütze deutscher Kultur sich erhebt.

Franziskus Hähnel.

Woher die Geringwertung geistiger Arbeit?

Seit dem Kriege können wir bekanntlich in zunehmendem Maße beobachten, daß geistige Arbeit immer geringer gewertet wird. Durch die Tageszeitungen liefen häufiger Zusammenstellungen, aus denen zu ersehen war, daß z. B. in wissenschaftlichen Instituten das Reinmachepersonal ebensoviel oder mehr erhält, als die Assistenten, obwohl diese eine jahrelange Vorbereitung für ihren Beruf hinter sich haben im Gegensatz zu jenen. Natürlich hat auch die Tätigkeit des Staubentfernens Anspruch auf ausreichende Bezahlung. Aber ganz dasselbe gilt auch für die geistige Arbeit. Auf diesem Gebiete jedoch ist offenbar noch nicht ein Maßstab der Bewertung gefunden. Sonderbarerweise scheint die Meinung weit verbreitet zu sein, man könne von einem Kopfarbeiter ohne weiteres die Bereitwilligkeit zu Überstunden ohne Entgelt erwarten, beispielsweise so, daß er gern ein paar Stunden Arbeit darangibt, einen Vortrag vorzubereiten und zu halten. Man nimmt also an, daß geistige Arbeit mehr ein Sport, als eine Arbeit ist, daß man von eigentlicher Arbeit nur da reden kann, wo körperliche Regsamkeit stattfindet. Häufig gebraucht man das Wort Kopfarbeiter als ausschließlich gleichbedeutend mit Büroangestellter; und mit Leuten, die sich unbeamtet der Arbeit an einem einstweilen unpraktischen Gedanken verpflichtet fühlen, trotzdem sie dafür Entbehrungen auf sich nehmen müssen, mit solchen Leuten weiß man gar nichts anzufangen.

Woher kommt diese Bewertung? Nun, sie hat verschiedene Quellen. Auf eine davon ist meines Wissens noch nicht hingewiesen worden: viel schuld hierbei hat — die populärwissenschaftliche Literatur.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist so zu verstehen. Es gibt auf diesem Gebiete ja Leistungen von sehr verschiedenem Wert und Äußerungen von Menschen, die hierfür sehr verschiedene Begabung haben. Der Zweck ist stets, Verständnis für das zu erwecken, was durch die Forschung auf diesem oder jenem Gebiete erarbeitet wurde. Das ist keineswegs leicht. Es soll begreiflich gemacht werden: erstens was für Probleme die Geister bewegen, zweitens was für Lösungen da gefunden werden und drittens — ein Punkt, der viel zu wenig als wichtig erkannt ist — warum gerade dieser Weg zur Lösung und warum nicht jener beschritten wurde. Freilich ist der richtige Ton, der da anzuschlagen ist, nicht jedermanns Sache. Verkehrt wäre es, so zu reden, als ob man ein Priester wäre, der Geheimnisse aus tiefst verborgenem Heiligtum der Menge preisgibt. Aber, wenn auch dies nicht gemacht wird, wird dafür das andere Extrem desto ausgiebiger gepflegt. Die Dinge, von denen die Rede ist, werden nicht als allzu hocherhaben, sondern als allzu harmlos dargelegt. Jede Arbeit hat ihren Wert und ihre Würde — auch das sprichwörtlich gewordene Müllabfahren —, aber daß auch die forschende Geistesarbeit ihre Würde hat, das kann man häufig aus der populärwissenschaftlichen Literatur nicht ersehen, und daß sie ihren Wert hat, nur dann, wenn ihr — Erfolg blühte.

Denn allzu häufig — gewiß gibt es Ausnahmen genug — ist es doch so, daß einfach berichtet wird, was für Ergebnisse bei dieser oder jener Forschungsarbeit herauskamen. Solche Resultate lassen sich anregend und hübsch schildern, und man kann eine sehr einleuchtende Darlegung darüber schreiben. Es ist auch sehr verlockend, ein wohlgefügtes Gedankengebäude anzuschauen; dies erweckt ebenso Freude, wie das Betrachten einer schönen Landschaft, eines schönen Menschen, einer schönen Architektur. In einer fertig ausgebauten Theorie paßt alles wunderschön zueinander, alle Teile sind in Harmonie, und man bewundert, wie die Gedankenarbeit ein so rundes, volles Werk schuf.

Also ich betone, es ist sehr verständlich, wenn jemand gern beim Betrachten der fertigen Leistung verweilt und seine Darlegungen darauf einstellt. Aber wie wirkt das nun auf den Leser? Er sieht wohl das Ergebnis, hat aber keine Ahnung von den Mühen, Sorgen, vergeblichen Anläufen und unumgänglichen Irr- und Abwegen, die vorher alle durchgemacht werden mußten. Es ist aber wichtig, davon eine Vorstellung zu erhalten, um einen, wenn auch noch so raschen, Blick in die vorher bewältigte Arbeit des Forschers tun zu können.

Es ist damit ja ebenso, wie mit künstlerischen Dingen. Die fertigen Werke kennt man, aber die Vorstudien dazu, die wenigstens bei Lebzeiten der Schaffenden in den Arbeitsmappen liegen bleiben, bekommt man nicht zu Gesichte. Daß ein Maler ein Bild so oder so komponierte, sieht man, aber daß gerade dieser Aufbau der vorläufig beste von so und soviel möglichen und vorher versuchten ist, davon erfährt der Außenstehende nichts. Ebensowenig davon, daß ein flüssiges, kleines, klingendes Gedicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht einfach so aus dem Ärmel geschüttelt wurde, sondern das Ergebnis langen Feilens und harter Hin- und Hererwägung ist. Kurz, daß „so'n bißchen Pinseln, Verseschreiben und ähnlicher Zeitvertreib" nicht ohne strenge Arbeit möglich ist, diese Tatsache ist keineswegs allgemein erkannt.

Ebenso also, wie auf diesem Gebiet, ist es auf dem der forschenden Geistesarbeit. Die gangbare populärwissenschaftliche Literatur tut unrecht daran, Ergebnisse des Denkens darzulegen, aber nicht wenigstens eine Ahnung des oftmals umständlichen Weges zu vermitteln, der zum Ziele führte. Was für eine Vorstellung muß man daher von dem denkenden Forscher gewinnen? Nun, offenbar ist er ein Mensch, der entweder auf Reisen sehr interessante Abenteuer erlebt, oder der zu Hause gemütlich in seinem Lehnsessel sitzt: beides ist etwas Erfreuliches. Und wenn er da im gut geheizten Zimmer weilt, dann betrachtet er sich diese oder jene Dinge genauer, nach längerem Ansehen findet er dann daran etwas heraus, und darüber schreibt er dann in aller Ruhe einen Aufsatz, eine Abhandlung oder ein Werk.

Freilich, wenn er bereits viel geschrieben und veröffentlicht hat, dann sieht man ja seine Arbeit handgreiflich an der hohen Seitenzahl der Bände vor sich. Wenn der Forscher ein großes wissenschaftliches Institut leitet, dann ist man schon eher von seiner vielfachen Mühe überzeugt, denn dann hat er ja vielerlei Verwaltungsarbeit zu leisten. Aber Verwaltungsarbeiten leisten andere Leute auch, und das übrige ist doch nur geistiger Sport. Die Forscherarbeit allein gilt nicht als vollwertig, sie ist doch nur eine bessere Erheiterung oder ein schönes Spiel.

Diese Anschauungsweise wird durch die gangbare populärwissenschaftliche Literatur erweckt, und daraus folgt dann die Art der Abschätzung nach Geldeswert, die wir heutzutage erleben.

Das ist also die Sachlage, soweit ich sehen kann. Woher ist eine Besserung zu erhoffen? Man muß zusehen, ob es hier einen Weg gibt, Änderung zu schaffen, und vor allen Dingen, an welche Stellen man sich mit dieser Forderung wenden muß. Die Meinung ist verbreitet, daß diese Art der populärwissenschaftlichen Literatur durch die Wünsche des Publikums so wurde, daß nämlich dieses knapp und klar darüber unterrichtet sein will, was die Wissenschaft zu dieser oder jener Frage sagt, und daß es nur die sozusagen siegreich gebliebene von den verschiedenen wissenschaftlichen Anschauungen kennen lernen will, während die überwundenen anderen, die vorhergingen, kein Interesse mehr finden. Infolgedessen ist der Raum, der für populärwissenschaftliche Darlegungen jeder Art zur Verfügung gestellt wird, meist recht beschränkt, so daß nur die Ergebnisse geschildert werden können, und daß für alles Weitere vielleicht nur ein paar Zeilen da sind, mit denen man doch nichts Rechtes anfangen kann.

Aber mir scheint, man solle doch solche angeblichen Forderungen des Publikums nicht als ein einmal Gegebenes überschätzen. Was dieses wünscht, das sieht nämlich öfter ganz anders, öfter nur teilweise so aus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie diejenigen behaupten, die angeblich aus Geschäftsgründen darauf Rücksicht nehmen müssen. Man denke doch nur an das Lichtspielwesen! Es wird als Erfahrungssatz hingestellt, die Zuschauer wünschten nur gepfefferte Dinge am Schirm zu sehen, und wenn so etwas nicht geboten würde, dann wäre kein Absatz möglich. Daß aber weite Kreise das Kino nicht besuchen, weil sie die dort gebotene Kost nicht wollen und darauf warten, daß einmal etwas anderes auf den Schirm gebracht wird, das wird nicht mit gesagt oder in Rechnung gestellt.

Und ganz ebenso ist es mit den Ansprüchen, die an die populärwissenschaftliche Literatur gestellt werden. Gewiß gibt es viel Neugier nach Forschungsergebnissen und viel Nachfrage nach festen Daten und „wohlbegründeten" Lehrsätzen, um auch mitreden zu können. Aber außerdem gibt es doch auch viel Streben genug, ein tieferes Verhältnis zu den behandelten Fragen zu gewinnen. Man hatte ja zuwenig Zeit, um von selbst tiefer in ein ferner liegendes Wissensgebiet einzudringen. Und was bisher darüber gesagt war, das war Aufklärichtgewesen: da gab es für jede Frage eine klare, eindeutige Antwort, weil ja „bekanntlich" die Wissenschaft alle Rätsel der Welt und des Lebens bereits gelöst hatte. Und dann ist man sehr erstaunt, eines Tages zu erfahren, daß da eine Menge bisher gar nicht erwähnter ungelöster Probleme vorliegt; daß auch andere Ergebnisse des Forschens gefunden wurden und vertreten werden können. Das wirkt dann zunächst erschütternd auf den Glauben an die Allwissenheit der Wissenschaft, dann aber ermunternd, weil man nun ein neues Land entdeckte, das zu weiterem Durchwandern — soweit man dazu Zeit hat — lockt.

Warum, so frage ich, stellte sich die populärwissenschaftliche Literatur bisher nicht auf dieses vorhandene oder leicht zu erweckende Bedürfnis ein? Man täte damit einerseits vielen Menschen einen Gefallen. Ferner aber auch allen schaffenden Kopfarbeitern, weil man durch erhöhtes Verständnis auch erhöhte Würdigung zustande bringt. Hier läßt sich nochmals auf Dinge aus dem Lichtspielwesen zum Vergleich hinweisen. Bekanntlich sieht man einen Strohhut, irgendein Gespinst oder einen Gebrauchsgegenstand irgendwelcher Art, den man bisher als etwas Nützliches und Alltägliches hinnahm, mit ganz anderen Augen an, wenn man im Kino sah, auf welche Weise er entsteht. Ebenso würde es mit geistigen Dingen gehen: auch für diese wird man einen ganz anderen Blick gewinnen, wenn man vorher die Möglichkeit geboten bekam, einmal, und sei es auch nur kurz, in die Werkstatt hineinzusehen.

Wenn man dann nun aber durch den Besuch einer Fabrik oder eines Lichtspielhauses mit Lehrfilmen den Herstellungsgang des betreffenden Erzeugnisses kennen lernte, wird man sich deshalb noch nicht anmaßen, ein sachkundiges Urteil abzugeben — wenn man nicht gerade ein Schwätzer oder Hohlkopf ist; Fälle, die außer Betracht bleiben können. Ein Blick in die Werkstatt der Gedanken wird nur Schwätzer und Hohlköpfe zu der Vorstellung bringen, sie hätten nun auch das Recht, als „gewiegte Kenner" mit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zureden. Andere werden davon neben Kenntnissen eine erhöhte Einsicht gewinnen und eine Bescheidung vor dem Wirken auf einem Arbeitsgebiet, das nicht das ihre ist. Dann wird die Bewertung der unbeamteten Kopfarbeit auch eine andere werden.

Ein Weg muß gesucht werden, der zur wirklichen Bildung anstatt zur Einbildung des Bildungsphilisters hinleitet. Die Sache ist ernstester Erwägung wert. Daß da Schwierigkeiten noch genug vorliegen, das weiß ich ebenso wie dies, daß es auch noch andere, im vorstehenden noch nicht besprochene Seiten des behandelten Gegenstandes gibt.

Also wie packt man die Aufgabe an? Soll man, ebenso, wie man in der Kinoreform tat, die Kreise sammeln und organisieren, die mehr als das bisher Gebotene erstreben? Oder soll man sich an die andere Seite wenden und auf irgendeine Weise darauf dringen, daß in Zukunft trotz der gegenwärtigen Papierknappheit mehr Raum für Populärwissenschaftliches zur Verfügung gestellt wird, damit nicht nur Ergebnisse, sondern auch Probleme zu ihrem Rechte kommen? Was ist der gangbarste Weg?

Dr. Wilhelm R. Richter.

Der Geist des Islamik.*)

1.

Die Kunst des Islam ist durch alle Jahrhunderte ihrem Sinne nach dieselbe geblieben. Sie ist in ihrer Blütezeit im Gegensatz zur Heimatkunst der seßhaften Völker die Heimatkunst der beweglichen, schweifenden Völker, der Beduinen, in weitester Bedeutung. Heimatkunst in dem Sinne genommen, wie er das Rätsel jeder Wesenskunst aufschließt.

Der Hang zum Schweifen wird durch die einigende Kraft der gemeinsamen Religion auf eine höhere Stufe gehoben und wird zur religiösen, später politischen Welteroberung. Da erst setzt die Kunst ein.

Hier liegt also die Gemeinsamkeit, die aller edeln Kunst Bedingung ist, nicht in einer bestimmten Landschaft. Sie liegt vielmehr

1. in der Sonne des Orients überhaupt und in der Art des Lebens, wie sie durch diese Wundersonne geschaffen wird;
2. in dem beweglichen Zelt als der irdischen Heimat;
3. in der Religionsidee und in der durch diese geschaffenen überirdischen Heimat.

2.

Das Zelt wird Vorbild aller Bauten. Überall wird der Schwerpunkt, der Nachdruck ins Innere verlegt. Moscheen, Paläste, Häuser

*) Die Abschnitte die wir unter dieser Überschrift hier abdrucken, entstammen verschiedenen Vorträgen Prof. Muchs, die zu einem mit hundert Bildern geschmückten Buche zusammengefaßt bei Friederichsen & Co. in Hamburg Ende des Jahres erscheinen werden. Wir empfehlen unsern Lesern dringend die Anschaffung dieses Werkes. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind versteinte und erweiterte Zelte. Die Zierformen von Teppichen, Stickereien und Spitzen werden an die Wand übertragen in Mosaik, Buntkacheln, Blumenzierformen, Arabesken, Edelsteineinlagen, Buntglas, Stuck und durchbrochenen Marmor. Auch ihr eigentümlichstes Baugebilde, die Stalaktitenecken, nimmt diese Kunst vom Zelt, von dem gerafften Fall seines Tuchs. Alles ist innen luftig und duftig.

3.

Der Eroberer will, wenn er betet oder heimkehrt, die Mühsal der Erde vergessen. Er will der Erscheinungswelt und ihren Formen entrückt sein. Diesem Zweck muß alles dienen. Selbst der kleinste Gebrauchsgegenstand wird durch Stoff, Form und Färbung aus dem Kreise des Erdbekannten und Erdgebauten herausgehoben. So wird, solchem Zwecke dienend, auch das Kunstgewerbe auf eine hohe Stufe gehoben und so wird es zur höchsten Kunst.

Derart wird selbst im Wohnhause bis in den Baderaum hinein, geschweige denn in den quelldurchrieselten Palästen, eine Stimmung erstrebt, die mit der Erscheinungswelt nichts mehr zu tun hat. Ein Vorgefühl dessen, was hinter der Erscheinungswelt liegt, des Paradieses, soll erreicht werden. Daß dabei die islamische Kunst nicht so weit vom Ich löst und so erhabene Werte wirkt wie Indik, Gotik und Ägyptik, liegt einzig an der grobstofflicheren mohammedanischen Seligkeitsvorstellung, in der das Ich und seine Lust noch recht beträchtlich auf ihre Kosten kommen. Auch der Grund, weshalb der Eroberer auf kurze Zeit nach Weltentrückung und Vergessenheit strebt, ist ja viel gebundener und erdennäher, als in Gotik und Ägyptik. Bleibt hierin Islamik zurück hinter Gotik und Ägyptik, so übertrifft sie beide durch das Streben und die Fähigkeit, selbst den Wohnraum ihrem Jenseitsideale, ihrer Paradiesvorstellung, anzupassen, selbst im Wohnraume ihrer Paradiesidee Form zu geben.

4.

Also auch islamische Kunst fragt nach dem wahren Wesen, nach dem, was hinter der Erscheinung liegt. Allerdings auf ihre besondere Art, auf ihre Heimatsart. Und diese Heimatsart ist so einheitlich und durch ihre Wurzeln so eigen, daß alle, die ihre Wirkung zu erfahren Gelegenheit hatten, bewußt oder unbewußt dieselben Worte gebrauchen, um ihren Eindruck zu schildern. Alle diese Worte meinen ein und dasselbe. In anderem Zusammenhange sind sie abgegriffen; hier treffen sie den Kern der Sache. Ich führe an die Worte: märchenhaft, zauberhaft, feenhaft, traumhaft, paradiesisch, überirdisch, wie ein Traum von Schönheit und Pracht, wie ewiger Frühling, wie ein Tempel der Freude und Wonne, Nichts von Außenwelt; voll Zauberfeinheit, vor der man bangt, sie könne in Nichts zergehen; weltenthoben, weltfern, weltentrückt.

Es liegt ganz im Sinne solcher Kunst, daß sich die Schöpfer häufig die ödesten Stätten aussuchten, und nun hier durch mühsamste künstliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bewässerung ihre Paradiesgärten, umgeben von den Paradiesbauten, wie auf Zauberwort entstehen ließen. Das Großartigste leisteten darin die Mongolenherrscher Indiens. Schach Dehan ließ auf diese Weise ganze Städte wie aus dem Nichts entstehen, und das Zauberschloß Udaipur erhebt sich aus einem gewaltigen See, an dessen Stelle vorher ödeste Wüste war.

5.

Die Einheitlichkeit ist so stark, daß sich diese Heimatkunst wohl in Einzelheiten der besonderen Landschaft anpaßt, im ganzen aber von ihr unabhängig ist und die Hauptsache überallhin mitbringt. Ob in Spanien, in Kleinasien oder Indien, überall derselbe Keim, dieselbe Frucht. Und diese Heimatkunst ist auch unabhängig von der Rasse. Ob es in Spanien der Maure, in Kleinasien der Seldschukke, in Indien der Mongole ist: überall dieselbe Art, derselbe Sinn. Perser, Araber, Turkstämme, Hindus, Tartaren und Mongolen, alle bilden, trotzdem sie sich politisch oft gegenseitig zerfleischen, in der Kunst ein und dasselbe und heben darin das, was sie verbindet, weit hinaus über das Getriebe der rauhen Alltäglichkeit. So schaffen sie die Heimatkunst. Sie halten sich für Brüder. Weder Rasse noch Stellung beeinflußt diese echt demokratische Brüderlichkeit. Daraus entspringt die Gemeinschaftskultur. Alle wahre Heimatkultur ist die Kultur der Gemeinschaft.

6.

Es ist klar, daß diese Kunst etwas Eigenes ist. Ganz und gar nicht semitische Kunst. Wenn sie schon auf etwas fußt, dann ist es Arisches. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß Muster und Formen großenteils auf Iranien, auf Persien zurückgehen. Sie sind persisch oder aus dem Persischen überarbeitet. Aber sie sind nur benutzt, um einem neuen, einheitlichen Gedanken Gestalt zu geben. Der Grundgedanke und der Sinn, wofür sie benutzt werden, ist neu. Und das ist die Hauptsache.

7.

Diese prächtige Heimatkunst nahmen Andersgläubige, d. h. religiös anders Geartete nicht auf. Das spricht wieder für die starke Eigenart, die auf den gemeinsamen Grundanschauungen geschlossen und scheinbar abgeschlossen fußt. Es ist eben der heilsame innere Abschluß trotz weitester äußerer Ausdehnung. Und diese innere Abgeschlossenheit spricht wieder für Heimatkunst im wahren Sinne. Diese Kunst läßt sich wohl als Wesenskunst durch die Welt tragen, aber nur bis dorthin, wo die Fahne des Propheten weht, während dem Klassizismus als dürftiger Diesseitskunst, die nach keinem Wesen fragt, überall dort Tür und Tor offen stehen, wo das Fragen nach den wahren Werten vor dem Daseinsgenuß verstummt ist, also überall dort, wo nur Zivilisation herrscht.

Berührt jedoch wurden von der Kunst des Islam viele. Vor allem die Normannen in Sizilien, also Germanen. Diese waren wieder mit den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Normannen in Nordfrankreich eng verbunden. Wenn wir dies bedenken, haben wir die feinen Fäden in der Hand, die vom Islam zur Gotik ziehen. Auch die Kreuzfahrer wurden stark von ihr beeindruckt. Europa erhielt vom Islam stärkste Anregung. Der ganze Burgenbau ist islamischen Ursprungs. Natürlich ist der Geist der Gotik etwas Eigenes, das eigenste Europas. Stets war Europa innerlich ärmer als der Osten. Wer anders sagt, belügt sich. Auch Einzelheiten der Gotik stammen von der Islamik. Das zeigt am besten die Backsteingotik. Da man diese bisher nicht kannte (ebensowenig wie man wußte, daß Roms edelste Bauten, Pantheon u. a., und die Romanik nicht klassischen, sondern orientalischen Ursprungs sind), wußte man wenig von dieser Gemeinschaft. Welcher Kenner sieht nicht in den wundervollen Turmnadeln, die durch die Vorderwand des lübeckischen Rathauses, dieses edelsten Profanbaues Niederdeutschlands, emporschießen, oder in den Türmen, die in Wismar St. Jürgens Seitenschiffgiebel gewaltig flankieren, oder noch häufig anderen Ortes in der Backsteingotik (Bauformen, die sonst nirgends vorkommen!), Erinnerungen an die schlanken Minarets im Süden?

8.

Im Islam ist die Abbildung von Mensch und Tier verboten (Ausnahmen in Persien). Das hat ihn nicht verarmt. Erstens wird dadurch das Kunstgewerbe vollendete Kunst; und zweitens entwickelt sich dadurch eine Ornamentkunst ersten Ranges. Das Ornamentale hebt sich von Oberflächenkunst zu tiefster Seelenkunst. Alles, was sich in der Dämmerung des Traumhaften abspielt und was andere Kunst nicht darstellen kann, drückt die islamische Ornamentik aus. In klarer Linienphantastik oder wunderbarer Farbensymbolik ist das Mittelreich des Traumes gestaltet. Dazu kommt ein Wissen um den Eigenwert der Farbe. Die abgestuften Blautöne der Seldschukken sind eine Seelenkunst für sich; eine Symbolik irdischen Hochgefühls und allgemeiner Traumphantastik, eine Verknüpfung gesteigerter Sicherheit mit seliger Ahnung. Eigenwerte, Verknüpfungswerte, Nachleuchten der Wirklichkeit, die sich im Reich des Traumes schneiden. Die modernste Künstlersehnsucht kann sich in diesen Form- und Farbenrhythmen stillen. Bei uns ist Sehnsucht; dort Erfüllung.

Viele Moscheen oder Häuser sind ganz mit Buntkacheln oder Mosaiken oder Marmormustern überzogen. Das Ornament mit der Unendlichkeit der Muster wird Sinnbild der Unendlichkeit. Es wirkt unpersönlich, überpersönlich, befreit also von der plumpen Herrschaft des Erscheinungsichs, in melodischen, überwirklichen Rhythmen, in lieblichen oder erstaunlichen Schwingungen. Hier schwingt zugleich rhythmisch die Harmonie des Gemeinschaftsideals, der Brüderlichkeit.

Aber auch wo das Ornament zu begrenztem Zweck gebraucht wird, wie zur Fensterrahmung u. a., weiß es die einfachsten Gebilde ins Reich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Formbefreiung zu entrücken. Das Höchste in dieser Art ist in den Toren geleistet, vor allem in den seldschukkischen. Niemals wieder ist die Fläche so geschmückt und entrückt, so betont und geschont.

Prof. Dr. Hans Much.

Was andre sagen

Zeitschrift des Hilfsvereins für Deutschböhmen und die Sudetenländer. Herausgeber: A. Cihula, Wien. 1. Jg., Nr. 6.

Hungersnot in Deutschböhmen.

Im goldenen Prag mustert ein französischer General die glorreiche tschechische Armee, ob sie für die Interessen seines Landes auch preiswert und brauchbar sei. Zur selben Zeit überläßt die tschechische Regierung die deutschen Randgebiete dem Hungertode. Ein Gedanke hier wie dort: Je mehr das deutsche Volk verkümmert und niedergetreten werden kann, desto besser für uns.

Die Ernährungsverhältnisse des deutschen Sprachgebietes in Böhmen sind entsetzliche geworden. Trotzdem die armen gebirgigen Bezirke der Deutschen an die staatlichen Zentralen über ihr vorgeschriebenes Maß hinaus das Getreide abliefern, trifft die Regierung keine Vorsorge, daß aus den tschechischen Überschußbezirken der reichen Agrargebiete im Innern auch nur bescheidene Lieferungen eingehalten werden.

Unbeschreiblich, eine Schmach für das zivilisierte Europa, sind die Zustände im deutschböhmischen Erzgebirge, wo die Hungerwassersucht der Kriegsjahre kaum erloschen ist und unter der Herrschaft des tschechischen Herrenstaates ein neues Massensterben der Bevölkerung um sich greift. Der Bezirk Preßnitz erhielt zum Beispiel seit 18. April durch volle fünf Wochen weder Mehl noch Kartoffeln, sondern nur staatlich zugeteilt ein viertel Kilo miserablen Haferreis und ein halbes Kilo Graupen. Für die 267. Woche wurde ein halbes Brot, für die 268. Woche überhaupt kein Brot ausgegeben! Fleischnahrung ist natürlich unbekannt. Der Bezirk Karlsbad erhielt sieben Wochen kein Brot, fünf Wochen kein Mehl. Dann wurde die Bevölkerung gezwungen, ein halbes Kilo Bohnenmehl zu nehmen, widrigenfalls sie bei der nächstfolgenden Mehlausgabe überhaupt nichts ausgefolgt erhalten würde! Die 20000 Einwohner zählende Stadt Asch blieb sechs Wochen ohne Brot, worauf es zu Aufständen und Plünderungen kam.

Nicht besser schaut es in den anderen Industriegegenden Deutschböhmens aus. Gablonz a. N. war sechs, Hohenelbe sieben Wochen ohne Mehl und Brot. In dieser düsteren Reihe müßten schließlich alle deutschen Städte in der Tschechoslowakei erscheinen. Bittgänge zur Prager Regierung bleiben ergebnislos. Demonstrationen und Hungerkrawalle rührten die tschechischen Machthaber niemals.

Am 7. Juni traten 70000 Arbeiter in den Bezirken Karlsbad, Elbogen, Falkenau, Neudek und Graslitz in einen Generalstreik. In der Begründung dieses Entschlusses erklärten die Arbeiter: „Völlig entkräftet durch wochenlanges Hungern, sind wir kaum mehr imstande, uns aufrechtzuerhalten; Frauen stürzen vor Hunger auf der Straße zusammen, in Massen müssen die Kinder dem Schulunterrichte fernbleiben, weil fast überhaupt keine Nahrung für sie aufzutreiben ist."

Die autonome deutsche Bezirksverwaltung Platten im Erzgebirge hatte für den Bezug von Kartoffeln aus den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

benachbarten sächsischen Bezirken die Zustimmung der Staatsbehörden Sachsens erhalten, die zuständige Amtsstelle der tschechoslowakischen Republik aber verweigerte die erforderliche Genehmigung mit der Begründung, durch solche Lieferungsverträge werde das Prestige der Republik geschädigt!

Was tut, so fragen die Leser, die Regierung Tusar? Antwort: Sie schickt reichlich tschechische Legionäre und dergleichen in die deutschen Hungerbezirke zur „Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung" in der Republik, die alle Welt belogen und betrogen hat, um die deutschen Randgebiete unter ihre Herrschaft zu bekommen. Auf seiner Burg am Hradschin zu Prag aber sitzt Herr Masaryk, der große „Ethiker" und Verkünder von Gerechtigkeit und Menschenliebe. . . . . .

— — — — — — — — — — —

Rund um uns

Fried und Hans Paasche. Seine Erwiderung auf meinen Aufsatz „Moorgrund" („Vortrupp" Nr. 5 von 1919, „Vortrupp"-Flugschrift Nr. 56/57), die er unter dem Titel „Auf hartem Grund" im Pfadweiserverlage in Hamburg erscheinen ließ, leitete Herr Dr. Fried mit den folgenden Worten ein:

„Sehr geehrter Herr Dr. Popert!

Ihre während des Krieges im „Vortrupp" veröffentlichten Fidelis-Aufsätze waren mir in jener traurigen Zeit, in der wir ohnmächtig die mutwillige Vernichtung unserer Kultur und die frivole Vergeudung blühender Menschenleben beobachten mußten, oftmals ein Labsal. Zeigten sie mir doch, wie sich die Erkenntnis der Friedenslehre, der sich vor der Katastrophe in unserm Vaterland die meisten Menschen verschlossen haben, allmählich durchzuringen begann. Das erfüllte mich mit Hoffnung für die Zukunft, und in dieser trostlosen Verfinsterung der Welt bedeutete ein solcher Ausblick unendlich viel. Dafür bin ich Ihnen herzlich dankbar."

Das schreibt Herr Dr. Fried am 26. März 1919. Im Juniheft seiner „Friedenswarte" läßt er dagegen über meine Fidelis-Aufsätze unter anderm das Folgende verkünden:

Ich hätte darin

„jede Unmenschlichkeit der deutschen Militär-Bestie beschönigt und den Spießern in harmloser Form präsentiert", hätte „das Herz und Gefühl der Menschen immer wieder verschüttet."

„Dr. Hermann Popert hat bekennen müssen, daß er mit dem merkwürdigen Politiker ‚Fidelis' identisch ist, der sich in den letzten Kriegsjahren die Aufgabe gestellt hatte, die jeweilige Regierung, die Gewalt hatte, zu verherrlichen und dem Volke einzureden, daß die Sache des Friedens in keinen besseren Händen sein könne. Und deshalb, weil Popert der unheilvollen Aufgabe diente, die Aufmerksamkeit von der Schuld der Deutschen Regierung abzulenken und das aller Welt deutliche Friedenshindernis, die Deutsche Regierung, zu stützen, deshalb, weil er geholfen hat, den Krieg zu verlängern und die menschliche Empörung zu hindern, auf die die friedenshungrige Menschheit wartete, deshalb hat er das Recht verwirkt, sich Pazifist zu nennen."

„Die Bethmann und Genossen brauchten neben vielem, was im Schatten des Krieges gedieh, eine Feder von der Dienstbeflissenheit und Ergebenheit, von der Treue eines ‚Fidelis', um die Aufmerksamkeit von sich und ihren Verbrechen abzulenken. Fidelis betrachtete es daher als seine Aufgabe, einen mutigen Kampf gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Alldeutschen zu führen und die regierenden Männer gegen die Übertreibungen der Alldeutschen in Schutz zu nehmen. Die politisch wohl besonders mit Weisheit gesegneten Leser seiner Aufsätze merkten nicht, daß dieses Manöver der Regierung ermöglichen sollte, so alldeutsch wie möglich zu sein."

„In diesem Artikel werden Bethmann-Hollweg und der Kaiser mit den Phrasen ihres sogenannten Friedensangebotes typisch gezeigt, als die größten Friedensbringer der Welt, im Gegensatz zu den Alldeutschen und den Kriegshetzern George, Briand. So etwas ist in der Wirkung nichts anderes, als Leser planmäßig und raffiniert irreführen, die Aufmerksamkeit von den Verbrechen der Regierung ablenken, die Kritik töten und gar den Völkerhaß schüren."

„Der Zweck seiner [‚Fidelis'] ganzen Tätigkeit war also der: Die Leser sollten nicht erkennen, daß die Vorbedingung für den Frieden die Beseitigung aller Vertreter des schuldigen Systems war."

Mein armer, toter Freund Hans Paasche, der diese Dinge im Herbst 1919, im schwersten Stadium seiner geistigen Erkrankung, geschrieben hat, ist für sie ebensowenig verantwortlich, wie für Das, was seinerzeit zu seiner Verhaftung wegen Hoch- und Landesverrats geführt hat. Verantwortlich für sie ist vielmehr ausschließlich Herr Fried, der sie jetzt veröffentlicht mit der ausdrücklichen Vorbemerkung, daß sie „ein Denkmal für die ehrliche und folgerichtige Gesinnung" Paasches „bilden", der sie also damit vollinhaltlich ausdrücklich billigt und zu seiner eigenen Meinung macht. Es ergibt sich daraus unausweichlich die an Herrn Dr. Fried zu richtende Frage, wann er denn nun seiner Meinung nach die Wahrheit über die Fidelis-Aufsätze verkündet hat: Damals, als er die Schrift „Auf hartem Grund" schrieb, oder jetzt, als er das Juniheft 1920 der Friedenswarte herausgab.

Durch die angeführte Vorbemerkung identifiziert sich Fried weiter mit dem widerlichen, französischen Schimpfworte „Boche", das Paasche in diesem Aufsatze aus seinem erkrankten, verfinsterten Geiste heraus gegen sein eigenes Volk schleudert (darüber ist in diesem Hefte schon an anderer Stelle, nämlich in der Fußnote auf Seite 400 gesprochen worden), ebenso mit dem Satze Paasches, erst „eine ehrfürchtige Verbeugung vor allen aufrechten Bekennern vom Schlage der Liebknecht, Eisner, vor der Wahrheitsliebe eines Fried, könnte Menschen seiner [Poperts] kriegerischen Vergangenheit das Vertrauen der Geistigen wiedergeben." Daß ich Liebknecht in seinem letzten Stadium für ein Ungeheuer und Eisner für einen furchtbar unheilvollen Phantasten halte, wissen die Leser des „Vortrupp"; es ist also schlechthin nicht zu erwarten, daß ich vor einem von den Beiden ehrfürchtige oder sonstige Verbeugungen machen werde. Aber verweilen wir einen Augenblick bei der dritten Verbeugung, die ich machen soll:

In dem Aufsatze Hans Paasches, den Fried veröffentlicht, findet sich auch der folgende Satz:

„Er [Dr. Hermann Popert] dichtet mir [Paasche] deshalb die Gesinnung an, die denen angedichtet wird, die man heutzutage ‚auf der Flucht' zu erschießen beliebt und droht, mich, wenn ich mich nicht zurückhalte, durch Hinweis auf das, was ich wegen meiner pazifistischen Gesinnung ‚in großer Zeit' auf mich nehmen mußte, unschädlich zu machen."

Der Inhalt dieses Satzes ist ein reiner Ausfluß von Paasches Verfolgungswahn, der sich der Reihe nach gegen alle richtete, die ihm nahe standen: gegen Vater, Mutter, Schwester, Schwiegervater, gegen den Verteidiger in seinem Prozeß. Daß der Inhalt des Satzes unwahr ist, bin ich (obwohl natürlich die Beweislast für die Wahrheit Herrn Fried treffen würde) in der Lage, meinerseits zu beweisen, da ich meine ganze Korrespondenz mit Paasche lückenlos besitze; und dieser Beweis wird (in einem von mir gegen Graf Arco, Nicolai und Genossen angestrengten Prozeß) vor Gericht geführt werden. Nun hat Fried, dem es anscheinend zu lange dauerte, bis er in seiner Monatsschrift mit diesem Satze Paasches gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mich arbeiten konnte, ihn bereits Ende Mai in der Tagespresse veröffentlicht, und zwar sowohl in der Wiener „Arbeiter-Zeitung", als auch in v. Gerlachs „Welt am Montag". Im ersteren Falle hat er meinen Namen nicht genannt, sondern mich „vorläufig" als „Dr. X" bezeichnet, aber Jeder, der die Verhältnisse kannte, konnte erkennen, wer gemeint war. Im zweiten Falle hat er meinen Namen nennen lassen. Was diese Veröffentlichung für einen Zweck hatte, wurde außer jeden Zweifel gestellt durch eine von Fried in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" hinzugefügte Bemerkung über die „in der Beleuchtung seines [Paasches] Todes so furchtbare Drohung". Derjenige, der da etwas anderes herausliest, als, daß Fried mich der Anstiftung zur Tötung Paasches beschuldigen will, soll erst noch geboren werden. Nachdem ich in einem persönlichen Briefe an Herrn Fried, und ferner öffentlich in der „B. Z. am Mittag" und in der „Täglichen Rundschau" diese Handlungsweise Frieds festgenagelt hatte, behauptet Fried nun, ebenfalls im Juniheft der „Friedenswarte" auf Seite 80, Spalte 2, Fußnote: „Das [daß Fried Popert der Anstiftung zur Ermordung Paasches bezichtigt hätte] wird kein Mensch, der meinen Artikel gelesen, annehmen; es lag mir auch völlig fern." In Wahrheit war es so offensichtlich, daß die „B. Z. am Mittag", als sie am 26. Mai über jenen Artikel Frieds in der „Wiener Arbeiter-Zeitung" berichtete, sofort (schlechthin logisch) hinzufügte, jene Sätze Paasches deuteten an, in welcher Richtung sich die gerichtliche Untersuchung weiter zu erstrecken haben werde.

Auch sucht sich Fried an der letzterwähnten Stelle damit zu decken, daß er, wie schon erwähnt, mich in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" ja nicht Dr. Popert, sondern nur Dr. X. genannt habe. Ja, aber so, daß jeder einigermaßen Eingeweihte wußte, wer Dr. X. war; und außerdem vergißt Fried hier, hinzuzufügen, daß er in der „Welt am Montag" meinen Namen ja hat nennen lassen. Er schreibt mir zwar am 14. Juni, den Artikel in der „Welt am Montag" kenne er nicht; da ist es denn aber sehr merkwürdig, daß die „Welt am Montag" ausdrücklich erklärt, Fried habe ihr die Stelle aus Paasches Aufsatz „zur Verfügung gestellt", und dabei noch den an sie geschriebenen Begleitbrief Frieds erwähnt.

Auf diese seine Veröffentlichungen in den Tageszeitungen hin habe ich Herrn Dr. Fried am 3. Juni 1920 geschrieben, daß das, was er da veröffentliche, die Wahnideen eines armen Geisteskranken seien. Ich habe die scharfe Hinzufügung gemacht: „Kein Wort und kein Buchstabe von der ganzen Geschichte, die Sie herumtragen, ist wahr", und habe ihn auf die Folgerung für die Beurteilung seines Charakters hingewiesen, die sich ergeben würde, wenn er die Geschichte noch weiter herumtrage. Ich stelle fest, daß er sie, jetzt im Juniheft der „Friedenswarte", noch weiter herumträgt.

Fried begreift natürlich auch nicht, was er Paasches Andenken (wenigstens bei denen, die seine Geisteskrankheit nicht kennen) zufügt, wenn er auf Seite 80 des Juniheftes der „Friedenswarte" triumphierend berichtet: „Er [Paasche] trat in den Soldatenrat und war in erster Linie damit beschäftigt, das Material für die deutsche Schuld am Kriege zu suchen."

Um übrigens Herrn Dr. Fried, bei dem ich tief bedaure, daß er, der wirklich sehr große Verdienste um den pazifistischen Gedanken und damit auch um unser deutsches Volk hat, jetzt in ein solches Fahrwasser geraten ist, nicht in ein falsches Licht zu bringen, freue ich mich, auch aus seiner jetzigen Tätigkeit etwas Gutes berichten zu können. Er ist ein ausgesprochener und scharfer Gegner des Wahnsinnsvertrages von Versailles und arbeitet ehrlich an dessen Beseitigung. So hat er ein Sammelwerk herausgegeben: „Der Weltprotest gegen den Versailler Frieden", und erklärt im Januarheft der „Friedenswarte" (auf Seite 13) ausdrücklich:

„daß er [der Friede von Versailles] kein demokratischer Friede ist, daß er die Grundsätze des Pazifismus verleugnet, daß er niemals die Grundlage der von uns Pazifisten erstrebten zwischenstaatlichen Organisation sein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann, vielmehr unbedingt die zwischenstaatliche Anarchie, die wir vorher besessen, mit allen ihren traurigen Folgen nur noch verstärkt hat."

Hier, gegenüber dem blödsinnigen Vertrage von Versailles, hat also Fried erfreulicherweise aufgehört, das zu tun, was er in der sogenannten „Schuldfrage" tut, nämlich alle Dinge durch die Brille der Entente, namentlich Frankreichs, zu sehen.

Hamburg, den 4. August 1920.

Hermann Popert.

In Sachen Dr. Popert-Fidelis. Im „Vortrupp" hat der Herausgeber dieser Zeitschrift Herr Dr. jur. Hermann M. Popert in Hamburg, in den Jahren 1916—1918 etwas über 40 politische Aufsätze veröffentlicht, die mit „Fidelis" unterzeichnet waren; im Dezember 1918 hat Herr Dr. Popert bekannt gegeben, daß er der Verfasser dieser Aufsätze sei. Die Fidelis-Aufsätze traten für die Politik Bethmann Hollwegs, Kühlmanns und des Prinzen Max ein; in Übereinstimmung mit der Rede des deutschen Reichskanzlers vom 9. November 1916 forderten sie ferner die Errichtung einer Rechtsordnung zwischen den Völkern und einen Völkerbund gleichberechtigter Staaten.

Daraufhin haben wir mehrere tausend Flugblätter gegen Herrn Dr. Popert verbreitet, die teils von Herrn Dr. Strünckmann allein, teils auch von Herrn Friedrich Schöll unterzeichnet waren. Diese Flugblätter behaupteten, „Herr Dr. Popert habe aus Ehrgeiz und Eitelkeit handelnd am meisten zu der Niederlage der Heimatfront beigetragen, habe die zeitliche und ewige Heimat verraten, und habe verräterische Verständigung mit dem Feind gelehrt."

Wir müssen anerkennen, daß diesen Behauptungen jegliche tatsächliche, objektive Grundlage fehlt. Wir haben in den Flugblättern unserer, von der des Herrn Dr. Popert abweichenden, politischen Überzeugung Ausdruck geben wollen, wobei wir in der allgemeinen Erregung der Zeit zu weit gegangen sind.

Soden-Salmünster und Stuttgart.

Dr. Strünckmann.

Friedrich Schöll.

„Tagebuch eines Sehenden 1914 bis 1919". Mein „Tagebuch eines Sehenden" umfaßt den Zeitraum vom 31. Dezember 1914 bis zum 25. November 1919. Es enthält Beobachtungen und Erwägungen, die sich mir während der Kriegs- und Revolutionszeit aufdrängten; für die Zeit bis zum 2. November 1918 handelt es sich dabei um Dinge, die unter der damaligen Herrschaft der Zensur durchweg nicht öffentlich ausgesprochen werden durften.

Mein „Tagebuch eines Sehenden" ist das Tagebuch eines Mannes, der den Krieg für eine veraltete Form der Durchsetzung von Interessen hält. Eines Mannes, der, nachdem im Jahre 1914 der Krieg (veranlaßt durch Frankreich und das zaristische Rußland) einmal ausgebrochen war, selbstverständlich für sein Vaterland Deutschland einen möglichst guten Ausgang ersehnte — der aber sah, wie die Politik derjenigen, die während des Krieges bei uns die tatsächliche Macht an sich genommen hatten, das Gegenteil eines solchen Ausganges immer wahrscheinlicher machte.

Die Tagebucheintragungen sind unverändert veröffentlicht, sind nur an einigen Stellen im Stil etwas gefeilt; bei jeder Eintragung ist der Tag, wo ich sie niedergeschrieben habe, angegeben. Mit voller Absicht habe ich auch solche Eintragungen nicht gestrichen, deren Inhalt sich mit dem Inhalte früherer Eintragungen teilweise deckt; denn gerade solche Wiederholungen zeigen, wie sich manche Erscheinungen dem Sehenden immer wieder, immer bedrückender und schließlich erdrückend aufzwangen.

Um die Übersicht zu erleichtern, habe ich gelegentlich der Arbeit für die Drucklegung eine Reihe von Verweisungen eingefügt; dem gleichen Zwecke dient ein ausführliches (elf Druckseiten umfassendes) Sach- und Namenverzeichnis am Schlusse.

Den Teil des Tagebuches, der sich bis zum Juli 1916 erstreckt, schrieb ich nieder, während ich Offizier im Heeresdienst war; das übrige als Zivilist.

Hermann Popert.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 17 1. Septemberheft

Vernichtung oder Versöhnung.

Als im zweiten Samniterkriege das römische Heer rettungslos im kaudinischen Engpaß eingeschlossen war, erhielt der siegreiche Samniterhäuptling von seinem klugen Vater zwei Ratschläge; den besseren: durch Freilassung des gefangenen Heeres den Grund zur dauernden Versöhnung und Freundschaft mit Rom zu legen; den weniger guten: durch Vernichtung des Heeres den Gegner so zu schwächen, daß er auf ein Menschenalter ungefährlich würde. Der Sohn konnte sich zu keinem dieser beiden radikalen Schritte entschließen und wählte einen Mittelweg, der ins Verderben führte: Er nötigte die gefangenen Konsuln zu einem für die Samniter günstigen Frieden und ließ dann das Heer unter dem Joche abziehen. Aber der Senat erkannte den Friedensschluß nicht an, schickte die Konsuln zurück, setzte den Krieg fort und zwang schließlich den Gegner zur Unterwerfung.

Die Römer haben von Anfang an klar erkannt, daß es nur zwei Wege dauernden Friedens gibt. Sie haben jeden Krieg so lange und so rücksichtslos geführt, bis der Feind vernichtet oder unterworfen war. Klassischer Ausdruck dieser Erkenntnis ist der alte Cato, der nach dem unentschiedenen Ausgang des zweiten punischen Krieges jahrelang den Senat mit seinem Ceterum censeo quälte und als Schluß aller Staatsweisheit immer wiederholte, daß Karthago zerstört werden müßte. Der dritte punische Krieg, der mit der völligen Zerstörung des Nebenbuhlers endete, verwirklichte seinen Willen und gab Rom die dauernde Herrschaft im Mittelmeere.

So brutal die Methode Roms war, so hatte sie doch den Vorzug, richtig und erfolgreich zu sein. Mit ihr gelang es, ein Weltreich zu schaffen und den damals bekannten Erdkreis in Ordnung zu halten, also eine Kulturleistung zu vollbringen. Als das Reich zerfiel, war die nächste Folge ein Chaos von kleinen Mächten, die sich unaufhörlich befehdeten und bis auf den heutigen Tag nichts dem römischen Weltreich Entsprechendes zu schaffen vermochten. Ein Grund dazu ist sicher neben dem Fehlen einer überragenden Macht auch das Fehlen eines überragenden Willens, der mit der gleichen Klarheit wie der römische Senat erkennt, wie dauernder Friede zu erreichen ist, und der mit der gleichen Rücksichtslosigkeit das Ziel verfolgt.

Bismarck hatte diese Erkenntnis und kämpfte nach den siegreichen Feldzügen mit den Eroberungsgelüsten seines Fürsten wie mit den strate-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gischen Sicherungsansprüchen der Militärs harte Kämpfe. 1866 hatte er Erfolg, soweit es den Hauptgegner Österreich betraf; es gelang ihm, den Feind von 1866 zum Neutralen von 1870 und zum Verbündeten von 1878 zu machen. Wir spüren erst heute recht, mit welcher Klugheit dauernde Folgen des Bruderkrieges vermieden worden sind. Aber 1871 unterlag Bismarck den Annektionsbestrebungen. An einer völligen Niederwerfung Frankreichs hinderten ihn die Rücksichten auf Europa, an einem billigen Frieden die Forderungen anderer führender Mächte in Deutschland. Wir spüren erst heute recht, welch ein gefährlicher Friede in Frankfurt geschlossen ist; welchen Keim künftigen Krieges er in sich trug; auf wie unsicherem Boden das neue Deutschland gegründet wurde.

Nun hat sich in dem schwersten und größten aller Kriege das Blatt gewandt. Trotz aller Heldentaten des Heeres ist Deutschland von einer Übermacht zerschlagen worden. Und wieder stand die Frage eines dauernden Friedens vor den Siegern; wieder ergab sich die Forderung, daß dieser Krieg der letzte sein müßte. Und wieder stand den Einsichtigen klar vor Augen, daß es nur zwei Wege dazu gab: Versöhnung oder Vernichtung, genau wie vor zweitausend Jahren im Engpaß von Caudium.

Versöhnung. Das war der große Gedanke des Präsidenten Wilson. Ein Friede ohne Sieger und Besiegte, ein billiger Ausgleich, ein gerechtes Ende des furchtbaren Ringens, das die Möglichkeit zu einem Völkerbunde, einem Weltfriedensbunde geben könnte. Auch als Amerika in den Krieg eingetreten war und Wilson als Vorbedingung alles weiteren erklärte, daß Deutschland zu Boden geschlagen werden müßte, hielt er an seinem Programme des Friedensbundes und gerechten Ausgleichs nach vollzogener Wiedergutmachung fest. Auf dieses Programm hin, im Vertrauen auf ihn, streckte Deutschland die Waffen — und wurde schmählich betrogen. Als es wehrlos war, verlor Wilson Macht und Einfluß auf die Verbündeten; sein Programm, das mehr aus allgemeinen Redensarten als festen Vorschlägen bestand, wurde beiseite geschoben und Frankreich-England diktierten den Frieden.

Der Führer Frankreichs verkörperte den Gegenpol. Er war der letzte Überlebende der französischen Volksvertretung von 1871, der gegen den Frieden von Frankfurt protestiert hatte. Er hatte seit jenem Tage den Gedanken an Revanche nicht aufgegeben; er wollte nichts von Versöhnung wissen, sondern kannte nur das Gefühl der Vergeltung. Aber er wußte auch, daß es Frankreichs Zukunft ruinieren hieße, wenn der neue Friede dem Frankfurter gleich würde. Er wußte, daß es außer Versöhnung nur noch ein Mittel der Friedenssicherung gibt: Vernichtung des Gegners. Und diese Vernichtung Deutschlands hat er zielbewußt verfolgt. Der Friede von Versailles soll Deutschland zugrunde richten. Militärisch ohnmächtig, wirtschaftlich überlastet, an Land und Menschen, vor allem an Bodenschätzen verkleinert, soll es möglichst auch politisch auseinandergerissen werden. Die Mitte Europas soll wieder frei werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Tummelplatz der umwohnenden Großmächte, soll aufhören selbst eine Rolle im Leben Europas zu spielen. Und wenn die Bedingungen so sind, daß sie auch beim besten Willen nicht erfüllt werden können, um so besser: Das gibt immer wieder Anlaß zu neuer Bedrückung, neuen strafenden Forderungen, neuen Einmischungen in die inneren Verhältnisse des Nachbarn.

Wir sollen uns doch darüber keinen Augenblick täuschen, daß die Vernichtung Deutschlands als selbständiger Großmacht in Politik und Wirtschaft das Ziel des Versailler Vertrages ist. Und wenn wir eine Milderung erstreben, so sollten wir uns klar sein, daß solche Milderung sinnlos ist, wenn sie nicht zu völliger Änderung führt. Unsere Feinde werden nicht so kurzsichtig sein, daß sie heute übersehen, was sie vor einem Jahre klar erkannten. Wenn sie den Gedanken einer Vernichtung Deutschlands aufgeben, so geschieht es nur unter dem Drucke der Erkenntnis, daß diese unmöglich oder zum Verderben ganz Europas ist. Das ist der wichtigste Unterschied zwischen der Gegenwart und der Zeit vor zweitausend Jahren: Daß heute große Millionenvölker miteinander ringen, die sich nicht gegenseitig vernichten können, sich auch nicht so restlos unterwerfen können, wie zuzeiten des alten römischen Reiches; daß der Versuch der Zerschlagung und Ausbeutung einer Volkswirtschaft wie der deutschen das ganze Gebäude der europäischen und der Weltwirtschaft ins Wanken bringen muß; daß aus der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung eines Sechzig-Millionenvolkes die schwersten Gefahren für die siegreichen Völker selbst erwachsen müssen.

Die Vernichtung des Feindes nach diesem Weltkriege ist unmöglich. Diese Erkenntnis dämmert in Italien und England; sie wird auch in Frankreich kommen. Sie muß begleitet sein von der zweiten Erkenntnis: Dann gibt es nur noch den entgegengesetzten Weg des Friedens: die Versöhnung. Auf diese Erkenntnis hinzuarbeiten, ist die Aufgabe aller deutschen auswärtigen Politik. Diese kann nicht nur von Diplomaten gemacht werden, sondern sie muß unterstützt werden von zahllosen Kräften, die ins Ausland wirken können; von der Presse, von der Wissenschaft, der Kunst, von Kaufleuten, Industriellen, Schriftstellern, Rednern, Sängern, wie von den Beamten des auswärtigen Dienstes. Nicht aufdringlich, sondern mit dem ruhigen Ernste, den felsenfeste Überzeugung gibt, mit der Würde, die dem Vertreter einer so schweren, so wichtigen Sache gebührt.

Aber ehe wir mit Erfolg den Feinden solche Wahrheit geben können, müssen wir sie selbst nicht nur erkennen, sondern auch verwirklichen — unter uns selbst. Völkerverbindenden Friedensgeist kann man nicht predigen, den muß man leben. Und solange wir nicht unter uns durchgeführt haben, was wir von den anderen verlangen, wird man uns nicht Glauben schenken. Solange in Deutschland der Wucher- und Schiebergeist herrscht, der aus Krieg und Frieden eine Konjunktur macht, bei der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder die Not seines Volkes zu eigenem Vorteile zu nutzen strebt, solange wird unser Schrei nach Gerechtigkeit verhallen. Solange das deutsche Volk in Klassen zerrissen sich gegenseitig bekämpft, Klassen- und Parteiinteressen dem Gemeinwohle voranstellt, solange werden andere Völker uns abweisen, wenn wir das Ende des Kampfes fordern. Solange wir nicht im Wirtschaftsleben den Rechtsfrieden an Stelle von Streik und anderem Machtkampfe setzen, ist unser Verlangen nach Weltfrieden nicht ernst zu nehmen. Denn wie sollen unsere Feinde brüderlicher sein gegen uns, als wir selbst untereinander sind! Wie soll der Sieger auf die Ausbeutung des Besiegten verzichten, solange dessen Glieder sich gegenseitig auszubeuten streben! Wie soll die rein sittliche Macht des Völkerrechtes über den Machtkampf siegen, solange die Staatsmacht nicht in der Lage ist, Frieden im Volke zu bewahren! An uns selbst muß die Arbeit beginnen, mit der wir den Feinden zeigen können, daß der einzige Weg zu ihrem Heile in dem Aufgeben des Vernichtungswillens, in der dauernden Aussöhnung mit uns liegt.

Dr. Heinz Potthoff.

Der deutsche Geist und die Idee des Völkerbundes.

Zu den Dingen, die nicht nur ein unhistorisch denkender Radikalismus, sondern ehrliche sachliche Einsicht und vaterländische Gesinnung dem deutschen Kaiserreich von 1871—1918 vorzuwerfen hat, gehört seine ablehnende, geradezu feindliche Haltung gegenüber dem Gedanken des Völkerbundes. Der Vorwurf trifft nicht nur die Regierung, sondern ebenso die breiten Massen des Volkes, insonderheit der „Gebildeten", die in Wahrheit in dieser Frage sehr ungebildet gewesen sind. Oder wieviel Leute haben es denn gewußt, daß, während daheim die Völkerbundsidee als etwas Lächerliches, als etwas Undeutsches, ja als etwas durch und durch Unpatriotisches und Gefährliches behandelt wurde, man im Ausland bereits die trefflichsten Geschäfte damit machen konnte? Nicht nur, was die allgemeine Stimmung über Deutschland und die Deutschen anging — in dieser Hinsicht ist kein Zweifel, daß die Legende von der Unverträglichkeit und Kriegswütigkeit der Deutschen, die uns so schwer geschädigt hat, zu einem großen Teil tatsächlich auf unseren unverständigen und unverständlichen Gegensatz gegen den Völkerbundsgedanken und die kleinen Fortschritte, die er machte, nicht zum wenigsten auf die Stellung des offiziellen und inoffiziellen Deutschlands auf den beiden Haager Konferenzen von 1899 und 1907, zurückzuführen ist. Sondern noch viel handgreiflichere Erfolge wurden im Ausland gewonnen, so die Londoner Seerechtserklärung von 1909 sowie die Schiedsverträge Englands und Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von 1911/12. Wie viele von unseren Gebildeten, so fragen wir noch einmal, haben das denn gewußt, daß damals

die vertragschließenden Staaten sich verpflichtet haben, alle Streitfragen, die nicht diplomatisch beigelegt werden könnten, selbst wenn sie die nationale Ehre betrafen, dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten? Wer es wußte, dem mußte doch eine Vorstellung kommen von der Bedeutung dieser internationalen Bewegung, die diejenigen Völker, die solche Verträge schlossen, ganz von selbst auch innerlich einander näher brachte, während die Abseitsstehenden einer bedenklichen Isolierung anheim fielen.

Daß die Völkerbundsbewegung auch als undeutsch verschrien wurde, versteht sich beinahe von selbst. Denn das gehörte ja geradezu zur Technik, und es ist gar nicht zu sagen, was die Pächter des wahren Deutschtums alles für undeutsch erklärt haben: die Renaissance und die Aufklärung, die Abstinenz und fast die ganze neue Kunst, den Liberalismus und alles, was nach weltbürgerlicher Gesinnung roch. So auch die Völkerbundsidee. Wie es damit jedoch in Wahrheit steht, zeigt sich klärlich aus dem jetzt erschienenen, von der Deutschen Liga für Völkerbund veranlaßten Buch von Veit Valentin, das den Titel führt: „Geschichte des Völkerbundgedankens in Deutschland. Ein geistesgeschichtlicher Versuch"*). Wir sehen daraus, wie der Völkerbundsgedanke früher gerade in Deutschland durch unsere ersten Geister lebhafte Förderung erfahren hat, und wir werden zu der besinnlichen Frage angeregt, wann und weshalb das anders geworden ist. An Vorarbeiten allgemeiner Art zur Friedens- und Völkerbundsbewegung hat es dem Verfasser nicht ganz gefehlt**). Zu tun war trotzdem noch genug, und eine Untersuchung, die speziell den deutschen Anteil an der Völkerbundsidee im Zusammenhang würdigen wollte, war bisher überhaupt nicht erschienen. Das Buch von Valentin verdient es, recht viele Leser zu finden. Einige Unausgeglichenheiten und Versehen können bei einer Neuauflage leicht beseitigt werden. Vielleicht wird der Verfasser dann seine geschichtliche Darstellung auch bis ganz auf die Gegenwart herabführen. Denn heute bricht er leider schon mit dem Jahr 1890 ab, da durch die damals beginnende neue Weltepoche der Gedanke der Weltorganisation so sehr in den Vordergrund gerückt worden sei, daß man mit einer Beschränkung auf Deutschland und auf das rein Gedankliche ein

*) Verlag von Hans Robert Engelmann, Berlin. VI u. 170 S.

**) Von großer Bedeutung war seinerzeit eine kleine Schrift des trefflichen Münchner Juristen Franz v. Holtzendorff († 1889), Die Idee des ewigen Völkerfriedens, 1882. Dazu kamen neuerdings Arbeiten wie W. Schücking, Die Organisation der Welt, 1909; A. Fried, Handbuch der Friedensbewegung, 2. Aufl. 2. Bd. 1911—13; J. Ter Meulen, Der Gedanke der internationalen Organisation in seiner Entwicklung 1300—1800, 1917. Ein Buch von Hans Prutz, Die Friedensidee, 1917, läßt viel zu wünschen übrig, hätte aber von Valentin in der Literaturübersicht (S. 160ff.) doch auch zitiert werden sollen (während ein etwas konfuser Aufsatz von Hermann v. Grauert, Zur Geschichte des Weltfriedens, des Völkerrechts und der Idee einer Liga der Nationen, im Historischen Jahrbuch Bd. 39, wohl erst nach Abschluß des Manuskripts erschienen ist).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiefes Bild entwerfen würde (S. 11, vgl. S. 88). Wir glauben nicht, daß das ein wirklich durchschlagender Grund sein kann.

Da Valentin die Geschichte eines Gedankens geben will, hat er seinen Stoff nicht nach chronologischen Perioden, sondern nach gedanklichen Kategorien eingeteilt. Eine solche Einteilung konnte nach verschiedenen Gesichtspunkten getroffen werden. Valentin nennt einmal (S. 89) vier Wurzeln, aus denen der Völkerbundsgedanke in Deutschland erwachsen sei: Humanität (Herder), Ethik (Kant), Christentum (Novalis und die Theologen), Evolutionismus (Schelling, die Sozialisten). Aber nicht danach hat er gruppiert, sondern er betrachtet den Völkerbundsgedanken von drei Seiten her, als Problem der Weltanschauung, als Objekt des Rechts und als Forderung der praktischen Politik; das kommt also im wesentlichen darauf hinaus, daß die Philosophen, die Völkerrechtslehrer und die Politiker getrennt behandelt werden. Es versteht sich nun freilich, daß diese drei Gruppen nicht ohne gedankliche Zusammenhänge untereinander sind. Und wenn wir im folgenden wenigstens die allerwichtigsten Namen nennen wollen, so mag es erlaubt sein, die chronologische Ordnung zu wählen.

Der Völkerbundsgedanke will das leisten, was in längst vergangenen Jahrhunderten die alten Weltreiche, zuletzt das Römische Reich und das mittelalterliche Kaisertum, geleistet haben oder doch wenigstens leisten wollten: den Kampf aller gegen alle verhindern, ein oberstes Organ des Rechts und der Ordnung schaffen, den Weltfrieden sicher stellen. Er hängt aufs engste mit dem Friedensgedanken zusammen, ohne mit ihm identisch zu sein (S. 3). Er mußte, als das Zeitalter der universalen Ideen durch das der nationalen Staaten abgelöst war, sich mit der Zeit wie von selbst einstellen. Wann und wo ist er zuerst erschienen? Valentin sagt: So viel der deutsche Geist auch zur Vertiefung der Völkerbundsidee getan habe, als „Führer" sei er nicht hervorgetreten (S. 4); denn ihr eigentlicher Vater sei der Engländer William Penn (1693), der dann einen ersten einflußreichen Schüler in dem Abbé de St. Pierre (1713), einem Franzosen, gefunden habe. Das ist richtig. Auch wir sehen in dem Quäker Penn, diesem vortrefflichen Menschen, den eigentlichen Begründer der modernen Völkerbundsidee, die von ihm aus christlichem Geist heraus geschaffen wurde, während aus St. Pierre mehr der Politiker spricht. Aber es muß doch betont werden, daß bei den Vorarbeiten dazu Deutschland bereits eine hervorragende Rolle gespielt hat, namentlich was die Entwicklung des Natur- und Völkerrechts angeht, das nicht erst mit Grotius und Pufendorf beginnt (S. 89f.), sondern in der „Politik" des Herborner Professors Johannes Althusius (1603) seine Begründung erfahren hat*). Dazu kamen dann in der zweiten Hälfte des 17. Jhs.,

*) Vgl. das grundlegende Buch von Otto v. Gierke, Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien, 3. Ausg. 1913.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichfalls noch vor dem Pennschen Essay, die Pläne des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels (S. 115), der durch seinen Übertritt zum Katholizismus und seine Beziehungen zu Leibniz bekannt ist, sowie namentlich die Bestrebungen und Bemühungen von Leibniz selbst (S. 12f.), die einer eingehenden Untersuchung und neuen Würdigung bedürftig sind*); auf den engen Zusammenhang der Friedens- und Bundesideen bei Leibniz mit seiner philosophischen Weltanschauung, der das Universum eine unendliche Mannigfaltigkeit geistiger Kräfte (Monaden) in prästabilierter Harmonie bedeutete, wäre dabei besonders hinzuweisen. Im Einzelnen waltete freilich auch bei ihm noch der mittelalterliche Gesichtspunkt von einem Bund christlicher Staaten gegen die Heiden zu sehr ob, als daß man von dem Beginn des modernen Völkerbundsgedankens sprechen könnte. Erst Penn hat die Forderung eines Kampfes gegen die Ungläubigen fallen lassen, auch die Türkei in seinen Friedensbund aufgenommen.

Das Zeitalter der Aufklärung im 18. Jahrhundert brachte, seinem Wesen entsprechend, auch in Deutschland eine Stimmung, die von dem Gefühl einer Zusammengehörigkeit der Menschheit getragen und der Idee des Völkerbundes leicht zugänglich war. Was Herder aus seiner Humanitätsphilosophie heraus gefolgert und gefordert hat, ist von Valentin (S. 15—19) in besonders glücklicher Weise geschildert worden. Einen Hauptpunkt der Darstellung bildet dann natürlich Kant (S. 20—36), der seit 1784 bei verschiedenen Gelegenheiten auf die Frage einer rechtlichen Ordnung des Menschengeschlechts eingegangen ist, dabei auch als erster das Wort „Völkerbund" gebraucht zu haben scheint (S. 4, 22), und der in der berühmten Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795, 2., etwas veränderte Aufl. 1796) seine Ansichten in dieser Sache im Zusammenhang vorgetragen hat. Valentin gibt eine ausführliche Übersicht über den Inhalt dieser Schrift und bezeichnet als ihren eigentümlichsten Gehalt die Durchdringung der Völkerbundsfrage mit dem Rechtsgedanken und ihre methodische Behandlung im Geiste des Kritizismus (S. 35). Kant sucht die rechtlichen Bedingungen eines dauernden Friedenszustandes und formuliert sie in sechs Präliminar- und drei Definitivartikeln. Jene sollen den Boden schaffen, auf dem der Friedensgeist erst heimisch werden kann. Kant ist sich klar, daß das alles noch viel Zeit erfordern wird; ja es liegt im Zug seiner Philosophie, die den ewigen Kampf zwischen Notwendigkeit und Freiheit, der empirischen und der transzendentalen Welt in seiner ganzen Tiefe erfaßt, daß die restlose Verwirklichung des Friedenszustandes für ihn einer unendlichen Ferne, dem Ende aller Dinge angehört. — Das Gegenstück zu Kant, diesem Höhe- und Schlußpunkt der Aufklärung, bildet

*) Über ein Einzelprojekt, das hierher gehört, handelt F. X. Kiefl, Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen, 1903; dazu K. Braig, Der Friedensplan des Leibniz, im Historischen Jahrbuch Bd. 26 (1905). Vgl. ferner Erwin Ruck, Die Leibnizsche Staatsidee, 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Romantik, verkörpert namentlich in Schelling (S. 36—38) und in Novalis (S. 54—60), die von anderer Seite her doch zu ähnlichen Folgerungen kamen. Von romantischem Geist getragen war ja auch die Heilige Allianz von 1815, die in freilich unzulänglichen Formen so etwas wie eine erste Verwirklichung der Völkerbundsidee brachte*). Diese schien damals ernstlich auf dem Marsch zu sein, und in Deutschland, dem Land Kants, mochte man ihre geistige Heimat glauben.

Dennoch begann eben jetzt die Gegenbewegung, die schließlich zu der öffentlichen Mißachtung des Völkerbundsgedankens in Deutschland führen sollte, von der eingangs die Rede war. Die Gründe dafür sind mannigfaltiger Art, wenn sie auch letzten Endes alle der gleichen Wurzel entsprungen sind, einem Rückschlag gegen den Kosmopolitismus der Aufklärung und einer gesteigerten Wertschätzung der nationalen Idee, wie sie als Antwort auf die Napoleonische Gewaltherrschaft begreiflich genug war. Der werdende Nationalismus kündigt sich schon bei Fichte in einem leisen Wandel der Anschauungen an (S. 38—44) und erfuhr durch die Freiheitskriege eine gewaltige Stärkung. Der vertiefte Sinn für die positiven Gegebenheiten der Geschichte wirkte in der gleichen Richtung, wie Valentin mit Recht an der Philosophie Hegels und an der kritischen Geschichtsforschung dartut (S. 65—68). Im gleichen Zusammenhang hätte wohl auch der Sturz des Naturrechts und die Begründung der historischen Rechtsschule durch Gustav Hugo (von dem S. 93f. ein zu einseitiges Bild entworfen wird) und Friedrich Karl v. Savigny hervorgehoben werden sollen (vgl. S. 96). Der Geist der Zeit zeigte der Völkerbundsidee ein unfreundliches Gesicht. Sie floh, wie Valentin anschaulich dartut, zu den Theologen (Schleiermacher, Richard Rothe), fand eine andere Heimstätte bei Schweizer Rechtsgelehrten (Joh. Baptist Sartorius, Joh. Kaspar Bluntschli) und wurde namentlich von der modernen Arbeiterbewegung aufgegriffen**). Dadurch ist sie bei Fürsten und Staatsmännern freilich völlig verfehmt worden, und man muß Valentin leider recht geben, wenn er ausführt, daß die glänzende Bismarcksche Staatskunst doch auch das mangelnde Verständnis für den Völkerbundsgedanken in sich getragen und weiter verstärkt hat (S. 82f.). Die Beschäftigung mit diesen Dingen hörte nicht ganz auf (Valentin gedenkt namentlich des Publizisten Eduard Loewenthal, des Pfarrers H. Hetzel und der Philosophen Edmund Pfleiderer und Ludwig Stein), aber sie wurde von der Öffentlichkeit kaum mehr recht ernst genommen.

Wir glauben, das deutsche Volk hat alle Ursache, hier an eine Rückkehr

*) Die Heilige Allianz wird von Valentin nur gelegentlich erwähnt (S. 60, 82, 121, 125). Vielleicht hätte auch über die Rolle der Frau v. Krüdener und über die Aufnahme der Allianz in Deutschland noch etwas gesagt werden können.

**) Es ist zu bedauern, daß Valentin in letzterer Hinsicht sich auf einige kurze Andeutungen beschränkt (S. 81f.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu seinem besseren Selbst zu denken. Die Feinde der Völkerbundsidee sind ja, durch Weltkrieg und Revolution unbelehrt, auch heute noch am Werk. Ihnen fehlt der Glaube, und als die Versailler Friedensurkunde mit einem „Völkerbund" kam, der in der Tat nur als eine Spottgeburt aus Dreck und Feuer bezeichnet werden kann, da begrüßten sie ihn durch eine kaum verhehlte Freude — oder war es ein Gefühl der Erleichterung? Denn daß dieser „Völkerbund" zu denjenigen Punkten des Friedens gehört, die am allerdringlichsten einer Revision bedürftig sind, darüber sind sich alle billig denkenden Beurteiler klar, nicht nur bei uns und im neutralen Ausland. Und das gibt uns trotz allem das Zutrauen darauf, daß der Völkerbund, der auf diesen Namen Anspruch hat, kommen wird. Für die berechtigten Interessen der nationalen Staaten wird dieser Völkerbund der Zukunft keine Bedrohung, sondern ein Schutz sein. Er wird über den Staaten die gleiche Bedeutung erlangen, die heute und seit langem der Staat über den Individuen hat. Es war nicht immer so. Die Vorgeschichte der Völker erzählt von Zeiten, wo die Einzelnen oder die Sippen ihre Freiheit durch den werdenden Staatsgedanken aufs schwerste bedroht sahen und sich der Entfaltung des Rechtsstaats mit allen Mitteln widersetzt haben. Was damals im Gebiete der Völkerschaftsstaaten und später ganz ähnlich in den größeren Gebilden der Nationalstaaten geschehen ist, das wiederholt sich heute und künftig in noch höherem Kreise. Ohne daß deshalb der Nationalstaat vernichtet, unser Vaterland seine feste Gestalt verlieren würde. Und kein irregeleiteter Nationalismus, keine sentimentale Klage um Vergangenes, kein brutaler Siegerwillen wird die Gesetze des historischen Geschehens unterbinden können.

Robert Holtzmann.

Die Frauen im ersten republikanischen deutschen Reichstag.

Nachdem in den Umsturztagen des Novembers im Jahre 1918 den Frauen das Staatsbürgerrecht verliehen worden ist, hat die Verfassung von Weimar nochmals die volle Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes festgelegt, aber wir können nicht erwarten, daß unser ganzes Volksbewußtsein bereits von dieser Auffassung durchdrungen ist und nicht annehmen, daß dieses Recht auf den Stimmzettel nun auch schon zu einer völligen Gleichbewertung der Frauen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geführt habe. Man muß sich immer wieder in die Erinnerung zurückrufen, wie denn früher die Stellung der Frauen in Deutschland gewesen ist. Wir wissen, daß im Gesetz das eheherrliche Züchtigungsrecht festgehalten worden war, daß der Gehorsamsparagraph erst mit der Neugestaltung des bürgerlichen Gesetzbuches verschwunden ist. Wir haben nicht vergessen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß es bis zum Jahre 1908 im Vereins- und Versammlungsrecht hieß: „Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge dürfen politischen Versammlungen nicht beiwohnen." Wenn wir uns aus der Fülle der Benachteiligungen der Frauen nur diese wenigen Bestimmungen ins Gedächtnis zurückrufen, dann müssen wir zugeben, daß die Auffassung, die sich im Artikel 128 der Verfassung ausdrückt: „Alle Staatsbürger ohne Unterschied sind nach Maßgabe der Gesetze und entsprechend ihrer Befähigung und ihren Leistungen zu den öffentlichen Ämtern zugelassen" den Grund zu einer gewaltigen Entwicklungsphase im Frauenleben legt.

Allerdings muß dieser Grundsatz erst zu lebendiger Wirklichkeit werden, und daran mitzuarbeiten wäre eine Aufgabe der Frauen im neuen Reichstag gewesen. Ihre Zahl aber ist so klein, daß an ihren Einfluß keine allzugroßen Erwartungen geknüpft werden dürfen. Man fragt sich unwillkürlich, was die Zurückdrängung der Frauen aus der kaum begonnenen parlamentarischen Laufbahn verursacht haben kann, und man wird die Erklärung nur darin finden, daß die politische Gleichberechtigung noch gar nicht in unserem Volksleben verwurzelt ist, und daß vor allem unsere politischen Parteien noch keineswegs die nötigen Schlußfolgerungen daraus gezogen haben. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Parteien sich plötzlich zum Frauenstimmrecht bekannten, als sie Vorteil für sich von den Frauenstimmen und der weiblichen Mitarbeit erwarteten, die bis zum November 1918 die schärfsten Gegner jeglicher politischen Frauenrechte gewesen waren. Mit Rücksicht auf die Macht der 54% weiblicher Wähler haben zur Nationalversammlung alle Parteien bekannte weibliche Kandidaten als Werbekraft auf ihren Listen geführt, 130 an der Zahl, von denen 38 als die ersten weiblichen Abgeordneten in die Nationalversammlung eingezogen sind.

Der neue Reichstag weist lediglich 30 Frauennamen auf und 26 dieser weiblichen M. d. R. sind nur neu gewählt worden, während die anderen vier Frauen Vertreterinnen der Abstimmungsgebiete sind, die im Reichstag ihres Amtes walten, bis die Abstimmungsgebiete die ihnen jetzt vorenthaltene Wahl vornehmen können.

Dieses auffallende Zurückgehen der Zahl der weiblichen Abgeordneten könnte nach außen den Anschein erwecken, als ob die ersten weiblichen Parlamentarier versagt hätten. Wer aber die Verhandlungen in Weimar nicht nur nach den kurzen Zeitungsberichten verfolgt hat, der weiß, daß die Frauen in ihren Fraktionen alle die Fragen mit großem Nachdruck und mit reicher Sachkenntnis vertreten haben, die in das Gebiet der Sozialpolitik, der Erziehung, der Sittlichkeit fallen, daß sie im Plenum ihre Ansichten mit nachdrücklichem Erfolg zur Geltung brachten und daß sie, die viel weniger als die Männer mit der Parteipolitik verwachsen sind, sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu sehr ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drucksvollen Kundgebungen und zu nachdrücklichen Forderungen zusammengeschlossen haben.

Die Hauptaufgabe der Nationalversammlung war die Schaffung der Verfassung, die auf dem Grundsatz aufgebaut wurde „Das deutsche Reich ist eine Republik, die Staatsgewalt geht vom Volke aus." Nun soll auf diesem Grundstein das Haus errichtet werden, das dem deutschen Volk in seinem neuen Staatswesen ein geschütztes Leben ermöglicht. Dem neuen Reichstag sind damit große Aufgaben von der Nationalversammlung überkommen, und die Verantwortung für ihre Erfüllung trägt sich darum so schwer, weil aus dem alten Obrigkeitsstaat mit seinem Untertanenverhältnis ein Volksstaat geworden ist, der sich stützen muß auf die lebendige Anteilnahme aller seiner wahlberechtigten Männer und Frauen.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen könnte man nach den Wahlen vom 6. Juni annehmen, daß die deutsche Wählerschaft den Politikerinnen wenig Vertrauen entgegen bringt, und daß selbst die Frauen ihr Geschick lieber in die Hände der Männer legen, die ja tatsächlich größere politische Erfahrungen und eine sichere Beherrschung der parlamentarischen Gepflogenheiten besitzen. Aber das wäre ein Trugschluß. Die deutschen Frauen wissen ganz genau, daß ihre Gleichberechtigung sich vorerst nur auf die Stimmberechtigung beschränkt, daß sie im Wirtschaftsleben, in der Gesetzgebung, in der sozialen Stellung noch durchaus benachteiligt sind, und sie wissen ferner, daß der Ausbau der in der Verfassung angebahnten Umgestaltung der Frauenrechte nur durch die Hilfe politisch einflußreicher Frauen sich vollziehen wird. Da die Frauen in Deutschland die Mehrheit besitzen, so hätten durch ihre Stimmen sehr viele weibliche Abgeordnete in den Reichstag einziehen müssen, wenn nicht die politischen Parteien die weiblichen Namen zumeist an aussichtsloser oder zweifelhafter Stelle auf ihre Listen gestellt hätten. Bei den Demokraten, bei den Sozialdemokraten, den Unabhängigen und den Kommunisten stand je eine Frau an erster Stelle, die anderen weiblichen Kandidaten haben sich auf hart umstrittenen Posten durchgesetzt, zum guten Teil durch die rege Wahlhilfe und die gute Wahlbeteiligung der weiblichen Wählerschaft.

Daß diese Zurückdrängung der weiblichen Politiker eine starke Mißstimmung bei den Frauen ausgelöst hat, ist unverkennbar, sie macht sich heute bei den weiblichen Angehörigen aller Parteien geltend; aber es wäre grundfalsch nun zu dem Mittel der eigenen Frauenliste zu greifen, wie das jetzt bei den Kommunalwahlen in Berlin geschehen ist, und wie es manche Frauen für die nächsten Reichstagswahlen in Aussicht stellen. Die deutschen Frauen haben, wie die Frauen aller Länder, ihr Staatsbürgertum auf dem Boden der Gleichberechtigung gefordert. Das hieß, sie wollten mit dem Manne gemeinsam politische, wirtschaftliche und soziale Bestimmungen zum Wohle ihres Volkes treffen. Von Sonderrechten haben sie nie gesprochen, und Sonderrechte würden ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaffen, wenn die Frauen für sich allein Politik machen wollten. Daß das praktisch gar nicht durchzuführen ist, müßte sich sehr bald ergeben, weil ja politische Entscheidungen nicht vom Frauen-, sondern vom Parteistandpunkt aus getroffen werden, so oft sich auch vielleicht die weiblichen Parlamentarier bei sozialpolitischen Maßnahmen zu gemeinsamem Vorgehen zusammenfinden, da sie auf diese Fragen ihre mütterlichen Gefühle, ihre hauswirtschaftlichen Erkenntnisse, ihre sozialen Erfahrungen übertragen. Aber so notwendig unserem verarmten, unterernährten Volke, das alle seelenbelastenden Sorgen des Krieges, alle Notstände der Hungerblockade getragen, fürsorgerische Staatshilfe ist, im Reichstage, der vor allem dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands dienen will, werden zumeist Fragen beraten und Entschlüsse gefaßt, für deren Entscheidung ausschließlich die parteipolitische Auffassung geltend ist.

Ob dieser Reichstag sich über die ihm zugestandenen 4 Jahre erstrecken wird, ist mehr als fraglich, ob er die Annäherung des Bürgerlichen Gesetzbuches an die in der Verfassung festgelegten Grundsätze über die Stellung der Frau in der Ehe, über die Rechte der unehelichen Kinder und andere wichtigen Punkte durchzuführen vermag, das läßt sich heute, wo eben erst nach langwierigen und mühevollen Verhandlungen das neue Kabinett gebildet worden ist, noch gar nicht abschätzen. Aber das steht heute schon fest: Bei einer Neuwahl werden die Frauen sich nicht wieder mit Plätzen begnügen, die ihnen von vornherein den Zugang zum Reichstag versperren. Das wissen nicht nur die Frauen, die als Kandidaten in Betracht kommen, das wissen auch die Wählerinnen und das haben nach dem Ausfall der Reichstagswahlen auch wohl die Führer der politischen Parteien erkannt. 30 Frauen unter 460 Abgeordneten, verteilt auf 7 Parteien, vermögen nicht den Einfluß auszuüben, den die deutschen Frauen sich auf die politische Gestaltung ihres Vaterlandes sichern wollen, nachdem sie als Mütter, Gattinnen, als Bräute, Töchter und Schwestern während der langen Kriegsjahre ihrem Vaterlande die härtesten Opfer gebracht, durch ihre Berufsarbeit das Wirtschaftsleben aufrecht erhalten, durch ihre Hilfsbereitschaft die Kriegsnöte gemildert, durch ihre hauswirtschaftliche Anpassung geholfen haben, die Lebensmittelschwierigkeiten zu überwinden.

Frieda Radel.

Nachschrift.

Ich möchte mir gestatten, meine in einem wesentlichen Punkte von unsrer verehrten Mitarbeiterin, Frieda Radel, abweichende Auffassung zum Ausdruck zu bringen. Ich persönlich würde es für ein großes Glück halten, wenn der Gedanke der „eigenen Frauenliste" (wie ihn kürzlich bei den Berliner Kommunalwahlen Fräulein Anna v. Giercke, zunächst ohne Erfolg, einzuführen versucht hat) sich durchsetzen würde:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mir scheint, von einem Frauenstimmrecht, das letzten Endes nur den Erfolg hat, die Abgeordneten jeder einzelnen der ohnehin bestehenden Parteien um einige zu vermehren, hat das deutsche Volk (Männer, Frauen und Kinder) gar keinen Nutzen. Die Rechtfertigung für das Frauenstimmrecht, und der Ausgleich gegen seine zweifellos bestehenden sehr erheblichen Bedenken namentlich für die Frau selbst, ist meines Erachtens nur dann gegeben: wenn das Frauenstimmrecht das Recht des Volkes darauf verwirklicht, daß ihm bei der Leitung seiner Geschicke die Erfahrungen und die rassenhygienischen Instinkte seiner Mütter mit zugute kommen. Oder, wie man es auch ansehen kann: wenn dadurch das Recht der Mütter des Volkes zur Geltung kommt, kraft ihrer Erfahrungen und ihrer rassenhygienischen Instinkte das Geschick ihrer Kinder mitzubestimmen. (Von diesem Gesichtspunkte aus, und nur von ihm aus, sind wir hier seit dem Beginn des „Vortrupp" für das Frauenstimmrecht eingetreten: s. „Der Vortrupp und die Frauenbewegung" in Nr. 18 von 1912, Vortrupp-Flugschrift Nr. 7; ob die einzelne gewählte Frau persönlich Mutter ist, ist dabei gleichgültig — es handelt sich um die der Frau als solcher innewohnenden mütterlichen Instinkte.)

Frau Radel ist ja auch weit entfernt davon, diesen Gesichtspunkt als solchen nicht anzuerkennen: sie betont, wie schon bisher die Frauen aller verschiedenen Parteien im deutschen Parlament sich in den fraglichen Dingen — sie nennt sie die Dinge der Sozialpolitik, der Erziehung, der Sittlichkeit — zu recht eindrucksvollen Kundgebungen und zu nachdrücklichen Forderungen zusammengeschlossen haben. Frau Radel verkennt nur meines Erachtens, daß die Frauen in den Parlamenten für diese Dinge dreimal in allererster Linie da sind, so sehr in allererster Linie, daß alles, was sie sonst tun können, dagegen verschwindet. Und darum würde ich es für das Natürliche und Zweckdienliche halten, wenn sie auch ausschließlich im Zeichen dieser Dinge in das Parlament einzögen, und das bedeutet: die eigene Frauenliste. Bei den Entscheidungen, wo es gilt, rein parteipolitisch im Sinne der bisherigen Parteien Stellung zu nehmen, könnte dann ja jede Frau stimmen, wie es ihr beliebt; mir scheint es viel natürlicher, daß die Frauen im Parlament grundsätzlich eine Einheit bilden und sich nur gelegentlich trennen, als wenn sie grundsätzlich getrennt sind, und sich nur gelegentlich einigen. Denn das, worin sie eine Einheit bilden, ist eben das, wofür sie meiner Auffassung nach im Parlamente da sind.

Übrigens, was heißt „parteipolitisch"? Parteipolitisch ist, so scheint mir, jeder Gedanke, der stark genug ist, sich eine eigne Partei zu bilden. Zeigt sich, daß der Gedanke der besonderen Aufgabe der Frau im Parlament stark genug ist, eine eigene Partei zu bilden, dann ist eben auch er von da ab ein „parteipolitischer" Gedanke.

Und noch eines: Frau Radel sagt: „Aber das steht schon heute fest: Bei einer Neuwahl werden die Frauen sich nicht wieder mit Plätzen [auf

den Wahllisten der Parteien] begnügen, die ihnen von vornherein den Zugang zum Reichstag versperren." Dazu möchte ich fragen: Wo liegt bei unserem Wahlrecht, das die Rangordnung auf der Liste völlig in die Hand eines unkontrollierbaren geheimen Parteirates legt, und das des Gegengewichtes entbehrt, daß ein Wähler Stimmen auf einzelne Kandidaten oder Kandidatinnen häufen könne — wo liegt da die Möglichkeit für die Frauen, zu einem „wir werden uns nicht begnügen"? Wenn sie nicht eben die natürliche Macht ihrer Zahl benutzen und eigene Frauenlisten aufstellen wollen.

Hermann Popert.

Vom verschütteten Reichtum.

Von einem Standpunkt aus ist alles Klagen und alles Bejammern unserer durch den Krieg gewordenen Armut und Not schwächlich und unwürdig, und es ist gut, das zu erkennen und sich zuzeiten bewußt zu halten, um die starken und frohen Quellen in uns wieder zu lösen und nicht im zähen Schlick der Augenblickswiderwärtigkeiten zu verstarren.

Wir Menschen alle sind eigentlich zweierlei Wesen. Zu einem Teile gehören wir der Erde, zum andern der Welt an.

Was wir als Wesen der Erde lieben, können wir als Wesen der Welt verachten und meiden. Was die Erde uns schenkt, kann uns die Welt nie geben. Erde und Welt hat zweierlei Antlitz und Sprache. Frage ich den Menschen der Erde, so frage ich: sahst du die Sonne? Frage ich den Menschen der Welt, so frage ich: wohin geht dein Geschäft?

Wie Erde und Welt zweierlei darstellt, so ist auch der Erden- und Weltmensch zweierlei Wesen.

Erde, das ist: Sonne, Mond, Sterne, Tag und Nacht, Fluß, Wald, Tal, Tier, Baum, Blume, Mann, Weib und Kind, Blühen, Wachsen, Gebären und Sterben.

Welt, das ist: Vaterland, Stadt, Dorf, Eisenbahn, Schiff, Geld, Ansehen, Ruf, Stellung, Hypothek, Politik, Zeitung, Prunk und Hast.

Die heutige Menschheit gehört in erster Linie der Welt mit ihrem starken hastenden Willen nach Ruhm, Macht, Erfolg und greifbaren Dingen. Sie hat sich über die Maßen von ihrer ersten und eigentlichsten Heimat, der Erde, gelöst. Ohne Bedenken hat sie, fast bis an alle Grenzen des Möglichen, alles in sich abgetötet, was sie noch an die Erde binden könnte. Alle ihre eingeborenen Instinkte haben sich verweltlicht, vertechnikt, an aberwitziger Nutz- und Vernunftgier entseelt. Statt durch liebendes Erfühlen die Kraft und Wärme aller irdischen Dinge und Wesen in sich eindringen zu lassen zum eigenen Leben, entfernte sich der Mensch durch ein kaltes Verstehen- und ausschließliches Benutzenwollen von der Erde, so weit, daß diese nun, da alle Welt- und Außenherrlichkeiten jäh zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brachen, die Menschheit nicht mehr zu stützen vermag, sie nicht mit ihren Segnungen in ungebrochener Kraft erhält, wie sie es wohl könnte.

Wie alle Ursache ihre endliche Wirkung austrägt, so wird uns unsere Untreue zur Erde heute zum Schicksal, jedenfalls allen denen, welche die Harmonie zwischen Erde und Welt in sich verloren haben, weil sie in dieser allein das Ziel und alle Erfüllung wähnten. Die Erde und all ihr unerfaßlicher Reichtum im kleinen wie im großen wurde ihnen nie zum tiefen Erlebnis, und so stehen sie heute wirklich mit leeren Händen und suchen ihren Trost allein in einem kläglichen Sichabfinden und Sichbegnügen in der Welt.

Es ist eine der schönsten und erhabensten Hoffnungen der Zeit, daß die Menschheit ihren Mangel und ihre Untreue erkennt und sich wieder zur Erde zurückfindet, jedenfalls erneut in ihr die Stärkung und Jafreude sucht, die jedes Menschensein als ein wirkliches Glück empfinden läßt. Denn alle Segnungen der Erde, die ganze unendliche Fülle ihres Reichtums ist unantastbar, allen Menschen zu gleichen Maßen zugehörig, und es gibt keine Menschenmacht, die sie beschneiden, sondern oder für sich allein nehmen und rauben könnte. Kein Versailler Frieden hat irgendeinen Einfluß auf sie oder vermöchte sie auch nur um einen Schatten zu schmälern.

Trotz allem feindlichen Willen, uns zu knechten und zu demütigen, umstrahlt uns alle die Sonne mit gleicher Kraft, und es gibt kein Kräutlein, das seinen Glanz durch die Machenschaften des Tages gebüßt hätte. Die Erde leuchtet in gleichem Reichtum mit allen ihren Segnungen wie am ersten Tage der Schöpfung. Sie bietet sich uns allen dar als liebende und selbstlose Trösterin. Aber wir finden uns nicht mehr zu ihr, und sie gewinnt keinen Einfluß auf unser Denken, Fühlen und Empfinden. Was können uns Blumen und Wolken helfen in unserer Not, denken die vielen, denn ihre Seelen sind abgeschliffen in ihrer Weltbetriebsamkeit, und sie wissen nicht mehr an den Quellen zu trinken, die jedem Menschen als Urbesitz gehören.

Sie erhoffen allen Trost von weltlichen außerordentlichen Offenbarungen und haben keine Empfänglichkeit mehr für die göttlichen Zeichen, die stündlich zu uns sprechen. Sie erschauern nicht mehr in dem Bewußtsein, daß ihr persönliches Sein und Leben an sich schon ein göttliches Geschenk ist, empfinden es kaum als eine Wonne und tiefes Glück, zu atmen, zu sehen und zu hören.

Wessen Verhältnis zur Erde noch ungebrochen ist, den ficht die Not der Welt nie an. Denn die Erde gibt verschwenderisch und ohne Beschränkung, sie fordert nichts als ein ehrfürchtiges Nehmen. Als Menschen der Erde sind wir heute nicht minder reich als zu irgendeiner Zeit der Vergangenheit. Aber dieser Reichtum, ungeachtet seiner Wohlfeilheit, ist feinerer Natur als aller weltliche Besitz, und es gehört eine selbstlosere und innigere Bereitung der Seele dazu, ihm etwas abzugewinnen für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das eigene Sein. Er läßt sich nicht auf sein weltliches Benützen hin werten und verlangt eine ehrfürchtige, horchende Zuneigung, die uns lärmenden Weltgesinnten zumeist verloren ging. Und so wissen wir die reichen Gaben der Erde nicht mehr für uns zu nützen, Kraft und Lebensfreude aus ihnen zu gewinnen.

Die Menschheit könnte unmöglich verzweifeln, wenn sie sich selbst und ihre Menschendinge nicht überwertete, sich den Blick und die Empfänglichkeit für alles wahre Erdensein bewahrt hätte. Alles, was wir die Kultur der Gegenwart nennen, hat dazu geholfen, diese Empfänglichkeit in uns zu töten. In erster Linie unsere städtische Intelligenzbildung, die Städte selber mit ihren lebentötenden Steinwällen. Selbst den Vermittlern, den Sagern, Dichtern und Künstlern, soviel sie das Antlitz Gottes besangen und zum Gegenstande ihrer Darstellung machten, gelang es nicht, uns der Erde zuzuführen. Denn auch ihr Tun war zum größeren Teile unheilig, war ein weltliches Machen, ein Geschäft, eine höhere Betriebsamkeit, aber kein Gottesdienst. Und so kam es, daß die Sinne der Menschheit langsam abstarben, sich verweltlichten, statt sich zu heiligen, zu vertiefen und immer reiner zur Empfänglichkeit zu schulen und sich selber die Seelenspeise zu nehmen, die uns stündlich gereicht wird.

Wir müssen endlich mit Ernst beginnen, das zerstörte Verhältnis zwischen unserem Ich und der Erde wieder aufzurichten. Denn vollkommenes Menschentum besteht allein in der Harmonie zwischen beiden. Wohl sind wir Gegenwartsmenschen zu tatenfreudig und zu vernunftbegabt, um wieder völlig Kinder der Erde werden zu können. Doch dies ist weder Wunsch noch Ziel; wir wollen nicht Tatenlosigkeit, wie wir nicht wünschen mögen, der Vernunft zu entsagen und befangen zu bleiben gleich dem Tiere. Aber wir sollten uns auch nicht so weit von der Erde entfernen, daß ihre Wärme uns nicht mehr trifft, daß wir im Innersten selber erkalten und die Kraft verlieren, unsere weltlichen Geschicke mit Gleichmut zu tragen, weil wir als Erdenmenschen unverletzlich sind und bleiben.

Wir werden uns der Erde erneut nähern in dem Maße, als wir die Übertriebenheit unserer weltlichen Ziele erkennen, alle erdgeborenen Dinge den aus menschlichem Verstande entsprungenen nicht unterstellen, sondern sie erneut mit unserer Liebe umfassen. Der Trieb unserer Jugend zum Wandern und Wandeln in freier Natur ist erdgemäß und bewahrt sie vor vorzeitiger Verweltlichung. Aber uns Menschen alle, groß und klein, sollte das leidenschaftliche Verlangen packen, wieder in Einheit und Harmonie mit der Erde zu gelangen, wieder zu ihr zu finden, der wir urtümlich zugehören, die mehr Reichtum und Beglückung in sich birgt, als alles, was Menschenhände schaffen können, an deren Segnungen wir alle erstarken könnten, entgegen aller irdischen, zeitlichen Not.

Erich Scheurmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Schwierigkeiten des Siedelns.

Über die Anforderungen, die das Siedeln an den Siedler stellt, herrschen die verworrensten Ansichten. Es ist wahr, daß nach Lage der Dinge ganz Deutschland siedeln müßte; es ist aber eine andere Frage, ob es hierzu fähig ist. Unklare Schwärmer und allzu optimistische Idealisten lassen sich aus dem Bestreben, ihrem bedrängten Volkstum zu helfen, fortreißen, den Sprung ins Ungewisse zu tun. Dem einen und andern ist er geglückt; dagegen ist die Geschichte der Siedelung reich an Fehlschlägen, die lediglich auf die ungenügende Eignung der Siedellustigen zurückzuführen sind.

Es klafft eine gewaltige Lücke zwischen siedeln wollen und siedeln können. Andererseits steht vor uns der unerbittliche Imperativ: siedeln müssen! Wie ist hier ein Ausgleich zu finden?

Zunächst müssen wir uns einmal darüber verständigen, was für Anforderungen an den Siedler herantreten und welche besondere Eignung er hiernach aufweisen muß.

Im Frieden sorgten die großen Gesellschaften und Ansiedlungskommissionen dafür, daß der Siedler mit Eintritt in seine Stelle einen fertigen landwirtschaftlichen Betrieb vorfand. Wer damals siedeln wollte, mußte Landwirt sein oder jedenfalls in kurzer Zeit werden können. Aber auch damals schon konnte der Siedler in die Lage kommen, ganz auf sich allein gestellt, sich in den verschiedensten Verlegenheiten helfen zu müssen.

Heute nun ist das Siedeln bei weitem schwieriger. Zunächst krankt ja die ganze Siedlung daran, daß ihr kein geeignetes Gelände zur Verfügung steht, daß der Arbeit, vor allem der landwirtschaftlichen Arbeit ungewohnte Leute daran gehen müssen, Ödland zu kultivieren, eine Arbeit, zu der eigens ausgebildete landwirtschaftliche Truppen verwendet werden sollten.

Sodann ist durch die gewaltige Preissteigerung auf allen Gebieten eine Siedelung doch wieder nur dem Besitzenden möglich, obwohl sie ja gerade den Ausgleich der Stände bringen soll. Oder aber, sie verurteilt den Nichtbesitzenden dazu, außer seiner in den ersten Jahren uneinträglichen Siedeltätigkeit einen anderweitigen Beruf auszufüllen, wodurch die Kraft des Siedlers unter Umständen frühzeitig gebrochen wird. Jedenfalls liegen die Dinge heute so, daß der Siedler, welcher vorwärts kommen will, sich weitgehend selber helfen muß; selbst die geschlossene Organisation verteilt nur die zu bewältigende Arbeit, die keineswegs geringer wird. In den seltensten Fällen werden Genossenschaften zustande kommen, in welchen alle Handwerke gleichmäßig vertreten sind, also eine strenge Arbeitsteilung durchgeführt werden kann; und selbst, wo dies der Fall ist, werden Schwierigkeiten auftreten in der Bewertung und Abmessung der einzelnen Leistung. Eine genaue Bewertung muß aber stattfinden, denn eine Genossenschaft kann nur bestehen bei unbedingter Gerechtigkeit, besonders zwischen einander bisher unbekannten Menschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den meisten Fällen ist der Siedler auf sich allein angewiesen; er muß zugleich Landwirt und Handwerker sein.

Idealisten gehen zumeist von der theoretischen Seite her an die Siedelung heran. Sie fassen die ganze Siedelung als Problem auf und meinen, dies gelöst zu haben damit, daß sie der Stadt den Rücken kehren und nun erst einmal auf ihrer Scholle „festen Fuß" gefaßt haben. Dieses Fußfassen ist aber in den meisten Fällen ein recht zweifelhaft Ding, denn wahrhaft seßhaft auf dem Land ist erst der, welcher sich aus seiner Scholle selbst versorgt, womöglich mit Überschuß. Ehe dieses Ziel aber erreicht ist, vergehen bei geschicktem Siedeln wenige, bei ungeschickten Siedlern, oder auch bei geschickten unter ungünstigen Verhältnissen oft recht viele Jahre.

Wie soll aber auch ein junger Mensch, welcher frisch von der Schule kommt, seinem Land einen Ertrag abringen, wenn er weder Erfahrung noch Betriebsmittel besitzt. Es dauert eine Weile, ehe er gelernt hat, sich trotzdem zu behelfen.

Darauf kommt es heute eben an, daß der Siedler sich zu helfen weiß, viel mehr als auf eigentliche Kenntnisse, die ihm unter Umständen hinderlich sind; denn wer heute mit Schulweisheit auf dem Lande anfangen will, wird das helle Entsetzen bekommen, ähnlich wie eine Köchin, die zu Kriegszeiten nach den Vorschriften des Kochbuchs kochen wollte. Der Siedler steht vor einer Lage, in der sich vor ihm noch niemand befunden hat. Er kann nicht auf den Erfahrungen von Vorgängern aufbauen. Es gibt in dem Sinne noch keine Siedlerschulen. Der Siedler ist Pionier der kommenden Zeit. Denn er muß für sich die Aufgabe lösen, wie es möglich gemacht werden kann, daß der Landwirtschaft völlig entfremdete Menschen doch wieder auf der Scholle heimisch werden. Ja, es handelt sich nicht einmal darum, die Städter einfach aufs Land zurückzuführen, etwa zu Bauern zu machen. Das Problem der Siedlung liegt denn doch tiefer: Die Lösung der sozialen Frage in der Praxis zu finden, das ist schließlich die Aufgabe der Siedelung.

Gewiß muß der Siedler Idealist sein; aber kein Träumer. Idealist in dem Sinne, in welchem alle Bahnbrecher Idealisten sind, der Farmer im Wilden Westen, oder der Kolonist am Njawasee oder der Nordpolfahrer, oder die Pioniere der Luftschiffahrt. Er muß mit der Möglichkeit rechnen, daß sein Vorhaben mißlingt.

Die Schwierigkeiten sind ja gegenwärtig so groß, daß besonders günstige Umstände und ein besonders geschickt veranlagter Siedler dazu gehören, soll das Unternehmen sofort gelingen, die meisten Siedler werden sich einarbeiten müssen. Wofern sie nicht von Hause aus praktische Erfahrung mitbekommen oder in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt haben sich solche anzueignen.

Die besten Siedler werden geborene Praktiker sein, doch fehlt es diesen oft an der theoretischen Grundlage, sie fassen die Siedelung zu rationalistisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einfach vom bäuerlichen Standpunkt auf. Aber trotzdem, der Siedler muß unbedingt über praktische Fähigkeiten verfügen oder imstande sein, sich solche in kürzester Zeit anzueignen.

Man stelle sich einmal vor, was im Lauf eines Tages alles an einen Siedler herantreten kann. Ich greife willkürlich ein Beispiel aus der Praxis. Des Morgens wollen die Ziegen gemolken sein, der Siedler muß melken können. Unglücklicherweise legt seine Frau sich nieder mit einem Leiden, der Siedler muß den Haushalt versehen können; nicht nur, daß er verstehen muß, Feuer anzulegen und Suppe zu kochen, er muß Kartoffeln schälen und, wo ein kleiner Schreihals zu Hause ist, er muß Windeln waschen und Kinder wickeln und baden.

Oder, das Jahr fällt besonders trocken aus; will der Siedler nicht eine Mißernte erleben, so muß er sogleich seine Vorkehrungen treffen; es ist nicht damit genug getan, daß er hackt und gießt. Er muß Kulturen, von denen er voraussieht, daß sie eingehen werden, ausreißen und durch widerstandsfähigere ersetzen, etwa Erbsen durch Bohnen. Ein Rad bricht am Wagen, während er auf einsamer Landstraße unterwegs ist; er muß sich helfen können. Oder das Wasser im Brunnen versiegt. Ein Feuer kommt aus, oder ein Stück Vieh geht ein. Tausend Aufgaben für jeden Tag. Jede Wetterlage und jede Kursbewegung bringt neue. Der Siedler muß dauernd auf dem Sprunge stehen.

Es ist selbstverständlich, daß er verfügen muß: 1. über eine außergewöhnliche Körperstärke, 2. über außergewöhnliche Ausdauer, 3. über hervorragende Geschicklichkeit, 4. über fast aszetische Genügsamkeit, 5. über Humor, der trübe Gedanken nicht aufkommen läßt, 6. über eine ausgezeichnete Gesundheit; gerade dieser letztere Punkt ist sehr wesentlich. Ich habe Leute bei mir gehabt, die am ersten Tag einen Sonnenstich weghatten, nachdem sie wieder hergestellt waren, der Siedlung den Rücken kehrten; oder Tuberkulöse, welche schließlich Blut spuckten und sich hierdurch vertreiben ließen.

Da alle die genannten Eigenschaften sich nur in einem rassisch hochwertigen Körper finden, so stellt schließlich ungewollt die Siedelung ein hervorragendes Mittel rassischer Auslese dar. Das Schicksal der großen Städte ist besiegelt, sie sind, in ihrer gegenwärtigen Form, dem Untergang geweiht. Das Schicksal des platten Landes ist, falls keinerlei Änderung eintritt, dem Stumpfsinn zu verfallen. Nun kommt es darauf an, daß der bessere Teil des Volkes, welcher die Schätze der Stadt hat kennen gelernt, ebenso wie ihre Mängel, auf dem Lande wieder Wurzel findet. Die Siedelung ist der einzige Weg, der in die Zukunft führt; ihn beschreiten kann aber nur, wer über die aufgezeigten Eigenschaften verfügt. Bisher sind unsere besten Volkskräfte uns durch Abwanderung verloren gegangen. Man sieht an der Geschichte Amerikas, was ein Siedlertrupp vermag. Wer aber sein Volkstum liebt, kann ihm erst dann den Rücken kehren, nachdem er alle anderen Möglichkeiten erschöpft hat. Gewiß, eine Siedelung unter den gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wärtigen Umständen kommt nur für diesen und jenen in Frage. Damit ist sie aber nicht unmöglich überhaupt. Was der Siedelung im Wege steht, was den Grund auch zu allen Zeiterscheinungen: Großstadtbildung und Auswanderung gegeben hat, sind die landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse. Die Höfe wachsen, gleichzeitig wächst die Bevölkerungszahl. So wird naturnotwendig der Bevölkerungsüberschuß abgestoßen. Dieser sammelt sich jedesmal dort, wo noch irgendeine Fortkommensmöglichkeit winkt. Ehemals nahmen die Klöster die Zweitkinder auf, oder die Kirche und der Lehrerstand. Bisher hat sie die Industrie verschluckt. Schaffen wir aber nicht bald Platz in unserem Vaterlande, so werden nur die eingesessenen Bauern zurückbleiben, ähnlich wie zur Zeit der Völkerwanderung alle Stämme untergingen bis auf die eingesessenen Sachsen und Franken, von denen dann die Franken die germanische Kultur begründeten, weil sie dem Schicksal der Wandernden am nächsten standen. Es wird auch bei der heutigen Wanderung nicht anders sein.

Darin liegt die Bedeutung der Siedelung, daß sie Heimwacht zu halten hat; denn der eingesessene Bauernstand ist zur Wahrung aller erhaltungswürdigen modernen Kulturgüter nicht fähig. Diesen Aufgaben gegenüber treten die Schwierigkeiten in den Hintergrund. Nun hebt der friedliche Kampf für die Erhaltung der Volksart an, die durch die Niederlage zu ersticken droht.

Trotz der Schwierigkeiten also: Siedler ans Werk!

G. A. Küppers.

Rund um uns

Die Seele unseres Volkes. Es gibt Menschen, die durch Waldesgründe gehen und weiter nichts sehen, als Baumstämme und ihren Weg und das Moos zwischen den Bäumen, und die bestenfalls den Häher schreien hören oder den Specht, wie er an die Rinde der Bäume klopft. Und es gibt andere, die sehen, wie der Wald üppig steht und gedeiht oder wie er Not leidet. Und noch andere, die hören das heimliche Rauschen und Murmeln der unter der Moosdecke zwischen den Wurzeln der Bäume dahinrieselnden Bergwasser. Da schluchzt es und klagt es und murmelt und jauchzt, wenn plötzlich ein Quellchen den Weg zum Licht gefunden hat, um gleich darauf wieder im Sande zu versickern und unter dem Moose tief unten in der Erde mit leisem Stöhnen dahinzuziehen. Es gibt nicht viele, die dieses heimliche Raunen und diese heimlichen Stimmen des Waldes hören und verstehen.

Und ebenso gibt es nicht viele, die die Seele unseres Volkes hören und verstehen. — Die meisten glauben, das sei die Seele unseres Volkes, die sich auf dem Tanzboden spreizt und girrt und tobt und sucht, oder das sei sie, die uns aus den Spalten der kommunistischen Volkszeitungen entgegenschreit. — Das alles ist nicht die Seele unseres Volkes. — Ich habe einen Verbrecher gekannt, der lebenslängliches Zuchthaus hatte, weil er als Achtzehn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jähriger im Branntweinrausch seinen Freund auf der Landstraße erschoß, um ihm seine Geldbörse mit ein paar armseligen Groschen abzunehmen. Und als er im Zuchthaus saß, ließ er sich für seine Sparpfennige Bücher kommen und las Schiller und Goethe und unsere anderen deutschen Dichter und Philosophen, bis ihm eines Tages unter Schluchzen die Erkenntnis kam, daß unsern Blinden diese Schönheiten und Herrlichkeiten verborgen bleiben mußten, weil sie nicht lesen konnten. Da lernte er Blindenschrift, übertrug unsere Klassiker in Blindenschrift und schickte diese Übersetzungen den Blindenanstalten, damit ihre Insassen sich ebenso wie er an den Werken unserer Dichter erfreuen könnten. Das war etwas von dem geheimen Rauschen der deutschen Volksseele.

Ich habe leichtfertige Dirnen gekannt, die, wie man zu sagen pflegt, ihre Ehre verschenkt hatten, weil sie nicht mehr hinwußten mit ihrer Kraft, — und heimlich gingen sie hin nach Feierabend, wenn sie müde aus der Fabrik kamen, und halfen den Kindern kranker Mütter, kochten für diese und lebten in Werken der Liebe und Barmherzigkeit. Aber niemand erfuhr es, als der Arzt. Der hörte ein geheimes Raunen der Volksseele.

Jahrelang hatte ich das Geschimpfe und Gescheltе über das gemeine Volk, über die Proleten und Proletarier gehört. Kein Mensch wollte sie in der Gemeinde haben. In die Kriegervereine durften sie nicht hinein, überall waren sie verfehmt und zurückgestoßen. Ihr höflicher Gruß wurde kaum erwidert, ihre harmlosen Feste, ihr Ringreiten, ihre Turnspiele wurden ihnen erschwert oder genommen. Kaum daß ihre Jugend auf den gleichen Plätzen, wie die Bürgersöhne, ihre Ballspiele und Turnübungen abhalten durften. Als ob der Platz und die Erde durch sie entweiht würde.

Da kam der Krieg. Die Feinde brachen in unser Land und drohten, uns mit Hunger die Kehle zuzuschnüren. Da ließen sie Haus und Hof und Herd im Stich, vergaßen Hader und Haß, und jauchzend eilten sie mit den Waffen in der Hand zu den Fahnen, das Vaterland zu schützen. Das war ein mächtiges Rauschen, als ob ein unterirdischer Strom sich Bahn brach zum Licht des Tages, Felsblöcke alten Haders beiseite schleudernd, um jubelnd dem Tag und dem Licht entgegenzustürmen.

Und wieder wurde dieser zu Tage dringende Strom der Volksseele mit schmutzigem Geröll aus Habsucht und Gewinnsucht, aus Hochmut, Haß und Härte verschüttet und getrübt. Volk, mein Volk, du liebe, geliebte Seele meines deutschen Volkes, was hat man dir alles angetan!

In überfüllten Klassen der Schulen haben durch Übermüdung verknöcherte Lehrer dir die Freude am Lernen geraubt.

In engen, dumpfen und dunklen Höfen und Gassen hat man dich eingepfercht und verkümmern lassen, hat dich dem Boden der Mutter Erde entfremdet, hat dich aus schnöder Gewinnsucht vergiftet mit eklem Rauschtrank, hat deine Töchter in Scharen zu Dirnen werden lassen, deine Frauen und Kinder hat man dahinsiechen lassen in lichtlosen Höfen. Wer hat sich um deinen Gram und um deine Tränen gekümmert? Dein Durst und deine Sehnsucht nach Freude und Schönheit, nach Licht und Jubel hat man ausgebeutet um schnöden Gewinn, hat dich verkommen und verwildern lassen in Kneipen und auf Tanzböden, anstatt dir Heimstätten zu schaffen mit sonnedurchwärmten, blumendurchdufteten Gärten.

Nur wenige waren es, die dich kannten und liebten, die mit dir litten und mit dir leiden. Du aber verzage nicht! Es kommt der Tag, da auch den Verblendetsten die Erkenntnis dämmern wird, daß wir alle nur leben können, wenn wir erkennen, daß wir ein Volk von Brüdern sind, daß deine Seele die unsrige ist, und daß wir nur gesund und am Leben bleiben können, wenn die eine große Seele unseres ganzen Volkes das Licht der Sonne genießt, die „Liebe" heißt.

Dr. Georg Bonne.

„Arbeitswehr" nennt sich ein jüngst in Berlin gegründeter Verein zur Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht. Der Verein will also einen Gedanken verwirklichen, für den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der „Vortrupp“ wiederholt, zuletzt im 1. Juliheft, mit großer Entschiedenheit eingetreten ist und für den wir auch fernerhin werben werden. Alle Zeichen sprechen dafür, daß die Einführung der Arbeitsdienstpflicht in der einen oder andern Form einfach eine Notwendigkeit ist, wenn sich die furchtbare wirtschaftliche Lage, in der wir uns jetzt befinden, nicht ins Unabsehbare verlängern soll. Man kann daher dem neugegründeten Verein nur rasche Erfolge wünschen und hoffen, daß die einzelnen Punkte seines Programmes, von denen wir einige hier abdrucken, allgemeine Anerkennung finden:

1. Wir fordern, daß das Reich sich seiner Pflicht, den wirtschaftlichen Aufbau selbst in die Hand zu nehmen, bewußt wird und eine allgemeine Arbeitsdienstpflicht zur Einführung bringt.
2. Wir fordern, daß das Reich durch die Landesarbeitsämter innerhalb der Staaten und Provinzen die Mobilmachung der zu erfassenden Volkskräfte für die Arbeitsdienstpflicht vornimmt.
3. Wir fordern, daß das Reich durch die Landeskulturämter Arbeitsschulen für die zur Arbeitsdienstpflicht Eingezogenen in dem zu kultivierenden Ödland vorbereiten läßt.
4. Wir wollen, daß durch die Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht zur Hebung unserer Volkswirtschaft die sittliche Pflicht, im Interesse der Volksgemeinschaft schaffende Arbeit zu leisten, wachgerufen wird.

Gleichzeitig verweisen wir auf die jüngsten Arbeiten unseres Mitarbeiters Heinz Potthoff über die Frage der Arbeitsdienstpflicht in der Zeitschrift „Arbeitsrecht“ (Verlag von Heß, Stuttgart), Heft 3, Jg. 1920, und in der „Hilfe“ Nr. 29 dieses Jahrgangs.

Vortrupp.

Fremdenlegion. Der „Vortrupp“ hat in früheren Jahren wiederholt Aufsätze und aufklärende Notizen über das Wesen der französischen Fremdenlegion gebracht. Es fehlte ja nie an Anlässen, junge abenteuerlustige Leute vor dem Eintritt in die Legion zu warnen. So dringend aber wie im Augenblick ist eine solche Warnung wohl kaum jemals angebracht gewesen. Eine kleine im Verlage von Hans Robert Engelmann in Berlin erschienene Schrift „Die Fremdenlegion, eine Gefahr für das besetzte Gebiet“, die in aller Kürze und ohne jede Übertreibung das Legionsleben mit seinen ungeheuren Strapazen, Gefahren und den barbarischen ungerechten Strafen schildert, geht davon aus, daß die Franzosen zurzeit im Rheinlande ein geradezu raffiniertes Werbesystem für die Fremdenlegion anwenden, dem schon viel junge Deutsche zum Opfer gefallen sind. Man sollte diese kleine wirkungsvolle Schrift nach Kräften verbreiten, damit weiteres Unheil vermieden wird.

Vortrupp.

Jugend und Kino. Der „Jugendkampf Breslau“, eine freie Arbeitsgemeinschaft der Breslauer Jugendvereine, entstanden aus der Entrüstung der Jugend über den Kinoschund, bemüht sich da und dort, gegen die krassesten Auswüchse des Kinodramas vorzugehen. Man mag diesen symptomatischen Kampf von vornherein für zwecklos halten, er bleibt für die Jugend, die zunächst die Einzelerscheinung sieht, die einzige Möglichkeit, ihr inneres Widerstreben, ihren Ekel zu bekunden. Betrachtungen über die Zusammenhänge überläßt man willig dem Alter. Die Jugend will die Tat und den Erfolg der Tat. Das ist ihr lebendiges Recht. Dabei bleibts nicht aus, daß ihr im Zusammenprall mit den Dingen dann und wann weitere Beziehungen aufgehen.

Sie sieht den Film „Blondes Gift“ und verlangt sofortige Absetzung. Der Kinobesitzer des Lichtspielhauses ist mit Vergnügen bereit dazu, aber er zeigt den Vertrag, wodurch er an die Fabrik gebunden ist und daran, was sie ihm zur Aufführung überweist. Er versichert auch, daß die Nachfrage des Publikums nach Schundfilmen in keinem Verhält-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse stehe zu dem ungeheuren Angebot der Fabriken. Man erhebt also sofort telegraphisch bei der Kammer-Lichtspiel-G. m. b. H. in Magdeburg aus ethischen Gründen Einspruch gegen „Blondes Gift" und ersucht, die Direktion der Ah-Lichtspiele in Breslau vom weiteren Spiel zu entbinden. Zunächst geschieht nichts. Der Film kurbelt weiter, acht Tage lang, dann folgt ein „besseres" Stück, das „Paradies der Dirnen" oder ein ähnliches. Unentrinnbar, die Zeit eilt. Nach zwölf Tagen aber gibts doch eine Antwort aus Magdeburg, die sagt wörtlich:

„Wir bekennen uns zum Empfang Ihres Schreibens vom 1. d. Mts. und bitten höflichst, uns für die Zukunft mit derartigen Schreibereien nicht mehr zu belästigen.

Wir betreiben nicht, wie Sie scheinbar annehmen, unseren Filmverleih als Spielerei, sondern halten uns für verpflichtet, Films, in die wir Hunderttausende hineingesteckt haben, und die bisher auch noch von keiner Seite beanstandet worden sind, so auszunützen, wie es nur irgend in unseren Kräften liegt. Sollten Sie sich jedoch bereit finden lassen, für die Herren Theaterbesitzer die vertraglich festgelegten Filmmieten zu bezahlen, so sind wir nicht abgeneigt, Ihren Wünschen zu entsprechen. Wir würden Ihnen evtl. empfehlen, sich mit dem Verfasser, Herrn Paul Langenscheidt, auseinanderzusetzen, nach dessen bekanntem Roman dieser überall als künstlerisch anerkannte Film bearbeitet ist.

Im übrigen betrachten wir die Angelegenheit als für uns erledigt."

Neues bringt uns diese Antwort nicht; aber die Schamlosigkeit des Geständnisses, daß man sich allein dem Kapital verpflichtet fühlt, bedeutet für die Erörterung der Kinofrage gewiß einige Klärung. Vielleicht hat dadurch der Bescheid einigen Wert für die Öffentlichkeit. Der Zynismus, der den Jugendkampf auf die Filmmieten weist, spricht für sich und zeigt, wie unantastbar sich die Gilde der Filmfabrikanten fühlt.

Sollte das die Jugend nicht anspornen, nun an ihren Forderungen erst recht festzuhalten, um zu beweisen, daß neben dem Geldsack auch der „Gedanke" bisweilen eine bescheidene Rolle spielt?

E. Giese.

Nichts gelernt. Seit Jahren erleben wir Sommer für Sommer in den letzten Wochen vor der Ernte — und nicht selten noch viel früher — dieselbe Not. Das Brotgetreide reicht nicht für das ganze Jahr aus, es muß noch mehr „gestreckt" und die jedem einzelnen zukommende Brotmenge muß ganz erheblich gekürzt werden.

Wenn das eine unabänderliche Zwangslage wäre, so müßte man sie eben ertragen, und es wäre töricht, darüber ein Wort zu verlieren. Aber es handelt sich hier durchaus nicht um eine unabänderliche Sache, wir brauchten keineswegs jeden Sommer über dieselbe Knappheit zu klagen, wenn nur etwas verständiger gewirtschaftet würde. Es ist im „Vortrupp" wie auch in vielen anderen Zeitschriften oft genug dringend davor gewarnt worden, Brotgetreide irgendwie der menschlichen Nahrung zu entziehen und vor allem Gerste in die Brauereien zu schicken, anstatt Brot daraus backen zu lassen. Man hat schon in den ersten Kriegsjahren berechnet und hinterdrein die unwiderlegliche Erfahrung gemacht, daß tatsächlich kein Körnchen Getreide vergeudet werden darf. Und für jeden Sehenden stand das Gebot unzweifelhaft fest, auch vor den einschneidendsten Maßnahmen nicht zurückzuschrecken, wenn das Volk vor Hunger bewahrt bleiben solle. Aber zu den vielen halben oder jedenfalls ganz unvollkommen ausgeführten Maßregeln, die uns in den letzten Jahren zum Verhängnis werden sollten, zählt auch die, daß man den Brauereien eine (allerdings bedeutend) geringere Gerstenmenge, als in den Friedensjahren gebraucht wurde, zuteilte, während die völlige Stillegung aller Betriebe, in denen Nahrungsmittel in nicht nutzbringender Weise verwendet werden, einfach eine Notwendigkeit war. Die hungernden Großstädter haben die Wirkung dieser halben Maßregel schmerzlich genug verspürt.

So ging es also Jahr für Jahr. Das Unglaublichste aber geschieht jetzt. Im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ernährungsministerium kennt man anscheinend keine Brotsorgen. Da ist am 1. Juni in einer Sitzung über die zu erntende Gerste in einer Weise verfügt worden, als seien Krieg und Hungersgefahr uns die fremdesten Dinge der Welt. Die auf 2 Millionen Tonnen veranschlagte Gerstenernte wurde folgendermaßen verteilt:

840000 Tonnen für etwa 14 Millionen Selbstversorger (5 kg Gerste auf den Kopf und Monat),
260 000 Tonnen für Streckung des Brotgetreides,
300 000 Tonnen für die Schweinezucht,
600 000 Tonnen für die „Industrie".

Es wurde in dieser Sitzung den Brauereien ausdrücklich versprochen, daß sie an Stelle der 2 630 000 Zentner Gerste des Vorjahres dieses Mal mindestens das Doppelte, also 5 260 000 Zentner erhalten sollten.

Gewiß ist in diesem Jahre, namentlich in Süddeutschland, die Ernte, soweit sich das schon jetzt feststellen läßt, nicht schlecht. Aber da einstweilen die eigene Getreideernte keineswegs für die Ernährung unseres Volkes ausreicht und kein Mensch heute mit Bestimmtheit sagen kann, wieviel wir an Nahrungsmitteln werden einführen können, ist es geradezu unverantwortlich, die in den letzten Jahren geübte Verschwendung zu verdoppeln und damit eine Not von vielleicht unabsehbarem Umfange heraufzubeschwören. Wann werden wir endlich aus den bösen Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren machen mußten, die notwendigen Lehren ziehen?

Vortrupp.

Zur Raucherfrage. Man kann in der vierten Klasse mancherlei nachdenkenswerte Dinge erleben, zum Beispiel:

Sonntag abends, einer der letzten Züge aus der Heide; alles natürlich überfüllt. An einer Haltestelle drängt einer mit aller Rücksichtslosigkeit ins Abteil, haut ein kleines Mädchen mit seinem Hamstergepäck über den Kopf. Es entsteht viel Aufregung, Widerstand gegen den frechen Eindringling; eine Schlägerei droht. Wie alle Leute, die unrecht haben, schimpft der Ruppige wie ein Rohrspatz, statt sich zu entschuldigen. Da beruhigt ein älterer Mann (der mir durch das Lesen eines unserer großen Denker mitten in allem Tumult schon aufgefallen war) die aufgeregten Gemüter dadurch, daß er schlicht erklärt, man müsse eben aufeinander Rücksicht nehmen, und Freiheit hieße, daß alle sie haben, und nicht, daß nur einer sie hat. So weit war alles schön.

Aber die Menschenmenge wächst, in Harburg wird sie besorgniserregend, die Luft ist kaum mehr zu atmen. Da leistet sich unser Philosoph etwas Verblüffendes. Mit schönster Seelenruhe zündet er sich eine Zigarre an und verdirbt die Luft im Abteil noch mehr. Da aber zieht man von allen Seiten über ihn her, und besonders ein junger Mann, wohl ein Seminarist, setzt ihm deutlich auseinander, er solle nicht die wahre Freiheit predigen, solange er durch sein geschmackloses Qualmen die Freiheit der Mitmenschen aufs äußerste beeinträchtige. Ob er rauche, oder ob er Püffe austeile, sei ganz dasselbe. Das begreift aber der gute Mann nicht, das Hauen sei eine Roheit, was er täte, nur ein harmloses Vergnügen. Nur für ihn ein Vergnügen, heißt es zurück, er wäre ganz dasselbe, wie der ruppige Eindringling von vorhin. Er zuckt die Achseln, scheint nicht überzeugt zu sein, läßt aber dann sein Qualmen doch. Und die „Moral von der Geschicht?" Wenn so ein nichtsahnender Pharisäer jemandem im Abteil durch Rauchen die nötige Atemluft verdirbt, möge man ihm auf die Nase binden, daß das ganz so wäre, als ob er Rippenstöße austeilte. Glauben wird er es ja zuerst nicht. Aber den Mitreisenden wird es eher einleuchten, man wird eher Hilfe bekommen. Denn der Hinweis auf die Anwendung roher Körperkraft zieht mehr, als ein Anklopfen bei nicht vorhandenem Empfinden für gegenseitige Achtung.

Wilhelm R. Richter.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 18 2. Septemberheft

Zum 25. Bundestag der deutschen Bodenreformer.

Unsere Leser wissen es: Allem Gesunden und Lebenfördernden, allen Strebungen und Kräften persönlicher und sozialer Art, die der Höherentwicklung des Einzelnen und der Gesamtheit dienen, will „Der Vortrupp" ein Wegebahner sein. Des Vortrupps Kampf gilt den leider allzuvielen Volksschädlichkeiten, die je länger je mehr am Marke unsrer Kraft zehren, und deren tiefste und stärkste Wurzeln in unsrem unsozialen Bodenrecht liegen. Daß der heimatliche Boden, diese Grundlage alles Lebens und Arbeitens, die nach uraltem deutschen Recht in früheren Jahrhunderten jedem zum Zweck des Wohnens und Wirkens, nicht aber zu dem des unbenutzten Liegenlassens, leicht und billig zugänglich war, im Laufe einer verhängnisvollen Rechtsentwicklung schließlich dem römischen Warenrecht unterworfen wurde, das dem „Besitzer" ein unbeschränktes Verfügungsrecht über „seinen" Boden einräumte, ist die tiefste Ursache der furchtbaren sozialen Zerklüftung unsres Volkes. Sie hat den Grund und Boden, diese ursprünglichste und wichtigste Lebensnotwendigkeit aller seßhaften Menschen zu einem Gegenstand des Schachers und Wuchers erniedrigt und ihn zu einem Monopolgut in der Hand Weniger gemacht, die ihre dadurch begründete wirtschaftliche Machtstellung rücksichtslos zur Ausbeutung der Volksgesamtheit ausnutzen. Die Stellung des Bodens unter das Warenrecht hat es verschuldet, daß zahllose Kleinbauernstellen, namentlich im Osten Deutschlands, vom Großgrundbesitz aufgesogen und ihre landlos gewordenen Besitzer in immer drückenderer Enge in den wachsenden Großstädten zusammengepfercht wurden; sie hat die Leutenot auf dem Lande und durch maßloses Hochtreiben der Bodenpreise und den dadurch bewirkten Zwang zum Eng- und Hochbau in den Städten das Wohnungselend geschaffen, das den günstigsten Nährboden für alle körperlichen und seelischen Volksseuchen abgibt. Ihr ist das moderne Nomadentum zu danken, dem das Wort „Vaterhaus" ein Klang ohne Inhalt ist. Sie allein hat endlich auch den Widersinn möglich gemacht, daß das Ausland in bedrohlichem Maße durch Ausnutzung unsres schlechten Geldstandes unsern Grund und Boden in seine Hand bringt und dadurch unsre Sklavenketten immer fester schmiedet.

Die Früchte dieser Entwicklung, durch Krieg und Revolution zu schneller Reife gebracht, sehen wir heute vor uns. Hier hilft nicht mehr eine Politik der kleinen Maßnahmen, ein von der Hand in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mund leben, das froh ist, wenn für einige Zeit einmal die schlimmsten Krankheitsgeschwüre äußerlich hinwegkuriert sind. Nur wenn das Übel an der Wurzel gepackt wird, können wir auf dauernde Heilung hoffen. Wie der Einzelne Glück und Gesundheit nicht durch irgend ein Wundermittel, sondern einzig und allein durch naturgemäße Lebensweise erlangen und bewahren kann, so wird unser niedergebrochenes Volk körperlich, seelisch und wirtschaftlich nur dann von Grund auf gesunden, wenn durch Rückkehr zu unserm alten deutschen Bodenrecht unsre arbeitswilligen und arbeitstüchtigen Menschen wieder in enge Verbindung mit der Urquelle der Kraft und Arbeit, dem heimatlichen Boden, gebracht werden.

Der unermüdlichen Werbe- und Aufklärungsarbeit der Bodenreformer ist es zu danken, daß die rechtlichen Grundlagen für eine solche Wiedergesundung durch den § 155 der neuen Reichsverfassung, das Reichssiedelungsgesetz, die Kleingarten- und Landpachtordnung und das Heimstättengesetz von der Nationalversammlung geschaffen wurden. Jetzt aber gilt es, diese rechtlichen Waffen auch durchgreifend anzuwenden und die Siedlung aus dem Zustand des Planens in die Tat überzuführen. Turmhohe Hindernisse, aufgehäuft von beschränktem Vorurteil, satter Bequemlichkeit, engherzigem Eigennutz und kleinlichster Interessenpolitik, gilt es aus dem Wege zu räumen. Wie die Entente ihre Erdrosselungspolitik, deren Folgen auf die Dauer sich gegen sie selbst richten müssen, trotz aller Zeichen der Zeit unentwegt fortsetzt; wie unsre Parteifanatiker aller Richtungen in dem allgemeinen Volkselend vor allem ein Feuerchen sehen, um ihre Parteisuppe zu kochen, so glauben auch die gewaltigen am Bodenschacher „interessierten" Geldmächte ihre wahnsinnige Politik verblendetsten Eigennutzes fortsetzen und durch zähe Gegenarbeit die geschaffenen Rechtsformen unwirksam machen zu können. „Hie Geld — hie Mensch" heißt hier der Kampfruf. Welcher ehrlich Denkende und seiner Mitverantwortung sich Bewußte kann da zweifelhaft sein, wo seine Stelle ist?

In diese entscheidungsvolle Zeit fällt der 25. Bundestag der deutschen Bodenreformer, der vom 25. bis 28. September in Hamburg stattfindet. Er wird in 25 Vorträgen erster Sachkenner einen Überblick über das geben, was die Bodenreformer während des Krieges und der Folgezeit geleistet haben, und was an Zukunftsaufgaben für den Wiederaufbau unsres Volkstums noch in Angriff zu nehmen ist. Mit allen, die überzeugt sind, daß soziale Gerechtigkeit die Grundbedingung wirtschaftlichen Friedens und gesunder Volksentwicklung ist, entbieten wir den Deutschen Bodenreformern unsre herzlichsten Grüße und wärmsten Wünsche für einen ertragreichen Verlauf ihrer Beratungen. Insbesondere gilt unser Gruß der verehrungswürdigen Person ihres Führers, Dr. h. c. Adolf Damaschke, der durch jahrzehntelange opferreiche und selbstlose Arbeit dem Gedanken der Bodenreform in Deutschland zum Durchbruch ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

holfen und den Bund der Bodenreformer aus unscheinbaren Anfängen zu seiner jetzigen Bedeutung emporgeführt hat. Möge er als schönsten Lohn seiner hingebenden Arbeit es recht bald erleben, daß allenthalben in deutschen Landen rechtlich gesicherte Kleinsiedlungen erstehen als Jungbrunnen für ein erneuertes starkes deutsches Volkstum.

Aber auch ein Wort an alle diejenigen Leser dieser Zeitschrift, die noch nicht Bodenreformer sind, können wir uns an dieser Stelle nicht versagen. Von Osten branden gegen die Grenzen unsres Vaterlandes die Wogen des Bolschewismus, dieses Totengräbers aller persönlichen Freiheit, von Westen sucht der Mammonismus der Ententevölker unser Land zu überschwemmen, um es auszusaugen und auszulaugen. Wenn in einer solchen Lage die Dämme nicht standhalten, dann werden wir von der Flut von einer der beiden Seiten oder von beiden verschlungen. Und wer wollte leugnen, daß die Dämme bedenkliche Schäden zeigen? In dieser Schicksalsstunde gellt durch unser Volk der Ruf: Alle Mann auf die Deiche, um sie stark und widerstandskräftig zu machen. Der Vortrupp bei dieser Arbeit ist der Bund deutscher Bodenreformer, der unsrem in schwerer Not auf dem Ozean des Schicksals treibenden Reichsschiff das helle Leuchtfeuer der sozialen Gerechtigkeit und persönlichen Freiheit anzündet, um ihm die Wege zu zeigen, die zwischen den Klippen des Mammonismus und Kommunismus sicher hindurchführen. Er wendet sich an alle diejenigen, die Mitkämpfer sein wollen im Heere des Lichts, und ruft sie auf, seine Reihen durch ihren Beitritt*) zu verstärken. Er weiß, daß an dieser Stelle sein Ruf nicht ungehört verhallen wird.

Dr. G. Cony.

Industrie und Siedlung.

Auf der Hauptversammlung der Deutschen Weltwirtschaftlichen Vereinigung sprach der Ministerialdirektor Geheimrat Lusensky über die weltwirtschaftliche Lage in Deutschland. Er führte aus, daß schon vor dem Kriege der Wert der ausgeführten Waren hinter dem Werte der Einfuhr zurückblieb, daß aber die Zahlungen an das Ausland infolge dieser „passiven Handelsbilanz" reichlich gedeckt wurden durch die Erträge der Seeschiffahrt und des deutschen Besitzes im Auslande. Beide Einnahmequellen sind uns verschüttet. Eine Gleichheit oder ein Überschuß des Wertes der Ausfuhr über die Einfuhr kann — wenn es überhaupt möglich sein wird — nur erzielt werden durch angespannte Arbeit, die auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage beruht, durch Ausnutzung aller unserer natürlichen Hilfsmittel und aller unserer Geisteskräfte, durch Umsicht, Fleiß und Sparsamkeit.

Zur Sparsamkeit gehört, daß die Einfuhr von Genußmitteln und

*) Näheres und Meldungen: Bund deutscher Bodenreformer, Berlin NW. Lessingstraße 11.

Luxuswaren beschränkt wird; wir können aber die Zufuhr von Nahrungsmitteln, von Rohstoffen für unsere Kleidung u. a. m. nicht entbehren. Dafür müssen wir Waren ausführen, die unser Geist und Fleiß, die Wissen und Können wertvoll für das Ausland macht. Es wird sehr schwierig sein, auf solche Weise das Gleichgewicht, oder wie der Fachausdruck lautet, eine „aktive Handelsbilanz" zu erreichen. Gelingt uns das nicht, so zehrt unser Land und Volk von den Ersparnissen früherer Jahre, so muß es auf sein Kapital zurückgreifen und weitere Schulden machen, so geht unser jetzt schon armes, von allen Seiten auf die verschiedenste Weise um Kraft, Geld und Kredit gebrachtes Volk seiner völligen Verarmung entgegen. Daß Millionen das nicht sehen und nicht sehen wollen, ändert an den nackten Tatsachen nichts, sondern macht die Gefahr nur noch größer.

Es fehlt natürlich auch nicht an Leuten, die dafür offene Augen haben. Sie fordern nicht nur Sparsamkeit und weitgehende Bedürfnislosigkeit in bezug auf Nahrung, Kleidung, Wohnung usw., sondern sie üben sie auch. Mancher möchte sich auch zurückziehen aus einer Welt, in der die Unrast ihr Wesen treibt, wo die Pflicht die Tage mit Arbeit füllt, und in der das „Vergnügen" die Nacht zum Tage macht. — Die tiefe Sehnsucht nach Freiheit, nach Natur und Natürlichkeit, die von den Urvätern her uns im Blute steckt, wird wach. Und der nächste Gedanke ist: Hinaus aufs Land; — den Spaten in die Hand! — Das Ödland zum Acker machen! — Dem Boden das abgewinnen, was zum Leben gehört! — Durch die Berührung mit der Mutter Erde wieder natürlich und frei, neu und stark werden! — — An sich ist das ein gesunder Gedanke, aber auch uns gilt die Forderung: „Schicket euch in die Zeit . . . . .!"

Einzelne gehen sehr weit in solchem Bestreben. Ich las kürzlich in einer Siedlerzeitung, daß jemand für einen Siedlerbau Türen und Fenster für entbehrlich hielt. Gewiß, ganze Völkerschaften konnten sie — und noch viel mehr — entbehren, und der Urmensch kannte sie nicht. Aber seit jener Zeit, seit tausenden von Jahren, strebte die Menschheit hinaus aus solchen Zuständen, suchte sie die Kräfte der Natur sich nutzbar zu machen, zwang sie durch rastlose Arbeit die Umwelt in ihre Gewalt, machte sie Erfindungen, um vorwärts und aufwärts zu kommen, um zur „Zivilisation" zu gelangen. Wenn heute auch Einzelne geneigt sind, einen großen Schritt rückwärts zu machen, so ist die große Masse unseres Volkes doch nicht bereit zu folgen; das gilt für die „gebildeten Klassen", aber nicht minder für „arbeitsmüde" Werktätige. Man will auf die Vergnügungen und Anregungen der Städte, auf Kino und Kneipe, auf Theater und Konzert, auf den gegenseitigen regen Verkehr und manche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit nicht verzichten. Man ist aufgewachsen in einem Kreise, der den Geist in ganz anderer Weise beschäftigte, als namentlich die Wintereinsamkeit des Landlebens sie bietet. Unsichtbare Fäden sind es, die diese Umwelt spann; sie machen sich erst bemerkbar, wenn man dem Getriebe entronnen ist, dem sie entstammten. Aber, man mag

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darüber denken, wie man will, man kommt über das anfangs Gesagte nicht hinweg.

Die Männer und Frauen, die zum „Landleben" berufen sind, die den ernsten Willen haben und etwas können, mögen ihr Schicksal anders zu gestalten suchen, Millionen aber müssen „in der Welt leben", wie sie ist, müssen arbeiten mit den Kräften, die ihnen zur Verfügung stehen, müssen Werte schaffen im dunkeln Schacht, und wo die Hämmer pochen, auf den Hellingen der Werften und in hohen Fabriksälen, wo die Motoren surren und Riemen schwirren. Natürlich müssen wir auch aus unserer Landwirtschaft herausholen, was irgend möglich ist. Unsere Industrie aber, die vor dem Kriege so Hervorragendes geleistet hat, auf die Millionen von Händen und Hirnen eingestellt sind, muß jetzt wieder alle Hebel ansetzen; sie muß uns davor bewahren, daß unserer Verarmung nicht weitere Verschuldung und Versklavung folgt.

Der Wiederaufbau muß auf einer Grundlage geschehen, die zur Gesundung auch in anderer Weise führt. Ungesund und unnatürlich ist es, Menschenmassen in Groß- und Fabrikstädten zusammenzupferchen, wie es geschah. — Dem muß nach Kräften entgegengewirkt werden. So ist es dringend notwendig, daß in den Kohlenbezirken die Siedlungen zu weiten Gasen werden. In ihnen sollen die Grubenleute nach der Maulwurfsarbeit frei atmen und am eigenen schaffen können. Großzügiges plant die Regierung; möchte es möglichst bald entstehen.

Aber auch die Großindustrie kann in vielen Fällen derartiges schaffen. Ich habe das früher ausführlicher dargelegt; so wies ich in einem Aufsatz „Werktätigkeit und Heimstätte" (Nr. 24, Jahrgang 1919 des Vortrupp) u. a. darauf hin, daß Großbetriebe der Industrie aufs Land verlegt und mit Siedlungen von Angestellten und Arbeitern verbunden werden könnten, daß also Industrie und Siedlung nicht Gegensätze zu sein brauchten, sondern daß durch das eine das andere gefördert werden könne, ja, oft erst möglich sei.

Heute möchte ich nun auf etwas hinweisen, das in diesen Rahmen hineingehört, und zwar handelt es sich da nicht um „Pläne", sondern um Wirklichkeit. Es handelt sich um das „Industriegut". Ein solches haben die Hirsch Kupfer- und Messingwerke A.-G. bei Eberswalde angelegt.

Es ist keine Seltenheit, daß große Industriewerke aufs Land verlegt werden, wenn dort durch Kanäle oder Bahnen günstige Verkehrsverhältnisse gegeben sind. Sehr häufig kauften sie dann Bodenflächen von großer Ausdehnung an, die jahrelang brach lagen. Das geschah meistens aus dem Grunde, damit nicht die Konkurrenz oder ein anderes Industriewerk sich in unmittelbarer Nähe ansiedle und das in ländlichen Gegenden zahlenmäßig beschränkte „Menschenmaterial" fortnehme. Die Zinsen des in solchem Grund und Boden angelegten Geldes gehen verloren; das ist in unserer Zeit das wenigste, wesentlicher ist der Schaden in volkswirtschaftlicher Hinsicht.

Die Hirsch Kupfer- und Messingwerke hatten ein Gelände von 3000 Morgen angekauft; von ihrem Direktor ging dann die Anregung aus, auf diesem Gelände das Industriegut Heegermühle zu gründen. Von den 3000 Morgen wurden rund 1000 Morgen unter den Pflug genommen, davon wurden 70 Morgen für Feldgemüse bestimmt. Das geschah, als im Kriege die Beschaffung von Nahrungsmitteln für die rund 3000 Angestellten und Arbeiter des Werkes immer schwieriger wurde. Namentlich handelte es sich dabei um die Versorgung mit Milch und Butter. Daneben galt es aber auch, für die von vielen Angehörigen des Werkes betriebene Kleintierzucht die nötigen Futtermittel zu beschaffen. Der Dung aus den Stallungen und Aborten usw., der sonst durch seine Abfuhr nur Schwierigkeiten verursacht hatte, fand nun im landwirtschaftlichen Betriebe eine nutzbringende Verwendung. Ein nicht geringer Vorteil der Verbindung eines größeren industriellen mit einem landwirtschaftlichen Betriebe ist der, daß man sich gegenseitig mit Arbeitern aushelfen kann. So können zur Frühjahrsbestellung der Felder und zur Erntezeit Gespanne und Arbeiter aus dem Fabrikbetriebe für notwendige landwirtschaftliche Arbeiten zur Verfügung gestellt werden. Da in solchen Fabriken ein Teil der Arbeiterschaft aus den umliegenden Dörfern stammt, wird es auch an Leuten nicht fehlen, die an Feldarbeit gewöhnt sind. Und wenn in der Fabrik zeitweise die Arbeit nachläßt, so braucht man die betreffenden Arbeiter nicht zu entlassen, sondern kann sie auf dem Industriegut Arbeiten verrichten lassen, die der Verbesserung des Ganzen dienen. Umgekehrt können Landarbeiter im Fabrikbetrieb beschäftigt werden. Wenn sich auch auf solche Weise ein lückenloses Zusammenarbeiten natürlich nicht erreichen läßt, so ergeben sich aus so einer Wechselwirkung ohne Frage doch große Vorteile. Zu diesen gehört auch für das Industriegut die technische Hilfe und die Nähe der mancherlei Werkstätten der Fabrik.

So wichtig nun auch diese gegenseitige Aushilfe mit Gespannen und Menschen und anderem unter Umständen sein kann, eben so wichtig ist für beide Teile, daß die Erzeugnisse des Industriegutes ohne Zwischenhandel und Transportkosten an die Verbraucher gelangen. Diese gehen also frisch und unverteuert von der einen Hand in die andere. Wer in den letzten Jahren die „Höchstpreise" verfolgt hat, wird bemerkt haben, daß sich die Preise für manche Ware auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher sehr erhöhten. Das galt namentlich für Obst und Gemüse; diese kamen nicht selten auf das Doppelte und höher, während die Güte der Ware abnahm. Das war in vielen Fällen Schuld der Verhältnisse, in manchen auch die der Menschen; jedenfalls ist — rein sachlich gesprochen — der kürzeste Weg vom Erzeuger zum Verbraucher der beste.

Der Zweck dieses Industriegutes war also nicht eigentlich die „Ansiedlung" von Arbeitern in dem Sinne wie heute das „Siedeln" meist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgefaßt wird, sondern die Beschaffung von Nahrungsmitteln und ihre Verteilung an die Angestellten und Arbeiter der Messingwerke. Immerhin wohnen von den Arbeitern der Fabrik mehrere hundert Familien auf dem Werk selbst und zwar entweder in Mehrfamilienhäusern oder — und zwar zumeist — in Doppelfamilienhäusern. Sie haben Gartenland neben ihren Wohnungen oder in der Nähe auf einem besonderen Schlage. Aber auch den Arbeitern der anliegenden Dörfer ist vom Werk Kartoffel- oder Gemüseland zur Verfügung gestellt. Im ganzen dienen diesem Zweck rund 140 Morgen. Die ersten Pflug- und Düngungsarbeiten wurden vom Großbetrieb aus für die Leute gemacht, dann legten sie selbst die Hand ans Werk, doch wurde vom Großbetrieb aus für die Beschaffung von Saatgut und Pflanzen, auch für Kunstdünger gesorgt. Da die meisten der Leute Kleinvieh halten, stand ihnen Stallung zur Verfügung. So haben sie Wohnung und Arbeit, zugleich aber ein Stück Land gefunden, das zu ihrem Tagesverdienst ein gutes Zubrot liefert, das ihnen Freude macht und ihren Gedanken nach des Tages Arbeit eine andere Richtung gibt, das sie wieder in Berührung bringt mit der Mutter Erde und der Natur.

Wie mir auf Anfrage von der Leitung des Industriegutes mitgeteilt wurde, kommen durchweg die Arbeiter mit ihren Gärten, Kartoffeläckern und ihrem Kleinvieh sehr gut zurecht; sie wohnen lieber für sich als in Mehrfamilienhäusern. Das Werk baut z. B. eine größere Arbeiterkolonie nach dem System der Zweifamilienhäuser, wobei hinter jedem Hause genügend Land für Gärten vorhanden ist und beim Bau der Häuser auf Raum für Kleintierhaltung Rücksicht genommen wird. Eine große Arbeiterküche und zwei Beamtenkasinos werden auch vom Industriegut aus mit Nährmitteln versorgt. Es sei außerdem erwähnt, daß in einem Erholungsheim am Werbellin-See rund 1000 Personen im Laufe des Sommers unentgeltlich Unterkunft und volle Verpflegung erhalten und zwar für je 10 Tage.

Ich weiß nun sehr wohl, daß eine solche Art des „Siedelns" nicht dem Sehnen und Wünschen so Vieler entspricht, die heraus wollen aus dem geräuschvollen Getriebe des heutigen Industriewesens, die weitab vom Hasten und Jagen der betriebsamen Welt sich ein Häuschen bauen und mit dem Spaten der Erde das abringen wollen, was sie zum einfachen Leben gebrauchen. Ich verstehe dieses Sehnen. Aber ich kenne auch die großen Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich dem heute — und gerade heute! — entgegenstellen. Sie liegen nicht nur, wie oft ausgeführt ist, und wie heute auch schon immer wieder in den Siedlerzeitungen es durchklingt, in unsern unglücklichen Verhältnissen, sondern vielfach auch im Menschen selbst begründet, tiefer begründet, als mancher es ahnt. Von unsern Urvätern her liegt uns zwar ein Tröpflein Landblut in den Adern, aber die Großstadtluft hat meist schon den Eltern Keime zugeführt, die dem Leben, dem Wünschen und Wollen eine andere Richtung gaben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und wir können für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes und seiner Wirtschaft unsere tüchtigen Werktätigen und ihre Leistungen nicht entbehren, wie zu Anfang ausgeführt wurde.

Wir brauchen eine leistungsfähige Industrie und wir brauchen die Siedlung! Wo es irgend angeht, muß beides miteinander verbunden werden, muß eins das andere ergänzen.

Georg Asmussen.

Verwendungsmöglichkeiten der Heide.

Sobald ein neuer Rohstoff für das Wirtschaftsleben erschlossen wird, macht sich die Spekulation dahinter und treibt seinen Preis in die Höhe. So ist es auch leider mit den letzten Rohstoffen ergangen, die unserm Wirtschaftsleben verblieben waren, mit Heide und Torf. Bei Torf zum Beispiel ist mir der Fall bekannt, in dem der bäuerliche Besitzer eines Moores an einen Unternehmer Moor zu Ausbeutungszwecken mit 500 Mk. für den Morgen verkaufte, während ich zu gleicher Zeit ein Angebot von Seiten eines Torfunternehmers von 4500 Mk. für den Morgen erhielt. Inzwischen werden die Preise noch höher gegangen sein, ist doch Torf heute der aussichtsreichste Spekulationsgegenstand. Doch hier soll nicht vom Torf, sondern von seiner nahen Verwandten, der Heide, die Rede sein.

Da die Siedlung nach Lage der Verhältnisse zu einem großen Teile Ödlandkultur bedeuten wird, so scheint mir eine Betrachtung über die Verwendungsmöglichkeiten der Heide, des Hauptbewuchses der Ödländer, angebracht zu sein. Die Verwendbarkeit eines Gegenstandes ergibt sich aus seinen Eigenschaften. Heide ist ein Mittelding zwischen Kraut und Strauch. Ja der Imker spricht sogar vom Heidebaum, ob er honigt oder nicht. Sonach liegt es nahe, die Heide in der doppelten Weise zu verwenden, einmal als Kraut, das andere Mal als Strauch. Von alters her wird die Heide von den Heidbauern als Stallstreu benutzt. Sie wird zu diesem Zweck abgeplaggt mit Hilfe der Zwicke, einer Hacke, welche von oben nach unten schlägt, oder der Haue, welche von rechts nach links arbeitet. Die geplaggte Heide wird zum Verwesen auf Haufen gesetzt, oder trocken eingefahren. Bevorzugt ist kurze, stark mit Moos durchwachsene Krautheide.

Die krautige Beschaffenheit der Heide legt dann wieder ihre Verwendung zu Besen nahe. Zu diesen wird besonders harte, holzige, lange Heide bevorzugt. Auch das Gewerbe der Heidebesenbinder ist seit langem in Schwung. Ein Aufsatz im „Kosmos" wies auf die Bedeutung der Heideblüten als Tee hin, besonders auf eine Verarbeitung von Heideblüten mit Honig zu Hustenkaramellen. Auf deren Herstellung ließe sich eine eigene Heimindustrie begründen, für den Siedler, der selbst Imkerei betreibt, ein lohnender Nebenerwerb. Bedeutungsvoller jedoch als die oben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angeführten Möglichkeiten ist die Verwendbarkeit der Heide einmal zu Bau-, das andere Mal zu Futterzwecken. Im Frühjahr, wenn nach der langen Stallfütterung das Futter knapp wird, kann man die „kleinen Leute" mit ihren Einräderkarren in die Heide ziehen sehen, um ihren Ziegen Grünfutter zu schneiden, nämlich krautige Heide, die das einzige Grüne darstellt, das um diese Zeit zu erhalten ist. Ich selbst habe die Heide schätzen gelernt, als ich meine Ziegen während zweier Winter hauptsächlich mit Heide durchfütterte, weil es mir an Heu und anderem fehlte. Ich band die Ziegen mit einem langen Strick an eine Kiefer. So haben sie sogar bei Frost und Schnee draußen im Freien sich selbst versorgt. Ein Nachteil für ihre Gesundheit ist ihnen daraus nicht entstanden. Im Gegenteil, wer meine Ziegen sieht, staunt über ihr prächtiges Aussehen.

Als Futterheide kommen nur die einjährigen jungen Triebe in Frage, solange sie noch nicht verholzt sind. Das junge Heidekraut enthält, bei einem Wassergehalt von nur 50%, 1,4% verdauliches Eiweiß, 1,5% Fett, 8,6% stickstoffreie Extraktstoffe und 7% verdauliche Faser. Verständlich werden diese Zahlen erst im Vergleich etwa mit denen des Buchweizens. Dieser besitzt bei einem Wassergehalt von 83,7% verdauliches Roheiweiß 1,6%, Fett 0,3% Extraktstoffe (stickstofffrei) 5,2% und 2,5% verdauliche Faser. Die Milch aus Heidefütterung ist sehr fettreich, fast reine Sahne, und besitzt einen ausgezeichneten Geschmack. Trotzdem kann die Heide nur als Beifutter bewertet werden, zumal ausschließlich Heidefütterung die Milchergiebigkeit beeinträchtigt. Soll die Heide als Futter verwendet werden, so ist darauf zu achten, daß sie ständig jung bleibt, sie ist also in Zwischenräumen von höchstens zwei Jahren abzuräumen, am besten aber jährlich nach Art der Wiesen. Vielleicht lohnt auch die Pflugkultur und Heideansaat, da sich Heide auf gepflügtem Land schneller und üppiger entfaltet als auf verkrustetem. Die grüne Heide kann wie Heu getrocknet werden, womöglich zu Häcksel geschnitten als Pferdefutter oder auch gekocht zur Schweinemast. Die Heide besitzt eine gelind abführende, reinigende Wirkung. Sie wird gern genommen nach einseitiger Heu- und Grasfütterung.

Schließlich bliebe noch die Verwendbarkeit der Heide als Baustoff zu erörtern. Auch als solcher ist sie von den Heidebauern früher verwendet, sei es zum Decken von Schafställen oder als Füllung bei Strohbelag. Ernstlich hat man ihr aber keine Bedeutung beigemessen, bis durch die Baustoffknappheit gezwungen sich das Augenmerk vergessenen Möglichkeiten wieder zuwandte. Ich selbst hätte meine begonnene Siedelung aufgeben müssen, wenn ich nicht auf dieses urtümliche Verfahren zurückgegriffen hätte. Ich begann mit der baulichen Verwendung von Heide indem ich zunächst die Wand eines provisorischen Ziegenstalls damit verkleidete. Als dann ein Brand mein ganzes Hab und Gut vernichtete, war ich gezwungen, dieses Verfahren nun im großen anzuwenden. Zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächst baute ich einen Stall, bei dem ich die Heide als Dachbelag verwendete, sodann ein Wohnhaus, nachdem ich das Verfahren erprobt hatte. (Ausführlicheres darüber in meinem Werkchen: Eigen Land.)*) Zu Bauzwecken, d. h. zunächst also als Dachbelag kommt nur lange, biegsame und wenig verholzte Heide in Frage. Auf dem Dach wird die Heide entweder auf Latten — dünnen Kieferstämmchen oder glatten Ästen — mit Bindedraht gebunden, wobei auf feste und kräftige, dichte Packung zu achten ist; oder sie wird geschichtet, indem man über je eine Lage Kraut eine Lage schwerer trockener Erd- oder Torfschollen schichtet. Zu achten ist auf möglichst steile Neigung des Daches. Der First, welcher mit Heide allein schwer abzudichten ist, erhält eine Kappe aus Stroh oder Brettern, oder auch Teerpappe. Sollte das Dach gegen unabläßige Feuchtigkeit durchlässig sein, so genügt es, einen Belag von Sägemehl auf den Boden zu bringen, um die unteren Räume gegen Feuchtigkeit völlig abzudichten. In den meisten Fällen genügt die Anlage eines derartigen Fangbodens unterhalb des Firstes. Alle 3—5 Jahre wird das Dach erneuert, der alte Belag gibt eine gute Streu ab.

In ähnlicher Weise kann die Heide auch zur Aufführung von Wänden benutzt werden. Zu diesem Zweck schlägt man sie so, daß noch flache Erdballen anhaften. Die Wände müssen ziemlich breit angelegt werden und werden am besten durch Rüstwerk unterstützt. Entweder führt man die Heidewand zwischen doppelter Schalung auf, gewissermaßen als bloße Füllung, oder man legt sie an eine Rüstwand an, indem man sie mit Verstrebung durchsetzt. Man fertigt beispielsweise ein Gerüst aus Brettern, welche hochkant gestellt sind. Hierzwischen wird die Heide gepackt. Die Bretter erhalten einen Abstand, wie er für Pfosten bei Fachwerk üblich ist. In Abständen, in denen beim Fachwerkbau die Riegel angebracht sind, werden Bretter flach aufgelegt und durch Aufbringen von Gewicht angepreßt, mit kleinen Leisten befestigt. Die so entstehende Wand ist äußerst haltbar, vor allem ein ausgezeichneter Mäuseschutz. Kommt dieses Verfahren vielleicht auch für Wohnbauten weniger in Frage, so könnte es doch sehr wohl zu anderen Nutzbauten verwendet werden, zum Beispiel zu allen Stallungen.

Es bleibt nun schließlich nur noch auf die Verwendung der Heide als Heizstoff und als Schmuckmittel hinzuweisen. Die zahlreichen Brände in der Heide beweisen die leichte Entzündbarkeit des trockenen Krautes. Besonders während der trockenen Monate Mai, Juni, Juli besteht die größte Brandgefahr in der Heide, weshalb ein ausdrückliches Feuerungsverbot besteht; für jedes offene Feuer ist die Genehmigung des Landrats einzuholen. Diese Eigenschaft der Heide kann dahin ausgenutzt werden, daß man sie an Stelle von Holz zum Feueranlegen benutzt. Da übrigens die Heide eine ziemliche Glut ergibt, so ist auch reine Heidefeuerung nicht

*) Eigen Land. Oscar Laube, Verlag, Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgeschlossen; am besten aber verwendet man sie zusammen mit Torf und Holz.

Die Asche der Heide kann wie Holzasche zum Düngen oder zur Seifeherstellung benutzt werden. Auch kann die Heide, sowie sie als Streu verwandt wird, unmittelbar zur Düngung dienen, indem man sie zum Kompostieren auf Haufen setzt. Man gibt Kalk in die Haufen, um die Zersetzung zu beschleunigen und die in der Heide enthaltene Humussäure zu binden.

Die Heide als Zimmerschmuck ist deswegen beliebt, weil sich die Heide, trocken gestellt, jahrelang hält. Man benutzt sie als Füllung für Binsenkörbchen, oder aber indem man Kränze daraus flicht. Heide ist auf dem Markt begehrt und bietet so Siedlern einen angenehmen Nebenerwerb.

Schließlich läßt sich die Heide auch als Beeteinfassung anpflanzen und gibt eine Gartenpflanze ab, die unter den bescheidensten Verhältnissen nicht versagt.

Man sieht, welche Möglichkeiten ein so unbeachtetes Kraut in sich schließen kann.

G. A. Küppers.

Kulturdienstpflicht als Ersatz für Heeresdienstpflicht.

„Wer nicht arbeitet, soll nicht essen", ist zu allen Zeiten ein Grundsatz menschlicher Gesellschaft. Aber es geht ihm wie allen menschlichen Grundsätzen: er erleidet sehr viel Ausnahmen. Kranke, Greise, kleine Kinder, viele Reiche, Bettler, Landstreicher, Verbrecher essen ohne gesellschaftlich anerkannte Arbeit. Auch sind ja die Grade von Arbeit und Ernährung sehr verschieden. Jedoch reicht die Unvollkommenheit noch weit darüber hinaus, wenn man die positive Seite jenes Grundsatzes ins Auge faßt: „wer arbeitet, soll essen". Hier liegt, wie man weiß, die sogenannte soziale Frage. Es gelingt eben der Gesellschaft in zahlreichen Fällen nicht, die erforderliche Arbeit oder die notwendige Nahrung zu schaffen, um die Existenz der arbeitsfähigen und arbeitswilligen Bürger zu sichern. Niemals ist das Problem drohender aufgetreten als jetzt nach dem sogenannten Frieden von Versailles. Außerordentliche Maßnahmen sind daher gerechtfertigt und nötig. Wenngleich wir wissen, daß ohne Verwandlung des Staats in ein Zuchthaus eine restlose Heranziehung aller Arbeitskräfte zu gesellschaftlich nützlicher Arbeit und eine Garantie der Existenz aller nützlichen Arbeiter nicht möglich ist, müssen wir doch einen Weg zum Aufgebot aller Kräfte im Interesse des Ganzen und zur Sicherheit des Existenzminimums soweit angängig suchen.

Von Utopien abgesehen, haben zwei Männer in Deutschland neuerdings, soviel mir bekannt, einen solchen Weg zu zeigen versucht: Köppen in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hamburg und Potthoff in München.*) Die Erfolge, die sich Köppen bei der Durchführung seines Planes verspricht, faßt er kurz wie folgt zusammen: „1. Körperliche und geistige Gesundheit unseres Volkes, insbesondere seiner männlichen Jugend. 2. Hebung von Landwirtschaft und Gartenbau, Unabhängigkeit Deutschlands von Getreideeinfuhr und von fremden Zeitarbeitern, Einschränkung der Landflucht." Diese Ziele sollen erreicht werden durch die Einführung der Nährdienstpflicht (als Ersatz der allgemeinen Wehrdienstpflicht). Die Dienstpflicht in der Nährarmee soll für beide Geschlechter gelten und zwar drei Jahre und soll im Alter zwischen 17 und 30 Jahren erfüllt werden. Mit Hilfe des Nährdienstes soll dem ganzen Volk ein Nahrungsmindestmaß geschaffen werden, welches hinreicht, um eine Familie mit Kindern vollständig, einen einzelnen Erwachsenen zu drei Fünfteln zu ernähren. Die nähere Ausgestaltung des Planes und seine neueste Abänderung kann hier außer Betracht bleiben, da ich mich auf Erörterung der grundlegenden Gesichtspunkte beschränken will.

Potthoff steht auf gleichem Standpunkt wie Köppen: „Der soziale Volksstaat muß jedem Bürger das Existenzminimum sichern — auf die einfachste und wirksamste Art . . . Das heißt: der Staat gibt das Recht auf Existenzminimum in Naturalien und verschafft sich diese unmittelbar durch die Arbeit aller Bürger . . . Jeder Volksgenosse (erhält) täglich ein Pfund Brot und ein Pfund Kartoffeln vom Reiche kostenlos, und die Vorräte (werden) durch eine allgemeine (kurzfristige) landwirtschaftliche Arbeitspflicht beschafft. . . Kann es einen kräftigeren Reiz zum Arbeitszwang geben, als den Gedanken, daß damit jeder Einzelne sich selbst und seine Familie dauernd vor äußerster Not schützt?"**) Die Nährdienstpflicht soll mit dem 18. Lebensjahr beginnen und sechs Jahre dauern. Innerhalb dieser Frist sollen Männer und Frauen 30 Monate Dienst tun, während der übrigen $3^1/_2$ Jahre aber der Reserve angehören.

Köppen und Potthoff schieben bei ihrer Betrachtung des Problems die Ernährungsfrage in den Vordergrund, sie wollen für eine Mindestmenge der notwendigsten Nahrungsmittel sorgen und gelangen von hier aus zum landwirtschaftlichen Arbeitszwang. Ich gehe gleichfalls von dem Grundsatz aus, daß der Staat von den Bürgern fordern muß, was zur Erhaltung von Staat und Individuen erforderlich ist. Unter dem Druck Napoleons I. forderte Preußen vom Volk die Wehrpflicht. Heute ist die Lage Deutschlands weitaus schlimmer als vor 100 Jahren, aber die Wehrpflicht ist uns abgeschnitten. Wir müssen die Existenz des Reichs

*) Prof. Dr. W. Köppen: „Schulreform, Landdienstpflicht und Bodenreform" sowie „Volksernährung und Nährdienstpflicht", Vortrupp-Flugschrift Nr. 41 und Dr. Heinz Potthoff; „Nährdienstgesetz" in der Zeitschrift „Arbeitsrecht", 7. Jahrg., 3. Heft, Stuttgart 1920, u. a. m.

**) „Die künftige Arbeitsverfassung" in der Zeitschrift „Arbeitsrecht", 6. Jahrg., 3. und 4. Heft, Stuttgart 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

also auf anderem Wege sichern. Das können wir mit politischen und wirtschaftlichen Mitteln: Erziehung des Volks zu Selbstregierung und Arbeit. Auf solcher Grundlage ergibt sich zwar die Ernährungsmöglichkeit von selbst. Aber die Erfahrungen der Ernährungswirtschaft zeigen, daß auch der Verbrauch nicht sich selbst überlassen bleiben darf, wenn ein gesundes Volk bestehen soll. Unter dem Motto: „gesunder Geist in gesundem Körper" gelange ich daher zur Forderung einer über die Nährdienstpflicht hinausgehenden Kulturdienstpflicht, welche Verständnis und Pflichtgefühl für die Grundlagen der staatlichen Kultur: Gemeinschaft und Arbeit erziehen und jeden Volksgenossen mit den äußeren Bedingungen des Kulturlebens: Nahrung, Kleidung und Wohnung praktisch vertraut machen soll.*)

Krieg und „Frieden" haben uns endgültig klar gemacht, daß kein Volk sich auf die internationale Wirtschaftsorganisation verlassen darf, sondern in erster Linie sich selbst genügen muß. Vom Standpunkt der Volksgesamtheit müssen wir daher jetzt Sorge tragen, daß unsere Ernährung im eigenen Lande sichergestellt wird. Diese Sicherung ist heute dasselbe, was bis zum Weltkrieg die militärische Sicherung war. Nun hat uns aber eben der Krieg auch mehr als irgendeine Zeit überzeugend dargelegt, daß es mit der Beschaffung der Nahrung keineswegs getan ist. Durch den „Friedensvertrag" wird Deutschland dazu gedrängt, sich wieder dem Agrarstaate zu nähern, und der Menschenüberfluß sowie der wachsende Mangel anderer Erwerbsgelegenheit werden uns einstweilen ganz von selbst dahin bringen, daß wir unsere Ernährung in erster Linie durch landwirtschaftliche Arbeit sichern.**) Auch die immer dringender erforderliche Überbrückung der Gegensätze von Stadt und Land wird sich auf diesem Wege rasch und fruchtbar gestalten. Weite Kreise der gewerblichen und sonstigen städtischen Bevölkerung haben schon erkannt, welche unerläßliche Pflicht es für jeden Staatsbürger ist, mit den Bedingungen des Land- und Gartenbaus sowie der Viehzucht bekannt zu sein. Aber die langen Notjahre haben vor allem klar gemacht, daß mindestens ebenso wichtig wie die Beschaffung der Nahrung auch die Bewahrung und Zubereitung sowie die Führung des gesamten Haushalts ist. Nach fünfzigjähriger industrieller Entwicklung Deutschlands, nach jahrzehntelanger Vergötterung der Arbeitsteilung und Erwerbshetze fehlt es heute dem weitaus größten Teil beider Geschlechter des deutschen Volks an der Fähigkeit, den Familienhaushalt und ein unabhängiges Eigenleben zu führen. Die Kultur-

*) In Bulgarien ist soeben eine „wirtschaftliche Dienstpflicht" Gesetz geworden. Das Arbeitsheer soll nicht nur in Landwirtschaft und Industrie tätig sein, sondern auch Eisenbahnen, Kanäle, Wege usw. bauen.

) Daß es allerdings eine große Gefahr für unsere wirtschaftliche Zukunft bedeuten würde, wenn wir auf industrielle Betätigung fast ganz verzichten wollten, darf nicht außer acht gelassen werden. Unsere Leser mögen besonders sorgsam prüfen, was über diesen Punkt unser Mitarbeiter Georg Asmussen in diesem Vortrupphefte sagt. **Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grundlage ist uns unbemerkt unter den Füßen dahingeschwunden zugunsten eines Erwerbs- und Wirtschaftsidols, das jetzt zertrümmert vor uns liegt.

Der Krebsschaden unserer sozialen Verhältnisse ist, daß weder Mann noch Frau im allgemeinen für die Führung von Familienleben und Haushalt im Rahmen des Staatsganzen ausgebildet sind. Wir haben jede Berufstätigkeit und auf wirtschaftlichem Gebiet Produktion und Verteilung gefördert, aber das ganze weite Feld des Konsums nur flüchtig an einzelnen Punkten bestellt. Gerade Potthoff hat seit langer Zeit unter dem Schlagwort „Menschenökonomie" immer wieder hierauf hingewiesen. In einer seiner neuesten Schriften*) sagt er: „Welche praktische Bedeutung die Rationalisierung des Konsums hat, das haben fünf Notjahre uns gelehrt. Zugleich aber auch, wie ungeheuer viel bisher versäumt war, wieviel auch jetzt noch zu tun bleibt. Zur Ökonomie des Verkaufens muß eine Ökonomie des Einkaufens treten, zur Lehre von Acker und Fabrik eine Lehre vom Haushalte. Welche Verschwendung in den Küchen getrieben wird, haben wir im Kriege gemerkt. Allerlei gesetzliche Vorschriften und Mahnungen haben Besserungen bezweckt und wohl auch erreicht. Aber man glaube ja nicht, daß auch nur die Mehrheit der deutschen Hausfrauen eine Ahnung von rationeller Wirtschaft hat. Wenn in den Arbeiterhaushaltungen nicht so unwirtschaftlich gewirtschaftet würde, könnte nicht bei den hohen Löhnen ein so unbefriedigendes Ergebnis herauskommen. Wenn das Verständnis aller Frauen nicht so gering wäre, könnten sie nicht der allgemeinen Teuerung und Bewucherung so Vorschub leisten."

Jedermann sieht täglich, wie sehr diese Bemerkungen den Nagel auf den Kopf treffen. Medizinische, pädagogische und volkswirtschaftliche Autoritäten sind darin einer Meinung, daß die gefährlichste Ursache sozialen Elends nicht Mangel an Arbeit oder Einkommen, sondern die Mängel des Hausstands, d. h. der Wohnung, der Ernährungsart und des Familienlebens sind. Es hat bisher die allgemeine Einsicht gefehlt, daß zur gesunden Lebensführung des Kulturmenschen eine sozusagen berufsmäßige, systematische Ausbildung jedes einzelnen in praktischer und theoretischer Hinsicht für alles das nötig ist, was die Grundlagen des Familiendaseins bildet. Bis heute bleibt es Mann und Frau meist überlassen, sich nach eigenem Belieben diese oder jene praktischen oder theoretischen Kenntnisse und Fertigkeiten in Warenkunde und Einkauf, Kochen, Gesundheitspflege, Wohnungsbeschaffung, -gestaltung und -erhaltung, hauswirtschaftlicher Organisation und Buchführung, Garten- und Landbau, Wäsche, Kleidung und Handarbeiten, Kinderpflege, Erziehung, Krankenpflege, schließlich in den Rechtsgrundlagen des täglichen Lebens zu verschaffen. Für den Mann stand bis zum Kriege dieses ganze Lebensgebiet meist überhaupt nur zu

*) „Was heißt Volkswirtschaft?", Jena 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht verbotener Liebhaber-Beschäftigung offen, für die Frau gab es immerhin schon zahlreiche hauswirtschaftliche Ausbildungsmöglichkeiten in Volks- und Fortbildungsschulen, in Kursen und Wanderschulen. Aber was bisher geschah, entbehrt des ernsten allgemeinen Willens, dem Übel tatkräftig an die Wurzel zu greifen. Deshalb hat auch der bekannte Sozialpraktiker Prof. Zimmer mit seiner langjährigen Forderung des sozialen Frauendienstjahrs vor dem Kriege nicht durchdringen können.

Aus der durch den „Friedensvertrag" über uns verhängten Armut und Sklaverei kann uns nur die entschlossene, gemeinsame Arbeit retten, und die Kulturdienstpflicht ist das Mittel, um die schulentlassene Jugend sofort nachdrücklich durch das praktische Erleben zur vollen Erkenntnis der nationalen Lage zu fördern. Eine Generation nach der andern wird so erkennen, was ist, wird das nie vergessen und sich lebenslang gegenwärtig halten, daß nur die gemeinsame Arbeit — einer für alle und alle für einen — Deutschland wieder aufbauen kann. Also Erziehung zur Arbeit, zur politischen Gemeinschaft, zur Kultur. Es ist kein Arbeitszwang, sondern eine Arbeitserziehung. Dazu hat auch der moderne Staat, der das Streikrecht anerkennt, die Befugnis und das um so mehr, als eine einfache Erweiterung der Schulpflicht nicht das ganze Volk gleichmäßig erfassen würde. Die Kulturdienstpflicht ist gewissermaßen eine Wiedergeburt der im Kriege geschaffenen Hilfsdienstpflicht und geeignet, das zu erreichen, was das Hilfsdienstgesetz mit seinen ganz unzulänglichen Mitteln vergeblich erstrebte. Ebenso wird der bis heute über uns liegende Druck der Nahrungsmittel-Zwangswirtschaft gehoben und trotzdem dessen Ziel erreicht werden können: die Sicherung des Existenzmindestmaßes.

Ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, einen Plan zu entwerfen, sondern es kommt mir darauf an, für die Idee einzutreten. Wo ein Wille, da ist ein Weg. Es möge daher hier genügen, nur die wichtigsten Punkte des Potthoffschen Gesetzentwurfs*), der ja seinerseits zunächst auch nur zur Eröffnung der praktischen Diskussion dienen will, ganz kurz anzugeben. Potthoff legt das Wehrpflichtgesetz zugrunde und bestimmt, daß die allgemeine Nährdienstpflicht grundsätzlich in der Pflicht zu landwirtschaftlichen und Landeskultur-Arbeiten im Reichsdienst bestehen soll. Dabei soll berücksichtigt werden, daß Personen, die zur Landarbeit untauglich sind, zu Verwaltungs- und Verwertungsarbeiten, und Fachleute möglichst ihren Kenntnissen entsprechend herangezogen werden. Das Nährdienstheer soll aus dem Arbeits- und dem Hilfs-(Reserve-)Heer bestehen. Das Hilfsheer soll nur in besonderen Notfällen in Anspruch genommen werden. Die Dienstzeit im Arbeitsheer soll 18 Monate betragen, und das Ergebnis dieser Arbeit soll nach sachverständigen Berechnungen genügen, um das Existenzmindestmaß für das ganze Volk zu schaffen. Die Wahl der Monate soll den Dienstpflichtigen freigestellt werden, soweit

*) „Nährdienstgesetz", Zeitschrift „Arbeitsrecht", Jahrg. 7, Heft 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich das mit der erforderlichen Leistung landwirtschaftlicher Arbeit verträgt. Die Angehörigen des Arbeitsheeres erhalten Wohnung, Kost, Kleidung und Arbeitsausrüstung vom Reich. Wer die Nährdienstpflicht erfüllt hat, erhält vom Reich täglich ein Pfund Brot und ein Pfund Kartoffeln für sich und für jedes seiner Kinder.

Ich möchte nun vorschlagen, dieses starre System des Nährdienstes in ein halbstarres der Kulturdienstpflicht umzuwandeln. Das Existenzmindestmaß in Brot und Kartoffeln ist keine notwendige Bedingung der Dienstpflicht, da es grundsätzlich auch aus Reichsmitteln, also aus Steuern beschafft werden kann. Andererseits ist auch die Dienstpflicht keine notwendige Bedingung der Förderung landwirtschaftlichen Anbaus. Es empfiehlt sich daher, die Dienstpflicht auf die breitere und sichere Grundlage allgemeiner sozialpolitischer Notwendigkeit zu stellen, wie vorher von mir dargelegt. Aus diesem Gesichtspunkt muß es genügen, wenn jede jugendliche Person innerhalb einer gewissen Frist nach Schulentlassung durch Zeugnisse oder Prüfungen nachweist, daß sie die Ziele der kulturwirtschaftlichen Vorbildung in praktischer Arbeit erreicht hat. Wer also bei Eintritt der Volljährigkeit nachweisen kann, daß er in Haus- und Landwirtschaft die vorgeschriebenen Fertigkeiten und Kenntnisse praktisch in einer Haushaltung oder einem Betriebe erworben hat, soll ganz oder teilweise von der Dienstpflicht befreit sein. Auch für die Ableistung der Dienstpflicht soll jeder Person das Wo und Wie überlassen bleiben. Schon die Ausgestaltung des haus- und landwirtschaftlichen Unterrichtswesens wird hier allmählich in großem Umfange Ergänzung und Ersatz der Dienstpflicht schaffen. Dazu kommt die private praktische Lehre. Das Reich braucht nur soweit neue Einrichtungen zu schaffen, als die sonstigen nicht ausreichen. Die öffentliche Arbeit auf dem Gebiete des Siedlungs- und Wohnungswesens kann hierzu die Grundlage bilden. Dann ist die ganze Aufgabe der Kulturdienst-Organisation nicht mehr so kolossal. Die erweiterte Kulturdienstpflicht gestattet zugleich eine bessere Verbindung von Sommer- und Wintertätigkeit als die reine Nährdienstpflicht, erleichtert also zusammenhängende Ausbildungsarbeit.

Soweit das Reich besondere Einrichtungen für den Kulturdienst schaffen muß, darf von vornherein kein bürokratisch-militärischer Befehlsgeist in die Organisation hereingelassen werden. Der demokratischen Zeit gemäß muß alles vom genossenschaftlichen Geist der Selbstverwaltung getragen sein, da nur auf diesem Wege die politische Kultur der Selbstregierung vorbereitet werden kann. Unter keinen Umständen darf die Bequemlichkeit der Arbeit in gewohnten Formen dazu verführen, die wichtigsten erzieherischen Grundlagen künftiger deutscher Volkskultur nicht im Sinne der neuen Zeitanschauungen auszugestalten. Die Kulturdienstpflicht muß also, soweit das Reich selbst sie organisiert, so geleistet werden können, daß sie in der land- und hauswirtschaftlichen Arbeit selbst der politischen Erziehung des demokratischen Kulturmenschen dient, daß sie die Arbeits-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildung als Menschenbildung behandelt, die individuelle Tätigkeit in klaren Formen sozialer Gemeinschaft durchführt. Den dienstpflichtigen Jugendlichen muß das tägliche praktische Leben aufs nachdrücklichste die nationalsoziale Demokratie in der Selbstverwaltung von Arbeit und Kapital, in der menschlichen Kulturgemeinschaft zur Selbstverständlichkeit werden lassen.*)

Auf solcher idealen politischen Grundlage ist die Forderung der Dienstpflicht gerechtfertigt und stellt sich als historisches Ergebnis der deutschen Sozialentwicklung dar: Erziehung zur Gleichberechtigung von Arbeit und Besitz, freie Individualwirtschaft in sozialer Selbstbeschränkung. Das germanische Altertum nahm in der Sippen- und Stammesverfassung den Mann als solchen, die menschliche Persönlichkeit und Kraft zur Grundlage. Allmählich trat mit der Dauer der Seßhaftigkeit und der Volksvermehrung der Besitz hervor, zunächst an Grund und Boden, später in wachsendem Maße auch an sogenanntem Kapital (Geld und Waren). Für das Mittelalter ist es schon charakteristisch, daß nur der Besitz an der öffentlichen Verwaltung (Regierung, Heer, Rechtsprechung, Finanzwirtschaft) teilhaben konnte. Die ersten Jahrhunderte der neueren Zeit, die Fürstenzeit von 1500—1800, brachte dann die Vormachtstellung der Herrscher soweit, daß sie die Staatsverwaltung durch ihre besoldeten „Diener", Beamte und Heer besorgen und den Staat sozusagen als Eigentum behandeln konnten. In dieser ganzen Periode zwischen ältester und neuester Zeit, 1000—1800, war der Mensch als Arbeitskraft nur insoweit an den sozialen Rechten beteiligt, als er am Besitz beteiligt war. Erst im 19. Jahrhundert ist allmählich wieder der Mensch als solcher anerkannter Grundstein des Staats geworden und die reine Arbeit zum notwendigen Bestandteil der Staatsfunktionen. Erst der Sozialismus und die freien Verbandsorganisationen haben die Erkenntnis geweckt, daß die Arbeit (geistige und körperliche) öffentliche Angelegenheit des Staats, daß sie soziale Pflicht des Staatsbürgers ist, ihm dementsprechend aber auch die volle soziale Gleichberechtigung gewähren muß. Nur dürfen wir jetzt nicht zurückschauen nach der Urzeit oder hinauf in den Himmel der Illusion und dabei die Errungenschaften der bisherigen Kulturentwicklung: Besitz und Individualismus fallen lassen. Der demokratische Ausgleich aller Kräfte ist es, den die Zukunft, die deutsche Republik bringen muß. Umfangreiche Vorarbeit hat die Vorrepublik geleistet, die Arbeitsstände haben ihre soziale und politische Stellung im ganzen erheblich vorgeschoben; aber das erstrebte Gleichgewicht der Kräfte ist dauernd bedroht. Diesem staatsgefährdenden Zustande kann mit kunstvollem Weiterbalanzieren an der Spitze des Gebäudes nicht abgeholfen werden, dazu bedarf es vor allem des entsprechenden Aufbaus von unten her. Solchen Aufbau sozialen Aus-

*) Im Gegensatz hierzu steht das neue bulgarische Gesetz über die wirtschaftliche Dienstpflicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichs zu starker völkischer Kultur kann nur die berufs- oder arbeitsständische Selbstverwaltung in Verbindung mit gleichlaufender allgemeiner Jugenderziehung und Kulturdienstpflicht leisten.

Dr. Fritz Schneider.

Naturreligion und Christentum.*)

Von alters her hat die christliche Heilslehre im Anschluß an das Alte Testament die Anschauung vertreten, daß Gott sich in der Natur als Schöpferkraft offenbare. Damit aber erschwert man sich unendlich die Möglichkeit, Gott als Welterlöser zu verstehen. Und das ist er doch in erster Linie: die Macht der Liebe, die uns von der uns angeborenen Ichsucht befreien will. Oft ist es so weit gekommen, daß man den Naturlauf nicht bloß von Gott abhängig machte, sondern sogar Natur und Gott gleich setzte. Und das tun heute gerade auch solche Menschen, die durch Naturwissenschaft aufgeklärt worden sind und darauf allein ihre Weltanschauung aufbauen wollen; sie bekennen sich zur „Gott-Natur". Die ganze Natur, so wie sie wirklich ist, wäre nur Erscheinung eines Gottes, und demnach wäre alles in der Welt als die Offenbarung eines und desselben Gottes im Grunde gleich berechtigt. Das gesamte Geschehen vollzöge sich mit natürlicher und zugleich göttlicher Notwendigkeit. Von sittlicher Freiheit und Verantwortung kann also keine Rede sein. — Gegen solche bedenklichen Folgerungen schützen wir uns vielleicht am besten, wenn wir auf die geistige Entwicklung der Menschheit einige Streiflichter werfen, besonders auf die altindische Naturreligion und auf die christliche Sittlichkeitsreligion.

In den Religionen liegen uns die ersten noch kindlichen Versuche der Menschheit vor, über Welt und Leben nähere Aufklärungen zu gewinnen und sich eine gesicherte Lebensanschauung zu erringen. Als der Mensch zuerst aus dem tierischen Zustand erwachte — so muß es ja gewesen sein — sah er sich umgeben von einer großen Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen, die fördernd oder schädigend auf sein Leben einwirkten. Es ist verständlich, wie der ursprüngliche Mensch die Erde, die ihn trägt und alle Wesen aus sich hervorbringt, eine Mutter nennen konnte, und den Himmel, der durch Regen die Erde erst befruchtet, einen Vater. So wurde weiter der Wind zu einem Jäger, der die Wolken jagt, und die Sonne zu einem Wanderer, der Tag für Tag unentwegt seine Bahn zurücklegt. Die wohltätige Kraft des Feuers betrachtete man als für Haus und Herd sorgenden Freund. Es ist verständlich, daß der erste Mensch

*) Im vorliegenden Aufsatz habe ich einen Gedankenzusammenhang herausgehoben, den Paul Deussen in seinem hervorragenden Lehrbuch der Weltweisheitslehre, den „Elementen der Metaphysik" (Preis geb. 19.20 M.), sowie in seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen" (Preis geb. 288.— M.) entwickelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu all diesen gewaltigen Naturkräften aufblickte und sie als über ihm stehende Mächte, als Gottheiten, verehrte.

So entstanden die frühesten Religionen. Es waren eben Naturreligionen. Der Mensch legt den verschiedenen Naturkräften als deren innerstes Wesen dasselbe unter, was auch er in seinem eigenen Innern fühlt: einen Willen. Das tut noch heute die höchste Weltweisheitslehre. Aber man ging zuerst noch weiter und sprach von den Naturkräften, als ob auch sie ein menschenartiges Bewußtsein hätten, als ob auch sie begabt seien mit Verstand und Vernunft. Wir kennen diesen Vorgang der ersten Entstehung der Religion, worüber wir früher nur Mutmaßungen aussprechen konnten, seitdem wir vor wenig mehr als 100 Jahren die indische Weisheit aus ihren Quellen schöpfen lernten. Vermöge der Durchsichtigkeit der Sanskritsprache sehen wir den indischen Gottheiten aus ihren Namen deutlich ihre Herkunft an und können sagen, welche Naturkraft jeder einzelne Gott verkörpert oder jedenfalls einmal verkörpert hat.

Eine ebensolche Naturreligion gab es in Griechenland, und auch bei unsern Vorfahren hier im Norden, bei den Germanen, waren es Naturgötter, die Verehrung genossen mit Wotan an der Spitze, dem Allwaltenden, der in Eichenhainen rauscht! Ja selbst in der Bibel blickt noch hier und da eine alte Naturreligion, sogar mit mehreren Gottheiten, hindurch. Gott gilt zwar als der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde, aber er spricht oft in der Mehrzahl. „Lasset uns Menschen machen", heißt es in der ersten Erzählung des Alten Testaments, und nach dem Sündenfall sagt Gott: „Die Menschen sind wie unser einer!" Da ist die Sonne, die den Tag regiert, und der Mond als Herrscher der Nacht.

Genug, ob es sich nun um einen Gott oder um viele Götter handelt: Gott und Natur sind für den ursprünglichen Menschen noch aufs allerengste miteinander verbunden. Und die Naturreligionen geben dem Menschen über das Dasein von Welt und Leben die Erklärung: Die Welt entstammt dem Einflusse höherer Wesen; sie ist das Werk von Gottheiten oder eines einzigen Gottes. Diesen Naturmächten aber zu dienen durch Gebete und bestimmte Gebräuche, vor allem aber durch vielfältige Opfer, das ist der Menschen eigentliche Lebensaufgabe.

Wäre nun die Religion nichts weiter als eine solche Vermenschlichung der Naturkräfte, so müßte sie mit zunehmender Erkenntnis der Naturerscheinungen verschwinden. Die altindische Indra-Lehre vom Gott des Gewitters, der mit seinem Donnerkeil den Himmel spaltet und dadurch die Wolkenkühe einem bösen Dämon, der sie gefangen hält, entreißt, so daß sie nun ihre segnende Milch als fruchtbaren Regen auf die Erde strömen lassen, diese Indra-Lehre müßte einer wissenschaftlichen Auffassung Platz machen vom Gewitter als Elektrizitätsentladung! Und die Agni-Lehre vom Feuergott würde sich in einen Abschnitt Chemie auflösen!

Doch liegt der Sinn der wahren Religion viel tiefer. Der Mensch spürt in seinem Innern eine geheimnisvolle Stimme, die ihn erst zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschen macht: eine Stimme, die ihn auffordert, unbedingt das Gute zu tun und das Böse zu meiden, auch dann, wenn es seinem eigenen Wohlergehen geradewegs zuwiderläuft. Natürlich ist es dem Menschen, stets seinen Vorteil zu befördern, Leiden abzuwehren und Freuden zu vermehren. Dagegen fordert nun die Gewissensstimme oder das Sittengesetz, über sein eigenes Ich hinauszugehen und auch der Mitmenschen zu gedenken. Und allen naturhaften Regungen zum Trotz setzt sich die sittliche Stimme durch. Es fragt sich nur, wie wir diese rätselhafte Stimme zu erklären haben. Wer ist der Träger dieser Stimme? — Der ursprüngliche Mensch verfällt auf den merkwürdigen Gedanken, die Gewissensstimme aufzufassen als den Ausfluß jener Mächte, die er durch Vermenschlichung der Naturkräfte gewonnen hatte: eben jene Naturgötter wurden zugleich Hüter des Sittengesetzes.

In Indien war es zuerst Varuna, der Gott des gestirnten Himmels, der durch seine unermüdlichen Späher, die Gestirne, Tag und Nacht über die guten und die bösen Taten der Menschen Wache hält, so daß ihm nichts entgehen kann. Die gleiche Entwicklung sehen wir in der Bibel, hier aber mit noch ganz anderer Kraft durchbrechen. Jahwe, der ursprüngliche Natur- und Kriegsgott der Hebräer, wird zur Macht des Guten. Wie erhebt z. B. der Prophet Amos seine Stimme gegen jeden äußerlichen Gottesdienst! „. . . Ich bin euern Feiertagen gram und verachte sie . . . Und ob Ihr mir gleich Brand- und Speisopfer opfert, so habe ich keinen Gefallen daran . . . Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder . . . Es soll aber Recht geoffenbart werden wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein starker Strom." Oder hören wir den Propheten Jesajas, wenn er Gott sagen läßt: „Bringet nicht mehr Speiseopfer so vergeblich. Das Räuchwerk ist mir ein Greuel . . . Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen von euch, und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts. Waschet, reiniget euch . . . lasset ab vom Bösen; lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten . . ." Also nicht Opfer der Naturmacht werden gefordert, sondern Gott als Hüter des Sittengesetzes will von uns einen sittlichen Lebenswandel. Der allein ist wahrer Gottesdienst.

Als die Menschheit das begriffen hatte, war ein großer Schritt getan über alle Äußerlichkeiten einer bloßen Naturreligion hinaus. Es war für die Menschen ein Weg gewiesen zu einem höheren Ziel, das erst im eigentlichen Sinne verdient, Gott genannt zu werden.

Aber den Tieferblickenden konnte auch hier noch manches nicht genügen. Gott ist es, der bestimmte Sittengebote oder Verbote aufstellt, und zwar gibt er denselben Nachdruck durch Verheißung von Lohn und Androhung von Strafe. So im alten Indien, so in Griechenland, wo die Rache der Götter eine ganz besondere Rolle spielt, so auch im Alten Testament: Gott dräuet zu strafen alle, die seine Gebote übertreten, und sucht die Sünden der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen aber, die seine Gebote halten, tut er wohl bis ins tausendste Glied. — Somit wendet sich selbst die bereits geläuterte Religion, wenn sie einen sittlichen Lebenswandel befiehlt, doch an die Ichsucht im Menschen als Triebfeder zu einer Werkgerechtigkeit und führt somit nicht über die Ichsucht hinaus.

Darum schreiten die Menschen im religiösen Bewußtsein fort zu der Erkenntnis: alle Werke, welche aus Furcht und Hoffnung getan werden, sind für die ewige Bestimmung des Menschen wertlos. „Tut wohl und leihet, auf daß ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein", d. h. nur dann haben eure Taten Wert in Gottes Augen, sagt Jesus nach Lukas. Diese große Erkenntnis bricht sich weiter Bahn im Neuen Testament, wenn vom Menschen die Wiedergeburt gefordert wird, eine völlige Umwandlung des natürlichen Menschen. Aus den Fesseln dieser in Ichsucht wurzelnden Erscheinungswelt, aus dem Reich der Sünde, bedarf es einer Erlösung. Das ist der unerhört neue Gedanke des Christentums, zu welchem jede ernste Lebensanschauung Stellung nehmen muß.

Die früheren Weltweisen der Griechen und Römer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, hatten gemeint, Ziel aller Tugend sei ein glückliches Erdenleben; und damit war ihnen die ernste, wahre und tiefe Bedeutung des Lebens verloren gegangen. Demgegenüber predigt das Christentum und mit ihm in etwas anderer Art auch die indische Weisheit: wir sollen dem ichsüchtigen Willen in uns eine ganz andere Richtung geben. Diesen Gedanken hat Jesus festgelegt durch ein Wort, wohl das größte, das er jemals gesprochen hat, und das bis heute noch nicht überholt worden ist: „So jemand will mir nachfolgen, der verleugne sich selbst!" Jeder von uns ist hier auf Erden auf einen Kampfplatz gestellt, um sich von der angeborenen Ichsucht zu befreien. In der Todesstunde wird es sich entscheiden, ob der Mensch vom Leben etwas gelernt hat oder nicht; ob er geläutert worden und reif ist für sein höheres, göttliches Dasein oder ob er noch erfüllt ist von Begierde und Genußsucht und dann zurückfällt in den Schoß der Natur. In diesem Zusammenhang verstehen wir auch jenes auf den ersten Blick widerspruchsvolle Jesuswort: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren!" Ganz gewiß, wer allein mit diesem zeitlichen Dasein rechnet, hat es eines Tages ganz bestimmt verloren: im Augenblick des Todes. Nichts, aber auch gar nichts an Erdengut kann er mit hinübernehmen. Wer also allein auf dies natürliche Leben traut, hat gewiß auf Sand gebaut!

Doch verstehen wir das Christentum nicht so, als ob wir uns darum vor den Schönheiten der Natur verschließen müßten. Jesus selbst ruft uns zu: Sehet in ihrer Herrlichkeit die Lilien auf dem Felde; sehet in ihrem Frohsinn die Vöglein unter dem Himmel; sehet das winzige Senfkorn, wie es heranwächst zu einem großen Kraut! — Mit solch offnem Auge stand Jesus der Natur gegenüber und freute sich herzlich an den Erscheinungen. Aber die äußere Natur, so wirklich sie ist und so schön

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie auch immer bleibt, ist im besten Falle zu betrachten als ein Gleichnis für ein viel Höheres: für das Reich Gottes. Wie die Pflanze aus den ersten kleinen Anfängen kräftig hervorwächst, äußerlich sichtbar, so gilt es für den Menschen, daß er innerlich wachse, rein und gut werde, Jesus sagt: vollkommen wie der Vater im Himmel.

Weil Jesus sich diese Lebensanschauung zu eigen machte, war sein Leben so reich und zielbewußt; daher diese feurige Begeisterung! Darum haben auch alle diejenigen den Geist des wahren Christentums noch nicht verstanden, die da meinen, man müsse sich erst begraben lassen, ehe man des Himmelreichs teilhaftig werde. Nein! Jesus hat uns gepredigt: Das Himmelreich ist herbeigekommen! Es ist wahrlich nicht gebunden an irgendeine Zeit. Es ist nicht etwas, was heute besteht und morgen zerstört wird, und dann, wie irgendein weltliches Reich, mit Gewalt wieder aufgerichtet werden müßte. Das Himmelreich ist von jeher da und wird immer weiterbestehen; es ist ewig oder zeitlos und daher stets gegenwärtig! Zu warten braucht man wirklich keinen Tag mehr: Helft dem Armen, tröstet die Traurigen, habt Mitleid mit den Bedrängten, kommet einander ehrerbietig zuvor — dann seid ihr augenblicklich Mitglieder des Himmelreichs! Denn sehet, das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern es ist inwendig in euch!

Wer so sein irdisches Leben auffaßt und seine Persönlichkeit hier in der Zeit selbstlos in den Dienst der Ewigkeit stellt, hat sich weit über alles bloß Naturhafte erhoben und sich durchgerungen zu einer Religion, d. h. Gottinnigkeit, die mit reiner Sittlichkeit untrennbar fest verbunden ist.

Reinhart Biernatzki.

Rund um uns

Sozialismus der Herzen. Bei der ganzen Unzufriedenheit der heutigen Menschen, die sich von den Arbeiterschichten bis weit in die Beamtenkreise erstreckt, ist, so wenig das auch den meisten klar bewußt sein mag, eine Hauptursache die Knechtung der Seele, das Gefühl, im eigensten menschlichen und seelischen Sein zu verkümmern. Schon daß die staatliche soziale Fürsorge, also die Invaliditäts- und Altersversorgung usw. so wenig zur Milderung der Klassengegensätze beigetragen hat, muß zu denken geben. Überhaupt haben alle sozialen Maßnahmen das Gefühl der Gemeinsamkeit unter den Menschen nicht gestärkt, sondern eher abgestumpft. Denn je mehr die frühere, freilich unzureichende private und freiwillige Liebestätigkeit durch soziale Organisation und soziale „Pflichten" ersetzt wurde, desto mehr scheint das Gefühl der seelischen Zusammengehörigkeit und der gegenseitigen Hilfsbereitschaft zurückgedrängt zu sein. Liebe läßt sich nicht organisieren. Sie will aus innerem freiem Antriebe wirken. Und diese hingebende Liebe müssen wir uns zurückerobern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurz: der wirtschaftliche Sozialismus kann sein Ziel nicht erreichen ohne einen Sozialismus der Herzen.

Wer ganz mit dem Strome seiner Zeit schwimmt, glaubt leicht, daß die Anschauungen, in denen er aufgewachsen ist, unabänderlich seien, daß das stete Berechnen und Denken nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten etwas Natürliches und Selbstverständliches sei. Aber es ist auch eine Kultur möglich, in der nicht, wie heute, das ganze Leben mitsamt der Seele von wirtschaftlichen Erwägungen bestimmt, sondern umgekehrt alles, einschließlich des Wirtschaftslebens, von der seelischen Seite aus betrachtet wird. Unser europäisches Mittelalter bietet ein Beispiel dafür, daß der Wert des Seelischen für das ganze Dasein maßgebend war. Und sicher war das Leben damals trotz mancher Dunkelheiten im ganzen schöner, glänzender, heiterer als das unsere.

Fassen wir den Sozialismus als eine innere Bewegung der Seelen, als soziale Gesinnung auf, wie es seine edelsten Vertreter auch getan haben, so erscheint kein Ereignis der Geschichte für ihn bedeutungsvoller als die Einführung des Christentums mit seinem Gebote der Nächstenliebe. Die gewaltigsten Revolutionen haben nicht so tief gewirkt wie die schlichten Worte Christi, in denen wirtschaftliche Fragen doch kaum berührt werden. Man hört heute oft die Behauptung, daß wir keine Christen mehr sind. Sehr töricht, wenn das bedeuten soll, daß das Christentum für uns ein überwundener Standpunkt sei. Im Gegenteil, wir sind noch keine Christen in dem echten und reinen Sinn seiner Lehre.

Es ist ein merkwürdiger Widerspruch unserer Zeit: Während Sozialismus das Schlagwort der Mehrheit unseres Volkes ist, herrscht durchweg eine im höchsten Grade unsoziale Gesinnung. Die letzten Kriegsjahre und die Zeit dieses Friedens (ein Hohn auf das Wort!) haben das Gemeinschaftsgefühl ertötet. Rohe Kampf- und Vernichtungstriebe sind großgezogen worden, das Ehrlichkeitsgefühl ist durch die drängende Not erschüttert und ein Kampf aller gegen alle entfesselt. „Jeder für sich" heißt heute die Losung, und Herzlosigkeit ist das Gepräge der menschlichen Beziehungen. Mitfühlende Liebe und Hilfsbereitschaft gelten den meisten als unzeitgemäß, sentimental und schädlich. Aber man täusche sich nicht: auch die beste soziale Organisation kann die Menschheit nicht erlösen; das kann allein die opferwillige Liebe. Sie wieder zum leitenden Triebe unseres Lebens zu machen, vermag der Staat nichts, die Gesellschaft wenig, der Einzelne alles. Und jeder muß damit in seinem kleinen Kreise anfangen. Denn es gilt das schöne Wort Richard Dehmels: „Ein bißchen Güte von Mensch zu Mensch ist besser als alle Liebe zur Menschheit."

Paul Sickel.

Ein Weg in die Stille. Wie viele Menschen sind heute von Zweifeln gequält, ob sie das Leben richtig anfassen, ob sie am Ende ihrer Tage sagen können, daß es sich gelohnt habe zu leben, daß sie ihren Platz ausgefüllt haben! Sie suchen und suchen; mit Freuden wollen sie das eigene Ich zurückstellen, um dem großen Ganzen zu dienen, wollen ihre ganze Kraft der Arbeit am Gemeinwohl widmen. — Aber wie mancher bleibt mutlos mitten im Wege stehen, weil er nicht die Kraft hat, die Enttäuschungen zu verwinden, weil er das Licht nicht finden kann, das ihm den rechten Weg erleuchtet!

Welches ist der rechte Weg? — Er ist nicht für alle der gleiche, denn die Menschen sind nicht die gleichen. Durch Not und Zweifel müssen wir alle hindurch, und das sollen wir nicht beklagen, denn diese Kämpfe erst schaffen die innere, wissende Reife, die aus Erkenntnis urteilt und schafft.

Da ist ein Buch von Edmund Neuendorff erschienen: „Der Weg in die Stille", das in einfacher, erzählender Form die Geschichte eines solchen Suchenden und Findenden bringt. Künstlerisch mag man zu ihm stehen wie man will: man mag vieles am Aufbau der Erzählung bemängeln, man mag durch psychologische Unzulänglichkeiten, durch gelegentlichen Überschwang gestört wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den; man mag denken, daß häufig das Häßliche garzu häßlich, das Schöne allzu schön dargestellt sei: das macht nichts, denn es verwischt nicht den Gesamteindruck, daß aus dem Buche eine Seele zu uns spricht, die selbst gerungen und gezweifelt hat, die selbst in harten Kämpfen den Weg in die Stille als den rechten für sich gefunden und ihn gegangen ist.

Es ist die Geschichte eines Lehrers, der durch den frühen Tod seiner Frau, die ihm im edelsten Sinne Weggenosse war, die innere Festigkeit und ruhige Sicherheit verliert, der dann Jahre hindurch mit ganzer Hingabe im öffentlichen Leben steht, trotz äußerer Erfolge und Anerkennung aber nicht befriedigt ist in der Arbeit und sich mit dem überall herrschenden Geist der Ichsucht nicht abfinden kann, seine Kinder, seine Schule, seinen Wandervogel und sein altes Studium über dieser Arbeit vergißt: um endlich zu erkennen, daß er nicht auf dem rechten Platze steht.

Bei einer Sonnwendfeier der Wandervögel findet er endlich den Weg zu sich zurück. Die Worte eines der Älteren sind es, die ihn wecken, die seine Seele plötzlich beglückend erhellen und sie klar und still machen nach all dem Sturm: „Ein Held und Führer kann jeder sein, auch ohne daß er in dem Lärm des Tages untertaucht und sich in seinen Fluten beschmutzt, auch ohne, daß er große Taten verrichtet, auch ohne, daß er mit den Menschen ringt, um sie zu überzeugen und zu gewinnen. Wie das möglich ist? Arbeite jeder an sich, daß er rein bleibe und reif werde. Suche jeder die Gesetze seiner ureignen Entwicklung und erfülle sie. Lebe er ihnen, das ist das Höchste, was er für sich selbst tun kann, aber es ist auch das Beste, was er seinen Mitmenschen geben kann. Denn das Gute wirkt in die Ferne und lockt durch sich selbst die Menschen zur Nachfolge.“ In diesem Satze liegt für mich der Höhepunkt des ganzen Buches.

Neuendorffs Buch berührt sich in der Art der Darstellung mit manchen ähnlich gerichteten Werken der letzten zwei Jahrzehnte. Einer der ersten, die auf diese Weise soziale Gedanken volkstümlich zu machen suchten, ist meines Wissens Walther Classen mit seinem Roman „Kreuz und Amboß“ gewesen. Der „Vortrupp“ ist bekanntlich weit davon entfernt, Werke dieser Art etwa grundsätzlich ablehnen zu wollen; wir freuen uns ihrer, freuen uns des festen Griffes, mit dem die Volksschäden angefaßt und bekämpft werden. Als eine Hilfe für den Aufstieg betrachten wir diese Werke. So mag auch der „Weg in die Stille“ manchem helfen, der nicht mit sich zurechtkommen kann. Hier nimmt er Teil an einer Entwicklung durch Zweifel und Not; vielleicht erkennt auch er für sich den Weg in die Stille als den rechten; vielleicht aber findet er auch einen andern, denn er soll ja seinen Weg finden.

Grete Battmer.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Meisinger, Othmar: Bilder aus der Volkskunde. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Much, Hans: Norddeutsche Backsteingotik. 3. Aufl. Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.

Christaller, Helene: Die Liebe und der Tod. 6.— M., geb. 10.— M. Friedrich Andreas Perthes, Gotha,

Haenisch, Konrad, Preuß. Minister für Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung: Die Not der geistigen Arbeiter. Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp“ keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 19 1. Oktoberheft

Studententum und Sport.

Als die akademische Jugend von 1813 aus den Kämpfen für Deutschlands Befreiung von feindlichem Joche zurückkehrte, da wußte sie, daß ihr ein neuer Zweck des Lebens, ein neues Lebensideal entstanden war. Ihr neugewonnenes sittlich-religiöses Hochziel im gesamten akademischen wie im bürgerlichen Leben zu verwirklichen, der Zerklüftung in allerlei Parteiungen entgegen zu wirken, ein einiges Deutschland zu schaffen, darin erblickte diese neue Jugend die Hauptaufgaben für die Zukunft. Inmitten eines in Liederlichkeit verkommenen, allen Lastern der Trunksucht verfallenen Verbindungslebens der damaligen Landsmannschaften nahm sie den Kampf für ein neues adeliges und freies Lebensideal auf, sie erstrebte „ein Burschenleben als den reinen und vollen Ausdruck des Kraftgefühls und des Freiseins". Wie sie sich aufbäumte gegen staatlichen Zwang und Bevormundung, so war sie auch über ödes Geist und Körper ertötendes Kneipenleben hinausgewachsen. Wir, die wir unendlich Größeres, Nervenerschütternderes erlebt, denen ein grausames Schicksal die Heimkehr aus ehrenvollem Kampfe so furchtbar und so schmerzlich gestaltete, sind wir innerlich weiter als die hochgemuten, von edelster Leidenschaft durchglühten Jünglinge vor hundert Jahren?

Überall sehen wir Haß und Leidenschaft die Stimme der Vernunft ertöten, wir sehen uns in den Anschauungen von Kultur und Sitte um Jahrhunderte zurückgeworfen, und von der gewaltigen Massenpsychose, die der herbe Schmerz über Deutschlands Fall gebar, mitgerissen, hat die deutsche Studentenschaft ihre hohe Tradition vergessen. Ein wahrhaft großes Geschlecht hätte auch aus der Niederlage den Sieg gewonnen. Ein leuchtender Georgsritter, alles Schlechte und Gemeine niederringend, wo er es findet, aber auch ritterlich dem Schwachen und Unterdrückten ein eherner Schild des Rechtes, ein blitzendes Schwert der Gerechtigkeit gegen die Mächte der Finsternis. Aber die akademische Jugend war nicht mehr fähig, aus der gewaltigen Erschütterung der Kriegs- und Revolutionszeiten einen neuen großen Gedanken zu schaffen. Hat diese Jugend, die so oft dem Tode ins Auge sah, noch nötig den Beweis zu erbringen, daß sie Tod und Verderben nicht fürchtet? Und doch zwingt sie den in tausend Schlachten erprobten Jüngling, nochmals die Probe seines Mutes zu bestehen. Es war durchaus nicht immer der narbenbedeckte Student, der vorbildlich an nie versagendem Mute Beispiel und Vorbild ward. So mancher Akademiker, dem Religion oder sonstige ethische Gründe den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweikampf verboten und der vielleicht deswegen scheel angesehen und als „Kneifer" bezeichnet wurde, hat Wunder von Heldenmut geleistet. In dem Ernst der schweren Ereignisse habe ich oft darüber mit Farbenstudenten gesprochen, niemand war im Zweifel, daß nach dem Kriege ein neues von allen mittelalterlichen Schlacken gereinigtes Studententum erstehen müsse. Und jetzt sind die harten Lehren des Krieges wie in so vielem auch hier vergessen! Es wäre eine große Tat gewesen, wenn die großen schlagenden Verbände eine großzügige Reform des Studentenwesens eingeleitet hätten, aber die von einzelnen unternommenen Versuche scheiterten an der durch die wechselvollen, unruhigen Zeiten aufs höchste erregten Geistesverfassung der Studentenschaft. Gerade die Revolution mit ihren unheilvollen Folgen erzeugte den trotzigen Rückschlag: Jetzt gerade nicht! Wo alles stürzt, unsere alte Tradition bleibt uns als fester Halt, an den wir uns klammern. Der psychologische Augenblick für die Reform war verpaßt.

Für kleinere Verbände mit neuzeitlichem Ziele, die noch schwer mit Vorurteilen zu ringen haben, ist es schwer, hier den Anfang zu machen, wohl aber können sie den Boden vorbereiten, auf dem einmal eine große sittliche Volksbewegung entspringen muß. Der Student muß aufhören, seinen begrenzten Umkreis als Welt für sich zu betrachten, es ist heute nicht damit getan, mit starken Worten sein Volkstum zu feiern, wenn er nicht in allem als Vorbild, als Führer in einer führerarmen Zeit für das Volksganze seine Person einsetzt. Was tut dem deutschen Volke not, daß es wieder gesunden kann aus der Atmosphäre des Hasses und der Zerrissenheit, an der ja nur unsere Feinde Gefallen haben, aus dem körperlichen und sittlichen Verfall so langer Kriegs- und Revolutionseinflüsse?

Es ist in erster Linie die Sportbewegung, die diese Aufgabe nach allen Richtungen zu lösen unternommen hat. Der Sportgedanke pocht an unser soziales und hygienisches Gewissen: Heraus aus den dumpfen engen Wohnungen, wo so viele Volksgenossen eng zusammengepfercht wie das Vieh hausen müssen, wo sie die Keime der Tuberkulose einatmen, heraus aus den Stätten fader Genüsse, wo Leib und Seele noch mehr erschüttert und vergiftet werden! Hinaus in die frohe freie Gottesnatur, in die golden strahlende Sonne, in die wonnig kühlenden Wellen! Der Ruf nach neuer Gesundheit und Kraft muß mehr und mehr deutsche Gaue durchzittern, immer neue Jünger unter seine leuchtenden Banner scharen. Die allgemeine Wehrpflicht, die hohe Schule der Volksgesundheit und Volkskraft ist dahin. Der Sportgedanke muß an seine Stelle treten. Nicht dient er einer Partei, einer Klasse. Er fragt nicht: „Wer bist du? was bist du? sondern: was kannst du?" Freie Bahn dem Tüchtigen! Nicht nur körperlich ist uns daher der Sport ein ewiger Jungborn, er enthält in sich all die Hochziele, die uns bereits gänzlich entschwunden schienen. Denn nicht Goldes Lohn winkt als Preis der Mühen und Entbehrungen, die der Sportsmann in freiwilliger harter entsagungsvoller Arbeit auf sich nimmt, es geht um das Höchste, um die Ehre. Er mahnt uns zu strenger Selbstzucht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Beherrschung aller Nerven und Muskeln durch eisernen Willen, er mahnt uns zur neidlosen Anerkennung fremden Verdienstes. Dem in ehrlichen Kampfe Unterlegenen drückt der Sieger ritterlich die Hand. In treuer Kameradschaft opfert sich der wahre Sportsmann für seine Sportgenossen. Lieber verliert er ehrlich, als daß er mit Mitteln, die nicht vor dem Sportgewissen bestehen können, zu gewinnen trachtet. Haß und Kampf aber allen Unredlichen! Hier ist kein Platz für Schiebertum, nur das redlich erkämpfte Verdienst in strengster Unparteilichkeit gewertet, kann den Siegerpreis erringen. Fair Play nennt der Engländer dieses höchste Ziel des Sportes. Ehrliches, ritterliches, vornehmes Spiel. Wir können es im Deutschen mit einem Wort nicht wiedergeben. Vornehm, ritterlich und ehrlich muß das deutsche Volk wie im Spiele so auch im Leben wieder werden. Dieser Gewissensruf, der im Sportsgedanken wurzelt, er muß immer tiefer in unser Volk eindringen. Er ist berufen, es zur Erstarkung des Leibes und der Seele, zur Neubelebung von Gesundheit und Kraft, zu Ehrlichkeit und Ehrgefühl, zur Hilfsbereitschaft und zur sozialen Versöhnung zu führen. Wir sind überzeugt, daß dies allein die starken Grundmauern neu erwachter Volkskraft, neu erstarkter Volksmoral sein können, auf denen wir unser so tief gefallenes und zerfallenes heißgeliebtes Vaterland wieder aufbauen können.

Wer es ernst und heilig meint mit der Zukunft unseres Volkes, der darf hier nicht abseits stehen. Und findet nicht gerade die akademische Jugend im Sportsgedanken so viele der sittlichen Werte wieder, die sie in den studentischen Waffengängen als Hochziele verehrt? Aber hier dient er nur seiner eigenen Ertüchtigung, in der Mitwirkung beim Sportgedanken dient er seinem Volke. Und dies ist die Pflicht eines jeden der sein Vaterland mit dem Herzen und nicht mit dem Munde liebt.

Nur die unheilvolle parteipolitische Orientierung des Studententums ist schuld, daß der Sportgedanke im akademischen Leben noch nicht den ihm gebührenden Platz einnehmen konnte, wenn auch gerne anerkannt werden muß, daß einzelne Studentengruppen bereits vorbildlich auf sportlichem Gebiete tätig sind. Doch sind dies noch immer Einzelerscheinungen.

Und doch war bereits vor dem Kriege durch Dr. Mallwitz in Berlin ein Deutschakademischer Bund für Leibesübungen gegründet worden. Er ist berufen, alle sportlichen Bestrebungen der deutschen Studentenschaft zusammenzufassen. Möge der Tag nicht mehr ferne sein, wo alle studentischen Verbände im neuerstarkenden Sportgedanken einen neutralen Boden finden, auf dem sie alle die ritterlichen Künste beweisen können, wo wahres Kraftgefühl und edler Mannesstolz den Menschen körperlich und sittlich adeln und ihn zum Vorbild, zum wahren Führer seines Volkes, zum Pfadfinder einer höheren Kultur, zum Nutzen des Wiederaufbaues machen. Hat es sich doch gezeigt, daß gerade die Mischung von höherer Intelligenz und Körperkultur, wie sie dem Akademiker eigen sein soll, die Leistungen steigert und die Sportgedanken vergeistigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mögen die Bünde, die wahrhaft fortschrittliche Bahnen auf ihr Banner geschrieben haben, auch hier bahnbrechend vorangehen. Der Sportplatz soll jedem richtigen Burschen mehr und mehr Kneipe und Fechtboden ersetzen. Wahre Jugendlust, schäumende Jugendkraft finden hier Platz zu edelster Betätigung. Und im Wettkampf mit anderen Verbänden wird dann eine kampferprobte Mannschaft von Akademikern heranwachsen, vor aller Welt wird sie bekunden, daß ein neues Geschlecht erstanden ist, das an Leib und Seele gehärtet um die olympischen Ehren ringt, um sich stark und gesund für alle Aufgaben zu erhalten, die das Vaterland von ihm als Führer des Volkes fordert. Und hier wird auch der feste Boden der sozialen Verständigung aus den trüben schlammigen Fluten des Hasses und Mißtrauens erwachsen, der Boden, auf dem sich alle Guten und Edlen in gegenseitiger Achtung und Anerkennung zusammenfinden werden, die wahrhaft deutsch fühlen und handeln.

Das Leben wäre nicht zu ertragen, nicht lebenswert, wenn wir nicht unerschütterlich an den Sieg des Lichtes über die Finsternis glauben würden. Die Sportbewegung ist berufen, uns ein Führer zu diesem Ziele, der inneren Erstarkung, der inneren Versöhnung zu sein.

Generaloberarzt Dr. Lion.

Die freistudentische Bewegung nach dem Kriege.

Die freistudentische Bewegung ging nicht in blühender Vollkraft, sondern innerlich zerrüttet in den Krieg. Sie hatte schwere Jahre äußerer und innerer Kämpfe hinter sich. Ihren Höhepunkt hatte sie 1910—11 erreicht, einige Jahre, nachdem ihre programmatischen Erklärungen in Dr. Felix Behrends „Freistudentischem Ideenkreis" schlichten und wirksamen Ausdruck gefunden hatten. Damals gab es über 30 Organisationen an allen deutschen Hochschulen, in denen 1000 junge Burschen ehrenamtlich tätig waren und die mehr als 10000 Anhänger zählten. Überall erschienen freistudentische Hochschulzeitungen, Einführungsschriften und Taschenbücher, und über zahlreiche örtliche Einrichtungen und Veranstaltungen hinaus fand die Bewegung Kraft für große gemeinsame Unternehmungen, wie z. B. die Hauslehrerzentrale und die Studienreisen ins Ausland. Kein Wunder, daß die alten Verbindungen, denen der Nachwuchs merklich geschmälert wurde, sich in scharfer Gegnerschaft zusammenfanden. Schon damals wurde das noch heute beliebte Gerede üblich, die Freistudentenschaft wäre sozialistisch, jüdisch und antinational. Aber auch die akademischen und staatlichen Behörden gaben allmählich ihre anfangs wohlwollende Haltung auf. Diese tatkräftige vorwärtsdrängende Massenbewegung der studentischen Jugend mit ihren hochschulpolitischen Forderungen erschien wohl allen alten Herren dort oben gar zu gefährlich. Es gab aber auch einen handgreiflichen Anlaß zur Besorgnis. Die Freistudentenschaften machten

mit ihrer politischen Neutralität ernst, strebten nach wahrhafter politischer Bildung und ließen deshalb in politischen Vortragsreihen auch demokratische, ja, schrecklich es zu sagen, sogar sozialdemokratische Redner zu Worte kommen. 1911 setzte der Feldzug ein. Vergebens warnte Prof. August Messer, Gießen, in der „Frankfurter Zeitung". Die Organisationen wurden aufgelöst, die Geschäftszimmer in den Räumen der Hochschulen ihnen entzogen, die Hörsäle für ihre Vorträge gesperrt. Im Erwerbsleben kann eine Bewegung sich in solchem Kampfe stärken, nicht so leicht im flutenden Leben beständig wechselnder Studentengeschlechter, wo die Organisierung besondere Schwierigkeiten zu überwinden hat und viel stille aufbauende Innenarbeit erfordert. Das Schlimmste war, daß unter dem äußeren Druck die jüngeren Führer zu zweifeln anfingen an der Richtigkeit des Ideengehalts. Innere geistige Kämpfe, die in gewöhnlichen Zeiten fördernd wirken, zerrütteten die Einheit der schwer kämpfenden Bewegung. Stark geschwächt traf sie der Krieg doppelt schwer. Auch in ihre Reihen wurden gewaltige Lücken gerissen. Die Überlieferung an den Hochschulen ging verloren. Was übrigblieb, schien gelähmt.

Die Verbindungen, straffer organisiert und mit stärkerem Rückhalt in ihren Alt-Herrenschaften, waren nach dem Kriege gleich wieder auf dem Plan. Da die freistudentische Bewegung den Wiederaufbau in aller Stille begann, wurde sie, wohl in gutem Glauben, völlig totgesagt und, wo sie auftrat, schnell mit einigen althergebrachten Schlagworten zugedeckt. Die Verbindungen nahmen einen großen Aufschwung. Man kann ihrer geschickten Ausnutzung der Lage im studentischen Leben die Bewunderung nicht versagen. Ausgerüstet mit den geistigen Waffen der rechtsstehenden Parteien, nahmen sie den politischen Wind in ihre Segel und ergriffen die Führung der Studentenschaft. Die jüngeren Verbindungen, die ja halb wider Willen immer nach dem Vorbild der alten Korps, Landsmannschaften und Burschenschaften blicken, folgten auch diesmal willig. Der Rest der Studentenschaft war in allerlei z. T. politische Gruppen und Grüppchen zersplittert, oder kümmerte sich überhaupt um nichts als um die Prüfung, was ja nach der langen Unterbrechung der Studien völlig verständlich ist. So konnte eine verhältnismäßig kleine Gruppe politisch eingestellter Führer einen großen festgeordneten studentischen Anhang in die Hand bekommen und den Eindruck erwecken, als wenn sie die gesamte Studentenschaft hinter sich hätte.

Aber die freistudentische Bewegung war nicht tot. Zunächst erwies sich ihr Ideenkreis als ungewöhnlich lebensfähig und fruchtbar. Denn die nach der Umwälzung vom November 1918 überall entstehenden Allgemeinen Studenten-Ausschüsse entsprechen durchaus ihrer Form nach den Forderungen, für die freistudentische Führer seit Jahrzehnten vergeblich geworben hatten. Aus mannigfachen Beweggründen schien den Gegnern die Zeit für gekommen, sich dem jetzt stürmischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verlangen nach Zusammenschluß der Studentenschaft nicht länger entgegenzusetzen. So verwirklichten sie eine alte freistudentische Idee, selbstverständlich ohne ein Wort über die Herkunft zu verraten. In unserer Zeit arbeitet man in der Gesetzgebung schnell. So steht denn der Abschluß der neuen Allgemeinen-Studenten-Ausschuß-Bewegung bevor, indem die „Studentenschaft" als rechtlicher Begriff und Bestandteil in das kommende preußische Universitätsgesetz aufgenommen wird, auch das ein alter freistudentischer Wunsch. Zweifellos ist auch in jenen Kreisen, die nun einer freistudentischen Idee zur Durchführung verholfen haben, mancher durch den Krieg zur Überzeugung gekommen, daß es in den alten Geleisen des Verbindungslebens nicht einfach weiter geht. Es sind also auch ideale Kräfte, geschult in organisatorischen Dingen während des Krieges, in den Allgemeinen Studenten-Ausschüssen und den außerdem gebildeten „Fachschaften" (Philologenschaft, Theologenschaft usw.) am Werke. Es zeigt sich hierbei, daß immer allerlei Vernünftiges herauskommt, wenn sich die bisher scharf gesonderten Gruppen zusammenfinden zu gemeinsamer aufbauender Beratung und Tätigkeit. Wo immer von diesen neuen studentischen Organisationen gute akademische Arbeit geleistet wird, da freut sich jeder alte Freistudent der Erfüllung seiner Ideale. In Wirklichkeit sind auch viele Aufgaben, die früher von den Freistudentenschaften angegriffen und teilweise gelöst wurden, heute von den Allgemeinen Studenten-Ausschüssen übernommen. Es handelt sich dabei hauptsächlich um wirtschaftliche Ämter (Wohnung, Mittagstisch, Arbeitsvermittlung, Altbücherverkauf, Vergünstigungen u. dgl.). Ihre Übernahme bedeutet eine Entlastung der Freistudentenschaften. Auch die Hochschulzeitungen und Taschenkalender sind überall in allgemeinstudentische Verwaltung übergegangen, womit den Freistudentenschaften zugleich ihr bestes Werbemittel entzogen ist. Dies alles hat sogar manche Freistudenten zum Glauben verführt, der freistudentische Ideenkreis sei völlig erfüllt und die Bewegung daher überlebt. Wenn sie nun vielfach in den neuen Organisationen mitarbeiten und auf den Studententagen an beachteter Stelle beteiligt sind, wirken sie durchaus im freistudentischen Sinne; denn es gilt ja noch, die neugewonnenen Formen mit echt akademischem Geist zu durchsetzen. Sie werden ja schon längst die Einsicht gewonnen haben, daß die Allgemeinen Studenten-Ausschüsse (und Fachschaften) ohne geistiges Programm und rein akademischen Gehalt leere Organisationen sind, die gar leicht zu ganz unakademischen Zwecken mißbraucht werden können.

Zweifellos sind in der Studentenschaft zur Zeit politische Ideen vorherrschend. Dabei haben die der rechtsstehenden Parteien durchaus den Vorrang und werden wie vor dem Kriege (nicht als parteipolitisch, sondern) als national bezeichnet. Aber auch alle andern Parteien haben ihre Ableger in studentischen Gruppen. Die politischen Gründe waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch für die Verbindungen alter Art ausschlaggebend für die Beteiligung an den Allgemeinen Studenten-Ausschüssen. Man hofft die deutsche Studenschaft dauernd im Fahrwasser der Rechtsparteien zu erhalten. So ist es überall in den Allgemeinen Studenten-Ausschüssen, in Volksversammlungen, auf den Studententagen zu politischen Auseinandersetzungen heftigster Art gekommen, und politische Kundgebungen sind von studentischen Vertretungen nach Mehrheitsbeschlüssen ausgegangen. Das ist eine schwere Gefahr für das studentische Leben. Die neuen Organisationen haben eine Fülle rein akademischer Aufgaben, die Zusammenfassung aller Kräfte erfordern. Diese Arbeit wird durch politische Kämpfe immer wieder gestört und auf die Dauer unmöglich gemacht. Was sollen überhaupt parteipolitische Gruppen an der Hochschule? Heißt es nicht die Studentenschaft zu einem Anhängsel des Parteikampfes herabwürdigen? Wenn irgendwo, könnte doch in der Freiheit des akademischen Lebens vertiefte politische Bildung erzielt werden. Der politische Kampf innerhalb der Studentenschaft bringt das deutsche Volk also um eine ersehnte Frucht der Hochschulen, um Führer im wahrsten Sinne des Wortes. Endlich sollten doch die politisch eingeschworenen Führer, die heute die Leitung in der Studentenschaft in Händen haben, einsehen, in welch gefährlicher Weise sie die großen politischen Mächte reizen, mit der mißbrauchten akademischen Freiheit aufzuräumen. Es ist offenbar, daß politische Ideen nicht geeignet sind, den neuen Organisationen lebendigen Inhalt zu geben, sondern nur akademische Bildungsideen. Damit aber ist die Einheitlichkeit des freistudentischen Ideenkreises durch die Erfahrung bestätigt. Wir können ihn nicht als erfüllt ansehen, ehe nicht die Allgemeinen Studenten-Ausschüsse und Fachschaften den Bildungsgedanken als höchste sittliche Idee für ihre gesamte Arbeit anerkannt haben. Es ist sehr fraglich, ob das unter den gegenwärtigen Verhältnissen bald zu erreichen ist. Denn alle Verbindungen haben ihrem Wesen nach das Bestreben, ihre Mitglieder, vor allem die jüngsten, die Zeit übrig hätten, völlig in ihrem eigenen Kreis zu bannen. Für die Studentenschaft als große Bildungsgemeinschaft, in der alle vorhandenen geistigen Kräfte zusammenströmen und einen Brennpunkt jugendlicher Kultur schaffen, kann man von dieser Seite kein Verständnis erwarten, wo man alles Heil in einer streng abgeschlossenen überlieferungstreuen Erziehung sieht. So ist es denn kein Wunder, daß ein großer Teil der neuen Gemeinschaftsarbeit schon heute von Nichtverbindungsstudenten geleistet wird und daß verschiedene Studentenschaften sich schon bezahlte Hilfskräfte angestellt haben. Es bleibt abzuwarten, ob die großzügigen Organisationen für Arbeitskräfte aus den Verbindungen Anziehungskraft behalten, wenn einmal die politischen Antriebe schwächer werden.

Die Aufgaben, die der freistudentischen Bewegung bleiben,

In außerakademischen Fragen, d. h. solchen, die über Wesen und Aufgabe der Hochschule hinausgreifen, ist jeder Akademiker gemäß seinen öffentlichen Rechten und Pflichten zur Stellungnahme verbunden. Die Angehörigen der Hochschule, Dozenten wie Studenten, müssen aber unbedingt darauf verzichten, im Namen der Gesamtdozentenschaft und Gesamtstudentenschaft oder als ihre allgemeinen offiziellen Vertretungsorgane in irgendwelchen außerakademischen Fragen öffentlich Stellung zu nehmen.

Der Freistudentische Bund ist eine akademische Zielgemeinschaft, die als Träger der freistudentischen Bewegung die Gestaltung der deutschen Hochschule zur Stätte der Wissenschaft erstrebt.

Dieses Ziel soll erreicht werden durch Verbreitung der Ideen der deutschen Hochschule in Wort und Schrift, durch ihre Pflege in der Arbeit studentischer Gemeinschaften, der Freistudentenschaften, auf dem Wege der Erziehung der Studenten zu bewußten Trägern dieser Idee.

Der Freistudentische Bund wird durch die Tat jederzeit für Abwehr unakademischer Einflüsse in der Hochschule und auf die Hochschule und für Förderung der ungehinderten wissenschaftlichen Tätigkeit eintreten.

Die Freistudentenschaft wird durch Entsendung von Vertretern in die öffentlichen akademischen Vertretungen die Entwicklung des deutschen Hochschulwesens im Sinne ihrer Idee richtunggebend zu beeinflussen versuchen."

Vielleicht tritt in dieser Erklärung, die für die Stellung der Hochschulpartei im akademischen Leben maßgebend ist, die freistudentische Innenarbeit innerhalb der Organisation gar zu sehr in den Hintergrund (Abs. 7). Ergänzend tritt daher das Arbeitsprogramm der Bewegung hinzu, das sämtliche Aufgaben zusammenfaßt, die von freistudentischer Seite seit Jahrzehnten angegriffen worden sind; sie haben ihren Schwerpunkt in dem Gedanken, dem Studenten seine eigentliche sittliche Aufgabe, nach vertiefter akademischer Bildung zu streben, mit allen Mitteln zu erleichtern. Als besonders wichtige Aufgabe der Gegenwart tritt hervor, die wahrhafte politische Erziehung der Studenten durch Bildung von Arbeitsgemeinschaften zu fördern, wo sittliche Grundlegung der politischen Überzeugung gemeinsam erarbeitet werden soll. Auf organisatorischem Gebiete bestätigte der Marburger Freistudententag die Leipziger Ergebnisse. Die Umwandlung der Freistudentenschaft in eine Hochschulpartei ermöglicht straffere Organisation. Die daraus erwachsenden Satzungen wurden in ihren Grundzügen festgelegt. Auch für einen engeren Anschluß an die Altfreistudenten einigte man sich auf brauchbare Richtlinien. Ferner festigte man die wirtschaftlichen Grundlagen der „Akademischen Freiheit". Endlich wählte man als Leitung der jungfreistudentischen Bewegung einen Führerrat (Rühlmann und Brockhues, Kiel, Timm, Hamburg, Renker, Cassel und Bohmhammel, Marburg), der bis zum nächsten Freistudententag unumschränkte Vollmacht hat, die innere und äußere Politik einheitlich im Sinne des freistudentischen Programms zu gestalten.

Was die Jungfreistudenten in Marburg geleistet haben, wirkt auf die Altfreistudenten belebend. Überall regt es sich von neuem. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon totgesagte Bewegung wird sich in stetiger stiller Arbeit bald den Platz wieder erworben haben, den sie vor 10 Jahren einnahm. Es mag ja in politisch erregten Zeiten vorübergehend so scheinen, als ob die kleine studentische Welt gegenüber den großen Massenbewegungen bedeutungslos wäre. Aber es ist nicht so. In der Freiheit des akademischen Lebens wird nach wie vor ein wesentlicher Teil der Zukunft unseres Volkes entschieden, weil sich dort die geistig geschulten Führer heranbilden. Alle Kreise, die wirklich die Gestaltung neuer Lebensformen wollen, sollten also die neu aufstrebende freistudentische Bewegung beachten und unterstützen, die in vaterländischem Sinne für echt akademischen Geist an den höchsten Bildungsstätten kämpft und wirkt, allen dunklen Gewalten zum Trotz!

Privatdozent Dr. phil. Walter A. Berendsohn.

Die Bilthoven-Bewegung.

Eine christliche Internationale.

Unter den vielen Kräften, die am Werke sind, die Menschheit einem dauernden Frieden entgegenzuführen, sollte, bei der Bedeutung der Sache, keine einzige der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Wir haben daher keinen Augenblick gezögert, einem Freunde der sogenannten Bilthoven-Bewegung, einer Bewegung, die von rein christlichen Grundsätzen ausgehend pazifistisch zu wirken sucht, das Wort zu geben, damit er im „Vortrupp" über diese Bewegung berichte. Wir halten uns dazu um so mehr verpflichtet, als im „Vortrupp" bisher gerade diese Auffassung des Friedensgedankens garnicht oder doch nur flüchtig zur Geltung gekommen ist.

Vortrupp.

Tief in bewaldetem Gelände steht bei Bilthoven unweit Utrecht ein niedriges, breitgebautes Landhaus. Schlicht und geschmackvoll in den Linien schmiegt es sich hart an den Waldrain, sein Strohdach umkränzen die Wipfel der Kiefern.

Dort sammelten sich vom 20.—28. Juli d. J. etwa 70 Männer und Frauen als Vertreter von 16 Nationen zu einer Beratung, um den Weg zu einer Christlichen Internationale anzubahnen.

Ausgegangen war die Anregung von der „Fellowship of Reconciliation" (Brüderschaft der Versöhnung), einem Bund, der gleich nach Ausbruch des Weltkrieges in England gegründet wurde, und der es sich zum Ziel setzte, die Menschheit zu Christi Lehren zurückzuführen, d. h. in erster Linie pazifistisch zu wirken.

Die Fellowship ist dann auch trotz scharfer Gegenmaßnahmen seitens der Regierung und des Militärs in England mittlerweile auf 8000 Mitglieder angewachsen, sie ist eine Vereinigung, die alle Schichten des Volkes und alle politischen Parteien, selbst bis hinter die äußerste Linke, erfaßt. Bald nach der englischen Gründung bildeten sich in Amerika Brüder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind also nach wie vor groß. Nach kurzer Zeit der Sammlung und Besinnung hat sie sich der Form nach den neuen Verhältnissen angepaßt, um getreu ihrem Ideenkreise für die Erneuerung der deutschen Studentenschaft im Geiste des deutschen wissenschaftlichen Bildungsideals zu wirken. Im September 1919 auf einer Zusammenkunft in Leipzig geschah der erste entscheidende Schritt zur Klärung. Das „Vertretungsprinzip", der Gedanke, die Nichtverbindungsstudenten zu einer Gemeinschaft zusammenzufassen, eine Ersatzorganisation zu bilden, solange der Allgemeine Studenten-Ausschuß wegen des Widerstandes der Verbindungen nicht zu erreichen war, wurde völlig preisgegeben. Die Freistudentenschaft ist künftig eine Hochschulpartei, die in den bestehenden Allgemeinen Studenten-Ausschüssen ihre Auffassung vom Wesen der Studentenschaft zur Geltung zu bringen sucht. Sie nimmt Mitglieder auf, die das freistudentische Programm anerkennen. Auch die Angehörigen von Verbindungen neuer Art (Freischaren u. dgl.) können sich ihr anschließen. Das war die Auffassung, zu der sich in Leipzig Jung- und Altfreistudenten bekannten. Auch ein Programmentwurf kam zustande. Endlich wurde ein Zentralorgan „Die akademische Freiheit" geschaffen.

Die gute Vorarbeit in Leipzig gab die Grundlage ab für die Beratungen des XV. Freistudententages, des ersten nach dem Kriege, der vom 31. Juli bis 2. August in Marburg stattfand. Auf ihm waren 12 jungfreistudentische Organisationen vertreten, und es war eine Freude für die Altfreistudenten zu sehen, wie viele feine Köpfe schon wieder vom alten Ideenkreis angezogen waren, eine junge Führerschaft, der man die Leitung der Bewegung anvertrauen konnte. Von den 40 anwesenden Vertretern der Bewegung wurde schnell ganze Arbeit gemacht. Zunächst wurde auf Grund eines ausgezeichnet begründeten Entwurfs von Rühlmann aus Kiel folgendes Programm angenommen, das man als gutgeprägte, neugestaltete Kurzform des „Freistudentischen Ideenkreises" von Behrend bezeichnen darf:

„Die freistudentische Bewegung beruht auf der Idee der deutschen Hochschule.

Die deutsche Hochschule soll die Stätte wissenschaftlicher Forschung und Lehre sein. Als Körperschaft hat sie weder die Richtung der weltanschaulichen, noch der staatsbürgerlichen Erziehung zu bestimmen. Sie soll weder der handwerksmäßigen Berufsausbildung, noch den Interessen irgendeiner politischen, religiösen oder wirtschaftlichen Partei dienstbar sein, sondern lediglich der im Geiste der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit betriebenen Wissenschaft als der bewußt erfaßten Grundkraft der Kultur. Nur eine solche Hochschule kann innerhalb des Kulturganzen die ihr eigenen nationalen Aufgaben erfüllen.

Deshalb müssen wissenschaftliche Forschung und Lehre frei von jeder äußeren Beeinflussung sein (Akademische Freiheit).

Äußere Maßnahmen der Verwaltung, Finanzierung und Organisation der Hochschule müssen so gestaltet werden, daß Beschränkungen der akademischen Freiheit grundsätzlich vermieden werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vereine, und die Bilthovener Tagung hat gezeigt, daß sich die Bewegung heute schon über die ganze Welt erstreckt.

Ein Bilthovener Bürger, Herr Kees Boeke, auf dessen Kosten das Versammlungshaus in Bilthoven erbaut worden ist und der die Bilthovener Bewegung überhaupt nach Kräften materiell ermöglicht, leitete die Versammlung. Er hat es verstanden, vereint mit seinem schweizer Freund Ceresole die Sitzungen in taktvoller Umsicht stets auf den richtigen Weg zurückzuführen, wenn die Diskussion in politische oder andere Gebiete abzutreiben drohte, und war mit seiner tapfern jungen Frau, die für der Gäste leibliches Wohl sorgte, ein Vorbild aufopfernder Menschenliebe.

* * *

Die Einleitung zur Konferenz bildeten die Berichte über die Ereignisse und Bewegungen in den verschiedenen Ländern, welche von Bedeutung für die Verbrüderung und den Neuaufbau der menschlichen Gesellschaft sind. Es würde zu weit führen näher auf die teilweise sehr spannenden Berichte der Vertreter der einzelnen Länder einzugehen. Deshalb hierüber nur kurz das Folgende:

Pastor Roth wies unter anderem darauf hin, daß die Christliche Deutsche Studentenvereinigung sich gegen den Zopf des Korpsgedankens noch nicht durchzusetzen vermöge, während dem Anschluß an die Quäkerbewegung das Gefühl entgegenstehe, daß diese in den Feindesländern England und Amerika ihren Ursprung hat. Eine erschütternde Darstellung über die Verhältnisse, unter denen die Arbeiterkinder heranwachsen, brachte Frau Reinath-Forsten (Dortmund) und schloß ihre flammenden Worte mit der Bitte für eine Volksschule, in der nicht Haß gegen die Feinde, sondern Liebe gelehrt werde.

Der Bericht aus Österreich war wegen der dortigen kaum entwirrbaren Verhältnisse, die durch den wechselseitigen Einfluß von Staat, Kirche und Kommune gegeben sind, interessant. Von dort kam auch der lauteste Schrei über die Kindernot, die zwar schon durch die Quäker mit Hunderten von Millionen Mark in Werten bekämpft wird. Es ist aber noch weitere Hilfe vonnöten, wenn auch sonst von mancher Seite z. B. von italienischen Arbeitern, die in Überstunden mehrere Millionen Kronen erarbeiteten und sie den österreichischen Brüdern zuwendeten, viel Gutes geschieht.

Der Bericht des finnischen Vertreters machte Aufsehen, da die Christliche Internationale von russischen Behörden und den Militärs als unchristlich (!) verfolgt und der Leiter der Fellowship of Reconciliation, Universitätsprofessor von Schulz, 18 Monate in ein russisches Gefängnis geworfen worden war.

Der Sinfeiner Douglas sprach bei atemloser Stille über Irland, dessen Volkswille mit brutaler Gewalt durch den englischen Militarismus niedergehalten werde. Da die Iren ihm nichts entgegenzusetzen haben, so sieht der Redner die einzige Rettung in einem kraftvollen Pazifismus, der nun

reißend zunimmt, und von dem man bald einen vollständigen Sieg erhofft. Nicht Homerule, sondern vollständige Unabhängigkeit von England ist das Ziel der Sinfeinerbewegung.

Bischof Jones schilderte die Friedensbewegung in Amerika, wo die Regierung indessen so scharf gegen den pazifistischen Arbeiter vorgehe, daß sie ihn sogar deportiere.

Rußland war in Bilthoven nur durch den hochinteressanten Brief eines Vorkämpfers vertreten, der „im Kampf gegen die Lüge" durch 31 Gefängnisse geschleppt worden und der nun seine ganze Persönlichkeit einsetzt, um das Volk durch pazifistische und andere Schriften sittlich zu heben.

Nachdem durch diese Unterlagen — es waren 19 Vorträge — ein Überblick über die Vorgänge in den verschiedenen Ländern während der letzten 6 Jahre gegeben war, wurde die Stellung zum Staat, Kapitalismus und zur Kirche zur Erörterung gestellt. Es muß hier ausdrücklich betont werden, daß die Brüderschaft der Versöhnung ein rein christlicher Verein ist, der keinerlei politische Tendenzen anstrebt. Er fühlt sich berufen durch die Entwicklung der Liebe vom Menschen zum Menschen den Egoismus zu bekämpfen, und will lediglich von diesem Gesichtspunkte aus für den Pazifismus wirken. Die „Christliche Internationale" strebt größtmögliche Entwicklung jedes Menschen an, die Befreiung der Individualität von allem äußeren Druck, in dem Sinne allerdings, daß durch weitestgehende Hebung der sittlichen Kraft das Gute im Menschen über die Leidenschaften herrscht. Sie will daher nicht z. B. die Autorität in den Schulen abschaffen, wie es manchmal falsch verstanden wird, sondern sie will gerade in den Kindern schon eine Selbstzucht soweit entwickeln, daß an Stelle der Gewaltautorität die Macht der Menschenliebe tritt, um den Schüler den richtigen Weg zu leiten. Die Brüderschaft der Versöhnung will daher: freie Menschenbildung in der Schule. Aber die Erziehung zum Volkstum ist besonders hervorzuheben; es ist nämlich eine leider weit verbreitete, irrige Ansicht, daß die Internationale das Volkstum aufgeben will. Das kann schon deshalb nicht in unserer Absicht liegen, weil die geistig-seelischen Eigenschaften eines jeden Volkes besonderer Art sind, die ebenso erhalten bleiben und nach Möglichkeit befreit und entwickelt werden müssen, wie die Individualität des einzelnen Menschen.

Über das Problem, „die Konfession aus den Schulen heraus, die Religion hinein", das Frau Reinath-Forsten mit großer Leidenschaft verfocht, gab es sehr lebhafte Aussprachen, besonders mit den Engländern.

Am schwierigsten aber gestaltete sich die Stellung zum Kapitalismus. Schon Carlyle hat einmal gesagt: „das schwierigste Problem der Welt ist der Mammon!" Der Großbesitz hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten ins Riesenhafte gesteigert, und der letzte Krieg hat gezeigt, daß die materiellen Interessen, die Jagd nach den Rohstoffen, Zollpolitik und Handelsverträge einen Imperialismus und Egoismus großzogen, daß diesen Konflikt kein menschliches Hirn mehr friedlich zu lösen vermochte. Nun denkt

freilich die Bilthovener Bewegung nicht daran, die Welt so einzurichten, daß alles Gemeingut werde. Jede Familie soll ihr Haus und Gärtlein besitzen, jeder geistig Gebildete seine Bibliothek, der Künstler seine Werkstatt, überhaupt ein jeder, was zur Ausübung seines Berufes und seiner Lebensbedingungen nötig ist. Aber ein Ausgleich zwischen erdrückendem Reichtum und bitterster Not, so meint die Bilthovener Bewegung, müsse auf jeden Fall gefunden werden.

Die Menschheit muß endlich begreifen, daß wir mitten in einer großen Umwälzung auf allen Gebieten stehen; es wird gepflügt und gesät, und eine Saat muß aufgehen, die wirklich zum Segen der Menschheit gedeiht. Wir haben allzulange geschlafen, uns wohl gefühlt, weil es uns persönlich nicht schlecht ging, und haben anstatt den andern beizustehen, anstatt ihr Leben zu unserm und unseres zu ihrem zu machen, allein unserer Familie und unsern Interessen gelebt! Damit hat ein jeder zu der großen Entfremdung der Klassen beigetragen. So kam es, daß der Mensch schließlich den Lebensbedürfnissen seines Nächsten nicht mehr gerecht wurde, ja, dessen Standpunkt nicht mehr achtete, weil er sich nicht ernstlich bemühte, des andern Anschauung zu begreifen. Hochmut von oben und Verbitterung in den unteren Kreisen schufen schließlich die Spannung, die trotz wirtschaftlicher Hochkonjunktur die Zeit vor dem Kriege kennzeichnete. Die Bilthovener Tage aber haben deutlich gezeigt, daß es einen Ausgleich gibt auch zwischen den größten Gegensätzen: durch die christliche Nächstenliebe!

Diese Versöhnung der Menschen und Völker durch den Sieg über den Egoismus ist das Ziel, das die „Christliche Internationale", die Fellowship of Reconciliation zu erreichen sich gesetzt hat.

C. Wagner.

Zur Ethik des Beamtentums.

Das Berufsleben der meisten Menschen läßt sich heute als Beamtenstellung kennzeichnen. Im weitesten Sinne können wir nämlich zu den Beamten alle diejenigen rechnen, die im Unterschiede von den selbständigen Kaufleuten, Unternehmern, Künstlern u. dgl. sich ihre Tätigkeit nicht selbst bestimmen, denen sie vielmehr von einem Vorgesetzten oder einer Organisation vorgeschrieben wird. Auch der Arbeiter und jeder in einem größeren Betriebe Angestellte gehört insofern zum Beamtenstande. Nur wo ein mehr persönliches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht, wie bei Dienstboten, Handwerksgehilfen oder ländlichen Arbeitern, sprechen wir nicht von Beamten; denn da wird die Arbeit jedesmal für den einzelnen Fall angewiesen, während das Amt immer eine regelmäßige, von vornherein feststehende Arbeitsleistung voraussetzt. Früher war in den gewerblichen und selbst in manchen amtlichen Berufen das Verhältnis von Herr und Diener, Meister und Geselle, das herrschende. Mit der Entwicklung des modernen Staates und des Industrialismus ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann erst der Stand der Beamten und Arbeiter hervorgetreten. Und aller Voraussicht nach werden immer mehr Berufstätigkeiten den Charakter eines Amtes annehmen, immer mehr Menschen zu Beamten werden. Haben doch auch die selbständigen Berufe einen Teil ihrer Freiheit verloren. Der Schriftsteller und Künstler arbeitet im „Dienste" eines Verlags. Der Arzt sieht Umfang und Art seiner Tätigkeit vielfach durch die Organisation bestimmt. Und auch die Gewerbetreibenden unterliegen den mannigfachsten Bindungen durch ihre wirtschaftlichen Verbände, die ihnen z. B. ihre Preise vorschreiben. Auch hier also deutet sich das Beamtenverhältnis schon leise an.

Was ist nun das entscheidende ethische Merkmal der Beamtentätigkeit? Es besteht darin, daß der Beamte, da er ja bei seiner Arbeit ganz oder teilweise vom Willen eines anderen abhängig ist, sich nicht in vollem Maße dafür verantwortlich fühlt. Nicht nur was er zu tun, sondern auch wie er es auszuführen hat, wird ihm vorgeschrieben. Er hat eben zu tun, was „seines Amtes" ist, und sich um weiteres nicht zu kümmern. Ja er versteht vielfach Sinn, Bedeutung und Tragweite seines Handelns ebenso wenig wie der Arbeiter den Zweck der einzelnen Maschinenteile kennt, die er anzufertigen hat. Man sieht, daß dadurch das persönliche Verhältnis des einzelnen zu seiner Arbeit sehr gelockert wird und eine Entfremdung zwischen Seele und Tätigkeit eintritt, die in früheren Zeiten nur ausnahmsweise vorkam. Daraus aber hat sich eine besondere Art der Pflicht entwickelt, die man kurz als Beamtenpflicht bezeichnen kann, und deren abstrakte, ideale Formulierung in Kants Ethik gegeben ist. Nach Kant sollen wir die Pflicht rein um der Pflicht willen tun, nicht etwa aus Neigung, weil wir Freude an der Arbeit haben, oder weil wir ein nützliches oder wertvolles Werk zustande bringen möchten. Durch solche Rücksichten auf uns selbst oder auf den Erfolg unseres Tuns wird nach Kant das sittliche Streben entwertet. Unbekümmert um Lust oder Unlust, oder um das Ergebnis unserer Tätigkeit sollen wir nur der strengen Forderung der Pflicht, dem kategorischen Imperativ folgen, der sich in unserem Gewissen als das harte Gebot „Du sollst" kundgibt. Dieser starre Pflichtbegriff, der den sonst so nüchternen Philosophen zu begeisterten Worten hinriß, zeigt nun die ganze Hoheit und den erhabenen Ernst der Beamtenpflicht, zugleich aber auch deren Schwächen und Gefahren. Gewiß ist es etwas Großes, auch gegen die eigene Neigung und ohne innere Anteilnahme, rein aus dem Bewußtsein der Verpflichtung zu schaffen. Aber für die meisten Menschen ist diese Forderung zu hoch. Ihr Arbeiten sinkt, wenn es nur auf Pflicht gegründet wird, allmählich zu einer gewohnheitsmäßigen, schematischen Leistung herab. Die Folge ist dann sittliche Gleichgültigkeit und die Entartung des Pflichtbegriffs.

Wie bemerkt, trägt der Beamte nicht die volle Verantwortung für seine Tätigkeit. Er kann sie vielmehr auf den Vorgesetzten oder den Staat abwälzen. Ja, er kann sogar leicht in die Lage kommen, etwas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tun zu müssen, dessen praktische und sittliche Berechtigung er nicht einsieht, was er daher vor seinem persönlichen Gewissen gar nicht verantworten kann. Es entsteht dann ein Widerstreit zwischen der persönlichen sittlichen Überzeugung und der Beamtenpflicht. Meistens wird in solchen Fällen die sittliche Überzeugung dem Pflichtgefühl des Beamten geopfert, weil man es nicht zum Widerstande gegen die Vorgesetzten kommen lassen will. Das Ergebnis einer solchen Handlungsweise ist dann schließlich eine reinliche Scheidung zwischen Amtsmoral und persönlicher Sittlichkeit. Gerade das pflichtstrenge preußische Beamtentum hat diesen Standpunkt eingenommen; und auch Bismarck unterschied klar zwischen innerlicher Persönlichkeitsethik und unpersönlicher Amtspflichtmoral. Nun können aus einer solchen Haltung zweifellos großartige Leistungen für den Staat hervorgehen. Manchem mag sogar das Opfer des Gewissens als besonders verdienstlich erscheinen. Im Grunde aber klafft hier doch ein tiefer Widerspruch, da ja ein Teil der Handlungen dem persönlichen Verantwortungsgefühl entzogen ist. Bei sittlich wenig gefestigten Naturen wird dadurch das Gewissen auf die Dauer abgestumpft. Denn wer sich daran gewöhnt, im Berufsleben seine persönliche ethische Überzeugung zu unterdrücken, wird auch in anderen Fällen leichter über sie hinweggleiten.

Der unpersönliche Charakter der Beamtentätigkeit bringt es mit sich, daß ihr meist zwei wesentliche Stützen des Pflichtgefühls fehlen: die aus inneren Antrieben erwachsende Schaffenslust und die lebendige Teilnahme an dem zu schaffenden Werke, zwei Momente, die besonders beim Künstler, aber auch beim Handwerker und selbständigen Unternehmer eine große Rolle spielen. Genau genommen kann man mit wirklicher Hingabe nur die Aufgabe erfüllen, die man sich selbst stellt und deren Sinn, Wert oder Notwendigkeit man einsieht. Das ist aber bei der Beamtentätigkeit nicht immer der Fall. Ihr fehlt daher meist der Schwung; und damit hängt es auch zusammen, daß hier die Freude am Wagnis, am selbständigen Unternehmen oder gar an der Überwindung von Gefahren keine Stelle hat.

Auch die Leistung und das Werk selbst vermag meist keine tiefere Teilnahme zu erwecken — man denke nur an die geisttötende Schreibarbeit auf den Büros. Etwas Ganzes, Vollendetes, in sich Wertvolles zu schaffen, an dem man seine Freude haben könnte, ist manchem Beamten Zeit seines Lebens nicht vergönnt.

Die Folge von alledem ist schließlich, daß die Pflicht gewohnheitsmäßig und mechanisch erfüllt wird. Es wird nur „um der Pflicht willen" gearbeitet, nicht aber in dem hohen Kantischen Sinne, daß Pflicht jederzeit die mir mögliche Höchstleistung ist, sondern in dem entwürdigten Sinne, daß man nichts mehr als seine Pflicht tut, d. h. es liegt die Versuchung nah, sich mit einem Mindestmaß von Arbeitsleistung zu begnügen, zumal bei dem geregelten Aufsteigen in Amt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

und Gehalt auch die außergewöhnliche Leistung keinen größeren Vorteil verbürgt. Daß wirklich Großes überhaupt niemals aus bloßer Pflicht geschaffen worden ist, läßt sich wohl nicht bestreiten. Wo nur die Pflicht herrscht, wird das Leben kahl und anmutlos, das Arbeiten entweder zu unfrohem Dienst unter dem Drucke äußeren Zwanges oder zu einer lässigen, möglichst bequemen Erledigung des unbedingt Notwendigen. Tatsächlich wird mit dem Worte Pflicht arger Mißbrauch getrieben, indem sich Gleichgültigkeit und Trägheit dahinter verschanzen.

Die mechanische Pfichterfüllung aber setzt auf die Dauer die Leistung herab; denn sie schadet der Spannkraft des Geistes. Die Folge ist dann bürokratisches Verfahren, Zeitvergeudung und Schlendrian. Und so vortrefflich die Verwaltungsorganisation bei uns ursprünglich war, sie kann dem Vorwurf nicht entgehen, daß sie heute viel zu schwerfällig arbeitet, da sie es versäumt hat, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Dem Beamten war zu wenig Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit gelassen. Er fühlte sich bald nur noch als Rad einer großen Maschine, an deren Vollkommenheit wenige zweifelten. Begreiflich, daß der Durchschnittsbeamte Neuerungen im ganzen abhold ist und starke, selbständige Persönlichkeiten wenigstens in den mittleren und unteren Schichten des Beamtenstandes minder beliebt sind als geschmeidige, unterwürfige Naturen. Überhaupt tritt das Verhältnis der Ober- und Unterordnung mit dem Befehlen und Gehorchen, in dem sich das preußische, militärische Muster noch deutlich erkennen läßt, allzusehr hervor. Daß der Vorgesetzte immer dem „Untergebenen" gegenüber recht hat und recht behält, versteht sich fast von selbst. Die Persönlichkeit gilt zu wenig, die amtliche Stellung zu viel. Was so oft von der Fabrikarbeit gesagt worden ist, daß das geistige und seelische Leben des Arbeiters durch sie verkümmere, läßt sich mit demselben Rechte von der Tätigkeit vieler Tausender von Beamten behaupten.

Aus allem Gesagten ergibt sich nun eine verwickelte und bedenkliche ethische Lage des Beamtentums. Einmal nämlich liegt es in der Art der Beamtentätigkeit, daß sie das Pflichtgefühl leicht mechanisiert und abstumpft, da die Antriebe frischen Unternehmens und die Freude am Werke nur in geringem Maße dabei wirksam sind. Andererseits aber hängt gerade von der Stärke und Reinheit des Pflichtbewußtseins die Erhaltung eines hochwertigen Beamtenstandes ab. Wie entrinnen wir diesem Zirkel? — Es gibt nur zwei Mittel, die dem stets drohenden sittlichen Verfalle Einhalt tun können, und diese müssen zu gleicher Zeit angewandt werden. Zunächst gilt es, der Beamtentätigkeit selbst größere Freiheit und selbständige Verantwortung zu geben, und ferner der Jugend von früh auf einen höheren Begriff der Pflicht einzupflanzen, der auch den Gefahren einer späteren einförmigen Berufsarbeit standhält. Über das erstere ist eigentlich schon alles Wesentliche gesagt. Gibt man dem einzelnen Beamten mehr Bewegungsfreiheit und Selbstverantwortung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so wird sich seine Arbeitsleistung sowohl wie das Gefühl der moralischen Verpflichtung heben. Statt Starrheit und Schematismus wird Elastizität und Frische den Geist des einzelnen Beamten und der gesamten Organisation durchdringen. Auch werden dann die Fälle seltener werden, wo das persönliche Gewissen und die äußeren Forderungen der Amtspflicht in Widerstreit geraten.

Der zweite Punkt, wo der Hebel anzusetzen ist, liegt im Erziehungswesen. Wer sich einmal vergegenwärtigt, wie das Pflichtgefühl der Durchschnittsschüler, besonders auf den höheren Schulen, beschaffen ist, wird finden, daß es schon an denselben Mängeln krankt, die wir an dem Pflichtbewußtsein der Beamten nachweisen konnten. Da unser Unterrichtsverfahren bisher viel zu einseitig auf Zwang und Autorität beruhte und daher Schaffenslust und selbständige Arbeitsleistung nicht hinreichend entwickelte, so erschien dem Schüler die Pflicht von früh auf als etwas Hartes, Unfreundliches, dem er sich so viel wie möglich zu entziehen suchte. Es genügt den meisten, wenn sie noch eben in der Klasse mitkommen; und das ganze Bestreben ist darauf gerichtet, mit einem Mindestmaß von Leistung den notwendigen Erfolg, nämlich die Versetzung zu erreichen. Gerade unser Versetzungs- und Prüfungswesen befördert eine minderwertige Auffassung von der Pflicht. Wer es Schwarz auf Weiß besitzt, daß er „gestiegen" oder für „reif" erklärt ist, glaubt allzu leicht, damit auch das Zeugnis seiner Pflichterfüllung erlangt zu haben, selbst wenn er genau weiß, wie gern er sich an jeder wirklichen Anstrengung vorbeigedrückt oder zu unehrlichen Mitteln seine Zuflucht genommen hat. Der Fehler liegt darin, daß die Schule zu einseitig den Kantischen Pflichtbegriff zugrunde legt, statt zugleich auch die Freude an der Arbeit zu pflegen und den Zwang allmählich in Freiheit und Selbständigkeit übergehen zu lassen. Das Kind soll die Pflicht nicht scheuen, sondern lieben lernen. Und nur wer in der Jugend sich daran gewöhnt hat, seine Pflicht mit Lust und Liebe zu erfüllen, wird auch später als Beamter mit selbstloser Hingabe arbeiten. Denn die Pflichtauffassung, die sich dem jugendlichen Gemüte einprägt, ist für die ganze spätere sittliche Entwicklung von Bedeutung. Was aber der Pflichtbegriff des Beamtenstandes für einen Staat bedeutet, der seiner ganzen Organisation nach Beamtenstaat ist, bedarf keines Wortes. Die Beamtenmoral bildet Rückgrat und Stütze für die gesamte Volkssittlichkeit.

Paul Sickel.

* * *

Rund um uns

Herr Geheimrat von Below hat unsere Schriftleitung um den Abdruck der folgenden Erklärung ersucht:

„Die Darstellung, die Herr Dr. Popert in Nr. 14/15 des „Vortrupp" von der Privatklage des Prof. Valentin gegen mich gibt, entspricht nicht den Tatsachen. Ich begnüge mich, hier folgendes festzustellen:

1. Die Anregung zum Vergleich ist nicht von mir, sondern von der Gegenseite ausgegangen. Der Vergleich ist geschlossen, ehe es zu irgend einer Gerichtsverhandlung gekommen ist; aber der Vergleich war eben von der Gegenseite (Prof. Val.) gewünscht worden. Dr. Popert kehrt also den Sachverhalt völlig um, wenn er behauptet, daß ich „gleich durch die folgende Erklärung meine Sache verloren gegeben" haben soll. In Prof. Valentins erstem Schriftsatz war die Forderung einer nachdrücklichen Strafe für mich enthalten. Er hätte nicht die Klage zurückgezogen, wenn er nicht eingesehen hätte, daß er mit ihr nicht durchdringen würde. Meine Erklärung steht, was auch der Anwalt Valentins anerkannt hat, in Übereinstimmung mit meinen früheren Äußerungen.

2. Prof. Valentin hat die Kosten der Klage völlig auf sich genommen. Damit hat er anerkannt, daß er nicht der Sieger in der Sache ist.

Auf Seite 358 behauptet Herr Dr. Popert einen Widerspruch zwischen meiner Äußerung, daß Valentin im Herbst 1915 einen „Auftrag" vom auswärtigem Amt erhalten habe, und einem Brief von mir vom Januar 1916, in dem ich von einem vorher mir von Valentin gemeldeten Vertrag mit dem auswärtigen Amt spreche. Ein solcher Widerspruch ist garnicht vorhanden. Es ist einfach dem Vertrag der Auftrag vorangegangen. Das ergibt sich auch aus den in meinem Besitz befindlichen Briefen Valentins.

Freiburg i. B., d. 13. 8. 20.

G. v. Below."

Was hiervon zu halten ist, ergibt sich am einfachsten aus Dem, was das „Berliner Tageblatt" einer ihm eingesandten „Berichtigung" des Herrn Geheimrats v. Below, die etwa den gleichen Inhalt hatte, wie dessen vorstehende Erklärung, hinzugefügt hat*):

„Dazu wäre zu sagen: Below behauptete in einem Artikel der „Deutschen Tageszeitung", Valentin habe sich in seiner Kritik des Reventlowschen Buches einer „Fälschung schuldig gemacht". Delbrück sei „auf die Fälschung hineingefallen und habe den von Valentin fabrizierten Satz seiner Polemik gegen Reventlow zugrunde gelegt". Valentins Artikel sei „mit Verwertung einer Fälschung hergestellt". Nachdem Valentin Klage erhoben hatte, hat Below folgende Erklärung abgegeben:

„Ich erkläre hierdurch, nicht die

*) Morgenausgabe vom 19. August 1920, unter dem Titel: „Der Fall des Prof. v. Below." Die „Berichtigung" richtete sich gegen einen sehr eingehenden Artikel „Valentin-Below-Coßmann", dem auf Grund meines Vortrupp-Aufsatzes „Freiburger Zustände" das „Berliner Tageblatt" am 8. August, Morgenausgabe, gebracht hatte. — Ich weise bei dieser Gelegenheit auch auf den ebenfalls sehr eingehenden Artikel „Der Fall Valentin" im zweiten Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 5. August 1920 hin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Absicht gehabt zu haben, durch meine Ausführungen vom 27. Juli in der „Deutschen Tageszeitung" Herrn Professor Valentin zu beleidigen, das heißt, ihm den Vorwurf einer bewußten Entstellung eines Satzes in Graf Reventlows Buch „Deutschlands auswärtige Politik" zu machen."

Wenn bei diesem Sachverhalt Below „berichtigt" und Valentin als den Schuldigen bezeichnet, weil er nicht auch noch die Übernahme der Kosten durch Below verlangt habe, so wird diese Erklärung nirgends verstanden werden. Below hat Unglück mit der Presse: das erste Mal benutzt er sie zu einer anonymen Veröffentlichung über die Militärverhältnisse eines Kollegen, das zweite Mal zu einer groben Verletzung seiner Amtsverschwiegenheit als Oberhaupt der akademischen Korporation Freiburgs, das dritte Mal zu einer schweren, von ihm als unbegründet zugestandenen Beleidigung, das vierte Mal zu einer „Berichtigung", die bei allen Kopfschütteln hervorrufen muß. Prof. v. Below wird deshalb gut tun, in Sachen Valentin sich künftig eines schönen Stillschweigens zu befleißigen."

Das ist zwar hinreichend, aber nun kommt noch weiter hinzu: Der Grund, warum Valentins Anwalt den Vergleich angeregt hat, ist sehr klar: Es war für Professor Valentin natürlich noch wesentlich vorteilhafter, wenn Herr Geheimrat v. Below die von ihm gegen Professor Valentin gerichtete üble Nachrede der „Fälschung" sofort selbst zurücknahm, als wenn Professor Valentin erst nach langer Zeit und nach zeitraubender Gerichtsverhandlung eine Verurteilung des Herrn Geheimrats v. Below erzielte. Denn es kam Herrn Professor Valentin ja nicht darauf an, sich an Herrn Geheimrat v. Below zu rächen, sondern darauf, die Valentin verdächtigende, unbegründete üble Nachrede des Herrn Geheimrats v. Below möglichst schnell aus der Welt zu schaffen. Valentins Anwalt war daher Valentin gegenüber verpflichtet, den Versuch zu machen, diese schnelle, günstige Erledigung zu erreichen. Die Zurückziehung der Privatklage ist die notwendige formelle Folge aus dem Vergleiche, die immer eintritt: Coßmann hat seinerzeit seine Klage gegen Valentin auch zurückgezogen (siehe Seite XL der Fakultätsbroschüre). Die Bemerkung des Herrn Geheimrats v. Below, Valentin „hätte nicht die Klage zurückgezogen, wenn er nicht eingesehen hätte, daß er mit ihr nicht durchdringen würde", trifft sehr vorbei: In dem mir vorliegenden Schreiben, worin Valentin seinem Anwalte sein Einverständnis zu dem Vergleiche ausspricht, schreibt er wörtlich: „Wollte ich auf einer Verurteilung bestehen, so würde sie voraussichtlich für Below sehr empfindlich ausgefallen sein." — Sodann: Es ist einfach unwahr, daß Valentins Anwalt anerkannt hätte, die in dem Vergleiche abgegebene Erklärung des Herrn Geheimrats v. Below stehe in Übereinstimmung mit dessen früheren Äußerungen. Mir liegen sämtliche Briefe von Valentins Anwalt an Herrn Geheimrat v. Below vor, und nirgends findet sich eine derartige Äußerung. Sie wäre ja auch völlig sinnlos gewesen angesichts der Tatsache, daß Herr Geheimrat v. Below in einem Zeitungsartikel Herrn Professor Valentin durch das Wort „Fälschung" dreimal bewußte Entstellung vorgeworfen hat, was er in seiner Erklärung in dem Vergleiche glatt preisgibt. — Endlich: Valentin hat gar nicht die Kosten der Klage „völlig auf sich genommen". Der Vergleich enthält über die Kosten kein Wort. Daß die Kosten infolge der formalen — wie gesagt, bei jedem Vergleich stattfindenden — Zurücknahme der Privatklage Valentin gesetzlich zur Last fielen, war in diesem Fall (wo die Kosten gar nicht der Rede wert waren, weil das Verfahren bereits endete, bevor das Gericht in Tätigkeit trat), eine völlig gleichgültige Sache. Valentin, der nicht Jurist ist, ist sie gar nicht zum Bewußtsein gekommen, als er den Vergleich abschloß. Er hat also auch durch sein Verhalten zur Kostenfrage nichts „anerkannt".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit dem Schlußabsatze des Herrn Geheimrats v. Below irgend einen verständlichen Sinn zu verbinden, ist meines Erachtens unmöglich. Die Tatsachen sind diese: Im Oktober und November 1916 sucht Herr Geheimrat v. Below seine anonymen Preßtreibereien gegen Valentin vom September 1916 mit der Behauptung zu rechtfertigen, Valentin habe vom Auswärtigen Amte „den Auftrag erhalten und angenommen, die Alldeutschen und Reventlow zu bekämpfen"*). Diesen angeblichen (in Wirklichkeit nie gegebenen) Auftrag will Herr Geheimrat v. Below kennen seit Herbst 1915**). Mehrere Monate nach Erlangung dieser angeblichen Kenntnis, nämlich am 16. Januar 1916, hat er aber Valentin zu seiner Arbeit im Auswärtigen Amte noch auf das Lebhafteste beglückwünscht***). Seiner eigenen Darstellung nach wäre also ein und derselbe Tatbestand für ihn im Januar 1916 ein Grund für einen lebhaften Glückwunsch und im September 1916 ein Grund für anonyme Preßangriffe gewesen. Wenn das kein „Widerspruch" ist, so hat es noch nie in der Welt einen „Widerspruch" gegeben. Und wo da der feine Unterschied von „Vertrag" und „Auftrag" liegt, den Herr Geheimrat v. Below jetzt mit einem Male zu machen sucht, ist ausschließlich sein Geheimnis.

Hermann Popert.

Verwirklichte Völkergemeinschaft. Zum ersten Male nach dem Kriege sind die Esperantisten aus allen Ländern wieder zu einer Tagung, dem Zwölften Internationalen Esperantistenkongreß, der vom 8. bis 14. August im Haag stattfand, zusammengekommen. Trotz der großen Paß- und Valutaschwierigkeiten wurde die erfreuliche Anzahl von etwa vierhundert Teilnehmern erreicht, die sich auf folgende Länder oder Sprachgebiete verteilte: Bulgarien, Dänemark, Deutschland, Deutsch-Österreich, Estland, England, Finnland, Frankreich, Holland, Belgien, Irland, Italien, Katalonien, Marokko, Norwegen, Polen, Rußland, Schottland, Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Ungarn, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Aus Deutschland erschienen 19 Teilnehmer. Abgesehen von Holland selbst, war Großbritannien am stärksten auf diesem Kongreß vertreten, ein Beweis dafür, wie gut diejenigen Briten, die aus dem Gefühle menschlicher Kulturgemeinschaft heraus zum Völkerfrieden streben, sich dessen bewußt sind, daß die englische Sprache niemals die Rolle einer Weltsprache spielen kann.

Für alle Teilnehmer war dieser Kongreß ein erhebendes Erlebnis: in der neutralen Welthilfssprache Esperanto, die jedem eine Selbstverständlichkeit war und die die natürliche Sprache aller zu sein schien, unterhielten sich freundschaftlich Angehörige der verschiedensten Länder, auch derer, die sich während des Krieges feindlich gegenübergestanden hatten. Eine besondere Freude erlebten diejenigen, die schon andere Kongresse mitgemacht hatten und nun nach so langer unfreiwilliger Trennung alte liebe Bekannte aus allen Himmelsrichtungen wieder begrüßten. Freilich hat der Krieg auch in die Esperanto-Freundesschar große Lücken gerissen: viele junge Samideanoj (Gesinnungsfreunde) sind im Kriege gefallen; andere sind in den 6 Jahren gestorben, und der Meister selbst, Dr. Zamenhof, der Schöpfer der Sprache, hat in Warschau 1917 die Augen für immer geschlossen. Der Gram über den Krieg hat ihm, der sein ganzes Leben in den Dienst des Kampfes für den Frieden gestellt hatte, die letzten Jahre verdüstert und sicherlich seinen Tod beschleunigt.

Für die Sitzungen des Kongresses diente der „Rittersaal", in dem das niederländische Parlament alljährlich eröffnet wird. Außer Fachsitzungen und Sitzungen des Esperanto-Weltbundes (Universala Esperanto-Asocio) fanden

*) Anlage zur Urkunde Nr. 27, Urkunden Nr. 10, 13, Anlage II zu Urkunde Nr. 11 der Fakultätsbroschüre.

**) v. Belows „Promemoria", Anlage II zu Urkunde Nr. 11 der Fakultätsbroschüre.

***) v. Belows Brief an Valentin, veröffentlicht auf S. 358 des diesjährigen „Vortrupp" Nr. 14/15.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Eröffnungssitzung und drei Arbeitssitzungen statt. Während der Eröffnungssitzung hatten die Vertreter der verschiedenen Sprachgruppen und Verbände Gelegenheit, ihre Grüße an die Versammlung auszurichten. Verschiedene Staaten hatten offizielle Vertreter gesandt: Polen, Italien, Bulgarien, Spanien, Holland und die Tschechoslowakei. Der offizielle Vertreter des Völkerbundes war im letzten Augenblick durch eine Konferenz in San Sebastian zurückgehalten und sandte schriftlich seine Entschuldigung und Sympathiekundgebung. Auch der Bürgermeister vom Haag wohnte der Sitzung bei. Die allgemeine Begrüßungsrede, die auf allen früheren Kongressen Dr. Zamenhof selbst gehalten hatte, hielt Dr. Edmond Privat aus Genf. Er zeichnete den Lebensgang unseres Meisters Dr. Zamenhof, der im Esperanto weit mehr sah als eine bloße Sprache, nämlich das Mittel, die Menschen über Sprach- und Rassengrenzen hinaus einander zu nähern, die Muttersprachen kleinerer Volksgruppen nicht durch die Sprachen der sogenannten Weltvölker ersticken zu lassen und das Menschheitsbewußtsein zu stärken und zu verbreiten, das schon in allen Ländern erwacht ist, aber noch nicht zur vollen Entfaltung gelangen konnte. Der Gebrauch der Welthilfssprache Esperanto steht jedem zu jedem Zwecke frei, und diejenigen, die Esperanto aus bloßem Interesse lernen und benutzen, werden angesichts der fortschreitenden Technik und der internationalen Beziehungen auch sprachungewandter Menschen immer zahlreicher werden. Daß aber Esperanto zu einer tatsächlich lebenden Sprache werden konnte, ist dem Geist zu verdanken, den ihm Zamenhof einhauchte und der diejenigen beseelte, die Arbeitskraft, Zeit und Mittel freudig opferten, um an diesem großen Menschheitswerk mitzuarbeiten. Nach den Erlebnissen der Kriegsjahre und nach ihren Ergebnissen, sagte der Redner, lechzt die Welt nach Neuordnung und Gesundung, nach einem Wiederaufbau. Aber während sich überall noch Menschen, Parteien, Systeme und Völker hetzend und kämpfend gegenüberstehen, während überall noch weiter im Namen des „Neuen" Werte und Menschenleben vernichtet werden, während Unglück, Not und geistige Verarmung unter dem Vorwand irgendeiner „Idee" ständig weiter ausgebreitet werden, haben wir in der Esperantobewegung eine Idee, die nicht tötet, nicht vernichtet, nicht verroht, sondern nur aufbaut, sittlich, geistig und sachlich.

In den Arbeitssitzungen wurde besonders über die bereits an vielen Orten erfolgte Einführung des Esperantounterrichts an öffentlichen und privaten Erziehungsanstalten berichtet. Ferner wurde über Organisationsfragen gesprochen. Das Centra Oficejo in Paris, das den Sprachenausschuß (Lingva Komitato) und die Akademie der Esperantisten leitete, war durch die politischen Verhältnisse während des Krieges in seiner Tätigkeit stark behindert, während das Centra Oficejo des Esperantoweltbundes in Genf, später Bern, die Esperantobewegung aufrecht erhielt und durch seine Zeitschrift und seine Vermittlung bei der Unterstützung Gefangener eine segensreiche Tätigkeit entfaltete. Es ist jetzt ein Plan zur Vereinigung dieser Organisationen entworfen worden. Die Sitzungen des Esperantoweltbundes, der sich die praktische Nutzanwendung unserer Sprache zur Aufgabe gestellt hat, befaßten sich mit dem gleichen Vorschlage.

Fachvereinigungen, wie auch der Sprachenausschuß, hatten ihre Sondersitzungen, so die Kaufleute, die christliche Vereinigung, die Pazifisten, die Freimaurer, die Ärzte, die Eisenbahner, die Psychiker und die Vegetarier unter den Esperantisten. Von den Vegetariern, die etwa 8% der Kongreßteilnehmer ausmachten, wurde die Wiederausgabe der durch den Krieg unterbrochenen Bundeszeitschrift „Vegetarano" beschlossen. Die Katholiken unter den Esperantisten hielten anschließend an den allgemeinen Kongreß ihren 6. Sonderkongreß ab.

Gemeinsame Ausflüge, Spaziergänge und Mahlzeiten boten den Kongreßteilnehmern Gelegenheit zu freundschaftlichem Verkehr untereinander. Kein Mißton störte das herzliche Einvernehmen zwischen Angehörigen auch der Nationen, zwischen denen Gewissenlose auf beiden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seiten noch immer Zwietracht aufrechtzuerhalten suchen. Bei der Schlußsitzung brachte einer der ersten Esperantopioniere aus Edinburg zum Ausdruck, daß an unserer Freundschaft und Treue zur gemeinsamen Sache die langen Kriegsjahre spurlos vorübergegangen seien.

Wie es dem Alkoholgegner unverständlich ist, daß in einem hungernden Lande Kartoffeln zu Branntwein und Gerste zu Bier verarbeitet werden, so ist es uns Esperantisten unverständlich, daß die Menschen im allgemeinen trotz des dringenden Bedürfnisses und trotz der Wichtigkeit gemeinsamer Kulturarbeit dem Esperanto gegenüber Gleichgültigkeit und Trägheit nicht überwinden. Uns Esperantisten ist der Gebrauch der Esperantosprache eine Selbstverständlichkeit, und wir kennen im Gespräch mit ausländischen Esperantisten niemals die Befangenheit, die jeden beherrscht, der sich in des Fremden Muttersprache, nachdem er sie jahrelang studiert hat, mit ihm unterhält. Die Welt, die uns das Esperanto erschlossen hat, die Erinnerungen, die sich an das Zusammensein mit inländischen und ausländischen Gesinnungsfreunden knüpfen, haben uns diese künstliche Sprache zu einer lebenden gemacht, und sie wird sicherlich zur lebenden zweiten Sprache werden für jeden, der an der Menschheitskultur Anteil nimmt.

Oskar Bünemann.

Die Weltlogentagung der Guttempler in Kopenhagen. Wenn je eine Notwendigkeit vorlag, Brücken zu schlagen von Volk zu Volk, unauflösbare Fäden zu spinnen von hüben und drüben und Gegensätze auszugleichen zu höherer Gemeinschaft, so ist das jetzt der Fall, nachdem der Weltkrieg und der ihn abschließende Friedensvertrag alle Beziehungen zwischen den Völkern gelöst und Abgründe von Haß zwischen ihnen aufgerissen hat. Kaum eine internationale Vereinigung dürfte zur Erfüllung dieser Aufgabe so gut organisiert sein, wie die Weltloge der Guttempler. Darum waren sich die Mitglieder des Guttemplerordens auf der Tagung in Kopenhagen vom 25. Juli bis 5. August d. J. auch ihrer Verantwortung der Weltfriedenssache gegenüber vollbewußt. Mit brüderlicher Einhelligkeit förderten ihre zehntägigen Verhandlungen nicht nur das Werk des Ordens in der Welt, sondern, wenn auch mittelbar, die Sache des Friedens und der Versöhnung der Völker.

Es war ein überaus wohltuendes Empfinden, auf eine, wenn auch nur kurze, Spanne Zeit allem Haß und Streit der Völker entronnen zu sein und mit Vertretern aller Länder brüderliche Gemeinschaft zu pflegen und in ernster Beratung den gemeinsamen Feind der Menschheit zu bekämpfen, für ideale Menschheitsziele einzutreten. Ein unvergeßliches Erlebnis wird den Teilnehmern besonders der Augenblick gewesen sein, als die, auch durch den Weltkrieg übrigens nicht zerrissene Bruderkette durch das Reichen der Hände nach der Einführung einer großen Zahl neuer Mitglieder sichtbar aufs neue geschlossen wurde als ein Zeichen, daß Bande unlöslicher Gesinnungs- und Kampfesgemeinschaft diese Menschen aus aller Herren Länder miteinander verbinde. Da war kein Erdteil unvertreten, wenn auch manche europäische Kulturvölker noch völlig außerhalb des Kampfes stehen. Der Orden umfaßt nahezu 400000 Mitglieder in der Welt, die in 67 Großlogen zusammengefaßt sind. Von ihnen waren 33 mit 99 Abgesandten und einer größeren Anzahl alter langjähriger Mitglieder des Ordens vertreten. So stellt der Orden ein Bild der Menschengemeinschaft dar, wie sie in Einigkeit für ihre Ziele, für das Gute in der Welt kämpfen soll.

An dieser Aufgabe sich zu beteiligen, war auch eine Anzahl deutscher Wehrtemplar (das ist die heranwachsende Guttemplerjugend, die in Deutschland besonders organisiert ist) nach Kopenhagen gereist, von der dänischen Großloge eingeladen, damit man diese eigenartige Organisation, die in anderen Ländern nur berichtweise bekannt ist, einmal genauer kennen lerne. Die 65 jungen frischen Menschenkinder, Burschen und Mädchen, haben — das darf man wohl sagen — durch ihr ganzes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Auftreten, durch die hohe Auffassung ihrer besonderen Aufgaben einen tiefen Eindruck auf die ausländischen Vertreter gemacht, haben damit dem deutschen Namen einen guten Dienst geleistet und der deutschen Guttemplerarbeit Anerkennung und Vertrauen gewonnen."

Besonders vertrauensvoll und froh ihres großen Erfolges waren die amerikanischen Vertreter, in deren Lande bekanntlich das Alkoholverbot gesetzlich eingeführt ist, oder, wie es in ihrem auf dem Kongresse erstatteten Berichte heißt, „die Bars, Animierkneipen usw. geschlossen sind, wo man aber auch die Gefängnisse schließen und für andere Zwecke verwerten kann". Immer wieder wurde versichert, daß Nüchternheitsunterricht in den Schulen und Mitarbeit der Frauen die Hauptvoraussetzungen des Verbotes gewesen seien, nur so habe sich ein Ort nach dem anderen, ein Staat nach dem anderen „trocken legen" lassen. — Wenn uns deutschen Alkoholgegnern auch das Ziel, „Weltverbot für 1930", das sich die Amerikaner und nordischen Völker gesteckt haben, gar zu unwahrscheinlich und verfrüht erscheint, so stärken wir uns doch gern an ihrer Zuversicht und ihrem Kampfesmut, den wir wahrlich brauchen können.

Wilhelmine Lohmann.

„Ohne Siedelung keine Rettung Deutschlands." Diese Worte sprach kürzlich bei einer Wirtschaftsberatung Hugo Stinnes, Deutschlands Kohlensachverständiger von Spa. Und er fügte hinzu, die Siedelungsfrage sei von den maßgebenden Stellen „in unerhörter Weise verbummelt worden". Was soll man auch dazu sagen, wenn man hört, daß die Inangriffnahme der Bergmannsiedelungen im Ruhrgebiet, ohne die an eine Hebung unserer Kohlenförderung nicht zu denken ist, glücklich so lange hinausgezögert wurde, bis eine Bergmannsheimstätte, die man noch vor einem Jahr für 20000 Mark haben konnte, nahezu 100000 Mark kostet! Die Gesetze und Verordnungen, die zur Förderung der Siedelungstätigkeit erlassen sind, werden aber nicht durchgreifend und energisch angewandt (Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot, Reichssiedelungsgesetz). Wie hätte es sonst die Reichsregierung ruhig mitansehen können, daß (nach einer Mitteilung von Dr. Bonne in „Vortrupp" Heft 11 „Die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die heutige Zeit") über $^3/_4$ der deutschen Ziegeleien auf Abbruch verkauft wurden, nur weil die Besitzer für Maschinen, Wagen, Abbruchsmaterial und Boden ungeheure Preise erhielten! Erst im Juli hat das Reichswirtschaftsministerium die Regierungen der Einzelstaaten aufgefordert, auf Grund der Verordnung über die wirtschaftliche Demobilmachung gegen diesen Wahnsinn einzuschreiten. Auch der folgende Fall gibt zu denken: Bei dem Dorfe Wustrow (Reg.-Bez. Lüneburg) befinden sich erhebliche Kalilager. Ihr beschleunigter Abbau wäre von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung, weil er für unsere Landwirtschaft ein in großen Mengen benötigtes Düngemittel, für unseren Handel ein hochwertiges Austauschgut und für zahlreiche Volksgenossen lohnende Arbeit schaffen würde. Das einzige Hindernis ist auch hier der Wohnungsmangel. Ihm könnte hier gründlich abgeholfen werden durch Aufteilung der in der Nähe liegenden Domäne Königshorst in Arbeiter- und Bauernsiedelungen, wobei, was gerade für die jetzige Baunot wesentlich ist, die vorhandenen Wirtschaftsgebäude in Wohnungen umgewandelt werden könnten. Gerade das lehnt das Landwirtschaftsministerium ab. Land will es zwar hergeben, aber es fordert zu hohe Preise. Wenn in einer Lebensfrage unseres Volkes, wie die Siedelung es ist, Regierungsorgane vorwiegend von fiskalischen Interessen geleitet werden, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß auch private Körperschaften aus dem Gesichtspunkt des Geldgewinns heraus siedelungshemmend wirken. Die Genossenschaft „Kriegerheim" in Lichterfelde hat für ihre Siedelung Baumaterial, z. T. auf dem Wege der Selbstherstellung gewonnen, in großer Menge angesammelt, Kapital ist bereit gestellt, Staat und Gemeinde wollen Hypotheken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

billig hergeben, die Genossen haben sich zur tätigen Mitarbeit verpflichtet, das der Kirche gehörige Land ist bereits vermessen, aber das Konsistorium verlangt für das Land zu hohe Preise. Solche Fälle zeigen, daß Reichssiedelungs- und Heimstättengesetz nicht genügen. Wir brauchen ein Reichsheimstättenamt, das mit ausreichenden Vollmachten ausgestattet ist, um alle die zahlreichen Siedelungshemmungen zu überwinden. Hoffentlich darf man als Vorstufe hierzu den im Juni vom Reichsarbeitsministerium berufenen „ständigen Beirat für Heimstättenwesen" ansehen, an dessen Spitze Adolf Damaschke steht und dem Vertreter aller großen Gewerkschaften, Angestellten- und Beamtenvereinigungen angehören.

Neben der Beschaffung von Land müßte eine der Hauptaufgaben eines solchen Reichsheimstättenamtes darin bestehen, gangbare Wege zu finden zu einer Herabminderung der geradezu ungeheuerlichen Baukosten. Wenn man bedenkt, daß heute die Löhne für die Herstellung des Baumaterials und für das Bauen selbst 80 Prozent von dem Wert eines neuerbauten Hauses ausmachen, dann wird man zugeben, daß hier die organisierte Selbsthilfe der Siedler als der aussichtsreichste Weg erscheint, um das Bauen in Fluß zu bringen. Ein leuchtendes Vorbild ist hier die Tätigkeit des Hauptmanns Schmude und seiner Siedelungsgenossenschaft „Neudeutschland" in Völpke bei Helmstedt. Er hat erfreulicherweise schon manchen Nachfolger gefunden, so z. B. in einem tatkräftigen Werkführer der Zeppelinwerke in Friedrichshafen. Die von ihm gegründete Genossenschaft „Selbsthilfe" will auf Land, das die Regierung in gebundener Form billig hergegeben und mit Holz, das von dieser zum Selbstkostenpreis überlassen ist, lediglich durch eigene Arbeit der Genossen zunächst zwei Doppelhäuser und drei Einfamilienhäuser herstellen, die, wenn sie fertig sind, unter den Mitgliedern verlost werden sollen. In der Öffentlichkeit ist diese Frage der Selbsthilfe auf genossenschaftlicher Grundlage namentlich auch in Verbindung mit dem Problem der „produktiven Arbeitslosenfürsorge" schon eingehend erörtert worden. Unter andern hat H. Lüben in der Berliner „Deutschen Warte" beachtenswerte Vorschläge gemacht. Die Arbeitskraft sollen die Siedler selbst stellen, und zwar dadurch, daß sie in kleineren Orten die Feierabendstunden, in Großstädten einen zwei- bis dreimonatigen Bauurlaub, während dessen ihnen vom Staat ihr Lohn weitergezahlt wird, zum Bau ihrer Heimstätten verwenden. Gibt der Staat noch Baumaterialien, die in großem Umfang nach einheitlichen Normen (etwa in Heereswerkstätten) von Arbeitslosen hergestellt werden könnten, zum Selbstkostenpreis ab, dann kann so bei dem erheblichen Selbstinteresse, das der Siedler an der Fertigstellung des Baues hat, dem Fortgang der Siedelung ganz anders gedient werden als durch bloße Geldzuschüsse, die in der Praxis ja leider nur die Wirkung hatten, Spekulanten und Baustoffwucherer zu immer höheren Forderungen anzustacheln.

Die Rücksicht auf die Volksgesundheit fordert, daß beim Heimstättenbau dem Einfamilienhaus mit Nutzgarten nach Möglichkeit der Vorzug gegeben werde. Dem steht noch vielfach das Vorurteil gegenüber, daß in Stockwerkhäusern die gleiche Wohnfläche billiger hergestellt werden könne. Die Erfahrung hat aber längst gezeigt, daß das ein Irrtum ist, der aber von interessierter Seite geflissentlich immer wieder verbreitet wird. Deshalb muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Aktiengesellschaft für Angestelltenheimstätten erst kürzlich wieder aus ihren reichen Erfahrungen festgestellt hat, daß, auf die gleiche Wohnfläche berechnet, beim Kleinhaus 20 Prozent an Mauersteinen und 25 Prozent an Holz gespart werden gegenüber dem Stockwerkhaus!

Dr. G. Cony.

* * *

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 20 2. Oktoberheft

Zum Gedächtnis an Jakob Grimm.

Auch für die Geschichte der Wissenschaften gilt das Wort Friedrich Nietzsches, daß die Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, die Welt umgestalten. Auch da vergeht zumeist wie Schall und Rauch, was mit schmetternden Fanfaren in die Welt gesetzt wird, während das Echte zunächst im engen Kreise wirkt und dann der Nachwelt unverloren bleibt. In der stillen Arbeitsstube eines deutschen Gelehrten sind in dem Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen jene Gedanken gereift, denen wir eine gründliche und helle Erkenntnis der deutschen Vorzeit und der treibenden Kräfte unserer völkischen Entwicklung verdanken; und gerade vor einhundert Jahren, im Herbst 1820 konnte der Altmeister der Deutschkunde, konnte Jakob Grimm seinem bedeutendsten Mitarbeiter Karl Lachmann die genauere Fassung des Gesetzes der „Lautverschiebung" mitteilen, die sich als ein wahrer Eckstein in dem stolzen Gebäude der „deutschen Wissenschaften" erweisen sollte. Um die Bedeutung dieser Entdeckung und weiterhin des Mannes und seines Werkes zu erweisen, müssen wir aber schon ein wenig weiter ausholen.

Wo immer auf dem Erdenrunde deutsch gesprochen und gelesen wird, wo sich Deutsche und Fremdländer in der Anerkennung deutscher Geistestaten zusammenfinden, da kehren drei heilige Bücher wieder, die Tausenden und Abertausenden ihre geistige Kost geboten haben und hoffentlich noch lange bieten werden: Dr. Martin Luthers deutsche Bibel, Goethes „Faust" und die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm. Durch wie zahllose Hände ist das liebe Buch schon gegangen, wie viele junge und noch jugendlich empfindende Herzen hat es bewegt, ohne daß die Leser und Hörer recht wußten, wer die „Brüder Grimm" eigentlich waren. Dem romantischen Geschlecht am Anfang des vorigen Jahrhunderts entsprossen, haben Jakob und Wilhelm Grimm aus Hanau treu und rein bewahrt und anmutig wiedergestaltet, was an alten Erzählungen im Volksmund lebte, so wie ihre Freunde Arnim und Brentano die alten Lieder des Volkes in ihrer prächtigen Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" vereinigt hatten. Wie diese, durften auch die beiden Hessen von sich sagen: „Wir wollen allen alles wiedergeben." Aber sie haben dies Wort in viel tieferem Sinne wahr gemacht, als die eigentlichen Romantiker. Sie wollten in erster Linie nicht genießen und gestalten, sondern erkennen; sie wollten deutsche Art und deutsches Streben im letzten Kern erfassen, und sie wußten wohl, daß das einzige Mittel dazu das genaueste Eindringen in die ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schichtliche Entwicklung des deutschen Geistes in allen seinen Erscheinungsformen sei. So wurden sie im Verein mit Karl Lachmann und anderen Freunden zu den Begründern der neuen Wissenschaft der „deutschen Philologie" oder wie wir heut lieber sagen, der Deutschkunde im weitesten Sinne. Philologisch bleibt darum doch der Betrieb des Faches, wenn er sich aus bloßer Spielerei und kindlichem Rätselraten zu ernster, deutschen Geistes allein würdiger Forschung erheben will. Denn alle Urkunden deutschen Geisteslebens mit Ausnahme der Erzeugnisse der bildenden Künste sind uns in der Form der Sprache überliefert; und diese selbst befindet sich in steter Entwicklung und spiegelt auch in ihrer Art wieder den Werdegang des deutschen Geistes. So kann es ohne die genaueste und sicherste Erfassung der Sprache keine wahre, stichhaltige Erkenntnis von deutscher Art und Sitte geben, aber das ernste Studium unserer Muttersprache als eines lebendigen, ewig werdenden Organismus lohnt auch die Mühe des Forschers mit einer Fülle von Einsichten und Erkenntnissen, von denen der Außenstehende, der oberflächliche Phrasendrescher und der zuchtlose Phantast nichts ahnen.

Auch den Brüdern Grimm ist diese hohe Bedeutung sprachlicher und sprachgeschichtlicher Zucht erst allmählich aufgegangen. Ihre ältesten wissenschaftlichen Arbeiten ragten an wissenschaftlichem Werte nicht so sehr über die Sammler- und Herausgebertätigkeit der „Liederbrüder" oder eines Joseph Görres, über die Darstellungen der Brüder Schlegel und der Freunde Tieck und Wackenroder und über die Untersuchungen eines Friedrich Heinrich von der Hagen oder Docen u. a. hervor. Mit einer zugleich rührenden und herzerhebenden Andacht, an die sich nur ungern die Kritik wagt, betrachtet die kleine Schar jedes Zeugnis zum deutschen Altertum, mag es nun, wie die Drucke der Minnesinger und der großen Epen des 12. Jahrhunderts der Schule des alten Bodmer entstammen oder unmittelbar aus dem Volksmunde oder auch aus neuerschlossenen Quellen wie „Fliegenden Blättern" und „Volksbüchern" herstammen. Mit frischem Wagemut geht man dem einzelnen Denkmal wie den großen literarischen Zusammenhängen zu Leibe, mit dem kühnen Mute des Fehlens, der denn auch oft genug daneben haut, doch manchmal auch ein Goldkörnlein findet. Aber es sind Zufallswahrheiten, die sich so ergeben, es ist kein Verlaß darauf. Auch in der Wissenschaft gilt das Wort des Großen Kurfürsten bei Heinrich von Kleist:

Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
Mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt."

Dies „Gesetz" aber ist in wissenschaftlichen Dingen die strenge Methode, mit der nicht ein einzelnes Ergebnis, sondern eine ganze Kette von Wahrheiten gefunden und geprüft werden kann. Und hieran eben fehlte es noch jenen verheißungsvollen Erstlingen der deutschen Philologie. Was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der volle Ernst des deutschen Mannes, auf geistige Arbeit angewandt, eigentlich leisten kann, das ist dem jungen Juristen Jakob Grimm zuerst in Marburg in der strammen Zucht des großen Rechtsgelehrten Savigny klar geworden. Auf dem Umweg über das juristische Studium, das er wahrlich nicht nur als Brotstudium betrieb, sondern das ihm eine Schule des Geistes wurde, hat er den Weg zum deutschen Altertum gefunden, wie er denn auch in der freundlich ihm eröffneten Bibliothek des geliebten Lehrers zuerst mit klopfendem Herzen die geheimnisvollen Quartbände von Bodmers „Minneliedern" aufschlug, die kostbare Sammlung, deren Quellen er später in Paris studieren durfte. Einstweilen war an solche Neigungsarbeiten noch nicht zu denken. Die kümmerlichen Verhältnisse, aus denen er kam, zwangen ihn, seine Zeit und Kraft zusammenzunehmen und sich auf einen Beruf vorzubereiten; und wie so vielen tüchtigen Deutschen, wurde ihm die Enge zum Segen. Sagt er doch später in seiner Selbstbiographie:

„Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was anderen Stand und Reichtum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigentümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heeresstraße wandeln."

Ganz allmählich hat sich dann auch Jakob Grimm seinen eigenen Weg gebrochen. Einstweilen war es sein höchster Stolz, über eine schwierige juristische Facharbeit das Urteil aus dem Munde des Meisters zu vernehmen: „Nicht nur vollkommen richtig entschieden, sondern auch sehr gut dargestellt." Denn ein Meister der schriftlichen Darstellung ist Jakob Grimm frühzeitig gewesen. Nicht zufällig war es die schöne Literatur, die ihn zuerst zu philologischen Fragen hinzog; aber es zeugt von der Ehrlichkeit und Gründlichkeit seines Strebens, daß er nicht beim äußerlichen Ästhetisieren stehen blieb, sondern den Fragen der sprachlichen Form bis in die letzten Feinheiten zu Leibe ging. Die Philologie, d. h. die Sprachforschung im eigentlichen (und zugleich im weitesten) Sinne bereitet jene Pfade, auf denen alle Literaturforschung einhergehen muß, auch wenn sie sich den letzten und feinsten Fragen der künstlerischen Darstellung zuwendet — falls sie nicht dauernd in die Irre gehen will. Das ist ein Satz, der von der Entwicklung der Wissenschaft als Ganzem gilt so gut wie von der Entwicklung jedes Einzelnen ihrer Jünger.

Nach Abschluß seiner Studien (1805) erlebte der junge Gelehrte die große Genugtuung, von Savigny mit nach Paris genommen zu werden, um dem Meister bei den Vorstudien für seine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu helfen. Hier konnte er nun in den Schätzen der

fremden Bibliothek schwelgen und vor allem jene große Minneliedersammlung bewundern, die „Manessische Handschrift", die sich erst seit 1888 wieder in deutschem Besitz, auf der Heidelberger Bibliothek befindet, wohin sie von alters gehörte.

Nach der Rückkehr gelang es Grimm „mit genauer Not", beim Sekretariat des Kriegskollegiums mit 100 Reichstalern Gehalt angestellt zu werden. Aber die „viele und geistlose Arbeit", die er in dieser Stellung, noch dazu „in steifer Uniform mit Puder und Zopf" zu verrichten hatte, ließ ihm doch noch Zeit für seine Lieblingsstudien und selbst die für das Vaterland so furchtbaren Jahre der französischen Besetzung, die nun folgten, sollten seine Arbeit begünstigen und damit der geistigen Wiedererweckung Deutschlands dienen. Dank seiner Fähigkeit, französisch zu reden, wurde ihm gerade in Tagen der drückenden Not die Verwaltung der Privatbibliothek des Königs in Wilhelmshöhe übertragen, die nur ganz wenig Dienstarbeit erforderte. „Die ganze übrige Zeit", sagte er später, „war mein, ich verwandte sie fast unverkümmert auf das Studium der älteren deutschen Poesie und Sprache". Nun trat er auch mit den gleichstrebenden Freunden wie Arnim und Brentano in Verkehr und geistigen Austausch, von denen er jetzt starke Anregungen empfing und die er später so rasch überflügeln sollte.

Die Rückkehr des angestammten Kurfürsten brachte ihn zwar um seine einträgliche Stelle, führte ihn aber zunächst noch als Legationssekretär nach Paris und später auf den Wiener Kongreß. In der französischen Hauptstadt sollte er die von den Franzosen aus Preußen geraubten Handschriften ermitteln und zurückfordern — ein peinlicher Auftrag gegenüber den Bibliotheksbeamten, deren Hilfe der junge Gelehrte so oft in Anspruch genommen hatte und deren einer denn auch den unbequemen Fremden aus den Arbeitssälen der Nationalbibliothek entfernte: „Nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous ses jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscripts." Trotzdem hat er in Paris doch viel für seine altdeutschen Studien eingeheimst, und der Wiener Aufenthalt brachte ihm die erste Einführung in die Kenntnis der slavischen Sprachen, die ihm später so bedeutungsvoll werden sollte.

1816 endlich wurde er zum 2. Bibliothekar und sein Bruder Wilhelm zum Sekretär in der Bibliothek zu Kassel ernannt, und beide Brüder konnten sich nun nach Herzenslust, soweit es der Dienst zuließ, der Erforschung der deutschen Vorzeit hingeben. Was dieses Zusammenarbeiten an den gleichen oder doch ähnlichen Aufgaben, was die Gemeinsamkeit der Ziele und Hilfsmittel (besonders ihrer „lieben Bibliothek"), was vor allem die überaus glückliche Ergänzung der beiderseitigen Talente für die Entwicklung unserer Wissenschaft in ihren ersten Jahrzehnten bedeutet hat, das kann nur ermessen, wer selber etwa ein Vierteljahrhundert auf diesem Gebiete gearbeitet hat und auf den verschiedensten Gebieten immer wieder auf die Vorarbeiten des unvergleichlichen Brüderpaares gestoßen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die „Kinder- und Hausmärchen" sind dann die köstlichste und reifste Frucht der ersten Arbeitszeit der Brüder. In ihnen aber überwiegt, besonders von der zweiten Auflage ab, der künstlerische Geist Wilhelms. Hinfort sollte die Wendung zur strengen Wissenschaft erfolgen, und hier übernahm Jakob die unbestrittene Führung, und die große Tat, mit der er aus dem romantischen Nebeldunst der älteren Zeit auf einmal in die strahlende Helle kritischer Geistesarbeit hervortrat, war seine „Deutsche Grammatik", deren 1. Band 1819 erschien.

Wohl hatte man sich um die ältere deutsche Sprache seit längeren Zeiten ernstlich bemüht, und ein so tiefer und reicher Geist wie Leibniz hatte vom Gotischen, vom Althoch- und Niederdeutschen mehr gewußt, als mancher, dessen Mund heutzutage von deutschtümelnden Phrasen überfließt und der doch eigentlich im Dunkeln tappt. Auch die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, die Grammatiker, die aus ihnen hervorgingen und zuletzt der Leipziger Diktator Gottsched und seine schweizerischen Gegner hatten die Kenntnis der älteren Sprachformen in vielen Einzelheiten gefördert. Aber sie alle verfolgten mit ihren Sprachstudien sozusagen praktische Zwecke: sie wollten etwa die buntscheckige deutsche Sprache der Gegenwart von ihren fremden Bestandteilen reinigen und suchten in dem ganzen Umkreis der älteren Sprache und der deutschen Mundarten nach Begriffswörtern, die zum Ersatz für die lästigen Fremdlinge dienen konnten; oder sie wollten der wilden Gesetzlosigkeit im mündlichen und vor allem im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache steuern, wodurch sich die Deutschen von jeher „ausgezeichnet" haben, und dachten Maß und Norm ohne weiteres bei dem älteren Sprachgebrauch zu finden; natürlich regte sich auch schon das wissenschaftliche Bestreben, die lebenden Sprachformen geschichtlich zu „erklären": aber viel zu eng war der Kreis der Kenntnisse, viel zu gering und zu verworren die Einsicht in die Gesetze des Sprachlebens, als daß man zu sicheren und haltbaren Ergebnissen über die Herkunft und Formen der Wörter gelangt wäre. Ist doch, gleich der Mythologie, auch die „Etymologie" von jeher der beliebteste Tummelplatz der Dilettanten und halbwissenschaftlicher Anmaßung gewesen; damals aber wurde das „wilde Etymologisieren" im großen betrieben und gab sich nur zu leicht den Anschein von tiefsinniger Gelehrsamkeit.

In den älteren Schriften der Brüder Grimm war es damit nicht viel besser bestellt*). Aber was ihn von seinen Arbeitsgenossen unterschied, war die Tatsache, daß er zur Einsicht in die Mangelhaftigkeit seines Verfahrens gelangte und in ernster Arbeit zu besserem, methodisch erarbeitetem Wissen vordrang. Und darin eben besteht die ungeheure Bedeutung des ersten Bandes der „deutschen Grammatik" von 1819 nicht bloß für die germanische, sondern für alle Sprachwissenschaft überhaupt. Dieser erste Band behandelte das Nomen und das Verbum der „deutschen

*) Rudolf von Raumer in seiner ausgezeichneten „Geschichte der germanischen Philologie" S. 451 f. gibt beredte Beispiele dafür!

Sprache" im weitesten Sinne: Gotisch, Althochdeutsch und Altniederdeutsch, Angelsächsisch, Altfriesisch und Altnordisch, Mittelhochdeutsch und Mittelniederdeutsch, Mittelenglisch und Mittelniederländisch, die neueren Formen der deutschen, englischen und skandinavischen Sprachen, alles wird mit der gleichen Sauberkeit und Genauigkeit behandelt: den „Paradigmen" folgen die vergleichenden und erklärenden Bemerkungen; Ausblicke auf die Formenwelt der fremden Sprachen und auf die Beziehungen zwischen Deklination und Konjugation schließen sich an.

Diese Grammatik wollte also nicht mehr praktisch-sprachlichen, vor allem etwa Unterrichtszwecken dienen, wie denn der große Meister unserer nationalen Sprachforschung vom Schulunterricht in der Muttersprache sehr gering dachte. Er verließ sich hier noch auf das natürliche Sprachgefühl, an das Luther bei seiner Bibelübersetzung sich gewandt hatte.

„Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß", sagt Grimm in der Vorrede, „darf sich eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen. ... Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unvermerktes, unbewußtes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigentümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgbare, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt."

Gewiß hat Jakob Grimm damit recht, daß der Versuch, einem Kinde, das in sprachreiner und sprachsicherer Umgebung mit gesunden Sinnen aufwächst, die Muttersprache systematisch einzupauken, eine Torheit wäre — eine gleiche Torheit, als wenn ich einem Spitz das Bellen systematisch beibringen wollte. Aber wie viele Kinder wachsen in solchen gesegneten Verhältnissen auf? Kein Volk mißhandelt seine Sprache so, wie das unsere, und ein Blick in den Anzeigenteil unserer Zeitungen lehrt uns mit erschreckender Deutlichkeit, wieviel nicht bloß eigene Nachlässigkeit oder der ewige (und im Grunde so fruchtbare) Widerstreit zwischen Schriftsprache und Mundarten, sondern vor allem der unselige Einfluß fremder Sprachen und anderer „Bildungselemente", die kindische Nachahmung des Geschäftsstils, der Gelehrtensprache, des „feinen Gesellschaftstones" usw. zur Verrohung unseres Sprachgefühls beigetragen haben. Da bedarf es denn doch der Anweisung und Läuterung, nur nicht in schulmeisterlichem Sinne, sondern mit feinster Beachtung der natürlichen Triebkräfte im Leben der Muttersprache selber. Und für diesen gehobenen Sprachunterricht (der wohl leider immer noch ein bloßes Wunschbild ist) hat niemand so viel vorgearbeitet, als gerade Jakob Grimm mit seiner deutschen Grammatik. Auf seinen Schultern stehen die großen Reformatoren des deutschen Unterrichts vom Schlage Rudolf Hildebrands, dessen Gedanken und Lehrweise in der Schule der deutschen Zukunft ihre volle Verwirklichung und Weiterbildung erfahren werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Grimm aber galt, was er selbst in die Worte zusammenfaßte: „Das grammatische Studium kann kein anderes, als ein streng wissenschaftliches und zwar der verschiedenen Richtung nach entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches sein." Von den „trümmerhaft und gleichsam versteint" in unserer Sprache erhaltenen Spuren der älteren Sprache geht er aus, sucht sie nach allen Seiten hin in feste Zusammenhänge einzuordnen und die Mittelstufen zwischen Altem und Neuem herzustellen.

„Zugleich aber zeigen sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz unübersehbare Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen, schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Planes habe ich mir so vollständig gedacht, daß das, was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt."

Tatsächlich war der erste große Vorzug, der Grimms Arbeit vor derjenigen aller seiner Vorgänger auszeichnete, die angestrebte Vollständigkeit und die erreichte, wenigstens staunenswerte Fülle des Materials; hier galt nichts als klein, unbedeutend, fehlerhaft oder lächerlich, und gerade das Unverständliche und Mißachtete gab oft die wunderbarsten Aufschlüsse. Das kam daher, weil nun die Dinge in ganz neuem Lichte betrachtet wurden: einmal durch fortwährende Vergleichung des Verwandten und Zusammengehörigen in der Längsbetrachtung der geschichtlichen Entwicklung und in der Querbetrachtung des zeitlich Zusammengehörigen. Diese Vergleichung förderte dann aber auch die Erkenntnis der unbedingten Gesetzmäßigkeit der sprachlichen Vorgänge.

Freilich hat erst die Folgezeit diese Gedanken zu voller Klarheit erhoben und bis in die feinsten Einzelheiten durchgeführt. Wenn wir uns dessen bewußt bleiben, daß die Sprache ein Geistes- und ein Naturerzeugnis zugleich ist, daß der Geist sich selber nur auf dem Wege natürlicher Sprachgebärden Ausdruck verschaffen kann, daß also hier psychologische und physiologische Gesetze zusammenwirken, um die einzelnen Erscheinungen hervorzubringen, so können wir tatsächlich von strengster Gesetzmäßigkeit der Sprachbildung und der sprachlichen Entwicklung reden. Eben dafür aber hat Jakob Grimm die Grundlagen geschaffen. Er hätte es nicht vermocht, wenn er sich nicht von dem Regelkram der älteren Schulgrammatik gründlich frei gemacht und die sprachlichen Dinge mit frischen Augen angesehen hätte. Dazu war auch ein neues, freies Verhältnis zu den Quellen notwendig. Das vornehmste Organ des Sprachforschers ist nicht das Auge, sondern das Ohr. Unsere allerwichtigste Schule ist die lebende Sprache, vor allem die Volkssprache mit ihrer unerschöpflichen Fülle an farbigen Bildern, ausdrucksvollen Fügungen und lautlichen Schattierungen, dieses wundervolle register- und tönereiche Orgelwerk, auf dem der deutsche Geist seine zarten und starken heiteren und ernsten Weisen spielt. Diese Fülle können und sollen wir nicht mit dem an der geschriebenen und gedruckten Sprache gebildeten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auge einfangen, sondern der urkundlich belegten, vor allem der älteren Sprache sollen wir mit dem an der lebenden Mundart geschulten Ohre nahen; wir müssen in die Urkunden, in die alten Handschriften und Drucke hineinhorchen, um die Sprache der Altvordern erklingen zu hören. Denn die erbärmlichen 24 Buchstaben, die uns die Alten überliefert haben, genügen z. B. nicht, um den hundertsten Teil jener Lautfülle darzustellen, deren sich unsere Sprache erfreut. Welche unermeßliche Zahl von Lauten muß z. B. durch das eine Zeichen e ausgedrückt werden! Diejenigen freilich, die eine „lauttreue Rechtschreibung" fordern, ahnen nicht, welche ungeheure Aufgabe sie Lernenden und Lehrenden aufbürden wollen. Wer Bescheid weiß mit der „phonetischen Wiedergabe" lebender Sprachen, der weiß, daß diese zu den allerschwierigsten Aufgaben der Wissenschaft gehört und preist die Bequemlichkeit unseres Alphabets und unserer herkömmlichen Rechtschreibung trotz ihrer unbestreitbaren Mängel, die nur durch verständige, schrittweise Besserung, nicht durch grundstürzende Wandlungen überwunden werden können. Aber für die Wissenschaft heißt es freilich: weg vom Buchstaben und hin zum Laut! In der 1. Auflage des 1. Bandes der „deutschen Grammatik" gibt es noch keine „Lautlehre"; sie kam erst in der 2. Auflage von 1822 hinzu, der also eine ganz außerordentliche Förderung in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutet und deren Ergebnisse dann noch in der 3. Bearbeitung der ersten Hälfte dieses Bandes (1840) gewaltig vertieft wurden*).

Aber zwischen den beiden Jahren 1819 und 1822 lag eben jene Entdeckung, die eigentlich eine wissenschaftliche Lautlehre und eine wissenschaftliche Sprachforschung überhaupt erst möglich gemacht hat und deren schon eingangs Erwähnung getan wurde. Seit langer Zeit hatte man die genaue Verwandtschaft der deutschen Sprache mit jenen anderen sprachlichen Gebilden beobachtet, die wir heute als „indogermanische Sprachen" zusammenfassen, vor allem mit dem Griechischen und Latei-

*) Freilich ist der betr. Abschnitt in der 2. Auflage (von 1822) noch überschrieben „Von den Buchstaben". In Wahrheit haben wir aber eine „Lautlehre" vor uns, und dieser Ausdruck erscheint denn auch 1840. Der II., III. und IV. Band erschienen 1826, 1831 und 1837. Sie behandeln die deutsche Wortbildung und die Syntax des einfachen Satzes. Ein V. Band, der die Syntax des zusammengesetzten Satzes umfassen sollte, ist leider nicht zustande gekommen. Heute benutzt man für wissenschaftliche Zwecke die auch äußerlich verbesserte Neuausgabe des Werkes, die Wilhelm Scherer 1870 begann und die Gustav Roethe und Edward Schröder zu Ende führten. (Bd. IV 1898, mit sehr reichen und wertvollen Nachträgen aus dem Nachlaß J. Grimms.) Von allen großen wissenschaftlichen Grammatiken der deutschen Sprache ist nur eine ganz fertig geworden, nämlich das ausgezeichnete Werk von Hermann Paul, das vor allem die neuere Entwicklung (der deutschen Sprache im engeren Sinne) darstellt und zum unentbehrlichen Rüstzeug des Germanisten und des tiefer grabenden Sprachfreundes gehört. (Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S. Bd. I, Sprachgeschichte und Lautlehre 1916, II, Flexionslehre 1917, III und IV, Syntax 1919—20. V. Wortbildung 1920.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nischen. Man hatte dabei auch schon bemerkt, daß in ganz entschieden verwandten Wörtern bestimmte Laute von Sprache zu Sprache miteinander wechselten und daß in diesem Wechsel eine gewisse Gesetzmäßigkeit herrschte, daß auch die einzelnen Lautwandel, die man beobachtet hatte, untereinander in einem gewissen ursächlichen oder verwandtschaftlichen Zusammenhange stehen mußten. So weit war man schon vor Grimm gekommen, und besonders der dänische Forscher R. C. Rask hatte diesen Vorgängen seine Aufmerksamkeit gewidmet. Aber erst Grimm hat ihre weite Ausdehnung und ihre genauen Zusammenhänge voll gewürdigt und in einem Brief an Lachmann vom 25. November 1820 genaueres darüber gesagt, um dann 1822 die ganze Lehre von der „Lautverschiebung" im Zusammenhang vorzutragen.

Bei dieser „Verschiebung" handelt es sich natürlich um keinen willkürlichen Wandel der Sprache, der etwa von ihren Trägern in freier Übereinkunft festgesetzt wurde, sondern, wie bei fast allen sprachlichen Entwicklungen, um einen Vorgang, der sich so gut wie unmerklich und unbewußt vollzieht, indem die einzelnen Laute oder ganze Gruppen von Lauten infolge von Veränderungen (etwa Beschleunigung oder Verlangsamung) in der Sprechweise oder bei der Übertragung einer Sprache auf einen Stamm, der bisher anders sprach oder unter dem Einfluß von Nachbarstämmen allmählich eine andere Färbung und schließlich eine ganz andere Gestalt annehmen.

Vom heutigen Standpunkt aus erklärt sich ein solcher Vorgang an einem Beispiele etwa so: der stimmlose Verschlußlaut (in diesem Falle also mit festem Verschluß der Lippen, aber ohne Mitschwingen der Stimmbänder gebildete Laut) p wird in verschiedenen Sprachen verschieden gesprochen. Er kann z. B. mit allmählicher Lösung des Lippenverschlusses hervorgebracht werden, wie bei den Engländern, oder auch mit plötzlichem Öffnen des Mundes, so daß unwillkürlich ein h-Laut nachstürzt, wie im Deutschen. Den letzteren Laut nennt man ein „behauchtes", ein „aspiriertes" p. Macht man nun einen Versuch, diese „Aspirata" recht deutlich auszusprechen, so merkt man, wie das nachstürzende h allmählich selbst in einen Lippenlaut, aber nicht in einen Verschluß- sondern einen Reibelaut übergeht, der mit einer bloßen Verengung der Sprachorgane hervorgebracht wird. Aus dem p-h wird also ein p-f oder allmählich der Doppellaut pf, den man wissenschaftlich als eine „Affrikata" bezeichnet. Weiterhin aber zeigt sich nun, daß die Sprachen die Neigung haben, diese „Affrikata" abzuschleifen, indem der erste Teil verloren geht und nur der Reibelaut übrig bleibt. Wie noch heut der Berliner nicht „Zeitung", sondern „ßeitung" und nicht „Pferd", sondern „Ferd" sagt, so muß es schon bei unsern Altvordern in der „urgermanischen" Sprache gegangen sein: das p war zu pf geworden und schliff sich weiterhin zu f ab. So haben wir also für das lateinische piscis im Gotischen den Stamm fisk, unser „Fisch", und für das lateinische pater

das deutsche „Vater"*). Damit ist in diesem Falle die Entwicklung abgeschlossen.

Aber in anderen Fällen ging sie weiter. Z. B. hat sich das t ganz parallel (wohl auch über tth) zu jenem stimmlosen Reiblaut th entwickelt, dessen gelispelte Aussprache jedem Kenner des Englischen vertraut ist. Tatsächlich haben wir an Stelle des lateinischen tres im Gotischen threis (gesprochen thrîs), im Englischen noch heute three. Im Hochdeutschen aber hat sich aus diesem Reiblaut wieder ein (stimmhafter!) Verschlußlaut d entwickelt, so daß wir auf neuhochdeutsch eben „drei" sagen. Wie genau diese Regel stimmt, zeigen weitere Beispiele, wie das lateinische Wort tuli („ich habe getragen", vgl. tolerare „ertragen"), gotisch thulan und althochdeutsch dolên, was noch in unserem dul-den in eigentümlicher Weiterbildung fortlebt. Jakob Grimm glaubte nun das Ganze einfach so ausdrücken zu können, daß überall, wo die „alte Sprache", d. h. das Griechische und Lateinische eine „Tenuis" (d. h. einen stimmlosen Verschlußlaut wie p) hatte, im Urgermanischen eine Aspirata (d. h. ein behauchter Laut wie ph) eingetreten sei; wo dort eine Aspirata**) stand, wurde sie germanisch zur Media (d. h. zu einem stimmhaften Verschlußlaut wie b); und eine indogermanische Media endlich wurde zur tenuis, so daß der Kreis geschlossen war. Im Althochdeutschen war dann jeweils eine Verschiebung um noch eine weitere Stufe eingetreten, also eine germanische Aspirata zur Media geworden usw.: „Nämlich genau wie das Althochdeutsche in allen drei Graden von der gotischen Ordnung eine Stufe abwärts gesunken ist, war bereits das Gotische selbst eine Stufe von der lateinischen (griechischen, indischen) herabgewichen. Das Gotische verhielt sich zum Lateinischen gerade wie das Althochdeutsche zum Gotischen."

In dieser einfachen Form hat sich das Gesetz auf die Dauer nicht halten lassen und die genaue Erforschung des Sprachstoffs hat gezeigt, daß in den Lautverschiebungsvorgängen eine ganze Fülle von Gesetzen zusammenwirken, einander kreuzen und beeinträchtigen usw. Aber die Grundlagen hat Jakob Grimm gelegt und damit die vergleichende Lautlehre der germanischen Sprachen für alle Zeiten in sichere methodische Bahnen gelenkt. Von nun ab gilt keine etymologische Gleichung mehr, die nicht auf das genaueste mit den erforschten Lautgesetzen zusammenstimmt! Und während für die älteren Etymologen nach einem bekannten Wort „die Konsonanten wenig und die Vokale nichts bedeuteten", hat Jakob Grimm dann auch

*) Das deutsche oder das gotische Wort ist natürlich nicht aus dem lateinischen entstanden, sondern das lateinische wie das germanische ist aus einer gemeinsamen, „indogermanischen" Grundsprache hervorgegangen. Da aber diese Sprache uns nicht unmittelbar in Urkunden erhalten, sondern nur wissenschaftlich erschlossen ist, wählen wir lateinische, griechische u. a. Wörter nicht germanischer Art zur Verdeutlichung des „Indogermanischen".

**) Man faßte aber früher als „Aspiraten" irrtümlicherweise die behauchten Verschlußlaute (wie p mit nachstürzendem h in unserm „Paul") und die Reibelaute (wie ph = f in unserm „Philipp") zusammen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Wandlungen der Selbstlauter, für Umlaut, Brechung usw. die Bedingungen und die näheren Verhältnisse genau erforscht. Es war ein großes Glück für unsere Wissenschaft, daß ihre Jugend mit der der allgemeinen vergleichenden Behandlung der indogermanischen Sprachen überhaupt zusammenfiel: neben Jakob Grimm stand Franz Bopp, der Schöpfer der heutigen „Sprachvergleichung". Aber es war das Verdienst unseres Meisters, daß er, ungleich den Vertretern der griechischen und lateinischen Sprachwissenschaft, die sich der vergleichenden Forschung sehr zu ihrem Schaden lange Zeit abgeneigt zeigten, sofort begierig die Hand der Schwesterwissenschaft ergriff.

Mit dem genauen Verständnis der Sprache aber (das natürlich von unzähligen weiteren Erkenntnissen abhängig war) hing auf das engste die urkundliche Erforschung unseres gesamten älteren Lebens zusammen. Nicht bloß die reine Herstellung des Textes unserer alten Dichter, nicht bloß sprachwissenschaftliche Werke im engern Sinne, wie die „Geschichte der deutschen Sprache", oder das letzte, heute leider immer noch nicht vollendete Riesenunternehmen der Brüder, das „Deutsche Wörterbuch" kommt hier in Betracht, sondern auch die anderen Werke, durch die Jakob Grimm die Geschichte unseres Geisteslebens so mächtig gefördert hat. Nur der seiner Sache unbedingt sichere Philologe konnte in einem außerordentlich reichhaltigen Werke die „Deutschen Rechtsaltertümer" herstellen und mit einer großen Sammlung der alten Bauernrechte, der „Deutschen Weistümer" den Anfang machen; nur er vor allem konnte auf dem schlüpfrigen Boden der „Deutschen Mythologie" festen Fuß fassen und einen wunderbaren Bau errichten, der nichts geringeres bedeutete, als den Anfang der modernen, vergleichenden und geschichtlichen Religionsforschung überhaupt. Ob es sich um die Erläuterung eines alten Rechtsbrauchs oder um die Erklärung des Namens und um die Aufhellung des Wesens eines alten germanischen Gottes oder um die geschichtliche Deutung eines alten Brauchs und „Aberglaubens" handelt, immer kommt alles auf die genaueste Erklärung der sprachlichen Urkunden an, und diese kann nur genau sein, wenn sie in gesetzlichen Bahnen verläuft. Wie unermeßlich wird da die Bedeutung des Grundgesetzes, das Jakob Grimm gerade vor 100 Jahren zum erstenmal in reiner Form aufgestellt hat — ohne viel Aufhebens in der Welt davon zu machen, ohne die Tagespresse oder einen wissenschaftlichen Klüngel in Bewegung zu setzen. Er selbst aber wußte, was ihm und was seinem Vaterlande seine Forschung bedeutete.

„Ich bin des festen Glaubens", sprach er schon in der Widmung zum 1. Bande der „Grammatik", „selbst wenn der Wert unserer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer genommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntnis des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre. Auf das Vaterland sind wir von Natur gewiesen und nichts anderes vermögen wir mit

unsern angeborenen Gaben in solcher Masse und so sicher begreifen zu lernen."

Die großen und schlichten Worte sind in seinem Munde mehr als Worte gewesen. Ihre echt deutsche Gesinnung haben die beiden Brüder erwiesen, als sie, endlich in gesicherte Stellungen zu Göttingen gelangt, unter den „Göttinger Sieben" das Land verlassen mußten, weil sie gegen den unerhörten Verfassungsbruch des Königs Ernst August von 1837 mannhaft Verwahrung eingelegt hatten.

„Die Welt", sagt Grimm in der trefflichen Schrift „Über seine Entlassung", „ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmut angefochten werden und zurückweichen." Er kannte genug der „Klugen", die da meinten, „ein Eid in politischen Dingen bedeute nicht viel" . . . aber, dachte er, „die Religiosität ist so sehr nicht verschwunden, daß nicht viele, die etwas höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefsten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben".

Auch darin bewährte sich die Größe beider Männer, daß sie nun nicht in die politische Laufbahn übertraten, sondern nach der Erfüllung ihrer vaterländischen Pflicht treu an das begonnene Werk zurückgingen. Als hochgeehrte Mitglieder des Lehrkörpers der Berliner Universität wirkten sie seit 1841 in Berlin, wohin Friedrich Wilhelm IV. sie gleich nach seiner Thronbesteigung berufen hatte. Jakobs Wahl zum Frankfurter Parlament bedeutete keine dauernde Beeinträchtigung seiner wissenschaftlichen Studien, die er treu vereint mit dem Bruder fortsetzte, bis der Tod 1859 den jüngeren Gefährten von seiner Seite riß. Im folgenden Jahre hielt ihm Jakob in der Berliner Akademie die berühmte Gedächtnisrede. 1863 hat auch er das Feld verlassen müssen, das er so wohl bestellt hatte und auf dem schon längst eine große Zahl jüngerer Männer mit schönem Erfolge arbeiteten. In diesen Tagen ist die deutsche Philologie gerade dabei, den ihr gebührenden Platz im gesamten geistigen Leben unseres Volkes und vor allem im Unterricht unserer Hochschulen und unserer „höheren Schulen" zu erobern. Möge denn auch der gute deutsche Geist der Brüder Grimm, der sie bei ihrer Arbeit beseelte, niemals unter uns erlöschen.

Prof. Dr. Robert Petsch.

Hans Much und seine Welt.

Überschauen wir die Literatur unserer niederdeutschen Heimat, und zwar den für diesen Aufsatz in Frage kommenden Zweig der plattdeutschen Lyrik, so werden wir nur einzelnen Dichtern begegnen, die höheren Forderungen gerecht werden. Eine kaum übersehbare Fülle dilettantischer Schriftstellerei drängt sich uns unter dem Namen „Heimatkunst" auf und überwuchert fast die edlen Blumen heimatlicher Scholle. Treffend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sagt Hans Much von ihr in einer seiner programmatischen Schriften: „Die sogenannte Heimatkunst, die dichterisch und bildnerisch nichts weiter kann, als getreue Abbilder des Fleckens Erde geben, dem man entsprossen ist, ist gar keine Heimatkunst, sie ist nichts weiter als Heimatbeschreibung, die wahre Heimatkunst greift weit hinaus über die Grenzen der irdischen Heimat nach dem größten Menschheitsziel, nach dem wahren Wesen in seiner Unergründlichkeit". Nur derjenige, dem die Heimat das Tor der Erkenntnis bedeutet, schafft Werte, die vom Flügelschlag der Ewigkeit beschwingt sind. Jene von Much in seiner „Norddeutschen Backsteingotik" geprägten Worte: „Es gibt zwei Arten von Heimatkunst: die eine entspringt aus unfreiwilliger Beschränkung und bleibt unzulänglich und wirklich beschränkt; die andere entspringt aus freiwilliger Beschränkung, wird fähig zum Höchsten und in ihrer Wirkung wahrhaft unbeschränkt. Die erste ist für alle wahre Kultur ein Hemmnis; die zweite ist die einzige und echte Grundlage der Kultur", lassen erkennen, daß der Dichter dieser folgenden drei Werke an sich die höchsten Anforderungen stellt.

I.

Als ein Erkennender, von der Sinnlosigkeit alles menschlichen Handelns Überzeugter tritt Hans Much in das Reich niederdeutscher Kunst. Aus der großen lauten Welt flieht er in die Einsamkeit und lauscht dem Klingen seiner Seele und fängt den unversiegbaren Strom seines Seins in kristallene Schalen auf. „Dor keek hei sick nah'n still Flag üm, un funn dat stillste in de Haid un smeet sick an den Bussen von siin Heimateerd, de hei so lang vergeten hadd, as an Muddern ehr Bost. Un süh dor: de Quell in siin Seel sprung wedder up, un siin Ruuschen dücht em as Musik, un he versöcht sei uptofangen in den vullen und truen Lund von siin leiwe, leiwe Mudderspraok" (aus dem Vorwort von „To Huus"). Um Muchs Kunst nachempfinden zu können, muß man die niederdeutsche Welt, den Boden seines Wurzelwerks, verstehen lernen und in dieser Welt den Dichter erleben. „Un funn dat stillste in de Haid", Heidelieder, schlicht und voller Tiefe, sind das erste dieser drei Werke*). Die Unendlichkeit der Heide, ihre Weite, Stille und Einsamkeit — der Gegensatz zu den Menschen und ihrer Kultur packt die Seele des Dichters, daß sie mitschwingt mit den rosenroten Blütenwellen und untertaucht im unergründlich tiefen Blau des Himmels, der traumverloren in die Ewigkeit ragt:

„Kiek wo is de Haid so wiid,
As'n kloren Gottesgedanken.
In de Fiern treckt Mäuh und Janken
In de Fiern sünd Larm und Lüüd.
Un unf' Gog is bliid . . . ."

*) „To Huus", En Mund vull plattdütsche Riemels von Hans Much, un 'ne Hand vull plattdütsche Biller von Frido Witte. Rich. Hermes-Verlag, Hamburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gleich einem wellenlosen Meer ruht die Heide in dem hellen Mittagssonnenlichte, und ihre volle herbe Blütenpracht duftet köstlich in dem kräftigen Leben des Sommers! Doch in all ihrer Pracht läßt sie die Seele des Menschen nicht etwa hell aufjubeln, sondern inmitten des rosenroten Schimmers tastet unsere Sehnsucht nach Einsamkeit, Ruhe und Frieden. Greift dann der Abend in die Welt, der feuchten Glanz und heimliches Schummern herniedertaut, zieht durch die Seele des Dichters ein lichter Traum:

„Ick heww so'n Droom von stille Tiid
Um mi is allns so wiid, so wiid.
Um mi un in mi is't so klaor
Un doch ward mi dat Söihn so swaor."

Feierabend! Aus endloser Weite klingen Kirchenglocken, und die Schafe werden in den Stall getrieben. Die Bäume neigen betend sich zur Erde, der Abendwind bewegt kaum die Blätter, das große Schweigen deckt die Erde zu, und — vor den Seherblicken des Begnadeten taucht der Tod auf, mit erhobener Rechten uns den Weg weisend, der in „jene Welt, die man nicht greifen, wohl aber begreifen kann" führt:

De Schap gahn sacht tau Stall.
Paß up, sei slapen ball!
Günt in de Haid, dor staiht de Dood,
Hei staiht un kiikt in't Abendrood.
Sien Oog is oewerall,
Sien Oog is oewerall.

Oll Vadder Dood makt gau,
Un is gerecht daortau.
Hei wohrt woll up de Lamp dat Ol,
De weck hemm wenig, de weck hemm väl. —
Kumm, Gör, willn ok tau Rauh,
Kumm, Gör, willn ok tau Rauh!

Nun weiten sich die dämmermüden Stunden zum Dom der glitzernd hochgewölbten Nacht, und schwarzes Dunkel liegt auf Sumpf und Heide. Wenn dann die unheimlichen Stimmen der Nacht laut werden, wenn die Unke ruft, der Nachtwind seufzt, die Geisterstunde kommen ist, öffnet sich das Hünengrab, und heraussteigt in silberweißem Haar, mit schimmernder Krone der alte König, sucht vergebens sein Reich und sein Volk und droht dem Räuber. Neben den Helden gewinnen auch die alten heidnischen Götter Leben. Die Spinnfrau (Frigga) sitzt in weißem, wallendem Gewande mit goldenem Gürtel, die ganze Gestalt von langem glänzenden Schleier umflossen, am Sumpf und spinnt eifrig den Faden.

„Ick rad di, gah nich tau lat dörch de Haid!
Dor sitt de oll Spinnfru un spinnt.
Un sühst du ehr, ritt sei den Faden snart af
Und grünt mal, un smitt em in'n Wind.
Un wo du ok gaihst, dor kiekst du di üm,
Un wo du ok staihst, dor dreiht di dat rüm,
Un du grippst nah den Faden in'n Wind.

„Ick rad di, gah nich tau lat dörch de Haid!
Dor gröfft de oll Graffknecht un föcht.
Un sühst du em buddeln, denn lacht hei mal gel,
Un böört sinen Graffscheit tauhöcht.
Un wo du ok gaihst, dor gröfft dat kliffklaff,
Un wo du ok staihst, dor sühst du en Graff. —
— Kind, gah nich tau lat dörch de Haid!"

Ich habe versucht, ein Bild jener Welt zu zeichnen, aus der diese wunderbaren Lieder herauswuchsen, der Welt, die dem Dichter nicht nur Bild, sondern darüber hinaus symbolischer Ausdruck für das intuitive Erschauen letzter Dinge wurde. Zum ersten Male ist in der plattdeutschen Lyrik der Ton gefunden, dessen Schwingungen von den Harmonien des Unendlichen weiter getragen werden.

II.

Die Einsamkeit, „dat stille Flag" ist Erlebnis geworden, der übersprudelnde Strom wahrer Heimatliebe in feingeschliffene Formen gegossen, doch die Quelle rieselt weiter — klarer. Die in dem Buche „To Huus" vorerst noch zaghaft angeschlagenen Töne werden wieder aufgenommen, verschränken sich zu Melodien, die traumhaft gleich einem leisen Pastorale zwischen Zeit und Ewigkeit schweben und — entschweben. Von neuem erklingen sie, machtvoller, fließen in perlendem, wohlgefügten Fugensatze, anschwellend, bis sie in brausenden Harmonien an den schimmernden Toren des Jenseits branden, wuchtig übertönt von dem Grundmotiv: Erlösung, Erlösung aus dem Banne aller Erscheinungen. Die Heide ist nicht mehr Bild, nicht mehr Symbol der Unendlichkeit, sondern das Unbegrenzte selbst geworden, das feierlich und erhaben der Tod durchschreitet. Die Vision des Todes ist in Gesänge des „Nedderdütschen Dodendanz"*) gebannt, und der Tod bildet das Problem dieses Werkes.

Durch die Jahrtausende und Jahrhunderte hindurch haben die Besten der Menschheit versucht, dieses gewaltige, nie zu entwirrende Rätsel zu lösen und sich die Fingernägel zerkratzt an den dunklen Pforten seiner felsenharten Unerbittlichkeit. Die Angst aller Zeitalter und der Schmerz von Millionen Menschen ist zusammengepreßt in dieses einzige Wort. Tod! Sich mit seiner Tatsache abzufinden, ist Angelegenheit eines jeden Einzelnen. Hans Much fand den Weg zur Überwindung des Todes. Er rüttelte an der herben Strenge dieses dunklen Sonnensohns, bis seines Wesens Milde überfloß. Als größter Freund der Menschheit begegnet uns in diesem Buch der Tod. Er betaut ihre niegestillten Wunden, erlöst das Sein von allen Qualen und sprengt der Schöpfung geheimnisvollen Riegel. Nichts Grauenvolles und Schreckliches haftet ihm an, im strahlenden Glorienschein des Heilandes schreitet er durch die Welt, oder ruht als müder Wandersmann.

*) Een nedderdütschen Dodendanz von Hans Much mit Biller von Willy von Beckerath. Richard Hermes, Verlag, Hamburg 1918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Achter'e Rosenheck.

De Wischen gröun, de Feller gel
De Luft vull Ruch na Brood un Mehl.

Oll Vadder Dood liggt in't Versteck,
Liggt lingelang achter'e Rosenheck.

Dait hüüt woll nich de lüttste Katt,
Nich den lüttsten Vagel wat.

Vergitt heil sacht, woher hei stammt,
Verdröömt hüüt rain siin Heilandsamt.

Ne, wat de Roos so glöugnig blöuht
Pedd sachting up! Hei is ok mal möud."

Träumend mit dem Frühling, hoffend mit dem Sommer, in den Stürmen des Herbstes und schweigend über den Duft weithingelagerter Schneemassen durchwandert der stille Wanderer zeitlos die Zeit.

„Miin Goer sitt in ehr Eck, miin Diirn,
Höllt in den Arm ehr Pöppken giirn,
All baid sei willn nu slaopen.
Un in de Stuv, dar is't so still,
Daor nickt de Wunsch, daor slöppt de Will:
De lütte Seel staiht aopen.

De Dood, de olle Wannersmann
De höllt siin Tridd un Aten an,
Kiikt dörch die Finsterluken.
Oll Vadder Dood bleev giirn bestahn,
Oll Vadder Dood mött widergahn,
Wo sei em nödig bruken."

Der „Doodendanz" reißt uns empor und führt uns in eine Welt, die über dieser erbärmlichen Erde liegt. Ich möchte sagen, daß er dieselben Gefühle auslöst, die man in einem gotischen Dom empfindet. Unser Herz erbebt in heiligem Schauer, weil einer aus dem Jenland zu uns spricht. Die Seele wird frei, ganz frei und schwebt auf wundergoldnem Flügel aus dem erdgebundenen Reich der Notwendigkeit ins weite Meer der Ewigkeit.

III.

Das Traumland des Kinderparadieses, jene Zeit des Lebens, vor der sich jeder in heiliger Ehrfurcht verneigt, wird vor unseren Blicken Wirklichkeit, wenn wir das dritte Buch „In't Kinnerland"*) in einer stillen Stunde lesen. Losgelöst vom häßlichen Grau des Alltags, blüht unser Inneres auf zu wundervollem Traum.

„Kiik, wo de Nacht naoh Westen flüggt!
Kumm her, miin Goer, miin lütte Lücht!
Kiik mi mit wachte Ogen an,

*) „In't Kinnerland" Kinnerleeder von Hans Much und Schattenbiller von Markus Börsner. Verlag M. Glogau jr., Hamburg.

Vertell mi mal von den Butzemann,
Wat hei di wees' in Droom hüüt Nacht:
— De Stirns in ehr sülvern Kleed up de Wacht?
De blage Bloom in den gulden Pott?
De Faohrt dörch't Lewen hü un hott?
En Lücht in de Fiirn? En Gewicht von Blii?
Bunte Fadens tauhoop in Tüderii?
En Fräuhjaohrsboom mit gulden Stoom?
Oder meinst du, dat is doch nix wiider as Droom?
Ob Droom, miin Goer, ob Würklichkeit —
Wer will dat woll seggen? Wer weit, Wer weit!"

Wer weit — — —! Traum ist Wirklichkeit und Wirklichkeit Traum. In freien ungebundenen Rhythmen, wie Kinder springen, und doch inneren Gesetzen folgend, so rauscht der lautere Strom dieser Lieder durch unser Herz und harft über Saiten unserer Seele, die so klar und rein klingen, wie ein Kinderauge lacht. Seliger Friede flutet durch unsere Brust, Zeit und Ewigkeit reichen sich die Hände, vom Sein zum Nichtsein spannen sich schimmernde Brücken und über des Tages ungebärdig Schäumen thront die Ruhe.

„De olle Wind sitt in den Boom
In jede Hand en Sack vull Stoom.
De Rauh, de groote Spinnerin,
De will hei drang tau Liiw.
Datt s'ehr Gewääv nich farig kriggt
De Rauh, de schüddt den Kopp un swiggt
Un kiikt em an so stuur un stiiw."

En ollen Unflaot is de Wind,
De allsiendaog up Undääg sinnt,
Un wo hei staiht, un wo he waiht,
Miin Goer daor fix voroewer gaiht,
Säuk man miin Goer, mit all diin Sinn
De Rauh, de grote Spinnerin,
De Spinnerin un Sinnerin
Säuk man, säuk man, miin Goer!"

Etwas ganz Neuem begegnen wir. Plattdeutsche Kinderlieder in freiem Rhythmus, nicht gezwungen und gekünstelt, sondern unmittelbar hervorsprudelnd aus dem tiefen Brunnen einer Dichterseele! Höchste Erkenntnis und glühende Heimatliebe wachsen in diesen schlichten Liedern zu einer Einheit, zu einem einzigen Herz und Welt umfassenden Gefühl zusammen. In dieser Vereinigung von bildnerischer Gestaltungskraft und geistigem Gehalt, für die diese Proben der drei Bücher Zeugnis sind, wurzelt die Eigenart seiner Dichtung und offenbart sich die innere Weite der niederdeutschen Sprache und Kultur.

„Zurück zur Heimat! Oder das Hoffnungslied auf eine kommende neue Kultur ist umsonst gesungen." Hans Much stieg hinab in die Tiefen der Heimat, und die Heimat weitete sich ihm zur Welt, einer Welt, die sich nur durch Verneinung vom Seienden abgrenzen läßt.

Walter Thiessenhusen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Unter Tage."

Einer unserer Mitarbeiter hat sich aus hier nicht näher zu erörternden Gründen entschlossen, eine Zeitlang als einfacher Arbeiter im Kohlenbergwerk tätig zu sein. Wir haben ihn, bevor er abreiste, gebeten, uns — soweit es seine Zeit erlaubt — über seine neue Tätigkeit und seine Erfahrungen als Arbeiter gelegentlich Berichte zu senden. Diesem Wunsche hat er entsprochen. Wir bringen heute den ersten seiner Aufsätze. **Vortrupp.**

Beim Durchschreiten des Zechenportals erhalte ich vom stets freundlichen Pförtner eine Blechmarke mit einer Nummer drauf. Jetzt bin ich nicht mehr „ich", wenigstens nicht mehr der Umwelt gegenüber und solange ich auf der Zeche weile, jetzt bin ich Nr. soundsoviel; bei Entnahme meines Bergmannsanzuges, beim Abholen etwaiger Extrazulagen an Brot oder Fett und beim Empfang meiner Grubenlampe. Damit will ich durchaus nicht sagen, daß dieses Gefühl, für acht Stunden nur eine Nr. soundsoviel zu sein, etwas Peinliches hat. Ich möchte sogar das Gegenteil behaupten: Es gibt mir eine gewisse Sicherheit der Bewegung, weil, komme, was wolle, ich mich nunmehr inmitten dutzender, hunderter anderer, gleichfalls ganz unpersönlicher Nummern befinde, von denen mich nichts trennt, aber mit denen mich so Vieles verbindet. Wir besteigen im Einfahrtschacht den Förderkorb, bestehend aus drei Etagen, deren jede zwanzig „Nummern" faßt. Ein zweimaliges lautes Glockensignal, und wir sausen mit beträchtlicher Geschwindigkeit in die Tiefe. Mit dem Augenblick, da der Förderkorb sich in Bewegung setzt, fast lautlos, verstummt jedes Gespräch. Das ist keineswegs Vorschrift. Was mag die Ursache hierfür sein? Bei dem einen ists wohl der so plötzliche Übergang von Tag zu Nacht oder der spürbare Luftdruck, der ihn den Atem anhalten läßt, bei den meisten sicherlich das instinktive Gefühl: Wie leer und nichtig sind jetzt eigentlich alle Worte, da ein Reißen des Seils, eine falsche Bewegung der bedienenden Hand, ein grauenvolles Ende zur Folge haben kann! Doch kaum ist dieser Gedanke noch restlos durchdacht, da stoppt es auch schon, wir sind am Ziel, 600, 800, 1000 Meter tief.

Ich stehe in einem ziemlich hohen und weiten, von elektrischen Lampen erleuchteten Raum. Der fachmännische Name lautet: Füllort. Hier werden die aus allen Richtungen ankommenden Grubenwagen der Reihe nach in den Förderkorb geschoben. Sieht man dessen fortwährendem gleichmäßigen Auf und Ab eine Weile zu, so lächelt man über den oben ausgesprochenen Gedanken, daß gerade in dem Augenblick, in dem man selbst in ihm stand, ein Unglück passieren könnte. Und dennoch — ein psychologisches Rätsel — beim nächsten Male überkommt er einen von Neuem. Eine Menge gefüllter Grubenwagen, deren Hinauftransport durch den Wechsel der Schicht für etwa eine Stunde unterbrochen ist, steht am Füllort und um sie herum, in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwangloser Haltung, der abzulösende Teil der Belegschaft, der sich ständig vergrößert. Gestalten, die in ihren vielfach zerschlissenen Arbeitskleidern, ihren phantastischen Kopfbedeckungen und mit ihren von Kohlenstaub verunstalteten Gesichtszügen einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machen, den eine mit gedämpfter Stimme geführte Unterhaltung auch nicht mildert. Aber das ist eine Täuschung! Der Bergmann „unter Tage" ist ein ruhiger, harmloser Mensch, eher könnte man bei den jüngeren Jahrgängen sogar noch von „Furchtsamkeit" sprechen, die die Einsamkeit, das Abgeschlossensein von der Oberwelt, zu der im Umkreise von vielen Kilometern nur ein Weg führt und die rings lauernden Gefahren hervorrufen.

Die Einsamkeit beginnt bald nach Passieren des Füllorts. Die Wände treten zusammen, die Decke senkt sich, bei der ersten Biegung erlischt der Schein der elektrischen Flammen am Schacht, Vorder- und Hintermänner trennen sich nach rechts und nach links in die abzweigenden „Querschläge", wenige Minuten, und fast unheimliche Stille umfängt mich. Einzig hörbar sind meine Schritte, die meines Arbeitsgenossen, das Klappern des Bügels der Grubenlampe und, von Zeit zu Zeit, das Gerieſel von Wasser an den Wänden. Lebenspendendes Naß, ob du aus den Wolken strömst, ob du dir mühsam vom Gebirge her einen Weg bahnst oder ob du in Wüste und Wildnis den müden und erschöpften Wanderer erquickest, hier unten bist du bestgehaßt und gefürchtet! Und das menschliche Hirn ist unaufhörlich tätig im Ersinnen immer noch wirksamerer Mittel, dir zu Leibe zu gehn und die vorhandenen Pumpwerke immer mehr zu verbessern. Ein Stillstand dieser Pumpwerke und die Grube „ersäuft", mit einem Schlage die Arbeit von Jahrzehnten vernichtend. —

Ein entgegenkommendes, allmählich stärker werdendes Geräusch unterbricht die Stille, die anfangs etwas bedrückt, aber je länger sie dauert, einem gewissen Gleichmut und Sichdamitabfinden Platz macht. Ein Zug Kohlenwagen rollt vorbei, gezogen von einem kräftigen, wohlgenährten Pferd. Da sind welche, die schon zehn und mehr Jahre die Sonne nicht gesehen haben. Aber soll man sagen: Arme Tiere? Sie sind rund und fett und, wenn man unter hohem Alter und Gesundheit Glück versteht, dann könnte man so ein Grubenpferd beneiden. Es kennt keine Peitschenhiebe und keine Sporen, seine Arbeit ist eine stets gleiche und der Zeit nach geregelte, für seine Lagerstatt und sein Futter ist stets bestens gesorgt und unter der Belegschaft hat es manchen Freund.

Unmerklich sind inzwischen die Wände wieder näher aneinander getreten, ihre Ausmauerung hat aufgehört, das nackte Gestein begleitet mich oben und an den Seiten. Statt des Mauerwerks bilden jetzt dicke, etwa drei Meter hohe aufrecht oder ein wenig schräg stehende Holzstämme mit darüber gelegten und fest gegen die Decke gepreßten Querbalken das Baugerüst, auf dem die ganze ungeheure Last des Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

birges ruht. Langjähriger Beobachtungen und Berechnungen hat es bedurft, um die zweckmäßigste und sicherste Form dieses Stützwerkes herauszufinden, von dessen richtiger Anlage, ständiger Beaufsichtigung und Erneuerung der gesamte Grubenbetrieb abhängig ist.

Man stelle sich vor: Einer dieser Balken ist im Innern morsch und faul geworden, er kann den Druck über sich nicht mehr aushalten, bricht, stürzt herunter und reißt Gesteinsmassen mit sich. Stundenlang dauert es dann, bis diese aus dem Wege geräumt sind; oder länger, wenn durch die entstandene Erschütterung auch die Nachbarstützen ins Wanken und Fallen gekommen sind. Ein solcher plötzlicher Bruch pflegt allerdings heute bei der sorgfältigen Beaufsichtigung selten zu sein, der Blick des Fachmannes entdeckt schnell schadhafte Stellen und ordnet deren Erneuerung an. An freier Luft, bei viel Spielraum ist's beinahe ein Vergnügen für starke Arme und Schultern, neue Stämme herbeizuschleppen und in elegantem Schwunge auf dem bestimmten Platz niederzusetzen, hier unten in der Enge und Dunkelheit grenzt diese Arbeit des „Verbauens" an Menschenschinderei, an Sklaverei, nur eben mit dem Unterschied, daß man sie freiwillig verrichtet und daß man dafür gut bezahlt wird.

Wie manchen Fluch mag das harte Gestein, das mit seinen Fallbestrebungen doch nur dem ehernen Gebot ewiger Naturgesetze folgt, schon vernommen haben, wenn da einer mit seiner schweren Bürde in gebücktem Zustande stöhnend einhergetrottet kam, oder wenn gar noch die Spitze des Stammes gegen die Decke anrannte und ein Stück Stein herausschlug, das sich dann nur zu genau als Ziel den Kopf oder den meist entblößten Nacken des Lastträgers aussuchte! Aber — man verzeihe den Gemeinplatz — der Mensch ist nun einmal ein Gewohnheitstier. Mehr denn je fand ich es hier bestätigt; denn jahraus, jahrein sind dieselben Leute bei dieser Sisyphusarbeit beschäftigt, ja, eine gewisse Wiedersehensfreude überkommt sie, wenn sie nach drei, vier Jahren mit der Reparatur oder Erneuerung ihres eigenen Machwerkes beauftragt werden, und keiner fragt, wie es doch nahe liegen dürfte: Wozu, weshalb! Wenn's nach ein paar Jahren doch wieder kaput ist! —

Eine kleine Episode aus meinen Erinnerungen möge hier eingeschaltet sein: Im sonnigen Indien war es, an den Ufern des Irawadi. Ein Ausflug von der Hafenstadt Rangoon hatte uns wohl eine Tagereise stromaufwärts geführt. Gewaltige Baumbestände gab es dort, die rühriger Geschäfts- und Unternehmungsgeist seinen Zwecken dienstbar machte. Mit Dampfsägen wurden die Baumriesen gefällt, und dann traten schwerfällig und langsam, aber willig und unermüdlich Elefanten an sie heran, nahmen sie, wie Streichhölzer, auf ihre Rüssel und trugen sie ans Flußufer, wo sie mittels besonderer Gleitvorrichtungen ins Wasser gelassen und zusammengekuppelt wurden. Ob nicht vielleicht der eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder andere Holzklotz, der mir schier die Schulter eindrückt, schon einmal auf so einem Elefantenrüssel gelegen hat! — —

Den Weg kreuzt ein „Bremsberg", man sieht nicht viel von ihm, um so deutlicher macht er sich dem Ohre bemerkbar. Er besteht aus einem in das Gebirge hineingetriebenen Stollen von etwa 100 und mehr Metern Länge und verläuft schräg aufwärts oder abwärts. Von ihm aus zweigen dann wieder die sogenannten Örter ab, das sind die Stellen, an denen die Kohlen gewonnen werden. Man spricht also von einer Arbeit „vor Ort" oder „vor der Kohle". An dem einen Ende des Bremsberges steht eine Maschine, die auf einer Trommel ein Stahlseil auf- oder abrollen läßt und gleichzeitig volle oder leere Kohlenwagen hinauf- oder hinunterbefördert. Die Maschine wird von komprimierter Luft angetrieben, wie sie auch bei der Absendung von Torpedos auf Kriegsschiffen Verwendung findet. Solcher Maschinen, fachmännisch „Haspel" genannt, und demgemäß auch Bremsberge gibt es auf jeder Zeche eine ganze Anzahl je nach der Zahl der im Abbau befindlichen Kohlenflöze. Auf dem Bremsberg herrscht stets Leben und Bewegung, und ein etwaiges Unterhaltungsbedürfnis muß unterdrückt werden, es sei denn, daß eine „Verkehrsstörung" eintritt. Eine Haspel hat ihre Tücken, aber auch die Kohlenwagen haben Launen und machen Seitensprünge, aus der Schienenbahn heraus. Dann ist der Jammer groß, und es kostet viel Schweiß und Mühe, um den 25 Zentner schweren Ausreißer wieder zur Vernunft zu bringen. Die Höhe der Bremsberge, die gleichfalls durch stehende und liegende Holzbalken gegen den Druck des Gebirges abgestützt sind, haben mit dem Wachstum des normalen Menschen nicht Schritt gehalten. Diese Ersparnis ist aber berechtigt, denn in der Hauptsache dienen sie ja nur, nach beendetem Ausbau, dem Kohlentransport. —

Ich stehe, den Körper bis Zwergesgröße zusammengebogen, zusammengeknickt „vor der Kohle". Alle Menschen müßten sich einmal eine Schicht lang hier aufhalten und der mühseligen Arbeit eines Kohlenhauers in heißer, stickiger Luft zusehen, erst dann wird ihnen so recht zum Bewußtsein kommen, wie gnädig es das Schicksal mit ihnen gemeint hat, daß es ihnen eine Arbeit in frischer, freier Luft zuwies. Und doch wird der gelernte Hauer, außer wenn sein Gesundheitszustand ihn dazu zwingt, nicht leicht „umsatteln". Teils wohl, weil er hier den höchstmöglichen Verdienst hat, ganz sicher aber auch, weil das seine Auffassung von dem Wert seiner Stellung und Persönlichkeit nicht zuläßt. Seine lange praktische Erfahrung bringt es mit sich, daß er gegebenen Falles alle theoretischen Berechnungen über den Haufen werfen kann, und seine Vorschläge zwecks Verbesserungen oder Erweiterungen der Anlage werden gewiß immer die gebührende Beachtung finden, wenn nicht ausschlaggebend sein. Immerhin vergehen einige Jahre, bis er sich zu einer solchen Stellung emporgearbeitet hat. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man liest in der Zeitung: Auf Zeche X sind durch „schlagende Wetter" soundsoviele Bergleute ums Leben gekommen. Schlagende Wetter! Ist dagegen kein Kraut gewachsen? Nein! Man hat wohl allerlei Apparate konstruiert, um das Vorhandensein jener gefürchteten Grubengase festzustellen und Maßnahmen zu ihrer Ableitung getroffen, so daß sie mit der atmosphärischen Luft nicht in Verbindung treten, wodurch dann eine Explosion verhütet wird, aber restlos ist das Problem, wie gesagt, noch nicht gelöst. Man muß sich also mit der betrübenden Tatsache abfinden, daß auch weiterhin blühende Menschenleben in der Grube ein Opfer ihres Berufes werden, so sehr Wissenschaft und Technik bemüht sind, die Zahl solcher Unglücksfälle ständig zu vermindern. Ein, wenn auch billiger Trost mag es sein, daß eine solche Explosion von einer derartig vernichtenden Wirkung ist, daß die davon Betroffenen einen schnellen und wohl schmerzlosen Tod erleiden. — —

Große Veränderungen und Umwälzungen im Betriebe und in der Organisation des Bergbaues stehen bevor. Sie werden nicht reibungslos verlaufen. Hoffen wir, daß die zur Beratung kommenden Fragen eine der Bedeutung unserer Kohlenbewirtschaftung für das Sein oder Nichtsein jedes Staatsbürgers entsprechende Beantwortung finden werden.

Mons.

Rund um uns

Marschenfahrt. Eine weite Fahrt durch niederdeutsches Land hatte es eigentlich sein sollen; eine Fahrt auf dem Rade, von einer türmeragenden Stadt zur andern, bald auf breiter, glatter Straße, bald auf schmalem Pfad über hügelige Koppeln, durch Wälder und vorüber an Seen, und dann ans Meer. Keine der alten Ostseestädte, kein malerisches verträumtes Nest der Mark sollte unbesucht bleiben.

Neben meiner Karte hatte ich mir einen Führer besonderer Art erkoren, nicht einen der üblichen „Touristenführer", kein Wander- oder Reisehandbuch, sondern das Heimatbuch, das Hans Much vor nicht langer Zeit herausgegeben hat, die „Norddeutsche Backsteingotik"*). Man könnte dem Buche den Leitspruch voransetzen: „Lerne schauen und denke selbst"! Die 48 Seiten Text, die den 87 Abbildungen von Kirchen, Rathäusern und Stadttoren vorausgehen, geben an Hinweisen, Erklärungen und Deutungen gerade so viel, als nötig ist, um den Leser zum Schauen und zum fruchtbaren Nachdenken über das Geschaute anzuregen und ihn ahnen zu lassen, was uns Deutschen, den Niederdeutschen zumal, die norddeutsche Gotik bedeuten sollte.

Mein erster Eindruck, als ich das Buch gelesen und die Bilder eingehend betrachtet hatte, war: an der Hand dieses Buches mußt du wandern oder auf dem

*) Hans Much, Norddeutsche Backsteingotik. Ein Heimatbuch. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage, mit 87 Bildtafeln. Preis 35 M. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig 1919.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rade von Stadt zu Stadt fahren, von Lübeck nach Wismar und weiter über Parchim, Güstrow, Rostock nach Stralsund; und wenn Zeit und Geld reichen, dann auch noch nach Danzig, nach der Marienburg und nach Thorn; und schließlich heimwärts durch die Mark, über Lüneburg oder Mölln.

Immer wieder mußte ich zu diesem eigenartigen Buche greifen, das einem das Herz so warm macht, bis endlich der Entschluß gereift war: es wird gefahren! Wenn auch die Ferienzeit zu einer Fahrt bis an die östliche Grenze des niederdeutschen Landes nicht ausreichte, durch Holstein, Mecklenburg und die Mark wenigstens sollte es doch gehen. So lag denn fast Abend für Abend auf meinem Schreibtische eine große Karte ausgebreitet, daneben aufgeschlagen das Heimatbuch Hans Muchs.

Aber die Zeit! Die schönsten Reisen und Wanderungen, die ich je gemacht, haben mich nicht über meine Hausschwelle hinausgeführt. Wer den köstlichen Reiz der nur auf der Karte und an der Hand von Bildern ausgeführten Wanderungen und Fahrten kennt, weiß, wie ich's meine. Auch die Fahrt durchs niederdeutsche Land blieb auf Gedanken und Träume beschränkt.

Doch nicht ganz. Über die letzten Blätter der „Backsteingotik" geht vor kurzem wieder einmal mein Blick. Mich lassen da zwei Bilder nicht los, die ich immer von neuem anschauen muß und die meine Gedanken und Wünsche unwiderstehlich hinaustragen über weite, von schnurgeraden Gräben durchzogene Äcker und Weiden immer fort, immer weiter bis dorthin, wo die bewaldeten Höhen an die Flußniederung treten, wo die Wiesen zur Sommerszeit viel duftiger und goldiger sind, als an irgend einem andern Fleck der Welt, wo die alte Mühle noch immer die Flügel dreht, wie einst vor vielen, vielen Jahren — dorthin, in das Land der Kindheit, in die Heimat. —

Ein lieber Kamerad ist dabei. Wann fahren wir? Sobald die Regenwolken fortgewischt sind und die Sonne wieder die Herrschaft hat. Und wirklich: zwei, drei Tage später ist's so weit. Ein Augustmorgen mit etwas septemberlichem Hauch, ein Tag, wie ein noch frisches, blühendes Weib, dem durch das braune Haar doch ein paar Silberfäden geflochten sind. Über die dunklen Augenränder der Großstadt hat uns der Dampfzug hinausgetragen. Nun noch einen Druck auf die Reifen; dann Glück auf die Fahrt!

Anfänglich ist der über den Elbdeich streichende Südwest nicht eben fahrtfördernd. Trotz der blanken Klinkerstraße rollen die Räder nur langsam dahin. Aber allmählich legt sich der Wind, leise verklingt das Rauschen der Weidenbüsche in den breiten Gräben, und als der dicke behäbige Turm der kleinen Schusterstadt in der Ferne auftaucht, geht es rascher und rascher dem ersten Ziel des Tages zu.

Wer hätte das gedacht! In diesem weltentlegenen verträumten Städtchen ein so stattliches — vom Alter unbeschwert — kraftvoll aufragendes Rathaus. Mit gutem Grunde hat Hans Much dies würdige Denkmal gotischer Baukunst in sein Heimatbuch aufgenommen. Von dem grauen Bewurf vergangener, farbenunfroher Zeit befreit, schaut das feste breite Backsteinhaus mit dem hohen, spitzwinkligen Giebel und dem schlanken Turm dahinter gar stolz über den freundlichen sonnenbeschienenen Marktplatz. Gehst du um das Haus herum, erfährst du eine Überraschung: der seitliche und der hintere Teil des Hauses ist ein Renaissancebau mit kunstvoller Steinsetzung und buntem Fachwerk, dessen Giebel aber in seinen Maßen der Vorderseite des Baues entspricht. Mit Recht hebt Much hervor, daß auch hier die „gotische Absicht" gewahrt bleibe.

Noch einen Blick auf die stille Aue, die unmittelbar hinter dem Hause vorüberfließt, und die kleinen, übers Wasser sich neigenden malerischen Häuser, die einer längst vergangenen Zeit entstammen. Und nun zum Tor hinaus auf die schattige Landstraße. Und fleißig gefahren, daß wir das Kreidedorf, dessen hohe Fabrikschlote fern am Horizonte aufragen, noch am frühen Nachmittage erreichen! An der schnurgeraden Straße, von der wir weit über die Marsch blicken, liegt e i n reicher Hof neben dem andern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier ist — wenigstens für das Auge des rasch vorüberfahrenden — keine Spur von Krieg und Notzeit mehr zu entdecken: Dach und Mauerwerk sind lückenlos instand, die Türen und Fensterrahmen sauber gestrichen, teure, geschliffene Scheiben fast in jedem Hause. Der metallene Türdrücker (hat man im Kriege wohl vergessen, ihn abzuliefern?) ist heute, am Sonnabend, blitzblank geputzt.

Nun nahen die weißen Kreidefelder, und einfachere kleine Häuschen lösen die großen reichen Bauernhöfe ab. Schon spiegeln sich unsere Räder in den grünlichen Fluten, mit denen sich im Laufe der Zeit die tiefen Kreidegruben neben den Schlemmereien gefüllt haben. Ob am Grunde dieser geheimnisvollen Seen wohl noch die großen Steinkugeln ruhen, die einst uns Jungens ein unermeßlicher Reichtum dünkten?

Rasch ist das Dorf durchfahren, und lautlos fast gleiten unsere Räder durch den schweigenden dunklen Tannenforst, dessen breite Wege uns freilich bald wieder der Landstraße zuführen. Dann gehts im Bogen um den wohlgepflegten Park des alten Rantzau-Schlosses. Und nun ist endlich das weite grüne Tal erreicht. Von drüben, jenseits des Flusses, grüßen die bewaldeten Abhänge des Geestrückens; er schiebt sich hart an den Flußlauf heran, zwischen sich und dem Wasser fast nur der Landstraße Platz lassend. Seine eigene Bewandnis hat es mit dieser schmalen Straße, die man — links den Blick auf den gewundenen Flußlauf, rechts die alten, behaglichen Landhäuser — in wenigen Minuten auf dem Rade durchfährt, um zur alten Holstenstadt zu gelangen. Habe ich nicht eigentlich um ihretwillen die ganze Fahrt gemacht? So schöne Straßen ich in jungen oder späteren Jahren auch durchwanderte — ob am Gresund hinaus zur „Langen Linie" oder die Ponalestraße hoch überm Gardasee —, lieber ist mir doch diese stille holsteinische Landstraße, die hineinführt in ein fernes, fernes Land, in das Reich meiner Kindheit.

Wir sind abgestiegen, haben die Räder hinauf auf die Höhe geführt und ruhen nun dort oben am Walde vor dem altmodischen runden Pavillon bei Milch und Kuchen von unserer Marschenfahrt aus. Alles ist unverändert. Dort hinten im Halbdunkel der Buchen finde ich das so geheimnisvoll ausschauende weiße strohgedeckte Wirtshaus wieder, das mir die Erinnerung an die schönsten Märchen weckt, und hier vorn, am Rande der Höhe, breitet noch immer die wundervolle Eiche ihre mächtigen Äste über den Abhang aus. Und drüben liegt im Sonnenglanze die weite reiche Marsch, davor das Flüßchen mit seinen grünen Deichen. Ein Boot gleitet mit dem Ebbstrom vorbei. Rasch entschwindet es den Blicken. Die ganze Landschaft ist voll Ruh, voll Friedens, der alle Sorgen und Not vergessen läßt. — Hörst du den halbverwehten Klang? Drüben in Münsterdorf läutet man den Sonntag ein. Es klingt und singt: Vor vielen langen Jahren war einmal . . . .

Alte, liebe Heimat!

Reinhard Kraut.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Schumacher, Emma: Leben, Lieben, Wandern vor hundert Jahren. Georg Westermann, Braunschweig, Hamburg, Berlin.

Bäzner, Erhard: Wo sind die Toten? und Sehen wir sie wieder? 5.50 M. und 20%. Theosophischer Kultur-Verlag, Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 21 1. Novemberheft

Arbeitsdienstpflicht zum Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens.

Wir haben zurzeit etwa eine halbe Million Arbeitsloser in Deutschland. Es erscheint widersinnig und überflüssig, die Arbeitsuchenden immer wieder auf die Notwendigkeit zur Arbeitsleistung hinzuweisen. Widersinnig deshalb, weil leider Betriebseinschränkungen und Betriebsstillegungen immer noch an der Tagesordnung sind, kurz, weil es an Arbeitsstätten zu fehlen scheint; überflüssig, weil die überwiegende Mehrzahl Arbeitsuchender von dem ehrlichen Willen beseelt ist, zu arbeiten, wenn sie nur könnte! Die Leute wollen arbeiten. Man sollte deshalb nicht immer die sittliche Pflicht zur Arbeit betonen, sondern das natürliche und durchaus verständliche Recht auf Arbeit gewähren und jenem Verlangen zur Arbeitsleistung Rechnung tragen. Deshalb ist es vornehmste Aufgabe des Staates, bei Einführung einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht Arbeitsstätten bereitzustellen.

Was daneben aber not tut, ist eine entschlossene „Auswanderergesinnung", wie sie die beseelte, die sich in Urwäldern jenseits des Wassers eine neue Heimat bauen wollten. Eine Gesinnung, die bereit ist, durch Jahre schwerer Arbeit, ungewohnter Lebenslage und Entbehrung durchzuhalten, mit dem Ziel vor Augen, wo „zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag". Auswandern gilt es, aber nicht aus dem Lande, sondern aus Gewohnheiten und Vorurteilen, wenn nötig wenigstens vorläufig auch aus Stand und Beruf. Auch in Deutschland kann man ein neues Leben aufbauen, aber es gehört dazu mehr eigener Wille, da der Zwang dazu geringer ist, als über See. Den Weg haben Hauptmann Schmude und manche vor und nach ihm gezeigt. An dieser Stelle wollen wir die „Freikorps der Arbeit" des Hauptmanns Aumann, Leiter der Fürsorgestelle der Reichswehr-Brigade 15, schildern.

Zunächst jedoch noch einige Worte zur Arbeitsdienstpflicht! Am wichtigsten ist hierbei die Arbeitsstättenfrage. Wo wollen die Erwerbslosen arbeiten? Man wird es den politisch Linksstehenden unter ihnen nachfühlen können, wenn mit ihren Gedankengängen nicht gut die Zumutung vereinbar ist, für den Privatbesitz auf Grund eines Arbeitszwanges körperliche Arbeit leisten zu sollen. Sie werden vermutlich nur dann mit Freude bei der Sache sein, wenn sie für das Ganze, den Staat, arbeiten. Damit ist keineswegs die Notwendigkeit gegeben, die Betriebe, in denen Arbeitsdienstpflichtige angesetzt werden sollen, zu sozialisieren. Es gibt genug

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitsstätten, die jetzt schon in Händen des Staates ungenutzt liegen — brachliegen. Wir werden darauf noch zurückkommen. Wohl aber ist es erforderlich, daß sich jeder Arbeitsdienstpflichtige einem gewissen Zwange unterwirft. Es ist nicht anzunehmen, daß ein vernünftig Denkender diesen dann ablehnen wird, wenn er alle Volkskreise gleichmäßig umfaßt. Deshalb muß eine Arbeitsdienstpflicht allgemein, gleich und persönlich sein, wie sie in Bulgarien bereits durchgeführt ist. Denn „Besitz verpflichtet" — auch der Besitz geistiger Fähigkeiten bei sonst gesundem Körper. Das schließt nicht aus, auch in einem Arbeitsheer jeden nach seinem Können auszunutzen, d. h., den rechten Mann an den rechten Fleck zu setzen.

Die allgemeine Wehrpflicht, diese nicht zu verachtende Erziehungseinrichtung, ist nicht mehr. Deshalb wird mit Recht von allen Sozialreformern das wichtige Moment der Erziehung in den Vordergrund gestellt. Die Wehrpflicht entstand in Zeiten der Not aus einzelnen Freikorps. Eine ähnliche Notlage ist auch heute noch vorhanden, und zwar auf wirtschaftlichem Gebiete. Wir ächzen unter der Last der Fronen, die uns eine blindwütige, haß- und neiderfüllte Gegnerschaft auferlegt hat, wissen nicht, wie wir deren Forderungen erfüllen können, und leisten uns dennoch den Luxus, nicht nur unzählige Arbeitskräfte in behördlichen Einrichtungen unproduktiv zu beschäftigen, sondern auch die wertvolle menschliche Arbeitskraft einer großen Menge Arbeitswilliger ungenutzt liegen und auf Kosten der Allgemeinheit einem nutzlosen und unwürdigen Dasein zu überlassen.

Baute sich ehedem die Wehrpflicht auf dem Rumpf eines Söldnerheeres auf, so scheint es, als ob eine Arbeitswehr heute aus dem Nichts zu schaffen wäre. Wir haben die neuzeitlich und (angeblich) zweckmäßig eingerichtete Organisation des Arbeitsnachweiswesens, die den Rahmen darstellen könnte, innerhalb dessen unter Ausnützung dieser Organisation die eines Arbeitsheeres zu schaffen ist. Und ferner sind — über ganz Norddeutschland zerstreut — einzelne „Freikorps der Arbeit" vorhanden, wie sie Hauptmann Aumann aus Heeresentlassenen und Arbeitslosen schuf und erfolgreich in allen Wirtschaftsgebieten produktive Arbeit leisten ließ unter zentraler Leitung von Berlin aus.

Diese „Freikorps der Arbeit", in denen neben ungelernten Kopfarbeitern gelernte Handarbeiter zu produktiver Arbeit vereint sind, bilden die Grundlage für ein Arbeitsheer. Durch Aufruf sämtlicher Arbeitslosen zum Zusammenschluß in Freikorps der Arbeit würden deren weitere entstehen. So wäre für alle diejenigen, die fest in ihrem Berufe stehen, die Möglichkeit gegeben, sich allmählich mit dem Gedanken einer zeitweisen Arbeitsdienstpflicht vertraut zu machen, ohne daß für sie besondere Härten daraus entstehen.

Das deutsche Wirtschaftsleben steht gegenwärtig vor einem Überangebot an Kopfarbeitern wie nie zuvor. Als Folge des unglücklichen Kriegsausganges strömten nahezu alle Kopfarbeiter aus den entrissenen Teilen des Deutschen Reiches in das beträchtlich verkleinerte

Restdeutschland zurück. Infolge der Heeresverminderung und des Verschwindens unserer Kriegs- und Handelsflotte traten zehntausende von Offizieren unter die Anwärter auf Kopfarbeit. Es kehrten ferner Kolonialdeutsche und der überwiegende Teil der Auslandsdeutschen — ebenfalls zum größten Teil Geistesarbeiter — in die Heimat zurück.

Dem somit stärkeren Ansteigen des Angebots an Arbeitskräften steht ein beträchtlicher Rückgang der Nachfrage gegenüber. Für den Offizierberuf im Landheer, in der Kriegs- und Handelsmarine kommen nur wenige in Frage. Reich, Bundesstaaten und Gemeinden werden sich in ihren Ausgaben äußerste Einschränkung auferlegen müssen. Diese besteht in Verminderung der Zahl und Verschlechterung der Bezahlung von Kopfarbeitern. Ebenso verringert sich die Nachfrage nach diesen bei der zerrütteten Industrie und dem darniederliegenden Handel um ein beträchtliches. Dabei nimmt die Zahl der Studierenden ständig zu. Alle höheren Bildungsanstalten, Universitäten und Hochschulen sind überfüllt, und man findet sogar den Mut, in dieser schweren Notlage durch Gründung neuer Hochschulen das Elend, welches den überschüssigen Kopfarbeitern bevorsteht, noch zu vergrößern.

Wo liegt der Ausweg zur Rettung aus dieser Not?

Alle Versuche, durch bessere Bezahlung, bessere Aufrückungsbedingungen usw. die Sachlage zu verbessern, alle schönen Redensarten über den Wert der Kopfarbeit und die sittliche Pflicht, diesen Wert durch entsprechende Bezahlung anzuerkennen, nutzen gar nichts. Die wirtschaftliche Not ist zwingend. Arbeiten, die nicht gebraucht werden, bezahlen zu sollen, erscheint als eine überflüssige Forderung. Der Ausweg liegt einzig in der Rückkehr zur Handarbeit. Aber nicht nur die gegenwärtige Not der Kopfarbeiter drängt zum Ergreifen von Handarbeit. Das Überbrücken der Kluft zwischen Kopf- und Handarbeitern ist vielmehr eine der Vorbedingungen für die Gesundung unseres kranken Wirtschaftsorganismus.

Die Zeitläufe sind der Erfüllung dieser Vorbedingung günstig. Den äußeren Gründen, welche hemmend wirken, kann heute leichter begegnet werden denn je. Vorurteile lassen sich in dem ungeheuren Umschwung unseres Denkens und Fühlens und unserer ganzen Lage, wenn jemals, so heute beiseite stellen. Alle wirtschaftlichen Vorteile der Kopfarbeit sind gegenwärtig nahezu in das Gegenteil verkehrt. Handarbeit wird sehr gut bezahlt, kurze Arbeitszeit läßt Raum zu geistiger Betätigung, so daß die „Furcht vor dem Abgeschnittensein vom Geistesleben" nicht mehr als stichhaltiger Grund für das Zurückschrecken vor körperlicher Arbeit gelten kann.

Doch weshalb wagen so wenige den rettenden Sprung? Und warum begibt sich der einzelne nicht mit raschem Entschluß daran, unter Hintansetzung gewisser Vorurteile und Bedenken, körperlich an der Förderung der uns so bitter nötigen Urprodukte und geistig an dem großen Gedanken des Wiederaufbaues des Wirtschaftslebens mitzuarbeiten? Was für den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen so schwer, kann in Gemeinschaft verhältnismäßig leicht überwunden werden. Arbeitsgemeinschaften tun not für Kopfarbeiter, die von nun an Handarbeit leisten wollen — Arbeitsgemeinschaften, in denen der Weg zu den alten Handarbeitern, wie sie uns z. B. Gustav Freytag so warm schildert, geebnet wird. Organisation ist hier angebracht und dringend erforderlich, die die heranwachsende Jugend und die Heeresentlassenen schrankenlos über unsere mißliche Lage aufklärt, die damit auch die Vorbedingungen schafft, um den Übergang zu erleichtern, die mit den Unternehmern verhandelt wie auch mit den Handarbeiterorganisationen, den Gewerkschaften; die für die Anlernung vorsorgt, die Berufsberatung übernimmt, zur Beschaffung von Wohnheimstätten verhilft, kurz die Führerlosen zur Handarbeit führt. Diese segensreiche Arbeit ist bereits getan worden.

Das „Freikorps der Arbeit (Aumann)" mit seiner Sammelstelle für Arbeitsuchende in Berlin N. W. 52, Seydlitzstr. 1, hat es sich nach den von Hauptmann Aumann entworfenen Grundsätzen zur Aufgabe gemacht, Arbeitsuchenden aller Berufsarten, sowohl Hand- wie Kopfarbeiter, in Urprodukte fördernden Betrieben unterzubringen. Hierbei war der Gedanke richtunggebend, daß wegen des augenblicklichen Tiefstandes des deutschen Wirtschaftslebens und des Stilliegens sowohl industrieller als auch unmittelbar oder mittelbar damit verknüpfter kaufmännischer Betriebe die große Mehrzahl gelernter Berufsarbeiter zurzeit nicht ihrer Vorbildung entsprechend angestellt werden können; ferner, daß die deutsche Volkswirtschaft erst durch rüstiges Schaffen von Urprodukten wieder in Aufschwung kommen kann und damit stilliegende industrielle und kaufmännische Betriebe neu aufleben werden.

Die Sammelstelle für Arbeitsuchende läßt daher Arbeitsgruppen, in denen neben ungelernten Kräften auch die verschiedenartigst vorgebildeten Hand- und Kopfarbeiter vertreten sind, in den Bergbau sowie in die Land- und Forstwirtschaft hinausgehen. Hierbei wird angestrebt, all diese Leute von vornherein so anzusetzen, daß sie nach längerer oder kürzerer Zeit in dem betreffenden Werke oder in einem benachbarten Betriebe ihrem früheren Berufe wieder zugeführt werden. Je früher sich daher der einzelne mit raschem Entschlusse daran gibt, unter Hintansetzung gewisser Vorurteile und Bedenken, körperlich an der Förderung von Urprodukten und geistig an dem großen Gedanken des Wiederaufbaus des deutschen Wirtschaftslebens mitzuarbeiten, desto schneller schafft er sich selbst die Grundlage für die Wiedererlangung einer Stellung, die seinen Kenntnissen entspricht. Je eher jemand kurz entschlossen vom sinkenden Wrack in die Flut des Wirrwarrs hineinspringt zum Erfassen einer rettenden Planke, um so leichter wird er sich über Wasser halten, daß er sich mit kräftigen Stößen hinüberrettet ans Festland — seine frühere gelernte Tätigkeit. So wird das Wort zur Tat: „Ein jeder ist seines Glückes Schmied."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch wird nun der Einwand laut werden: „Ja, wenn ich meine gesunden Gliedmaßen hätte, würde ich mich wohl zu schwerer körperlicher Arbeit entschließen können! Was aber sollen wir tun, die wir infolge Kriegsbeschädigung nicht imstande sind, Arbeit solcher Art zu leisten?" Auch diese Frage hat das Freikorps der Arbeit bedacht. Da es Einzelvermittlungen nur selten vornimmt, und Arbeiter in Gruppen von mehr als 10 Mann an die Arbeitsstellen hinausschickt, strebt es neben abgesonderter gemeinsamer Unterbringung auch die Selbstverpflegung dieser Arbeitsgemeinschaften aus eigener Küche an. Als Hausverwalter, Wächter, Koch oder Gehilfe findet sich daher auch vielfach für Kriegsbeschädigte eine Verwendung.

Daß alle diese Bestrebungen sich auch in die Praxis umsetzen lassen, darüber kann das Freikorps der Arbeit nach einem Jahr seiner Tätigkeit Zeugnis ablegen. Jetzt hat die Anzahl von Hand- und Kopfarbeitern, die mit frischem Mut und gutem Erfolg an das ungewohnte körperliche Schaffen herangingen, das zweite Tausend bereits überschritten.

Ein großes Hemmnis für die Betreuungen des Freikorps ist in Anbetracht der allgemeinen Wohnungsnot naturgemäß die schwer zu lösende Frage der Unterbringung von Arbeitstrupps an den verschiedenen Arbeitsstellen. Trotzdem sind bei Entgegenkommen der Arbeitgeber einerseits und andererseits bei Zurückhaltung übertriebener Ansprüche seitens der Arbeitnehmer zur Herabminderung dieser Unterkunftsschwierigkeiten gangbare, wenn auch noch zu ebnende und auszubauende Wege gefunden worden. Eine Anzahl Betriebe (dabei ist vor allem an den Bergbau zu denken) haben bereits durch Errichtung von Wohnbaracken aus Heeresbeständen und durch Innenausbau stillstehender Fabriken, Ziegeleien, Brennereien u. a. in der Nähe von Arbeitsstätten für Hunderte von Arbeitskräften Unterkunft geschaffen. Vermittlung von Wohnbaracken nebst Einrichtungsgegenständen läßt sich das Freikorps ebenfalls angelegen sein.

Der Gedanke der sozialen Fürsorge, der sich wie ein roter Faden durch alle Bestrebungen des Freikorps hinzieht, beschäftigt sich naturgemäß auch mit der Frage angemessener Unterbringung in solchen Wohnstätten und deren Ausstattung mit Bettzeug und sonstigem Inventar. Ein Führer, meist ein tatkräftiger Kopfarbeiter, bisweilen aber auch ein intelligenter Handarbeiter, wird den Arbeitsgruppen zu ihrer Betreuung beigegeben. Dieser läßt sich die Wohlfahrtspflege seiner Mitarbeiter am Herzen liegen. Je weiter sich die Arbeitsgemeinschaft durch Nachschub neuer Arbeitswilliger vergrößert, um so mehr wird die Tätigkeit reiner Wohlfahrtspflege für ihn derart in den Vordergrund treten, daß er nicht mehr wie bisher mit seinen Gruppenkameraden körperliche Arbeit zu verrichten Zeit findet, sondern Vertrauensleute und Unterführer heranbildet. Von Anfang an legte Hauptmann Aumann großen Wert darauf, Kopfarbeiter in den Arbeitsgruppen unterzubringen, um so einen neudeutschen Führertyp,

einen Wirtschaftspionier, zu schaffen, der später in Inland, Grenzland und Ausland führend arbeiten könnte.

Eine in ihrer Art wohl einzig dastehende Fürsorge entwickelt das Freikorps der Arbeit durch Vermittlung von Ferienarbeit für Studenten. Ausgehend von der Erkenntnis, daß die Schulung des volkswirtschaftlichen Nachwuchses stärker als bisher an die Vorgänge und Ergebnisse der Praxis anknüpfen muß, und ein großer Teil der Studierenden sich in einer wirtschaftlichen Notlage befindet, hat es sich an alle Studentenausschüsse der deutschen Universitäten und Hochschulen gewandt, um den Studierenden durch Nachweis von Arbeitsgelegenheiten für die Zwischenferien die Möglichkeit zu geben, durch Fühlungnahme mit dem werktätigen Leben die so wünschenswerte Kenntnis der inneren Zusammenhänge des Wirtschaftslebens zu erlangen, sowie durch aussichtsreiche Verdienstmöglichkeiten ihnen die Weiterführung des Studiums zu sichern. So zieht denn eine stattliche Anzahl Studenten hinaus in die Industrie, die Land- und Forstwirtschaft, um Fühlung aufzunehmen mit der werteschaffenden Praxis, nicht zuletzt aber, um sich die Mittel zu erwerben, das Studium im nächsten Semester fortsetzen zu können. Wer vermag da noch zu reden von der Furcht vor dem Verlust seiner „Klasse", der Angst vor dem Abgeschnittensein vom Geistesleben, der Furcht schließlich vor fremden Arbeits- und Volksgenossen?

Herr Hauptmann Aumann hat sich selbst in Aufrufen und einem Aufsatz in der Deutschen Arbeitgeberzeitung so geäußert:

„Der Feindbund besteht nicht nur auf der endgültigen Abschaffung der Einwohnerwehr, sondern fordert auch die vollständige Auflösung der Sicherheitswehr, sowie die ungesäumt in Angriff zu nehmende Verminderung der Reichswehr.

Die zur Entlassung kommenden Angehörigen dieser drei Formationen, welche ein festes Bollwerk für unsere Verfassung bildeten, können weder Existenzmöglichkeit noch Bodenständigkeit erringen, und werden, dem großen Heer der Erwerbslosen zugeführt, eine dauernde Bedrohung der mühsam errungenen Ruhe und Ordnung darstellen. Arbeit und Heim fordern sie! Diese können ihnen gegeben werden durch die Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht. Es erscheint mir jetzt an der Zeit, auf Grund der Erfahrungen, die in den Freikorps der Arbeit gesammelt sind, die (allgemeine) Arbeitswehr zu organisieren. Jedoch wird vor Beginn der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht eine Art Übergangsdienstpflicht stattzufinden haben, um nicht durch Herausziehen der jungen Arbeitsdienstpflichtigen aus Industrie usw. neue Erschütterungen des Wirtschaftslebens hervorzurufen. Es gilt für diese Übergangsdienstpflicht, die noch brachliegenden Volkskräfte an den brachliegenden Volksgütern anzusetzen.

Diese Volksgüter sind folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. In Norddeutschland etwa 2 Millionen Hektar Moor- und Ödland, welche durch Torfstich die Brennstoffnot und durch Kulturarbeit die Nahrungsmittelnot zu lindern in der Lage sind.

2. In Mitteldeutschland die Kanalbauten, welche die Verkehrsschwierigkeiten beseitigen können und das Hinausziehen von Industrien auf das Land im Gefolge haben werden. Durch diese Art Bodenreform wird die Siedlungstätigkeit gefördert und die Gesundung des deutschen Volkes herbeigeführt.

3. In Süddeutschland die ersten Vorbereitungen für den Bau von Talsperren, um durch sie neue Kraftquellen zu erschließen.

4. In den Bergbaugebieten der Bau von Bergarbeiter-Heimstätten. Auch hier wird ein erfolgreicher Ansatz der Arbeitswehr möglich sein. Der Tätigkeit der Pioniere im Frieden können Beispiele entnommen werden, wie die Durchführung zu denken ist.

5. Schließlich sind Straßenbau, Meliorations-, Kanalisationsarbeiten u. a. zu nennen, die während des sechsjährigen Kriegszustandes liegen geblieben, jetzt aber wegen der hohen Löhne nicht in Angriff genommen werden und dauernd eine starke Hemmung in unserem Wirtschaftsleben bedeuten."

Zu diesen Aufgaben könnte auch in allen Teilen Deutschlands der Bau eigener Heimstätten unter gegenseitiger Hilfe treten.

Bei Durchführung einer derart großzügigen Organisation spielt selbstredend die Kapitalfrage eine bedeutende Rolle. In dankenswerter Weise sind seither von idealdenkenden Geldgebern des In- und Auslandes beträchtliche Mittel für den Beginn zur Verfügung gestellt worden. Auch die Erwerbslosenfürsorge hat dabei einzutreten. Die endgültige Ausgestaltung der großen Sache ist natürlich Aufgabe des Staates.

Karl Hermann.

Arbeitsstätten und Arbeitsgemeinschaften für Großstädte.

Vor einem Jahrzehnt etwa versuchte ich schon einmal, dem durch die Überschrift meines Aufsatzes angedeuteten Gedanken in einer größeren Tageszeitung, der Deutschen Warte, Ausdruck zu geben. Kein Geringerer als der Polizeipräsident von Berlin, der außerordentlich tüchtige frühere Landrat des Teltowerkreises, Stubenrauch, gab mir sein besonderes Interesse an diesem Plane kund. Leider hemmte bald darauf eine tückische Krankheit die Schaffenstätigkeit dieses kraftvollen Mannes und riß ihn viel zu früh ins Reich der Schatten.

Heute, wo ein Ausgleich auf allen Gebieten erstrebt wird, wo man die Arbeitsgemeinschaft schon in der Schule erstrebt, um die uns so bitter nötige Hingabefreudigkeit an gemeinsame Aufgaben erst einmal in den jugendlichen Herzen zu wecken, jetzt, wo die Großstadtbevölkerung durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Wegfall der militärischen Dienstzeit noch mehr als früher in Gefahr steht, in körperlicher Beziehung zu verweichlichen und zu erschlaffen, halte ich es für ratsam, den obigen Gedanken erneut zum Ausdruck zu bringen.

Jeder Arzt, vom alten Hufeland an bis zum modernsten Mediziner, rät zum vernünftigen Ausgleich zwischen geistiger und körperlicher Arbeit.

Ganz instinktiv brach in der Großstadtjugend als Protest gegen die körperliche Untätigkeit des Großstadtlebens, die Wanderbewegung hervor. Die jetzt nach langer Kriegszeit an Märsche und Betätigung in freier Luft gewöhnten Millionen deutscher Männer empfinden mehr als früher das unnatürliche „Eingepferchtsein und Eingesargtsein" in den großen Städten. Darum ist ja der Siedlungsgedanke gerade in der Großstadtbevölkerung so spontan erwacht.

Unbedingt würde ein großzügiges Siedlungswesen für die körperliche und indirekt auch für die geistige Gesundung unseres Volkes von höchster Bedeutung sein.

Wir sehen da, wo Siedlungen am Werke sind, bereits Arbeitsgemeinschaften entstehen, es sei nur an das Vorgehen des Hauptmanns Schmude erinnert.*) Leider hindern uns aber die Bau- und Geldnöte der Gegenwart auf diesem Gebiete restlos durchzugreifen. Und das „Arbeitsdienstjahr", das — schon im dringendsten Interesse unserer Jugend — kommen muß und zweifellos kommen wird, ist im Augenblick noch nicht da.*)

Aber ein Ausweg neben dem Wandern ist schon vorhanden. Das ist der Sport in jeglicher Form. Er lebt in dieser Zeit auf, und Spiel- und Turnplätze werden mehr denn früher aufgesucht. Das ist schön und gut; aber nebenher sollten Arbeitsstätten, die mit der körperlichen gesunden Betätigung gleichzeitig allgemeinen Nutzen bringen, besonders in den Großstädten ins Leben gerufen werden.

„Wenn Sie nicht in der Großstadt wären, würde ich Ihnen an Stelle des Spazierengehens und des ‚Müllerns' Holzsägen empfehlen", riet wohl schon mancher Arzt seinem großstädtischen Patienten.

„Ach, wo sollte ich dazu Gelegenheit haben, ich weiß ja kaum, wo ich spazieren gehen soll hier in der Steinwüste." So und ähnlich werden die Antworten lauten. Da müßte Rat geschaffen werden.

Ich hatte einen Freund, der sich zu helfen wußte, als ihn ein Fettherz plagte, er ging zu einem Tischler und „hobelte" sich gesund.

Auf Lagerplätzen der Fabriken und Magazine, möglichst in der Nähe von größeren Plätzen mit Baum- und Strauchanlagen, sollten Arbeitsstätten für Großstädter eingerichtet werden, wo jeder nach seiner Neigung und nach seinen körperlichen Bedürfnissen körperliche Arbeit in seiner freien Zeit finden könnte. Diese Einrichtung sollte am Besten von der städtischen Verwaltung geschaffen werden.

---

*) Man vergleiche den Leitaufsatz dieses Vortrupp-Heftes! Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da sollte ein Raum sein, wo der Beleibte Holzsägen und -hauen dürfte für eigenen Bedarf oder für die Gemeinde, da sollte ein größeres Gelände unter Anleitung eines Fachkundigen durch die verschiedensten Erdarbeiten „kulturfähig" gemacht werden. Da sollten die verschiedensten Handarbeiten und Handwerke ausgeübt werden dürfen. Da könnten auch — zur Linderung einer Großstadtqual — die musikalisch Veranlagten ihre Studien, ihre Übungen treiben.

Die 8- oder gar 6stündige Arbeitszeit vieler Berufe gibt soviel Freizeit für Arbeitsstätten, daß dieser Ausgleich eigentlich kommen muß, sonst werden nur die Vergnügungsstätten, die Kinos und Tingeltangel davon Vorteil haben, und die „Erholungsuchenden" werden die Geschädigten sein.

Die Arbeitsstätten könnten aber auch gleichzeitig viel zum sozialen Ausgleich der Stände beitragen. Haben nicht die alle Stände vereinigenden Arbeiten im Kriegsgelände so manchen Unterschied ausgeglichen? Wenn der Professor neben dem Schreiber, oder der Großkaufmann neben dem Grünkramhändler sein Holz hackt, dann ist Gelegenheit gegeben, in gemeinsamer Arbeit „einig" zu werden.

In manchem Tagelöhnerkopf wohnt mehr Lebensweisheit und Tüchtigkeit als in manchem Geheimratsschädel.

Vor allem sollen diese Arbeitsstätten sich in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Die Arbeit, die dort geleistet wird, und deren Ausübung eigentlich Selbstzweck der Ausüber ist, sollte den Kranken und Arbe ts-unfähigen, ich denke vor allem auch an die Kriegsinvaliden, Witwen und Waisen, zu gute kommen.

Ausstellungen und festliche Veranstaltungen dieser Arbeitsstätten könnten die Teilnehmer unter sich mehr zusammenbringen und den Gemeinsinn heben.

Auch gemeinsame Besichtigungen und Wanderungen könnten in Aussicht genommen werden. Es könnte ein Übungsplatz in „Gemeinnützigkeit" werden.

Vielleicht tun sich tatkräftige Männer in den Großstädten zu solchen Arbeitsgemeinschaften zusammen. Die Stadtverwaltungen hätten alle Ursache, diesen gesunden und auch ausführbaren Gedanken mit allen Mitteln zu fördern.

Es wäre ein Gewinn für die Gesundheit der Großstadtbewohner und eine Entlastung der Krankenhäuser und — Gefängnisse. Arbeit heilt, Arbeit adelt, Arbeit schafft einen gesunden Ausgleich und ist das beste Gegenmittel gegen Auswüchse mannigfacher Art.

Paul Matzdorf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus tiefer Not.

Wir bitten unsere Leser und Leserinnen, diesem Aufsatze, der nicht von einer Berufsschriftstellerin verfaßt, der aber in der Not täglicher unbefriedigender Arbeit erlebt ist, ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir haben an den Ausführungen nur wenig geändert, um ihnen nichts von ihrem ursprünglichen Wesen zu nehmen, und glauben, daß das hier Gesagte gerade in der vorliegenden Form seine Wirkung nicht verfehlen wird. Die Gedanken, welche die Verfasserin ausspricht, liegen gewissermaßen in der Luft. Das erfährt man fast Tag für Tag. Wir halten es für unsere Pflicht, diesen Gedanken den Weg an die Öffentlichkeit zu bahnen. **Vortrupp.**

Für Tausende gefesselter Frauen und Mädchen will ich sprechen, für die Frauen und Mädchen im Staub der dumpfen Schreibstuben, vor klappernden Schreibmaschinen, hinter gewichtigen Folianten, über den Hieroglyphen des Stenogramms.

Gehaltsansprüche lassen sich regeln; Besserung der sittlichen Nöte ist möglich; hygienische Arbeitsbedingungen können geschaffen werden. Den Kernpunkt aber aller Not trifft k e i n e Reform; auch die i d e a l s t e nicht.

Das ist die heiße S e e l e n n o t der Weiblichkeit, die gezwungen ist, ihr Leben zwischen toten Mauern, bei toter Arbeit vergeuden zu müssen.

Gewiß, nicht alle, die Handlungsgehilfinnen und Beamtinnen sind, empfinden weiblich, aber Tausende empfinden so, leiden bewußt.

Nicht der großen schillernden, lauten Menge von Oberflächlichkeit und Leichtsinn, die die Schreibstuben so dicht bevölkert, rede ich das Wort, sondern den Denkenden, Fühlenden, Ringenden, denen, die die Not in das Kontor getrieben hat, weil nur die Berufe der Schreibstuben es ermöglichen, schon nach verhältnismäßig kurzer und billiger Ausbildungszeit den Lebensunterhalt für sich und bedürftige Angehörige zu erwerben.

Ihnen, — den Starken, den Reinen, die Weib sind und Weib bleiben wollen — ihnen rede ich hier das Wort.

Wohl beugt sich ihr Rücken im langen Arbeitstag, oft genug auf hohem Schemel ohne Lehne; wohl verlernen ihre Augen den Blick ins Weite, und ihre Lungen den tiefen Atemzug; wohl werden ihre Glieder schlaff in unnatürlichem Tagewerk, — doch was ist das alles gegen das Unbefriedigtsein, das sie im Herzen tragen? Das Unbefriedigtsein von der täglichen Arbeit . . .

Warum sie unbefriedigt bleiben müssen?

Ich glaube, das echte Weib muß, um glücklich zu sein, lieben dürfen. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Es ist nicht sinnliche Liebe, was ich meine, — nein, heilige, reine, ewig-weibliche Mutterliebe zu dem, was dieser Liebe bedarf. Das Weib muß lieben dürfen, lieben im höchsten Sinne des Wortes: Freude geben, Leiden lindern, sich aufopfern, aufgehen in einem anderen lebendigen Menschenwesen, das Wärme braucht.

Dies ist die wahrhafte, reine Mutterliebe, die im Herzen jedes echten Weibes lebt. Bewußt oder unbewußt. Und das Weib muß diese Liebe sich auswirken lassen, um glücklich zu sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wo das natürliche Arbeitsfeld dieser Liebe, die eigene Familie, versagt bleibt, wird dem echten Weibe der Beruf die größte Befriedigung bringen, der dem Wirken in der eigenen Familie am nächsten kommt. Ein Beruf an dem, was sorgender Liebe bedarf.

Wie steht es damit in der Schreibstube?

Für — Schreibmaschine, Kartothek, Registratur, bestenfalls Bilanzbuch, kann man sich wohl mit der Zeit interessieren, aber lieben kann man sie nicht.

Das „An wem arbeitest du?" versagt. Es versagt auch das „Für wen tust du das?" Denn in den seltensten glücklichen Fällen wird die Antwort lauten: „Für eine gute Sache". Der graue Alltag aber spricht unerbittlich, immer wieder: „Um den Gewinn der Geschäftsinhaber zu vergrößern".

Wehe dem Mädchen, das mit vollem Bewußtsein hinter die grauen Wände der Schreibstube verbannt ist. Täglich verkauft sie, um leben zu können, ihre Kraft, die besten Stunden des Tages, die besten Jahre ihres Lebens. Sie fühlt ihre Vollkraft langsam erlahmen, und sie sieht kein Werk, das sie mit dem Opfer dieser Kraft erkauft hat. Ihr Leben ist der Not gehorchend, vergeudet worden in harter, aufreibender Arbeit. Solche Arbeit kann selbst bei gewissenhaftester Pflichterfüllung nie zu der Höchstleistung führen, zu der das weibliche Wesen an andrer Stelle fähig wäre, dort, wo Raum genug ist, sein ganzes Selbst einzusetzen mit all seinen verborgenen tiefen Kräften.

Gelang es aber dem Mädchen trotz allem, sich neben ihrem ständigen liebeleeren Tagewerk ein kleines Feld der Liebe zu bebauen, — indem sie alte Eltern von ihrem Verdienst unterhielt, für jüngere Geschwister sorgte, die kargen Stunden des Feierabends fremden Kindern, die sie brauchten, schenkte, wenn sie diese kargen Stunden benutzte, um einen Lichtschein in ein düsteres Heim zu tragen, — wenn ihr das alles gelingen konnte und gelang, — die längste Zeit, die reichsten Stunden ihres Lebens sind und bleiben verschwendet, verkauft an wertlose Mühe.

Es ist schwer zu sagen, vielleicht unmöglich, was es kostet, täglich, immer wieder, Stunde um Stunde warmen, nie wiederkehrenden Lebens dahinsickern zu fühlen. Und es ist ein wackeres Stück Arbeit, bei all dem Umgang mit toten Büchern einen Rest reiner Weiblichkeit in das Alter der weißen Haare hinüberzuretten.

Solange wir aber noch jung sind, jung und gefesselt, rauscht eine Flut warmer Weiblichkeit in unseren Seelen. Sie brandet rebellisch an die verschlossenen Tore, und sie wird uns ertränken, wenn wir ihr keinen Ausweg verschaffen.

Wir wollen dienen dürfen im Heere des Lichts. Wir wollen unsere ganze Kraft ihm zur Verfügung stellen, nicht nur die kurzen Augenblicke des Aufatmens, wo unsere Sinne und unsere Seelen müde sind von nutzloser Arbeit, sondern unser ganzes, reiches, warmes Leben — Stunde für Stunde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebt uns unser Recht, Weib zu sein. Berufe, wo wir lieben können. Wo wir die Durstigen erquicken dürfen mit der reinen Welle unserer Mutterliebe, und die Frierenden wärmen mit ihrer warmen Flamme. Wo wir Mütter sein können, Mütter fremder Kinder, wenn diese Kinder unsere Liebe brauchen. —

Es wird gedroht, die Frauen sollen durch Gleichstellung im Gehalt mit den männlichen Mitarbeitern aus den Schreibstuben verdrängt werden. Gedroht?! Mögen sie ihn getrost nehmen, den Buchhalterkram! Uns aber den Wirkungskreis geben, der unser Wirkungskreis ist.

Er darf nicht ein Vorrecht sein für diejenigen, die wirtschaftlich in der Lage sind, ehrenamtlich zu arbeiten. Er muß durch angemessene Besoldung auch denen zugänglich gemacht werden, die darauf angewiesen sind, ihren eigenen Unterhalt zu verdienen oder gar noch für altersschwache Eltern und kleine Geschwister sorgen müssen.

Unmöglich sollte das sein? Ganz gewiß nicht.

Das Arbeitsfeld ist da. Ich meine nicht die Landarbeit, für die mit Recht geworben wird. Ich meine das weite, unabsehbare, nur stellenweise beackerte Feld, das zur Bebauung nach Frauenherzen und -händen ruft.

Die sozialen Berufe könnten gewaltig mehr Arbeitskräfte gebrauchen, wenn ihnen die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt würden.

Ich denke in erster Linie an die Kinderfürsorge.

Wohl den Kindern, über denen die Sonne des Elternhauses scheint! Aber die Scharen derer, die da in den grauen Straßen der großen Städte herumgestoßen werden und frieren müssen?

Waisenhäuser, Säuglingsheime, Kinderheime, Horte, Kindergärten, — gewiß, es ist alles da. Doch zu leugnen ist es nicht, daß in vielen, vielen Fällen die angestellte Arbeitskraft bei weitem nicht reicht. Daß es über ein bloßes Aufpassen nicht hinauskommt. Und für das weitaus wichtigste: für das Erziehen dieser Kindesseele, daß sie reif werde, am Aufstieg des Volkes mitzuwirken, bleibt weder Zeit noch Kraft.

Hier ruft das lebendige Leben selbst nach Arbeitskraft.

Und ich denke, daß unsere Fürsorgearbeit und die Zwangserziehungsanstalten sehr stark entlastet wären, wenn beizeiten in reichem Maße Licht und Sonne in die Seelen auch der Kinder getragen würden, die heute im Schatten leben, bis sie durch irgendein Vergehen unter die Aufsicht der Fürsorge kommen.

Gewiß, die Not ist so groß, daß auch die tatkräftigste Arbeit in dieser Richtung nur einzelne kleine Tropfen bedeuten würde im Vergleich zum Meer, aber auch der Wiesentau ist nichts, als einzelne kleine Tropfen. Und er funkelt doch und hilft den Blüten, sich zu entfalten.

Das Arbeitsfeld ist da. Unabsehbar. Es können gar nicht genug weibliche Kräfte herbeigeschafft werden, um dieses Feld zu bebauen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also könnten die wahrhaft weiblich fühlenden Mädchen scharenweise die toten und tötenden Stellungen verlassen, wenn sie in diesen neuen — lebendigen — den lebensnotwendigen Verdienst fänden.

Eine Abwanderung dieser Mädchen aus den kaufmännischen Betrieben und den Beamtenposten würde für beide Arbeitsgebiete kein Unglück bedeuten. Es sind genügend Männer da, die die Posten dieser Frauen ausfüllen wollen.

Außerdem würde die Zusammenziehung der unbedingt notwendigen Schreibstubenarbeit in einer geringeren Zahl von Händen nur eine Entlastung der Betriebsunkosten bedeuten. Ich bin selbst lange genug in Schreibstuben tätig, um beurteilen zu können, wieviel kostbare Arbeitszeit „verschoben" wird. In sehr vielen Fällen könnte die Tagesarbeit bei frischem, frohem Zufassen in der halben Zeit geleistet werden, und ein großer Teil der Arbeitskräfte wäre überflüssig. Um der Stellungslosigkeit zu entgehen, wird eben die Arbeit „gestreckt".

Die überzähligen Angestellten zu entlassen und damit brotlos zu machen, ist unmöglich. Wohl aber wäre es möglich, die Gehälter, die an einer Stelle, ohne gleichwertige Gegenleistung an Arbeit, in die blaue Luft hinein verpufft werden, an einer anderen Stelle zum Segen des ganzen Volkes zu verwerten. An d e r Stelle, wo nicht nur gleichwertige, sondern unbezahlbare Arbeit zu leisten wäre. Wo Gegenwerte geschaffen würden zum Aufstieg des Volkes.

Reichsversicherungsanstalten und Magistrate mögen noch so wertvolle Einrichtungen sein, noch so wertvolle Arbeit leisten, — für wen tun sie das? Für unser Volk. Was nützen sie alle zusammen, wenn unser Volk der Zukunft, unsere Kinder, minderwertig werden sollten?

Und große Teile des Feldes, auf dem die Saat unserer Zukunft aufgehen soll, sind dürr. Ganz nah beim Felde aber sprudelt eine klare, lebendige Quelle. Ein Felsblock versperrt ihr den Weg und sie versickert nutzlos in Schutt und Geröll. — Sprengt den Felsblock, werft den Schutt beiseite und laßt die Quelle in reiner Flut das dürre Feld erquicken, daß es reiche Früchte tragen möge zur Zeit der Ernte!

Die Befürchtung, die Eröffnung und genügende Besoldung der Berufe an Kindern würde ungeeignete, leichtsinnige Elemente herbeilocken, die mit dieser heiligen Arbeit nichts gemein haben, ist, meiner Ansicht nach, unbegründet. Für diejenigen, die nicht ihre Seele mit hineintragen, sind die Berufe an Kindern viel zu schwierig, verantwortungsreich, viel zu unruhvoll. Wer Ruhe, Vergnügen und ein leichtes Leben sucht, wird alles andere lieber tun, als an Kindern arbeiten. Übrigens wäre es durchaus nicht unmöglich, die Spreu, die sich trotz allem untermischen könnte, auszusondern, und zwar durch eine getreue Oberaufsicht, wenn diese Aufsicht in die Hände kraftvoller, auf dem Boden aller praktischen Erziehungsfragen bewanderter Persönlichkeiten gelegt wird. Persönlichkeiten mit liebewarmen Herzen und scharfen Augen. Einst hörte ich das Urteil: „Ich wäre ein schlechter Direktor, wenn ich dauernd dem Klassenunterricht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beiwohnen müßte, um zu wissen, ob's vorwärts geht. Das sieht man den Kindern an den Augen an". Jawohl, das sieht man den Kindern an den Augen an, denn diese Augen reden besser als Zungen.

Weiter wird eingewendet werden, den meisten Frauen fehle die nötige Vorbildung für die Berufe am Menschen. Nicht allen, aber vielen wohl. Doch tut's hier keine Philosophie, keine Logik und auch kein Kochkursus, sondern ein warmes Herz. Die nötige Übung kann man sich in einem praktischen Jahr mit Anleitung holen (vielleicht im Frauen-Dienstjahr!).

Laßt diejenigen an den toten Büchern sitzen, die es nicht anders wollen. So wenig wie möglich sollten es sein. Und laßt diejenigen Frauen an dem Menschen schaffen, denen die Weiblichkeit aus den Augen leuchtet. Laßt sie dieses stille Leuchten auch aus d e n Augen zaubern, in denen es von Welt und Alltag überwuchert wurde und erstickte; wo es keine Nahrung fand und sich selbst verzehrte. Und dann ruft auch diese neuen hellen Augen.

Laßt den ungehobenen Schatz der Mutterliebe sich auswirken zum Segen des ganzen Volkes. Je mehr aber von diesem warmen Licht der Mutterliebe das Kinderleben durchleuchten wird, desto höher wird sich die Brust unseres Volkes von morgen heben und desto heller werden seine Augen leuchten.

Möge die Zeit kommen, wo kein Weib mehr mit dem Mann um den Beruf zu streiten braucht. Wo die Frauen wissen, daß sie dem warmen, heiligen Leben der Liebe gehören. Daß ihre Wärme hinausstrahlen darf, das Licht zum Siege zu führen. Daß ihnen die Tore offen stehen zu diesem Reich, das ihr Reich ist. Ihr Reich und ihr Recht. Das Recht der Frauen — Weib zu sein!

Johanna Ernst.

Menschenkenntnis und Schrift.

Der unvergängliche Genosse des Menschen ist der Mensch; hundertfache tägliche Begebenheiten und Anlässe bringen die Menschen miteinander in Berührung und zwingen sie, mit anderen Menschen, ihrer Veranlagung, ihrer Erscheinung und ihren Gewohnheiten, aber auch mit ihrem Sinnen, Wollen und Begehren zu rechnen. — Wie schnell verdammen und verwerfen wir aus unserm Herzen jemanden, von dem wir nichts weiter wahrnehmen als etwa ein garnicht oder nur wenig „hübsches" Antlitz, und wie leicht gelingt es einem in Erscheinung und Gestalt schönen und ebenmäßigen Menschen, uns und unser Empfinden für sich einzunehmen. Daß aber diese unsere Stellungsnahme häufig eine falsche war, kommt uns erst zur Erkenntnis, wenn wir erlebten, daß der von uns vorschnell Begünstigte uns betrog, uns täuschte, oder daß der von uns Vernachlässigte Werte und gute Seiten zeigte, die wir ihm niemals zugetraut haben.

Es handelt sich nun um die Frage, ob sich uns nicht doch Mittel bieten, die uns gestatten, oder die uns helfen könnten, unseres Mitmenschen innerstes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wesen zu erkennen. Wir dürfen die Antwort erteilen, daß wir tatsächlich über mancherlei Mittel verfügen, z. B. die Psychologie und als besonderen Abschnitt derselben die Graphologie.

Die Graphologie ist eines der noch nicht häufig angewendeten, zum Teil noch sehr vernachlässigten Mittel, dessen wir uns bedienen können, um uns über das Innenwesen eines Menschen Klarheit zu verschaffen. Der Begriff „Graphologie" ist durch vielfache unsachgemäße Anwendung unfertiger Graphologen fast schon völlig unmöglich geworden. Menschen beiderlei Geschlechts, denen jahrelange Vorbildung fehlt, treten als Graphologen auf und bringen die Graphologie unausgesetzt in Mißachtung. Der Arbeiter steht der Graphologie heute noch vollkommen ohne Verständnis gegenüber, der Intellektuelle gibt wenigstens grundsätzlich die Berechtigung der Graphologie in einiger Hinsicht zu, kann aber zu keiner Klarheit über sie gelangen.

In Wirklichkeit bleibt die Graphologie, oder wie wir besser sagen wollen, die Erkennung des Charakters aus der natürlichen und unverstellten Handschrift eines Menschen, für den dafür Interessierten eines der vorzüglichsten Mittel, mit Hilfe dessen er sich über Wesen und innere Art eines Menschen ein klares Bild verschaffen kann. Unter der natürlichen Handschrift eines Menschen verstehen wir diejenige, die jemand beim Schreiben eines Briefes, der in nichts abweicht von einer laufenden, vielleicht sogar an ein und dieselbe Person gerichteten Reihe von Briefen, zutage fördert. Also etwa offizielle Gesuche, Abschriften von Gedichten sind nicht als persönliche, natürliche Schriftstücke anzusprechen und demnach auch nicht für den Zweck des Schriftkundigen geeignet.

Ich möchte gleichzeitig hinweisen auf einen großen, der Schriftpsychologie anhaftenden Übelstand, der dem Ernst der Sache unendlichen Schaden zufügt und darum nicht genug gebrandmarkt werden kann: Bei dem Laien und auch bei einem großen Teil der Graphologen und derer, die sich dafür ausgeben, herrscht die Ansicht, daß jede Charaktereigenschaft in der Schrift ein ausgesprochenes besonderes Merkmal für sich einnehme. Diese Ansicht ist ganz irrig und unsinnig. Es leuchtet uns doch ohne weiteres ein, daß zum Beispiel ein kreisrundes Stückchen Papier von grauer Farbe einen zweifachen Eindruck auf unsre Sinne ausübt, je nachdem wir es auf ein weißes oder auf ein schwarzes Unterlagepapier legen. Wir dürfen doch Handlungen nicht um ihrer selbst willen beurteilen, sondern stets im Hinblick auf die ihr zugrunde liegende Folie, den Grundgedanken. Ebenso auch dürfen wir eine Schriftsonderheit nicht prompt auf einen nur für dieses Zeichen bestimmten Charakterzug impfen, sondern müssen sie erst mit der übrigen Schrift vergleichen! Wir dürfen also nicht sagen: Hier, in dieser Schrift findet sich „das" für Gerechtigkeitssinn geltende „Zeichen", folglich ist dem Schreiber dieser Zeilen Gerechtigkeitssinn zuzuschreiben, um bei einer völlig anderen Schrift, in der wir dasselbe „Zeichen" anfänden, etwa zu demselben Ergebnis zu gelangen. — Vielmehr müssen wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Schrift im allgemeinen betrachten und uns in ihre Eigenart, in ihren Charakter gleichsam hineinzuleben versuchen. Nicht jedermanns Sache ist es, sich auf diese Weise in fremde Schriften zu vertiefen, in ihnen gewissermaßen aufzugehen. Aber bei einigem guten Willen dürfte es doch nicht allzuschwer sein, diese Seite unserer Fähigkeiten zu wecken und sie uns dienstbar zu machen. Verständlich aber werden uns, wenn wir das soeben Gesagte berücksichtigen, die vielen Trugschlüsse vieler Graphologen, die, wohl im besten Glauben, eine Schrift zwar aufs Peinlichste mit Lupe und Vergrößerungsglas untersuchen, denen aber letzten Endes dieser Sinn, diese notwendige Empfindungsfähigkeit abgeht. Der empfindungskräftige Schriftkundige wird sich vielmehr hauptsächlich damit begnügen können, die zu untersuchende Schrift in einiger Entfernung von sich, etwa in Armlänge, zu betrachten und seine Schlüsse zu ziehen. Ja, der geübte Schrift-Psychologe wird imstande sein, Schriften in jeder Lage, also auch verkehrt gehaltene, auf den Kopf gestellte, zu betrachten und zu Ergebnissen gelangen, die dem mühsam mit der Lupe Suchenden unerreicht bleiben. Dieser wahre Schriftkenner wird sich diesem Schriftpsychologen-ideal um so mehr nähern, als er nicht in die Gefahr kommt, an kleinen Nebensächlichkeiten und Unbedeutenheiten, an „Zeichen" hängen zu bleiben und er ferner nicht in Versuchung gerät, von dem Inhalt des Geschriebenen beeinflußt zu werden. So unwahrscheinlich dem Laien diese hier soeben erwähnte Methode erscheinen mag, so wende ich sie doch seit vielen Jahren, nahezu seit Beginn meiner Praxis, an und gelange so zu gründlicheren Ergebnissen, als wenn ich versuchen wollte, Vergrößerungsglasarbeit zu leisten.

Unzweifelhaft steht es fest, daß ein von menschlicher Hand herrührendes Schriftstück den Stempel seines Verfertigers trägt, der in der Schrift unverkennbar zutage tritt, ähnlich wie der Gang, die Bewegung der Glieder den Menschen kennzeichnen. Ich verweise auf ein Beispiel: Man betrachte nebeneinander gehalten die kühn-starke, gewaltstrotzende Schrift Hindenburgs und die klingend-vibrierende, leuchtend-starke von Cäsar Flaischlen. Ferner: Wer sich mit Bismarcks Worten und Werken befaßt und sie vergleicht mit denen Schillers, der wird zu demselben Ergebnis des Vergleiches gelangen, wenn er die Schriften dieser beiden, voneinander so grundverschiedenen Männer und Menschen betrachtet. — Auch dem skeptischsten Laien muß doch beim Nebeneinanderhalten dieser Schriften der Sinn aufgehen dafür, wie verschieden geartet das Innenleben dieser Männer, die doch jeder eine starke Persönlichkeit bilden und deren jeder eine von dem andern verschiedene Schrift sein eigen nennt, sein muß.

Wir alle sind von Kindheit an hundertfach daran gewöhnt, den Gang oder vielmehr die Bewegungen, die ein Mensch beim Gehen ausübt, von denen eines anderen Menschen zu unterscheiden. Man errichte zum Beweise dieses eine Barriere, einige Meter lang, etwa 2 Meter hoch und am Fußende dergestalt, daß vom Boden herauf bis zum untersten Rand der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Barriere ein freier Raum verbleibe von etwa $^1/_2$ Meter. Darauf heiße man einen Menschen aus unserer näheren Umgebung, einen Bruder, eine Schwester oder einen Freund hinter dieser Barriere entlang gehen, so daß man nur die Bewegung der schreitenden unteren Beine sähe. Man wird dann unzweifelhaft in der Lage sein, zu bestimmen, welchem der in Betracht kommenden Menschen die sichtbare Gehbewegung zuzuteilen ist. Für dieses Experiment wäre es notwendig, eine Maskierung, eine Uniformierung der Beine vorzunehmen. Ferner: Man stelle in die Nähe einer Tür, und zwar dorthin, wo sich der Spalt bilden wird, eine Säule und auf diese einen Gegenstand, ein Buch oder eine Vase; man setze sich in die Nähe dieser Tür und heiße hierauf die sich im anstoßenden Zimmer aufhaltenden Personen, die Tür von dort aus spaltweit zu öffnen. Hierauf soll einer der sich dort befindlichen Personen mit dem entblößten Arm oder gar nur mit der Hand den Gegenstand fortnehmen. Man wird auch hier unzweifelhaft in der Lage sein, festzustellen, wem diese sichtbar werdende Hand angehört. Auch dieses Experiment läßt sich leicht ausführen und beweist nur, wie ausgeprägt dieser unbewußte Wahrnehmungssinn in uns ruht und geweckt und verstärkt werden kann. Wir wissen ja auch, daß z. B. Blinde außerordentlich gut imstande sind, auf Grund der von ihnen gehörten Stimme Fremder sich ein gutes Bild von deren innerer Art zu machen.

Dieser Wahrnehmungssinn ist natürlich in jedem Menschen in anderer Stärke vorhanden. Mag es Menschen geben, die sogar die soeben beschriebene Prüfung nicht bestehen würden, so ist doch sicher eine sehr große Menge anderer Menschen vorhanden, die einer mit noch weiter gesteckten Zielen gestellten Prüfung gewachsen wären. Ja, ich behaupte: Wenn erst die Menschen häufiger hingewiesen würden auf die Betrachtung der natürlichen Handschrift ihrer Mitmenschen, so würde ein erheblicher Teil von ihnen sehr bald in sich Kräfte und Begabung verspüren, die ihn befähigten, aus der Schrift einen Rückschluß zu ziehen auf die persönliche Eigenart des Schreibers. Die Bewegungen, die der Mensch beim Schreiben ausübt, sind im Grunde genommen doch etwas ganz Ähnliches wie die vorhin besprochenen Gehbewegungen. Nur, daß wir beim Schreiben noch einen erheblichen Schritt weiter kommen: Die Schreibbewegung bleibt uns in ihrer Wirkung nämlich dauernd erhalten durch die dem Auge sichtbare Schrift. Und der Mensch, der die Begabung, die Empfindungsfeinheit besitzt, die ihn befähigt, die entsprechenden Rückschlüsse zu ziehen, wird diese seine Fähigkeit weiter ausbilden können. Vergegenwärtigen wir uns doch, welche unschätzbaren Vorteile jemand genießt, der imstande ist, auf Grund einer ihm vorgelegten Schrift nachzuempfinden, wie geartet der Schreiber dieser Schrift sein muß. Daß dieser Wahrnehmungssinn tatsächlich vorhanden ist, haben wir an dem Beispiel mit der Barriere gesehen. Und daß dieser Wahrnehmungssinn der Entwicklung, der Steigerung fähig ist, wird man nach dem bisher Gesagten auch nicht länger bestreiten wollen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Üben wir also doch diesen Sinn unentwegt, lassen wir uns doch dieses, des Studiums und der Übung werte und würdige Mittel nicht entgehen, das uns befähigt, einen Menschen so zu verstehen und ihm so zu begegnen, wie er es auf Grund seiner Eigenart verdient, beansprucht und auch — verträgt.

Um diesen Sinn zu pflegen, ist es nur notwendig, einmal folgerecht uns die Schriften uns Nahestehender anzusehen und in den Schriften zweier Menschen, die im Leben ähnliche Charakterübereinstimmungen zeigen, nach Parallelen zu suchen. Selbst der Laie wird bereits die Wahrnehmung gemacht haben, daß z. B. die Schriften von Vater und Sohn, oft auch von Großvater und Enkel, einander ähneln. Es ist ja gar nicht notwendig, sich eines „Lehrbuches der Graphologie" zu bedienen, wie ich ja auch niemandem raten wollte, sich zwecks winkenden Broterwerbs oder anderen Erfolges dem Studium der Schriftpsychologie hinzugeben. Ich wollte lediglich mit diesen Zeilen aufs dringendste anregen, doch einmal mit Bewußtsein acht zu haben auf die persönliche Handschrift unserer bekannten oder unbekannten Mitmenschen. Dieses Betrachten ist, nebenbei bemerkt, nicht nur eine belehrende und bildende, sondern auch eine äußerst reizvolle, Freude schaffende Betätigung, die häufig zu weiterer Beobachtung anregt und einen kostbaren Schatz unseres Wissens darstellen kann.

Weiterhin möchte ich noch auf einige der heute am meisten zu vernehmenden Einwände hinweisen, die vom Laien immer wieder vorgebracht werden. Da ist zunächst der folgende: Ich habe in der Schule bei meinem Lehrer so schreiben gelernt; folglich schreibe ich so und nicht anders, folglich wird auch der Schriftkundige aus meinen Schriftzügen etwas anderes herausseben müssen, als wenn ich bei einem anderen Lehrer Schreibunterricht gehabt hätte. Dieser Einwand ist aber durchaus nicht stichhaltig; wir brauchen nur einmal in eine Klasse sieben- oder achtjähriger Schulkinder zu gehen, die dort seit einem oder auch schon seit zwei Jahren bei einem Lehrer Schreibunterricht genießen. Wir werden dort die tatsächliche Wahrnehmung machen können, daß sämtliche dieser Kinder voneinander verschieden schreiben. Diese unumstößliche Tatsache spricht eine so deutliche Sprache, daß es überflüssig ist auf sie weiter einzugehen. Ein weiterer Einwand lautet: Ich kann meine Schrift ganz nach Belieben verstellen; heute schreibe ich so und morgen so, und ich ändere meine Schrift sogar im Laufe eines einzigen Briefes, einer Seite, ja sogar im Verlaufe nur einer einzigen Zeile. Die Entgegnung auf diesen Einwand lautet: Jeder Mensch wird, wenn er seinem Antlitz Zwang auferlegt, wenn er die Gebärde eines Zornigen, eines Begriffsstutzigen oder eines lächerlichen Komikers annimmt, von uns dennoch als derjenige erkannt werden, der er ist. Wer sich beim Photographen mit verstelltem, verzerrtem Gesicht photographieren läßt, gibt seinem Konterfei wohl ein besonderes, fremdes und unnatürliches Aussehen, wird von uns aber trotzdem als derjenige erkannt werden, den das Bild in Wirklichkeit darstellt. Und letzten Endes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden wir auf Grund einer selbst bis in die Zeilen hinein schwankenden Schrift zu dem Resultat gelangen müssen, daß der betreffende Schreiber wahrscheinlich auch im alltäglichen Leben der Beständigkeit, der Konsequenz, der Ausdauer mangelt. Der Launenhafte, von jedem äußeren Einfluß und innerem Erleben schnell Berührte schreibt tatsächlich ungeregelt, seine Schrift in bezug auf Lage der Buchstaben, der Höhe und der Weite fortwährend ändernd. Der Einwand der vorhin erwähnten dauernden Verstellung und Veränderung der Schrift ist in den meisten Fällen nichts weiter als das ungewollte Eingeständnis von eigener Unbeständigkeit, Launenhaftigkeit und Undisziplinertheit.

Es darf für uns feststehen: Die Schrift eines Menschen spiegelt, als rein menschliche Äußerung betrachtet, sein Wesen, seinen Gemütszustand ebenso wieder wie seine Stimme, seine Bewegungen und seine Gesichtszüge.

Also muß es doch für den Sehenden ein Leichtes sein, aus den sichtbaren, untrüglichen Schriftzügen sich ein Bild zu machen, einen Rückschluß zu ziehen auf das geistige Wesen des Schreibers. Versuchen wir es nur einmal!

Es ist dazu nichts weiter nötig als ein klein wenig Freude daran, menschliche Eigenart zu beobachten. Die Fähigkeit, solche Beobachtungen zu machen, wohnt uns Allen, wie wir gesehen haben, in höherem oder geringerem Maße inne, und es kommt nur darauf an, sie zu üben und mit Bewußtsein zu pflegen.

Jost Milde.

Rund um uns

Von Tod und Leben. Als ich noch Kind war, lebte in mir die starke Gewißheit, daß ich nach dem Tode in den Himmel kommen würde. Ich hatte Augenblicke, wo ich mir den Tod deshalb wünschte. — Und lange Jahre tiefsten Kinderlebens blieb mir dies als jubelnde Gewißheit. Im letzten Grunde war ich erdenfern, wer will sagen, ob aus Schwäche oder Stärke. —

Dann kam der Absturz, wie er uns allen kam, das völlige Versinken in Nacht: Zweifel, Qual, wildes Chaos. — Und dann das Suchen nach dem, was wieder erbauen sollte. Da wurde ein Gebäude konstruiert aus sogenannter Philosophie, freiheitlicher Verstandesreligion, Kunst und sogenannter Wissenschaft. Man fühlte wohl, wie wackelig das alles war, und deshalb brauchte man als Stütze den Hochmut. Hochmut gegen Orthodoxie und Enge des Verstandes war die Waffe, die man im Kreise Gleichgesinnter schärfte. Und fühlte doch die jämmerliche Leere im Herzen und die Übelkeit, die man betäuben wollte. Und immer wieder die bange Frage: „Bin ich nicht ewig?" „Bin ich nicht ein Stück Weltgeschehen, das mit Notwendigkeit so und nur so sein muß?" Wenn alles nur blinder Zufall war, alles mit dem Tode aus war, wozu dann diese heiße, verzehrende Sehnsucht? Man sagte sich, es sei eben nur Sehnsucht nach dem Leben dieser Erde. Und da fühlt man plötzlich den Mangel. Man will

leben, nur leben und kann nicht. Man ist erdgebunden, unsicher. Nirgends kommt einem das Leben entgegen. Unsicher, suchend, gequält tappt man in einer Öde. Man empfindet einen Ekel vor dem täglichen Einerlei, in das man keinen Sinn und Verstand hineinbringen kann.

Und schließlich hat man sich an diesen Zustand gewöhnt. Man weiß, man findet doch nirgends Sicherheit, man bezweifelt eben alles. Man sucht dem Augenblick sein Schönes abzugewinnen. Auf die große Einheit hat man verzichtet.

Und doch kommen Augenblicke, in denen man wie von einer Anhöhe herab Ausblicke auf sein Leben hat. Wie ein Blitz dann die Erkenntnis: Das mußte so sein. Immer wieder diese Sehnsucht nach Einheit, nach Harmonie, um die man ringt und ringt. —

Ich spreche von mir. Bei anderen wird die Form ihres Lebens anders sein. Aber diese Sehnsucht eint uns im Grunde alle. — Und Gnade wird denen auch zuteil, die in Wahrheit suchen. — Dem einen kommt sie wie ein Licht plötzlich aus dem eigenen Innern; dem anderen von außen durch Menschen, die plötzlich die Stelle im eigenen Herzen aufdecken, die verschüttet lag. —

Plötzlich wurde ich sehend. Ich sah die Ewigkeit in der Erscheinung; fühlte die Offenbarung der Weltmacht in jedem Wesen und jedem Ding, spürte die Einheit und Notwendigkeit im großen Weltgeschehen. Die Form dieses Erlebnisses ist bei jedem verschieden. Dem einen ist sie die indische Philosophie mit ihrer Lehre vom Carma, von abzubüßender Sünde durch Leid in immer neuen Lebensformen. Sie lehrt, daß der Mensch in jedem Leben sein zukünftiges in der Hand habe. Folgt er der wahren Stimme in sich, hat er den Mut zu der Sünde, die er tun muß, um seinen Weg zu gehen, geht er im nächsten Leben — wieder auf dieser Erde — in eine höhere Vollkommenheit ein. — Folgt er dieser Stimme nicht, tut er die Sünde wider den heiligen Geist, lädt er Carma auf sich, er muß so im nächsten Leben dafür büßen durch Leid. Aber er selbst erwählt sich das Leid. Und solange muß er in immer neuen Formen sich inkarnieren, bis er eingehen kann in die reine Geisteswelt. —

Man mag zu dieser Lehre sagen, was man will; sie sei berechnend, erziehe durch Lohn und Strafe. Im Grunde drückt jede Religion dasselbe aus, weil dieser Glaube tiefinnerst in jedem Menschenherzen lebt. Aber man kann eben nur erleben, nicht beweisen. — Die chinesische Religion spricht vom Tao, in das der Mensch eingeht, wenn er von allen Schlacken sich geläutert hat durch Kampf mit sich selbst, durch Ringen nach der Erkenntnis. Und die christliche Religion spricht von Höllenqualen, Fegefeuer und Paradies. — Alles ist eins. Es stammt aus der einen Erkenntnis: Ich bin keine Ausgeburt blinden Zufalls. Ich bin eine Offenbarung der Weltmacht. Ich habe meinen Weg auf dieser Erde in dieser Form zu gehen und weiß, daß ich mir nichts ersparen kann an Leben und Leid. Durch eigene Kraft muß ich hier diese meine Aufgabe erfüllen. Über das Dann weiß ich nichts; ich ahne, ich glaube. Aber rein kann ich nur werden durch mich selbst.

Und dann kommt alles wieder. „Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen. Und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen". „Und an diesem Tage werdet ihr mich nichts fragen." Dann kommen die Tage der Kindheit wieder. Und mit ihnen die Tage jubelnder Gewißheit.

Sophie Johannsen.

Was soll werden? Gedanken und Fragen eines Laien.

1. Daß unsere gegenwärtige Not im tiefsten Grunde seelischer Natur ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Eine neue Sittlichkeit ist nötig, um die formal unlösbaren Zeitprobleme zu bewältigen. Deshalb muß auch die Politik sittlich werden, der Staatsmann zu allererst sittliche Persönlichkeit und Führer sein. Sollte davon nicht auch die Parteibildung beeinflußt werden? Stehen sich die Wahrhaftigen, Ehrlichen und Unbedingten aller Lager nicht näher als die Parteiegoisten und ihre Gefolgschaft? Muß dies nicht zu einer inneren Zersetzung der alten Par-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

teien und zu Neubildungen führen? Der Geist schafft sich die Form.

2. Ist es möglich, Richtlinien einer wirtschaftlichen Moral, die dem nach größerer Gerechtigkeit strebenden Zeitempfinden entspricht, zu finden und ihnen Geltung zu verschaffen? Das Wort Dieb hat bis vor wenigen Jahren einen jeden entehrt. Die Eigentumsvergehen wurden und werden noch heute verhältnismäßig streng geahndet. Aber es gibt Spekulanten — und ihre Zahl mehrt sich von Tag zu Tag — die schlimmeres tun, als der von der Gesellschaft geächtete Dieb.

3. Immer rascher treiben wir dem wirtschaftlichen Bankerott entgegen, und die meisten helfen in verblendeter Geldgier tatkräftig dabei mit. Es muß für den anständigen Geschäftsmann heute schwerer sein als je, einigermaßen anständig zu bleiben.

Gibt es denn aber gar kein Einhalten mehr im Zerbrechen der Geschäftsmoral? Warum ruft keiner, der unter dem Zwang der Lage leidet, das sonst zur Regel gewordene „Organisiert euch!" seinen ehrlichen Genossen zu?

Was nützt denn all das Geld, wenn dadurch um so sicherer der Krach erfolgt, der es entwertet. Möchten sich doch Kaufleute finden, die bekannt geben, daß sie bei solchen Praktiken nicht mittun! Werden sie die anderen nicht dadurch zwingen? Sind kaufmännische Ehrengerichte undenkbar, die öffentlich erhobene Klagen öffentlich beantworten müssen?

4. Wenn Besitzende sich mehr bereichern, als gesundem Rechtsempfinden entspricht, dann stehlen die Unteren.

5. Während des Krieges hat doch die Geschäftsmoral wenigstens einesteils durchgehalten. Ich kenne Geschäftsleute, die bis zum Schluß ihren Grundsatz, nicht mehr als im Friedensdurchschnitt verdienen zu wollen, festgehalten haben. Sie haben etwaigen Überschuß für Kriegswohlfahrtszwecke verwendet. „Verrückte Leute" sagen da Tausende von Kaufleuten. Es gibt noch verrücktere. Ein unvermögender Offizier bezahlte freiwillig seine Steuer und frankierte längere Zeit seine Briefe — weil der Staat jetzt Geld brauche.

Lieber Gott, gib uns viele solcher verrückter Leute; vielleicht retten sie uns!

In unserem Verhältnis zum Staat spiegelt sich die ganze Unreife unseres Zustandes. Der Staat sind wir. Wer aber gibt ihm gern etwas, ihm, den zu betrügen und zu hintergehen man sich oft noch rühmt, wo einem sonst die Scham den Mund schließen würde?

6. Einige Exempel zu statuieren, wie sich gute altkräftige Art ausdrücken würde, hülfe der Moral mehr auf die Beine, als alle Ausschüsse, Beratungen, Aufrufe, Zeitungsartikel. Warum findet die Regierung dazu nicht die innere Kraft? Warum —? Wer schon schieben muß, mag in Nordfrankreich Karren schieben.

7. Der entartete Geschäftsgeist ist heute der gefährlichste Herd unserer Krankheit. Weit über die Kreise der Schieber und Wucherer hinaus ist dieses Gift unserem Volk ins Blut gedrungen, so allgemein, daß man sagen kann: unsere Krankheit sind wir selbst. Die Parteien zeigen immer auf die Anderen, statt auch dem Eigenen den Spiegel vorzuhalten. Aber es kann uns niemand helfen, wenn wir nicht bei uns selbst anfangen. Wir jammern immer und klagen an, aber wir wollen gar nicht gesund werden. Das muß denen insbesondere in die Ohren gellen, die ein Beispiel geben könnten.

Im Einzelnen beginnt der Neuaufbau.

8. Der entartete Geschäftsgeist und der sittliche Sumpf sind Vater und Sohn. Alles, was wir Lebenserneuerer bekämpfen als Feinde unseres Volks, den Bodenwucher und das Wohnungselend, die großstädtische Cabaret- und Kinoluft, die heute freilich in die kleinsten Orte dringt, und durch Bild und mit gedrucktem Wort, durch wesensfremde Mode und Alkohol den Geschlechtsseuchen ihre Opfer schafft, sie alle sind nur Erscheinungsformen, teuflische Kinder eines Vaters, des gewissenlosen Geschäftsgeistes.

P. Sperling.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Ziel. Loser, körniger Schnee. Auch der steilste Hang wird so scharf genommen, daß es trotz der Stille ringsum wie Sturmesbrausen in den Ohren saust. Dort jäh unter mir die kleine Fichte, im Schuß darauf los, hart herum — und schon stiebt ein Wall von Schnee über sie hinweg. Da nimmt mein Freund eine Wächte zur Schanze, weit reißt es ihn über den Abgrund hinaus. Hui — nach! — — Herr jeder Sehne, wie köstlich ist doch das.

Und nun noch einen Schwung und noch einen, es stiebt und saust um Bindung und Knöchel. Und nun den letzten — schade. Aufatmend stehen wir vor dem Berggasthaus, einem vierstöckigen Betonwürfel, der mit seinen nüchternen Fensterreihen einer Kaserne gleicht. Brennend gelb verloht die Sonne, bald wird es Nacht und kalt sein.

Wir steigen Stufen empor und treten in die große Gaststube. Ein stickiger Brodem dringt uns entgegen. Speisendampf und Tabaksqualm und Alkoholdunst. Da noch Feiertage sind, gibt es Musik. Ein Geiger fiedelt zu harter Klavierbegleitung und in den schmalen Gängen zwischen den Tischen wird Schieber getanzt mit der plumpen Sinnlichkeit einer gewissen Jugend von heute. Unter himbeerfarbenen und orangenen Wolljacken verquetschte Korsettkörper, dazu hängende Hosenböden, schlechtsitzende Damen-„breeches". „Und noch ne runde Schnäpse" wird laut gerufen, und einer gröhlt fettig: „Prost, Ski Heil!" Er hat einen dicken Bauch, Hamsterbacken und Würstchenfinger und ist mit der sportlichen Eleganz eines Geschäftsreisenden gekleidet.

Wir lassen uns ein Zimmer anweisen. In der Raumwirkung der übliche Kegelschub. Just wie im ehelichen Schlafgemach des Kleinbürgers stehen aufdringlich zwei Betten nebeneinander unvermittelt im Raum und beherrschen ihn ganz. An den Kopfenden betonen zwei prunkende Renaissance-Nachtschränkchen in aufdringlicher Weise, daß sie durchaus nötig sind. Ein Kleiderschrank steht etwas schief von der Wand und hat die Größe eines Schilderhauses. Er ist wie alle Möbel „echt imitiert Nußbaum" lackiert. Auch das Fenster mit Behang im Jugendstil ist zu groß und falsch aus der Wand herausgeschnitten. Der Raum als ganzes viel zu hoch, so daß er bei der hier üblichen harten Winterkälte nie wirklich durchheizt werden kann. Das Ganze ist von ausgesuchter Geschmacklosigkeit und da gerade heute die Dampfheizung eingefroren ist, so zwingen uns Kälte und Hunger wieder in die Gaststube hinunter. Und was der Tag uns brachte, verdirbt die Nacht. Schweigend verzehren wir unser Abendbrot, umtost von lautester Bierfröhlichkeit. Wehe dem Skifahrer, dem ein Wetterumschlag für länger die Geselligkeit solch scharfer Sportleute aufzwingt. —

Für den Kundigen übertreibe ich nicht. Berggasthöfe mit wirklicher Wohnkultur sind oberhalb der Tausendmeterlinie unseren Mittelgebirgen fremd. Hier soll nun die Reformarbeit einsetzen. Es gibt Tausende und Abertausende in unserem Volk, denen harte Berufsfrohn in den qualmigen Niederungen unserer Großstädte die Nervenkraft zermürbt und die sich nach Erholung sehnen. Diese Tausende aber haben so gepflegten Geschmack, daß sie nur mit Widerwillen und gezwungen solche Berggasthäuser, wie ich sie eben schilderte, aufsuchen. Es berühren sich hier eben als Gast und Wirt zwei völlig getrennte Schichten; und die Besitzer von Berggasthäusern, häufig schnell reich gewordene Hausknechte, bäuerliche Kleinwirte und gewesene Oberkellner, die alle die Sportwelle hinauftrug, besitzen häufig ein sehr starkes Beharrungsvermögen in Dingen von Geschmack und Erziehung. Meist Kapitalisten des Geldes und nicht der Bildung verlangen sie für ihren Hotelklitsch skrupellos Großstadtpreise. Gerade dieser Stand aber hätte doch eine hohe soziale Aufgabe zu erfüllen. Ruheloser denn je ist unser Volk geworden, das das harte Joch eines fremden Bodenrechtes schleppt. Das Miethauselend ward übergroß. Sollten da nicht wenigstens die kurzen Ferienwochen wirkliche Erholung bieten.

Solche Überlegungen drängten mich, einige Banden mit der dazugehörigen Landwirtschaft im Riesengebirge zu er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werben und eine davon auszubauen. Dieser Skihof liegt auf 1200 Meter Seehöhe, 3 Wegstunden von Krummhübel, am Südhang des Brunnenberges, der Überschau vom Jeschken bis zum Altvater bietet. Die Skiläufer aber wissen, daß die Bergweiten rings um den Steinboden fünf Monate sicheren Schnee haben.

Als oberstes Gesetz für den Umbau galt völlige Anpassung an Umgebung und Klima unter Benutzung heimischer Bau- und Wohnformen im Sinne von Heimatschutz und deutschem Werkbund. Vor allem bemühte ich mich, nie dekorativ zu sein, vielmehr schon durch gute Raumwirkung an sich Behagen zu schaffen. Wie weit mir das gelungen ist, mögen Berufene beurteilen. Ich bin völlig eigene Wege gegangen, und die Typenformen, die ich für das Ein- und Zweibettzimmer anwende, sind das Ergebnis langer Versuche. Auch studierte ich die europäischen Wintersportplätze vom norwegischen Finse bis nach dem Allgäu, allerdings ohne irgendwelche Anregungen zu empfangen, denn auch im besten Falle war großstädtischer Hotelluxus gedankenlos ins Gebirge übertragen worden.

Doch will ich mich nicht mit Bau- und Wohnreformen begnügen. Diese Berggasthöfe sollen ferner allen strebenden Kunstgewerblern in wirksamer Weise als Ausstellungsräume dienen. Und auch sozial möchte ich wirken, indem ich durch Ausgabe von Wohnscheinen Minderbemittelten den Aufenthalt in unserem Mittelgebirge erleichtere*).

Auf diese Art hoffe ich gerade unserer geistig hart arbeitenden Mittelschicht zu helfen, die durch die politischen und sozialen Umwälzungen der letzten Jahre niedergerungen wurde und bei der der Mangel an Erholung um so bedenklicher ist, als sie bisher den geistigen Nachwuchs des Volkes gestellt hat.

So ist schließlich mein Streben, aus dem Gasthaus eine Kulturstätte zu schaffen, ein Stück werktätiger Mitarbeit am Wiederaufbau unserer Volkskraft. Ich bitte um Zuschrift von allen denjenigen, die mich in dieser Arbeit unterstützen wollen*).

Dr. R. Uebe.

Verkehrte Wirtschaft. Das Reichsernährungsministerium hat sich veranlaßt gesehen, die Erlaubnis zur Einfuhr von durchschnittlich 500 Sack Kaffee täglich zu erteilen. Der Zweck dieser für unsere Wirtschaftspolitik recht bezeichnenden Maßnahme soll, wie angegeben wird, ein doppelter sein: Verbilligung des bisher nur auf dem Wege des Schmuggels hereinkommenden Kaffees und infolgedessen Ersparnis an Getreide. Wie so viele andere ist auch diese Nachricht von der Tagespresse unbesehen weitergegeben und von der Masse der Leser ebenso hingenommen worden.

Gewiß muß jeder Schmuggel — als ungesetzliche Handlung und aus sittlichen Gründen — bekämpft werden. Das kann auf verschiedene Weise geschehen. Für welche Maßnahme die verantwortlichen Stellen sich entscheiden, muß von Fall zu Fall erwogen und sollte in erster Linie wohl davon abhängig gemacht werden,

*) Das System der Wohnscheine: Wer einen Wohnschein zu 500 Mark löst, hat lebenslänglich das Recht, 6 Tage im Jahre unentgeltlich droben zu wohnen, bei 1000 Mark 14 Tage, bei 2000 Mark 30 Tage. Das Wohnrecht kann ohne weiteres auf Bekannte übertragen werden. Mithin braucht man nicht jedes Jahr wiederzukommen. Auch können mehrere Personen einen Wohnschein lösen. Ferner wird angestrebt, dieses System über ganz Deutschland und Tirol auszudehnen, so daß reicher Wechsel für den Sommer- oder Winteraufenthalt in Aussicht steht. Gegen Einsendung der Briefgebühr wird der Wohnvertrag zugeschickt. Anschrift: Sekretariat der Skihofleitung: Breslau II, Huberstr. 1. **Der Verf.**

*) Mir scheint, daß hier wirklich ein Stück echtester „Vortrupp"-Arbeit geleistet wird. Die Ausdehnung des Systems über ganz Deutschland und Tirol wäre eine geradezu herrliche Sache. **Hermann Popert.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob die Einfuhr der betreffenden Ware im allgemeinen Interesse erwünscht erscheint oder nicht.

Kaffee ist nun anerkanntermaßen ein für die Ernährung völlig wertloses und darüber hinaus sogar gesundheitsschädliches Genußmittel. Seine Einfuhr nützt uns also in keiner Weise, schädigt vielmehr die Volksgesundheit und befördert das Wiederaufleben eines „Bedürfnisses", das wir während des Krieges uns abgewöhnt hatten. Außerdem geht für die 150—180 000 Sack Kaffee jährlich sicher wieder eine Unsumme unseres so ungeheuer entwerteten Geldes mehr ins Ausland, als zurzeit durch den Schmuggelhandel. Eine Verbilligung des Kaffees und ein Mehrverbrauch verstößt hiernach also ganz entschieden gegen die Grundsätze einer gesunden und vernünftigen, das Allgemeinwohl im Auge behaltenden Volkswirtschaft, zu der doch auch Rücksichtnahme auf die Volksgesundheit gehört.

Dagegen läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß durch eine stärkere Einfuhr von Kaffee und seine Verbilligung entsprechende Mengen an heimischem Getreide, die sonst als Ersatz gebrannt werden, für eine zweckmäßigere Verwendung als Nahrungsmittel frei werden, oder wenigstens frei werden können; denn eine Gewähr dafür, daß sie hinterher nicht zum Teil den Bierbrauereien oder Schnapsbrennereien zufließen, haben wir nach den bisherigen Erfahrungen allerdings leider auch noch nicht. Aber auch diese Begründung ist eigentlich nichts weiter als „Sand in die Augen" des lieben Staatsbürgers. Denn unzweifelhaft könnten wir für das Geld, das nun für Kaffee ins Ausland geht oder mehr ins Ausland geht, ein Zehnfaches oder gar mehrmals Zehnfaches an Getreide einführen, wobei wir uns dann wirtschaftlich wie gesundheitlich hundert- oder tausendmal besser ständen.

Vorteil hat von der Freigabe einer Einfuhr neben dem Ausland also höchstens der Handel, der auch an den offen eingeführten Mengen echten Kaffees wahrscheinlich immer noch erheblich mehr verdient, als an den übrigens auch über alle Gebühr verteuerten Ersatzmitteln — ganz abgesehen davon, daß diese zu einem großen Teil gar nicht erst durch den Handel gehen.

Die Regierung sollte sich also darauf beschränkt haben, den Schmuggel nach Kräften zu unterbinden und bei Entdeckung die daran mittelbar oder unmittelbar Beteiligten empfindlicher zu bestrafen, jene Herrschaften aber, die den trotzdem noch hereinkommenden Kaffee trinken wollen, ruhig die hohen Preise zahlen lassen. Besser wär's freilich, auch sie stellten Vernunft, Gesundheit und volkswirtschaftliche Einsicht über den Gaumenkitzel und zögen morgens den Haferbrei oder eine Mehlsuppe allen Getränken aus Erzeugnissen der Tropen vor.

Alles in allem haben wir jedenfalls hunderterlei andere Dinge, bei denen ein Preisabbau wirklich sehr viel nötiger und nützlicher wäre als gerade bei dem Genußmittel Kaffee. Mag der Ernährungsminister die Einfuhrerlaubnis also schleunigst wieder aufheben und seinen Einfluß in dieser Frage lediglich dahin geltend machen, daß der Schmuggel möglichst unterbunden und bis in die letzten Verzweigungen mit hohen Strafen belegt wird. Selbst wenn daraufhin das, was dann noch hereinkommt, abermals teurer wird, stehen wir uns immer noch sehr viel besser nach jeder Richtung hin als bei auch nur teilweiser Freigabe der Einfuhr. Für die Zukunft aber sollten so schwach „begründete" Maßnahmen auf dem heute besonders wichtigen Gebiet der Wirtschafts- und Ernährungspolitik überhaupt unmöglich sein.

A. Schulze.

Neue Bücher und Schriften

Lion, Dr. A.: Wie werde ich Pfadfinder? 2.50 M. Grethlein & Co. m. b. H., Leipzig und Zürich.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 22 2. Novemberheft

Großmächte.

Zu einer Zeit, da Vernunft und Menschlichkeit gefesselt waren und die rohe Gewalt herrschte, war jeder darauf bedacht, die Kräfteverhältnisse der beteiligten Staaten kennen zu lernen, da von ihnen der Ausgang des Krieges abhängig war. Da erschien 1914 das Buch „Die Großmächte der Gegenwart" von Rudolf Kjellén (Professor der Staatswissenschaft in Upsala und konservatives Mitglied des schwedischen Reichstages). Es entsprach so sehr dem Bedürfnis, sich über die Grundlagen der großen Politik zu unterrichten, daß es bis 1918 19 Auflagen erlebte. Nun ist ein neues Werk erschienen: „Die Großmächte und die Weltkrise"*), das außer dem Inhalt des früheren („Das alte Großmachtsystem") noch eine knappe Darstellung des Krieges und seiner Ergebnisse („Die Weltkrise und das neue System") bringt. Der neutrale Gelehrte bietet hier ein Handbuch, das zwar eine gewisse Kenntnis der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte voraussetzt, aber doch in seiner knappen Form ein unvergleichlich eindringliches Bild von den Tatsachen und Triebkräften gibt, welche die politische Geschichte bisher nun einmal mit ihrer Wucht erfüllen und gestalten. Man kann diese Kenntnisse nicht entbehren, welcher Partei man auch angehören, welche Stellung man auch den erdumspannenden Fragen gegenüber einnehmen mag. Ja, gerade der Anhänger einer neuen Ordnung zwischen den Staaten bedarf dieses Überblicks am dringendsten. Er wird aber auch in diesem Buche, teilweise wider den Willen des Verfassers, Waffen finden, die vorzüglich zu gebrauchen sind gegen die sinn- und seelenlose herkömmliche „Realpolitik" der Großmächte.

Auch in wissenschaftlichen Kreisen haben die staatspolitischen Schriften Kjelléns Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden, weil er sich eigene fruchtbare Methoden geschaffen und mit einer Reihe neuer Gesichtspunkte den ungeheuren Stoff geklärt und gestaltet hat. Er betrachtet die Großmächte mit der Liebe des echten Forschers zu seinem Gegenstand und doch mit dem kühlen, scharfen eindringlichen Blick der Wissenschaftlichkeit, dem weder Vorzüge noch Fehler entgehen und der schnell die wesentlichen Merkmale der Erscheinungen packt. „Jede Macht wird dabei aufgefaßt als die politische Einheit von fünf Bestandteilen, je

*) R. Kjellén, Die Großmächte und die Weltkrise. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nachdem man sie vom geographischen, ethnischen, ökonomischen, sozialen und juristischen Standpunkt betrachtet; wir nennen diese fünf Seiten ihres Wesens Reich, Volk, Haushalt, Gesellschaft und Regiment. Von allen diesen Seiten soll das Wesen der Macht beleuchtet werden im Hinblick auf ihre mehr oder weniger harmonische Gestaltung." Ohne den hohen Wert der seelischen Kräfte und Fähigkeiten eines Volkes und seiner Führer zu unterschätzen, betont der Verfasser doch die Grenzen, welche aller Staatskunst durch die tatsächlichen Verhältnisse gesetzt sind; aus ihnen erwachsen nach seiner Ansicht die politischen Ziele und Ereignisse nahezu mit Naturnotwendigkeit. Überhaupt liegen Stärke und Schwäche seiner Darstellung in der Anwendung naturwissenschaftlicher Betrachtung auf politische Erscheinungen. Indem er sich die „mächtigsten Lebensformen auf dieser Erde" wie organische Lebewesen vorstellt, was z. B. den Vergleich mit großen Raubtieren herbeiführt, gewinnen diese Großmächte eine wundervoll anschauliche Gestalt, die sich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägt; aber er denkt auch da, wo er einen besonderen Abschnitt vom Wesen der Großmacht einfügt, keinen Augenblick daran, irgendeinen sittlichen Maßstab anzulegen, die Idee der Großmacht, die so ungeheure Wirkungen auf die Geschichte der Menschheit ausübt, am Sinn des Menschentums zu messen, sondern nimmt alles als gegeben hin.

In acht Abschnitten werden die Großmächte Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Deutschland, England, Vereinigte Staaten, Rußland und Japan behandelt; jedem geht eine statistische Übersicht voraus, jedem folgt ein Literaturverzeichnis. Obwohl nun die erwähnte Methode gleichmäßig befolgt wird, bleibt die Darstellung doch abwechslungsreich, weil bei jedem Staat einleitend sein Aufstieg zur Großmacht kurz dargestellt, jedesmal auf andere Punkte der Nachdruck gelegt, und endlich überall die Frage aufgeworfen wird, ob die Großmacht dauernde Daseinskraft besitzt und ob sie auf der höheren Stufe der „planetarischen" Weltmacht steht. Hier tritt der Gedanke klar zutage, daß die „Weltgeschichte" unserer Zeit wirklich die ganze Erde zum Schauplatz hat, woraus ein neuer Machtmaßstab abgeleitet ist.

Österreich-Ungarns geschichtliche Sendung soll — in ganz machtpolitischer Auffassung — darin bestanden haben, ein Bollwerk Europas gegen von Osten anstürmende Feinde gewesen zu sein. Das Reich ist als Donaustaat gekennzeichnet. Ihm fehlt das Meer, seine Grenzen überschnitten Flußsysteme und überschritten Gebirge, waren also so unorganisch wie nur denkbar. Die Bevölkerung war aus zahlreichen kleinen Völkern und Bruchstücken von großen Nachbarvölkern zusammengesetzt: es mangelte nicht nur an Volkseinheit, sondern auch an starkem Volkskern. So war Österreich-Ungarn stets durch die Schwierigkeiten der inneren Politik gehemmt, ein kranker Mann, ohne großpolitisches Ziel, ohne Kolonien, angewiesen auf den Anschluß an Deutschland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Italien ist seit 50 Jahren ein nahezu einheitliches Volk in einem fast völlig geschlossenen Gebiet, die beste Verkörperung der neuzeitlichen Idee vom Nationalstaat. Trotzdem sind die Voraussetzungen für seine Großmachtsstellung schwach. Zwar hat es eine bevorzugte Lage und Küste genug; aber es ist nicht reich an Häfen und arm an Kohle und Erz. Dazu kommen innere Schwierigkeiten. Schlechte Verteilung des Ackerlandes schafft starke soziale Gegensätze, und zwischen Staat und Kirche besteht eine schwach überbrückte Kluft seit der Aufhebung des Kirchenstaates. Italien hat daher bis heute nichts ganz durch eigene Kraft erreicht, hat immer Hilfe gebraucht auf dem Wege zu Großmachtszielen; seine Geschichte ist ein mehrfacher Wechsel der helfenden Freunde in reinster Selbstsucht.

Erst in Frankreich begegnen wir einer Großmacht, der die Schwächen Österreich-Ungarns und Italiens fehlen, wenn man von der offenen Grenze im Nordosten gegen die Germanen absieht. Ein überreiches Land in günstiger Lage umfaßt ein seit Jahrhunderten geeintes Volk. Keins kann lebhafter nach politischer Größe streben, aber — — — ihm fehlt der Wille zum natürlichen Wachstum: das Zweikindersystem macht es greisenhaft. Dementsprechend fehlt im Wirtschaftsleben die Unternehmungslust auf eigene Rechnung und Gefahr: Frankreich ist das Urbild des Rentnerstaats. Welchen Sinn, so fragt Kjellén mit Fug und Recht zum Schluß, hat eine Ausdehnungspolitik großen Stils für ein Reich, daß keinen Überschuß hat an Menschen, Erzeugnissen und regem Kapital? Farbige Söldnerheere liefert das gewaltige Kolonialreich für die Lücken des Heeres, dient also in erster Linie der Machtpolitik als Stütze.

Das neue Deutschland, um Preußen als Schwerpunkt gebildet, war auf dem Wege zur Weltmacht trotz mancher Schwierigkeiten seiner Daseinsbedingungen. Das innen reiche und wohlgegliederte Land hatte die denkbar ungünstigsten Grenzen. Doch lebte in ihm ein stark wachsendes, arbeitsames, ungewöhnlich begabtes Volk. Ihm wurde die gefährdete Lage im Herzen Europas zum Segen; denn in der allgemeinen Wehrpflicht sieht Kjellén das Erziehungsmittel, das Mannszucht auch im Wirtschaftsleben heimisch machte. Aus innerer Notwendigkeit entstand der Drang nach Ausdehnung, nach Absatzgebieten, nach Kolonien. Der Verfasser betont, daß die deutsche Politik Weltgeltung ohne Krieg wollte, hält das vergrößerte Mitteleuropa Berlin—Bagdad oder Hamburg—Herat ebenso wie das mittelafrikanische Kolonialreich für friedliche Pläne, deren Verwirklichung zum Gleichgewicht der politischen Gewalten auf der Erde beigetragen hätte. Als innere Schwächen betrachtet er den Zwiespalt zwischen Preußen und dem Reich und die Stärke der roten und schwarzen Internationalen, der Sozialdemokratie und der katholischen Kirche. Demgegenüber gilt ihm der „Alldeutsche Verband" als eine Prachtblüte nationalen Gefühls. Wir werden hierauf zurückkommen müssen.

England ist vor allen anderen Großmächten Europas begünstigt durch die Lage am Atlantischen Ozean, Meerumschlossenheit und Reichtum an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Häfen, Kohlen und Erzen. Das Volk ist im Lichte der Geschichte entstanden aus der Mischung festländischer Eroberervölker, hat früh seine politische Einheit erreicht und alle Vorteile, die ihm ein günstiges Schicksal bot, geschickt und tatkräftig ausgenutzt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war England nicht nur die bedeutendste Kolonialmacht (trotz des Abfalls der Vereinigten Staaten), herrschte nicht nur unumschränkt auf dem Weltmeer, sondern war zugleich unbestritten erste Handels-, Verkehrs-, Industrie- und Kapitalmacht.

Mit besonderer Bewunderung spricht Kjellén von dem gewaltigen Reich um das Indische Meer:

> „Die neuere Eroberung hat einen Gebietsblock von Kairo bis hinab zu den Nilquellen geschaffen . . ., einen andern vom Kap bis zum Tanganjika . . ., ferner den indischen Block erweitert. Wir sehen hier ein deutliches Fortschreiten zum Zusammenschluß von Süden und Osten nach Ägypten hin, der Torwärterstube zwischen Europa und Asien, dem Brückenkopf zwischen Europa und Afrika. Aber wenn wir Australien dazulegen . . ., so ordnen sich die Blöcke als 4 Ecksteine eines Reiches um den Indischen Ozean von gleicher Art wie das altrömische Mittelmeerreich: ein Herrschaftsgebiet von bereits 21 Millionen qm und 355 Millionen Einwohnern, mit Indien als Kern, Ägypten als taktischem Mittelpunkt und dem Suezkanal als Tor (nach Europa). Einen kühneren geopolitischen Griff sah die Welt nie als diese meerumfassende Staatsbildung rings um einen Ozean, der damit in ein britisches Binnenmeer verwandelt wird, und zwar ohne daß die Briten an ihm wohnen."

Die Stelle ist eine der besten Beispiele für die knappe, lebendige, anschauliche, großzügige Darstellungsart des Verfassers. Aber auch diese Weltmacht hat ihre Schwächen. Die Landwirtschaft ist verkümmert, große Teile der Ernährung müssen eingeführt werden ebenso wie die Rohstoffe für die Industrie. Das macht Englands Volkswirtschaft abhängig vom Ausland, und — für den Kriegsfall — die Vorherrschaft auf der See unentbehrlich. Große Schwierigkeiten bereitet es auch, das gewaltige Reich zusammenzuhalten. Kjelléns Neigung gilt hier dem „königlichen" Gedanken Chamberlains, Mutterland und Kolonien zu einer Wirtschaftseinheit mit Zollschranken zusammenzufassen (ganz abgesehen von dem politischen Zusammenschluß), trotzdem er einsieht, daß dadurch die Lebensbedürfnisse der Massen unberechenbar verteuert würden. Er verkennt zwar nicht die Künstlichkeit des Riesenbaues britischer Macht auf so schmaler Grundlage, berührt aber mit keinem Wort die Tatsache, daß das überreiche England, in dem die Schätze der ganzen Welt zusammenfließen, der bittersten Armut und Not daheim nicht Herr werden kann. Dagegen hebt er — wieder in rein machtpolitischem Denken — hervor, daß England im neuen Jahrhundert auf dem Gebiete des Handels und der Industrie bei stärkstem Fortschritt doch vergleichsweise hinter Deutschland und Amerika zurückgeblieben ist.

Die Vereinigten Staaten haben alle Voraussetzungen zu einer Weltmacht schon in dem Reichtum ihrer eigenen Landmassen, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonial- und Industrieerzeugung in gleicher Stärke ermöglichen. Dazu kommt die Lage ohne Gefährdung durch mächtige Nachbarn, den alten Kulturkreisen Europas und Asiens mit je einer Küste zugewandt. Aus der Mischung der Einwandererströme ist dort eine neue Rasse in der Entstehung begriffen, die alle Zeichen ungebrochener Jugend trägt, Tatkraft, Selbstvertrauen, Unternehmungslust. Die Monroedoktrin „Amerika den Amerikanern" dient als Ansporn zu wirtschaftlicher und politischer Ausdehnung über den ganzen Erdteil. In neuester Zeit hat sich die amerikanische Staatskunst von der letzten Fessel dieser Lehre gelöst und sich in die politischen Verhältnisse anderer Erdteile verflochten. Tiefe Schatten lagern jedoch auf dem Zukunftsbilde auch dieser Weltmacht. Die Negerfrage ist wegen des tiefeingefleischten Rassengegensatzes unlösbar. Im Wirtschaftsleben sind die Kapitalmächte über alle Maßen angewachsen und haben das politische Leben vergiftet.

> „Das demokratische Gleichheitsideal — das Lebensmark der Vereinigten Staaten und der süß lockende Duft für die Einwanderer aus der Arbeiterklasse — hat sich verflüchtigt in einer Wirklichkeit, wo man einerseits jene Napoleone des Wirtschaftslebens sieht, die so bezeichnend sind für das Amerika von heute (die Rockefeller, Morgan, Vanderbilt, Carnegie), andererseits 10 Millionen, die auf der Grenze zum Hungertode leben."

Trotzdem erscheint dem Verfasser die Zukunft dieser Weltmacht in hellstem Lichte.

Rußland ist mit seinen gewaltigen zusammenhängenden Landmassen in Osteuropa und Asien die größte politische Einheit der Erde; aber da es nur schmale Tore zu Binnenmeeren hat, ist seine Wirtschaft unentwickelt. Das Kernvolk, die Großrussen, ist „halbasiatisch" auch seiner Kultur nach und hat sich im Westen einen breiten Gürtel fremder Völker höherer Kultur, im Osten die wilderen Völkerschaften Nord- und Mittelasiens unterworfen. Dabei war das Meer überall das vergeblich erstrebte Ziel seiner Eroberungszüge. So liegt es da, mit unaufgeschlossenen Schätzen, unerschöpflich an Menschen, unüberwindlich in seiner riesenhaften Größe. Unter dem Einfluß westeuropäischer Ideen ist es bis auf den Grund aufgewühlt und hat in gewaltsamen Umwälzungen nicht nur den Zaren und die Großfürsten davongejagt, sondern auch den Druck einer übermächtigen Beamtenschaft und die Last kapitalistischer Wirtschaft abgeschüttelt, unter denen der größte Teil des Volkes völlig verarmt und dem Elend preisgegeben lebte. Hier ist nun die Zukunft voller Rätsel.

Japan endlich ist seiner Lage nach völlig ein England des Ostens. Lange hat sein Volk in stiller Abgeschiedenheit seine eigene Art gepflegt. Dann aber hat es sich überraschend schnell äußerlich den westeuropäischen Entwicklungslinien angepaßt. Seine Industrie wächst zusehends. Es unterhält eine große Kriegs- und Handelsflotte und treibt, gestützt auf ein unverhältnismäßig großes Heer nach deutschem Vorbild, eine Eroberungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

politik größten Stils, wobei es schon in Nachahmung der Vereinigten Staaten, das Schlagwort „Asien den Asiaten" geprägt hat.

Da der Verfasser in jedem dieser Abschnitte die auswärtige Politik eingehend behandelt, kann er bei der Darstellung der Weltkrise den Ertrag in knapper Form ernten. Dreiverband und Dreibund stehen sich gegenüber. Ihm erscheint der Dreiverband als Angreifer durch die Ziele seiner Politik. Frankreich will Rache für 1870/71 und Elsaß-Lothringen zurück (gegen Deutschland), Rußland strebt in Konstantinopel zum Ausgangspunkt seiner Kirche und zum festen Sitz am Meer (gegen Österreich und Deutschland), England wartet vielleicht auf den geeigneten Augenblick, um den stärksten aufstrebenden Nebenbuhler unschädlich zu machen, getreu hergebrachter Festlandspolitik (gegen Deutschland). Deutschland will einen „Platz an der Sonne", will Weltgeltung ohne Krieg, will friedliche Ausdehnung in Kleinasien und Mittelafrika. Hier tritt eine gewisse Vorliebe für Deutschland hervor; denn solange Machtpolitik Losung ist, bedeutet jeder Machtzuwachs eine Bedrohung der anderen, und da beiderseits die Rüstungen beständig vermehrt wurden, Machtdrohungen von Zeit zu Zeit üblich waren, so war das Mißtrauen hüben und drüben gleich groß und gleich berechtigt. Wo alles nach wirtschaftlicher und politischer Machterweiterung strebt, ist Gleichgewicht und Friede unmöglich und die kriegslose Zeit nur ein Waffenstillstand. Jedenfalls ist es auch von dieser Auffassung aus falsch, Deutschland in besonderem Maße die Schuld am Kriege zuzuschieben, selbst wenn seine Führer im Glauben an die Unabwendbarkeit des Schicksals den letzten Anstoß zu seinem Ausbruch gegeben haben.

Bei der Schilderung des Verlaufs des Weltkriegs (Aufstellung, Aufmarsch, Ausbreitung, Abwicklung, der Frieden) gibt Kjellén knapp die Tatsachen. Italiens Eintritt in den Vielverband bezeichnet er als Versteigerung an den Meistbietenden. Die Ablösung der Randstaaten von Rußland erscheint ihm als ihre Wiederaufnahme in die europäische Kulturgemeinschaft. Die Mittelmächte erliegen endlich einer ungeheuren Übermacht. In der Zerstückelung Österreich-Ungarns sieht er eine zeitgemäße Erfüllung der Nationalitätsidee. Tief beklagt er den Fall Deutschlands und verurteilt rückhaltlos die unmenschlichen Friedensbedingungen. Wie überall, sucht der rationalistische Verfasser auch nach einer Erklärung für den Untergang Deutschlands auf dem Wege zur Weltmacht. Er sieht den Grund in keiner der äußeren Bedingungen, auch nicht in Mängeln der Führung, „sondern die entscheidende Schwäche lag in der Volksseele und im nationalen Willen, die nicht die geistige Blockade und Verachtung der Feinde zu ertragen vermochten". Das ist eine außerordentlich schwere Kränkung der Millionen deutscher Männer, die jahrelang die Fronten gegen feindliche Übermacht gehalten haben, während ihre Familien daheim darbten. Hier spricht der neutrale Schriftsteller, der den Krieg nie selbst an Leib und Seele erlebt hat, hier spricht der kon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

servative Politiker, der die alldeutsche Großmachtsidee liebt, aber nicht das lebendige deutsche Volk, das im Kriege so Übermenschliches geleistet und gelitten hat.

Bei den Siegern sieht es trotz erheblicher Machterweiterung nicht vielverheißend aus. Italien und Frankreich sind zwar Großmächte, aber in wirtschaftlicher und finanzieller Abhängigkeit. England, das alle seine Kriegsziele erreicht, den Nebenbuhler völlig unterdrückt, das Reich um den Indischen Ozean vom Kap bis Kairo und von Kairo bis Kalkutta geschlossen hat, fühlt sich von den Vereinigten Staaten in Weltwirtschaft und Seegewalt bedroht. Im Osten steht Japan ungeschwächt da und hat gewaltig zugenommen an wirtschaftlicher Kraft und politischer Macht. Die am wenigsten beteiligten Mächte sind die eigentlichen Kriegsgewinner. Steht nun ein neuer Krieg zwischen Angelsachsen und Japanern bevor? Wird ein Anglosaxia contra mundum entstehen? Werden die angelsächsischen Brüder sich entzweien, wie vorher die germanischen Vettern? Der Verfasser kann sich einen friedlichen Gang der Weltgeschichte nicht vorstellen.

Zum Schluß untersucht Kjellén die Satzung des Völkerbundes. Er hebt hervor, daß sie ein reines Erzeugnis der Machtpolitik ist, geschaffen, um dem Gewaltfrieden Dauer zu verleihen. Das geht schon aus der äußeren Verquickung beider Verträge hervor. Ursprüngliche Mitglieder sind die Sieger, zum bedingungslosen Beitritt eingeladen sind die neutralen Staaten, vorläufig ausgeschlossen die Besiegten (einschließlich Rußland). Die fünf Großmächte haben die Vorherrschaft fest in Händen durch ihre Sitze im Bundesrat, in dem die wichtigsten Entscheidungen gefällt werden. Die beiden angelsächsischen Großmächte haben aber auch in der größeren Bundesversammlung das Übergewicht, da sie ihren Vasallenstaaten und selbständigen Kolonien Stimmen verschafft haben. Die beabsichtigte Bedeutung des Völkerbunds ist nun in Frage gestellt durch den unüberwindlichen Widerstand der Vereinigten Staaten gegen den Eintritt ebenso wie gegen das gesamte Friedenswerk. Trotzdem wirkt der Völkerbund einigend, was der Beitritt der eingeladenen Staaten bezeugt. Und man kann verstehen, daß Kjellén ihn doch begrüßt als ersten großen Schritt zur Organisation der Menschheit unter dem Zeichen der Rechtsidee:

> „Als ein Kind von grundverschiedenen Eltern — Wilsons Ideologie und Clemenceaus Realpolitik — kam der Königsgedanke der Zeit zur Welt und muß nun sein ungewisses Dasein mit diesem bösen Erbe belastet antreten." ..."Nur eins ist klar: wenn dieser erste Versuch zur politischen Gestaltung der Menschheit scheitert unter den bösen Sternen seiner Geburtsstunde, so kann doch der Gedanke, einmal ins Leben gerufen, nicht mehr untergehen."

In diesem Schlußsatz seines Buches verrät der Verfasser, daß ihm der Glaube an die Macht der Menschheitsidee nicht ganz fremd ist. Oder sollte es nur ein schöner klingender Abschluß sein? Denn an entscheidender Stelle, im Abschnitt über „Das allgemeine Wesen der Großmacht", fehlt jede Spur sittlichen Urteils.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Großmacht ist nicht ein mathematischer, sondern ein dynamischer, nicht ein ethnischer oder kultureller, sondern ein physiologischer (!) Begriff. Die großen Maße dürfen nicht fehlen, ebensowenig wie eine hohe Kultur und eine gewisse Verfassungsharmonie, aber sie allein bilden keine Großmacht, wenn ihnen keine starke Seele eingeflößt wird. Die Großmacht ist im Grunde ein mit reichen Machtmitteln ausgerüsteter Wille, der sich in Ansprüchen und Einflüssen außerhalb der eigenen Wände spiegelt. Wir fügen hinzu: Wille zur Machtvergrößerung. Keine Großmacht ist eigentlich ‚saturiert'. Großmächte sind ‚Ausdehnungsstaaten' (Lamprecht)."

Wir müssen dem Verfasser sehr dankbar sein für die klare Herausmeißelung dieser Erkenntnis und aller tieferen Einsicht, die sie vermittelt. Es ist wirklich so. Die Großmachtsidee ist unumschränkte Alleinherrscherin in der politischen Geschichte der Erde. Der Staat ist Selbstzweck geworden, Wille zur Macht um der Macht willen. Doch nicht ganz; denn in ihm lebt als Triebkraft der Wille zu wirtschaftlicher Machterweiterung, d. h. zur Vergrößerung der Kapitalmächte. So wäre es also doch ein Daseinskampf der Völker? Nein, gewiß nicht; denn wenn eins mit unumstößlicher Sicherheit aus den lebendigen Schilderungen dieses Buches hervorgeht, so ist es immer wieder dies: Das politisch-wirtschaftliche Streben nach Weltgeltung führt nicht zur sinnvollen Gestaltung der Lebensverhältnisse bei den erfolgreichen Völkern; im Gegenteil, es verhindert sie, es schreitet überall hinweg über Not und Elend der Volksmassen im eigenen Lande, es nährt sich auch in Friedenszeiten von ihrem Mark. Bei keiner der Großmächte fehlt dieser Zug ganz, wenn er auch bei allen verschieden stark ausgeprägt ist, nicht am wenigsten bei den allmächtigen angelsächsischen, und mehr als einmal tritt uns die Tatsache entgegen, daß die Staatsmänner die inneren Unruhen, die sie nicht bewältigen können, durch kriegerische Unternehmungen nach außen im Blut ersticken. Die gesamte Großmachtspolitik ist tiefinnerlich sinnlos, ja sie ist Wahnsinn! Sie wäre es, auch wenn sie nicht zu diesem ungeheuren Völkermord geführt, nicht mit diesem Meer von Unmenschlichkeit alle Keime echter Kultur überschwemmt hätte. Wir wollen und können uns nicht mehr begeistern für eine Idee, die jede Beziehung zu sinnvollem Leben des Einzelmenschen und zur Gestaltung echter Volksgemeinschaft verloren hat. Auch der Staat ist nicht Selbstzweck, sondern muß, wenn er so hohe Opfer fordern will, sein Recht durch seine Leistungen für das ganze Volk, das ihn trägt, nachweisen.

Im Vorwort schreibt Kjellén zwar: „Obwohl der Weltkrieg beendet ist, dauert die Weltkrise an." Aber es ist ernsthaft zu bezweifeln, ob er damit das eigentlich weltgeschichtliche Geschehen unserer Zeit meint. Er scheint auf die noch anhaltenden kriegerischen Verwickelungen zu deuten. Man darf es auch einem Gelehrten nicht übelnehmen, der in mühevoller Arbeit den Begriff der Großmacht so sauber aus alten Umlagerungen herausgeschält hat, daß er ihn nicht hinterdrein wieder trübt durch Rücksicht auf seine Beziehungen zum Menschentum schlechthin. Er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rechnet die Tatsache, daß in den Vereinigten Staaten 10 Millionen dem Hungertode nahe leben (vgl. oben) zu den mannigfachen Mängeln und Gebrechen, durch die man sich nicht verwirren lassen darf bei der Betrachtung des Zukunftsbildes einer Großmacht. Es lebe die Großmacht, mögen 10 Millionen Menschen untergehen! Wir aber nehmen den Ertrag seiner Forschung dankbar an, weil er uns die ungeheure Gärung verstehen lehrt, die jetzt als die eigentliche Weltkrise durch alle Völker der Erde geht. Sinn und Ziel aller Umwälzungen, die friedlich vor sich gehen können, wenn die Führer die Zeichen der Zeit verstehen, die gewaltsam kommen müssen, wenn man oben blind und taub ist, Sinn und Ziel aller Umwälzungen ist, daß die Erde endlich als Heimstätte der Menschheit zweckmäßig verwaltet werde, damit den einzelnen Völkern und in ihnen den Einzelmenschen die sinnvolle Gestaltung ihres eigenen Lebens möglich wäre. Von diesem Standpunkt aus ist der von den siegreichen Großmächten geschaffene Völkerbund eine Spottgeburt aus Dreck und Feuer. Doch ist es wohl möglich, daß die Völker künftig einmal aus ihm, ganz gegen den Willen der überklugen Stifter, ein wirkliches Werkzeug der menschlichen Gemeinschaft auf dieser kleingewordenen Erde machen. Dabei ist dem deutschen Volke zweifellos eine große Aufgabe vorbehalten. Es ist aus dem Weltkrieg völlig zerschlagen, wund und mürbe hervorgegangen, aus der großen Weltgärung aber wird es dank seiner eingeborenen schöpferischen, aufbauenden Kraft vielleicht stärker hervorgehen als irgendein anderes. Es klingt schwächlich und verschwommen, wenn Kjellén bei der Betrachtung der Kleinstaaten sagt:

> „Macht ist überhaupt nicht ihr (der Geschichte) letztes Wort, sondern Kultur, geistige sowohl als wirtschaftliche, sittliche nicht weniger als körperliche. Die politischen Mächte sind Werkzeuge, deren sich die Geschichte bei ihrer Kulturarbeit bedient. Aber diese Arbeit wird sicherlich am besten gefördert durch die Zusammenarbeit großer und kleiner Staaten. Viele Aufgaben, besonders auf geistigem Gebiet, eignen sich besser für die kleinen. Die besonderen Kolonisationsaufgaben unserer Zeit haben ein Latifundienwesen im Staatensystem gefördert; eine andere Zeit wird vielleicht einen allgemeinen Umschwung zur politischen Kleinwirtschaft erleben, wenn erst der planetarische Schauplatz vollständig bearbeitet ist. Denn der Trieb der Menschheit zu Sonderbildungen ist ebenso stark wie der zum Zusammenschluß, und die Kultur würde leiden, wenn einer von beiden endgültig unterdrückt würde. So beruht die Daseinsform der Kleinstaaten letzten Endes auf der Idee der Menschheit selbst. Über dem Kleinstaat steht die Großmacht, aber über der Großmacht steht die Menschheit, die für ihre Zwecke sie beide nötig hat."

In diesen Sätzen werden alle bestehenden Erscheinungen gutgeheißen und der natürlichen Entwicklung alles überlassen. Der Staat aber ist eine Form menschlicher Gemeinschaft, in der Sittlichkeit herrschen und als gemeinsamer Kulturwille zur Geltung kommen sollte. Hier fehlt Wert-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

urteil, Zielsetzung, Willensbindung. Zwar ist auch aus der Darlegung abzuleiten, daß Großmachtspolitik nicht zu den unerläßlichen Voraussetzungen der Kultur gehört. Wer aber die Idee der Menschheit und die echter Volksgemeinschaft in sich erlebt hat, der spürt nach diesem Kriege, daß Machtpolitik seelenlos ist und todfeind aller Menschlichkeit, ja, vernichtend für jeden Versuch, „das Reich der Seele" d. i. echte Kultur auf der Erde zu verwirklichen.

Walter A. Berendsohn.

Rückblick auf den Bundestag der Bodenreformer.

Die große Tagung der Bodenreformer, die vom 25.—28. September in Hamburg stattfand, liegt hinter uns. Sie hat in der Öffentlichkeit einen erfreulich starken Widerhall gefunden. Die Presse aller Richtungen brachte eingehende Verhandlungsberichte und nahm zum Teil in Leitaufsätzen zu den Forderungen der Bodenreformer selbständig Stellung. Die freudige Zustimmung zu dem Grundgedanken, die dabei so gut wie ausnahmslos zutage trat, zeigt, daß die Einsicht von der grundlegenden Bedeutung der Bodenreform für den Wiederaufbau unserer Volkskraft und unserer Wirtschaft in allen Parteien sich durchringt, und daß ihre versöhnende und einigende Wirkung in unserem parteizerklüfteten Volk sich geltend zu machen beginnt. —

Der Abend des 25. September vereinigte die Teilnehmer zu einer Begrüßungsfeier im Deutschen Schauspielhaus, die zugleich der Erinnerung an den im letzten Jahr verstorbenen zweiten Vorsitzenden Adolf Pohlmann geweiht war, jenem bedeutenden Überseekaufmann, den gerade die praktischen Erfahrungen seiner langjährigen und ausgebreiteten Geschäftstätigkeit zu einem Vorkämpfer der Bodenreform gemacht hatten. Die anschließende mustergültige Aufführung von Ibsens „Stützen der Gesellschaft" war so recht geeignet, Denken und Fühlen der Zuhörer auf die sozialen Probleme hinzulenken, die für die folgenden Tage im Mittelpunkt der Erörterung stehen sollten.

Im überfüllten großen Saale des Curiohauses wurde am folgenden Vormittag die Tagung durch den Bundesvorsitzenden Adolf Damaschke eröffnet. Zahlreiche Behörden und Organisationen ließen durch Vertreter ihre Grüße und besten Wünsche für einen erfolgreichen Verlauf der Beratungen übermitteln, so der hamburgische Senat, der Arbeiterrat Groß-Hamburg, das Reichsarbeitsministerium, das sächsische Landesstedelungsamt, das Heimstättenamt der deutschen Beamtenschaft, die Gewerbe- und Handelshochschule Coethen. Besonderen Eindruck machte das rückhaltlose Bekenntnis, das der Vertreter des Bayrischen Bauernbundes im Namen seiner Partei für die Bodenreform ablegte, die allein imstande sei, uns auf die Dauer einen kraftvollen und leistungsfähigen Klein- und Mittel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bauernstand heranzuziehen und zu erhalten. Und einen wirkungsvollen Abschluß bildete der warme nationale Ton, auf den die Begrüßung des Vertreters der österreichischen Bodenreformer gestimmt war.

Dann erstattete Adolf Damaschke den Geschäftsbericht und führte dabei noch einmal den Zuhörern in eindrucksvollen Bildern vor Augen, was alles die Bodenreformer in den letzten fünf Jahren erstrebt und erreicht hatten. Wie der Bund, um den Massen der deutschen Kämpfer das Land, für das sie ihr Leben einsetzten, wirklich zum „Vaterland" zu machen, die Forderung nach einem Kriegerheimstättengesetz erhob; wie diese Parole bei den Besten unseres Volkes begeisterte Zustimmung fand und eine wahre Volksbewegung ins Leben rief; wie die im „Schutzverband für deutschen Grundbesitz" organisierten Bodenspekulanten die volkswirtschaftliche und geschichtliche Unkenntnis der breiten Massen auszunutzen verstanden, indem sie mit Hilfe des Schlagwortes vom „freien" Bodeneigentum das Verlangen der Bodenreformer, die Heimstätten durch Beschränkung ihrer Beleihbarkeit und Verkäuflichkeit gegen Wucher und Spekulation zu sichern, als nicht volksfreundlich verdächtigten; wie die Berliner Bureaukratie es fertig brachte, einen aus tiefster Sorge geborenen Notruf des Großen Hauptquartiers (vom 23. Juli 1918) nach schleuniger Einbringung eines Heimstättengesetzes erst nach 7 Wochen mit kühler Ablehnung zu beantworten, und wie erst in letzter Stunde und leider zu spät der Kaiser eine Botschaft für Deutsches Heimstättenwesen entwerfen ließ und unterzeichnete: Diese ganze Tragödie unseres Ringens um die innere Einigkeit erschütterte noch einmal die Herzen der Zuhörer.

Sodann schilderte Damaschke die ganz außerordentliche Werbekraft, welche der Bodenreformgedanke gerade in der Zeit des Krieges und der Not entfaltet habe, und die in einer Mitgliederzunahme von über 43 000 (nach Abzug der Verluste durch Tod und Austritt) sich ausdrücken. Sehr wesentlich sind die Erfolge, die nach der Umwälzung trotz des geringen Verständnisses der regierenden Männer auf gesetzgeberischem Gebiet erzielt wurden. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung und zur Zeit der Schaffung der neuen Reichsverfassung wurde eine ungemein rege Aufklärungstätigkeit unterhalten. Der Erfolg war, daß 76 unserer Bundesmitglieder, Angehörige aller Parteien, in die Nationalversammlung einzogen, und daß nach mancherlei Kämpfen die Hauptforderungen der Bodenreform in Artikel 155 der neuen Reichsverfassung als „Grundrecht" des deutschen Volkes niedergelegt wurden.

Damaschke sprach dann noch von den engen Beziehungen zum Auslandsdeutschtum, namentlich in Kurland und Siebenbürgen, welche die Bodenreformarbeit gebracht habe; ferner von dem Kurlanderlaß Hindenburgs und dem starken Widerhall, den die grundsätzlichen Forderungen dieses Erlasses in der gesamten Presse gefunden haben. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß jetzt, wo das ehemals berechtigte, aber später durch die Entwicklung des Mietskasernenwesens zum Unsinn gewordene Hausbesitzer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

privileg in den Gemeindevertretungen beseitigt sei, leicht alle Selbstverwaltungskörper für die Bodenreform zu gewinnen seien. — Zum Schluß gedachte er mit warmen Worten der in der Berichtszeit verstorbenen Mitkämpfer, von denen als die bekanntesten Rosegger, Naumann, Sohm, Ad. Pohlmann und Ad. v. Wagner genannt seien.

Eine Ergänzung der Ausführungen Damaschkes brachte der erste Nachmittagsvortrag, in dem Reg.-Rat Krüger (Berlin) die praktische Bedeutung und Tragweite der von den Bodenreformern in den letzten fünf Jahren errungenen gesetzgeberischen Fortschritte würdigte. Er erinnerte an die verschiedenen Bodensperrgesetze, die einzelne deutsche Staaten schon während des Krieges erließen, um zu verhüten, daß landwirtschaftlicher Boden in größerem Umfang der Volksernährung entzogen und in Luxusland verwandelt würde. Die Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot (vom 19. Dezember 1919), das Festungsenteignungsgesetz (vom 20. April 1920), welches den Gemeinden die billige Erwerbung des jetzt von den früheren Baubeschränkungen frei gewordenen Festungsgeländes auf dem Wege der Enteignung zum Wert von 1914 ermöglichen soll, endlich das Reichssiedelungsgesetz (vom 20. August 1920), das noch sehr viel weiter reichender Bestimmungen bedarf, sowie die zum Schutz der Pächter erlassenen Kleingarten- und Landpachtordnung (vom 9. Juni 1920) wurden kritisch besprochen. Im ganzen kam der Redner zu dem Schluß, daß man von einer Durchdringung unserer Gesetzgebung mit dem Geist des Artikels 155 der Verfassung noch weit entfernt sei.

Der Aufgabe des sittlichen Wiederaufbaues waren die weiteren Nachmittagsvorträge des 26. September gewidmet. Nachdem Prof. Dr. Kastner (Detmold) die entscheidende Bedeutung einer raschen und tatkräftigen Verwirklichung der Bodenreform für die seelische Gesundung unseres Volkes dargelegt hatte, zeigte Pastor Wehrmann-Hamburg an Beispielen, wie ein gesundes und starkes Gemeindeleben das beste Mittel zur Weckung des nationalen und sozialen Gewissens sei, und wie mithin Bodenreform und Gemeindeleben sich gegenseitig bedingen und fördern und beide der Ertüchtigung des Volkes dienen. Daß die idealen Bildungs- und Erziehungsforderungen, wie sie heute die „Arbeitsschule" stellt, nur bei einer Verwirklichung der Bodenreform erreicht werden können, führte der Lehrer Hellmann (Hamburg) aus.

Der körperlichen Kräftigung unserer Jugend galt der erste der Abendvorträge, gehalten von Prof. Dr. Rietschel-Würzburg. Wie recht Abderhalden, der bekannte Hallenser Hygieniker, mit seiner jüngst ausgesprochenen Forderung hat, daß unsere ganze innere Politik von dem Gesichtspunkt beherrscht sein müsse, eine an Leib und Seele gesunde, tüchtige und kraftvolle Jugend heranzuziehen, zeigten die Tatsachen, die der Redner vorbrachte: Die Verdoppelung der Sterblichkeit Jugendlicher seit 1917, die Verdreifachung der Tuberkuloseerkrankungen seit 1914, das bedenkliche Anschwellen der Geschlechtskrankheiten (4% aller Neugeborenen seien bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

syphilitisch verseucht!) machen durchgreifende Gegenmaßnahmen zur gebieterischen Pflicht. Die Bodenreform aber sei der wichtigste Faktor in diesem Kampf um die Volksgesundheit. Nachdem hierauf Frau E. Fisch die Bedeutung der Bodenreform für die Arbeit der Frau dargelegt hatte, zeigte Geheimrat v. Hermann (Neu-Ulm), wie die Bodenreformer einerseits und die Konsumgenossenschaften auf der anderen Seite nicht nur durch ihre gemeinsame Gegnerschaft gegen den Bolschewismus, sondern auch durch die Verwandtschaft ihrer Ideen natürliche Bundesgenossen seien. Die Bodenreformer kämen im wesentlichen vom wirtschaftlichen Individualismus her, den sie durch ein soziales Bodenrecht läutern wollen, die Genossenschaften aber von der Seite des Sozialismus, den sie in Abwendung von utopischen Theorien eben durch ihre Konsumgenossenschaften in die einzig mögliche Praxis übergeführt hätten. Nur wenn die Kaufkraft der Massen durch Verwirklichung des Bodenreformprogramms gehoben würde, könnten die Genossenschaften ihre Ziele in vollem Umfang erreichen. Und umgekehrt bedürfen die Bodenreformer der Mitarbeit der breiten Verbrauchermassen, um ihre Forderungen durchzusetzen. Ganz besonderes Interesse erregte endlich noch der letzte Vortrag des Abends von Julius Gilcher (Hamburg) über „Praktisches Siedeln". Die Erfahrung, daß viele Kleingärtner ihr eben angebautes Stück Land wieder aufgeben mußten, weil es vom Verpächter verkauft wurde, habe ihn zur Gründung eines Siedelungssparvereins geführt, der aus den Spargeldern eigenes Land erwarb. Aus solchen Vereinen mit zusammen über 3000 Mitgliedern ist der „Siedelungsverband Groß-Hamburg" hervorgegangen. Zum Bodenreformer hat den Redner die Erfahrung gemacht, wie leicht die meisten Siedler geneigt waren, ihr mühsam erworbenes Stück Land wieder zu veräußern, sobald ihnen ein G e l d gewinn winkte. Größer noch als die Schwierigkeit der Landbeschaffung sei in heutiger Zeit die Not des Bauens. Äußerste Genügsamkeit, sowie Selbsthilfe in weitestem Umfang seien die Hauptmittel zur Abhilfe.

Den Höhepunkt der Tagung bildete unzweifelhaft der Vortrag von Damaschke am Vormittag des 27. Septembers über „Unsere nächsten Aufgaben". Vor ihm sprach Oberbürgermeister a. D. v. Wagner (Ulm), dessen bodenreformerische Gemeindepolitik in Ulm die bekannten vorbildlichen Wohnungsverhältnisse geschaffen hat, über das von ihm zuerst in die Praxis eingeführte „Ulmer Wiederkaufsrecht", wonach die Gemeinde Land nur verkauft mit der Beschränkung, daß sie es im Falle einer Weiterveräußerung zu dem ursprünglichen Preis zurücknehmen darf. Hierauf trug der Geh. Justizrat Prof. Dr. Erman-Münster vor über „Einheitliche Bewertung des Bodens für Besteuerung, Vorkaufsrecht, Enteignung und Beleihung: Unser Grund und Boden hat durch die Entwicklung der letzten 50 Jahre, namentlich infolge der durch unser Hypothekenrecht sehr erleichterten Beleihung, eine außerordentliche Wertsteigerung erfahren. Die „Grundrente" (sozusagen die „Zinsen" dieser hohen Bodenwerte) fließt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis jetzt wesentlich in die Tasche von Privatleuten. Sie muß durch Besteuerung für die Gesamtheit nutzbar gemacht werden, denn sie ist durch die Gesamtheit geschaffen. Vom Standpunkt der Steuer sind also hohe Bodenwerte zu wünschen, vom Standpunkt der Siedelung und der Volkswirtschaft aber niedrige. Zu einer für alle Fälle brauchbaren Feststellung des Bodenwertes kommt man durch Selbsteinschätzung. Gilt dieser selbstgeschätzte Wert gleichmäßig für Steuern, Enteignung, Ankaufsrecht des Staates (das im Falle jeder Veräußerung gelten müßte) und Beleihung, so wird eine ehrliche Selbsteinschätzung geradezu erzwungen. Denn schätzt jemand, um Steuern zu sparen, seinen Boden zu niedrig, so bekommt er im Falle einer Enteignung auch nur diesen niedrigen Wert oder er muß bei einem Verkauf eine um so höhere Wertzuwachssteuer entrichten. Ungemein lehrreich waren die Beispiele, die der Vortragende aus seiner reichen Erfahrung beibrachte, so der Hinweis, daß es der Schweiz mit ihren reichen und billigen Wasserkräften möglich sei, den größten Teil des für technische Zwecke bestimmten Alkohols aus Karbid herzustellen (also ohne Nahrungsmittel zu verwenden!); bei uns dagegen sei die von Talsperren (Möhne- und Eddertalsperre) gelieferte Energie viel zu teuer, weil die Eigentümer des beim Bau dieser Sperren enteigneten Bodens viel zu hoch entschädigt wurden.

Damaschke nahm diese Gedankenreihen in seinem Vortrag wieder auf und führte sie weiter aus: Wie jede andere große Bewegung muß auch die Bodenreform, wenn sie unserem Volk in seiner Not helfen will, die großen Massen ergreifen. Schon haben die Gewerkschaften aller Richtungen sich für die Bodenreform erklärt und einen gemeinsamen Aktionsausschuß gewählt. Die Regierung hat einen ständigen Beirat für Heimstättenwesen gegründet, dessen Vorsitzender der Redner ist. Dieser muß zu einem Reichsheimstättenrat mit ausreichenden Vollmachten ausgebaut werden, wenn die durch das Reichsheimstättengesetz geschaffenen rechtlichen Möglichkeiten verwirklicht werden sollen. Dazu wird vor allem auch ein soziales Enteignungsrecht nötig sein, das in Vorbereitung ist. Zu diesen Forderungen kommt als dringlichste Aufgabe der nächsten Zukunft, weitere Quellen für die Staatseinkünfte zu erschließen. Hat doch der preußische Staat für laufende Ausgaben in Höhe von 2 Milliarden Mark (Erhöhung der Beamtenbesoldung!) bis jetzt noch keine Deckung. Es handelt sich einfach um die Frage, ob der Staat weiter bestehen kann oder nicht. Die Bodenreformer sind die einzigen, die hier noch ergiebige Steuerquellen in Vorschlag bringen. Sie verlangen bei dieser Gelegenheit die Einführung einer allgemeinen Grund wert steuer auf den selbstgeschätzten Wert des nackten Bodens (ohne Baulichkeiten und Verbesserungen). Die Steuer soll mit geringen Beträgen beginnen und bei wachsendem Bodenwert in starker Staffelung zunehmen. Damaschke schlägt vor, etwa 1 $^0/_{00}$ bis zu einem Wert von 5000 M., 2 $^0/_{00}$ von 5000—20 000 M. usf. bis 15 $^0/_{00}$ bei einem Wert von 200 000 M. Und zwar sollen die Selbstein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schätzungen veröffentlicht werden, so daß eine sehr wirksame gegenseitige Kontrolle der Nachbarn stattfinden kann.

Der Grundgedanke dieser Steuer ist zweifellos völlig einleuchtend. Steht der Boden unter der Aufsicht der Gesamtheit, so hat jeder dieser eine Steuer zu leisten nach Maßgabe des Wertes des von ihm für seine Zwecke in Anspruch genommenen Bodens. Die starke Steigerung der Steuer bei großen Bodenwerten wird von selbst darauf hin wirken, daß große Güter nur von solchen Besitzern gehalten werden können, die durch vorbildliche Wirtschaft mehr herauszuholen verstehen als andere. Zu welchem Widersinn die alte Ertragsberechnung der Bodensteuer führt, zeigen folgende von Damaschke genannten Beispiele: In Wiesdorf bei Köln wurde 1907 ein Gelände von $^1/_2$ ha für 103 000 Mark verkauft, der Besitzer hatte eine Ertragssteuer von 1,73 Mark bezahlt; ein anderes von $^1/_4$ ha, das 68 800 Mark erzielte, hatte 0,73 Mark Steuer eingebracht! Diese Beispiele, die sich häufen ließen, zeigen, daß die Grunderträgssteuer die Bodenspekulation begünstigt, während die Grundwertsteuer sie erdrosselt. Damaschke schätzt den Gesamtertrag einer reinen Grundwertsteuer für Preußen auf etwa 2 Milliarden Mark.

Besonders wirkungsvoll war unter anderem der Hinweis auf den böhmischen Braunkohlenspekulanten Petschek. Dieser hat in Sachsen große Braunkohle führende Gebiete aufgekauft, nicht etwa, wie es volkswirtschaftlich nützlich wäre, um die Braunkohle abzubauen, sondern um andere an dem Abbau zu hindern und sich ein Monopol zu sichern. Wird hier der Besitzer zur Selbsteinschätzung gezwungen mit dem Recht des Staates auf Enteignung zum selbstgeschätzten Wert, so wird er entweder eine Steuer zahlen müssen, die ihn dazu zwingt, die Felder in Betrieb zu nehmen, oder er muß sie verkaufen oder billig dem Staat überlassen.

Den hiermit angeschnittenen Fragen des wirtschaftlichen Wiederaufbaues waren auch die Nachmittagsvorträge des 28. September gewidmet. Besonders lehrreich waren die Ausführungen des hamburgischen Reichstagsabgeordneten Walter Dauch, der aus seinen Erfahrungen als Großkaufmann heraus scharf die Grenzlinien zog zwischen den Gebieten des freien Wettbewerbs und freien Handels auf der einen und den Monopolgebieten auf der anderen Seite. Die volkswirtschaftliche Aufgabe des Handels sei es, Waren von den Orten des Überflusses und billiger Preise dahin zu schaffen, wo Nachfrage herrscht und höhere Preise geboten werden. Gegenstände eines solchen im besten Sinne „produktiven" Handels können nur Waren und Produkte sein, die in beliebigen Mengen erzeugt und frei bewegt werden können. Sind diese letzteren Bedingungen erfüllt, so ist einzig und allein die freie Wirtschaft am Platze, da nur sie durch Wettbewerb billige Preise herbeiführt. Grund und Boden dagegen ist keine Ware, darf daher auch kein Spekulationsobjekt sein. Seine Ausnutzung in Landwirtschaft und Bergbau überlasse man ruhig der Privatwirtschaft, seine Verteilung dagegen muß durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sondergesetze geregelt werden. Nachdem im Anschluß hieran W. Lambach (M. d. R.), gesagt, wie viel richtiger es sei, Arbeiter und Angestellte durch Heimstättengründungen von den Preissteigerungen zum wesentlichen Teil unabgängig zu machen, statt durch fortgesetzte Lohnerhöhungen die Preise nur noch höher zu treiben, zeigte H. Schaper (Hamburg), daß ein arbeitsfähiges Geschlecht nur in gesunden Wohnungen heranwachse, während Buchbindermeister Fritz (Köln) die Bodenreform als die Retterin des gewerblichen Mittelstandes pries, dem bis jetzt noch immer ein wesentlicher Teil der Früchte seiner Arbeit durch die steigende Grundrente weggesogen würde.

Der Abend des 28. September brachte dann noch zu dem Thema „Bodenreform und politische Arbeit" einen Bericht von Behrens (M. d. R.) über die Landarbeiterfrage, der in einer umfassenden Siedelung die einzige Rettung aus Nahrungsmangel, Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot sah; ferner einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag des Pastor Onnasch (Hoffnungstal), über „Bodenreform und Arbeitslosigkeit", der die Arbeitslosenunterstützung staatlich konzessionierte Bettelei nannte und es als dringlichste Gegenwartsaufgabe bezeichnete, brachliegende Arbeitskräfte und brachliegendes Land zusammenzubringen. Das sei aber nur möglich durch Bodenreform. Über Arbeitsrecht und Bodenrecht sprach dann Dr. H. Potthoff-München, der ausführte, Arbeitskraft und Boden seien die wertvollsten Aktiva, die uns aus dem Zusammenbruch geblieben seien. Die Bodenreform werde sie für den Wiederaufbau in wirksamster Weise nutzbar machen. Wenn nötig, müsse als letztes Mittel der Arbeitszwang, das nationale Pflichtjahr eingeführt werden.

Von hoher Warte sprach dann der Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, der ehemalige Reichskommissar des Kiautschou-Gebietes über „Politische Mahnungen aus deutscher Kolonialpolitik". Unter Hinweis auf den Opiumkrieg, den Jameson-Einfall, die Vernichtung ganzer Volksstämme in Nerseeland und die Aussaugung Indiens kennzeichnete der Redner die englische Kolonialauffassung, die in der Welt ein ungeheueres, den Engländern gehörendes Beutefeld erblicke. Wir Deutsche hingegen hätten die Völker, ohne ihre Kulturen zu zerstören, allmählich zu heben versucht und dadurch einen so großen Einfluß auf viele Eingeborenenstämme gewonnen. Am besten sei uns das gelungen in Kiautschou, und zwar dank der Tatsache, daß hier für die Verwaltung des Grund und Bodens von vornherein die Grundsätze der Bodenreform durchgeführt wurden. Durch Monopolisierung des Landankaufs in den Händen der Regierung, durch Weitergabe des so angesammelten Landes in Pacht, Erbbau oder auch durch Verkauf in öffentlicher Versteigerung, ferner durch Einführung einer Grundsteuer von 6% des Verkaufswertes und einer Wertzuwachssteuer von 33 1/3%, schließlich durch Festsetzung einer Bebauungspflicht und fortschreitender Besteuerung bei Nichtausführung wurde es erreicht, daß die Bodenspekulation nicht aufkommen konnte, weil es einfach wirtschaftlich

nicht lohnend war, über den Bedarf hinaus Land zu besitzen. Der Boden blieb sehr billig (auch in den besten Lagen von Tsingtau nicht über 6 Mark für den Quadratmeter). Die Hauptmasse des Kapitals blieb so der produktiven wirtschaftlichen Betätigung vorbehalten. Das ist auch die Ursache des ungewöhnlichen wirtschaftlichen Aufschwungs, den das Schutzgebiet in kurzer Zeit genommen hat. Amerikanische und englische Reisende haben sich vor dem Krieg in Ausdrücken rückhaltloser Bewunderung über diese Leistungen Deutschlands ausgesprochen. Als die Japaner nach der Besetzung einen ihrer höchsten Beamten zur Prüfung der Verhältnisse nach Kiautschou geschickt hatten, schrieb dieser, die deutsche Verwaltung sei geradezu ideal, Japan könne nur daraus lernen. Und es gibt gewiß zu denken, wenn ein Finanzkenner und Wirtschaftspolitiker wie Sir Robert Hart, der verstorbene Generaldirektor der chinesischen Seezölle, die Übertragung der bodenreformerischen Grundsätze, wie sie in Kiautschou verwirklicht waren, auf ganz China geradezu als Rettung dieses Reiches bezeichnete. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, als China in bezug auf soziale Bodenverwertung wesentlich fortgeschrittener ist als das Abendland.

Diese Gedanken leiteten von selbst über zu den Ausführungen des Landgerichtsrats von Holten-Magdeburg, der an Stelle des verhinderten Bundesvorsitzenden über „Bodenreform und Völkerbund" sprach. Der von der Entente geschaffene „Völkerbund" ist nur ein Zerrbild dessen, was hochgesinnte Denker seit Kant erstrebt haben. Der jetzige Völkerbund dient nur dazu, der Entente die Weltherrschaft, die sie mit Gewalt errungen hat, dauernd zu sichern und aufstrebende tüchtige Völker, wie das deutsche, niederzuhalten. Demgegenüber müssen wir Deutsche immer und immer wieder einen wahren Völkerbund verlangen, wie er den Grundgedanken der Bodenreform, diese auf die ganze Erde angewandt, entspricht, einen Bund aller Kulturnationen, der jedem Volk nach Maßgabe seiner Zahl und Leistungsfähigkeit den Zugang zu den kolonialen Rohstoffgebieten möglich macht, statt diese, wie es jetzt ist, als Monopol den Angelsachsen und ihren Anhangsvölkern auszuliefern.

Eine Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh an Bismarcks Grab, wo der Siebenbürger Reimesch über Bodenreform und Auslandsdeutschtum und Damaschke über den sozialen Ausbau des von Bismarck gegründeten Deutschen Reiches zum Deutschen Vaterland sprachen, und eine Abendversammlung der Studenten schlossen am 29. September die inhaltreiche Tagung.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auf der Tagung der während des Krieges und der Folgezeit so stark angewachsene Bund seine Satzungen zeitgemäß erneuerte und durch Wahl eines aus zehn Personen bestehenden geschäftsführenden Ausschusses seine Leitung auf eine breitere Grundlage stellte. Möge es ihm durch seine verbesserte Organisation in noch erhöhtem Maße gelingen, seine Gedanken in recht weite Kreise zu tragen und die nächsten Ziele, die er sich gesteckt hat, zum Heil des Volkes recht bald zu erreichen.

Dr. G. Cony.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Familie und Siedelung.

Die Familie ist der Urborn einer Rasse; denn aus der Gemeinschaft der Eltern, als Familienbegründer, geht die Nachkommenschaft eines Geschlechts hervor. Vom Bestand der Familie ist also der Bestand eines Volkes abhängig. Das Wesen der Familie liegt zutiefst in der Züchtung des menschlichen Nachwuchses und in dessen Erziehung. Diese beiden grundlegenden Aufgaben der Familie sind in unserer Zeit fast ganz in den Hintergrund gedrängt; und zwar durch Beweggründe größerer oder geringerer Bedeutung, die am Zustandekommen einer Ehe mitbeteiligt sind. Bekanntlich ist die stärkste Triebkraft zur Ehe der nach Auswirkung drängende Geschlechtstrieb. Die Gründung einer Ehe geschieht in den meisten Fällen aus rein selbstsüchtigen Gründen, mehr oder weniger altruistisch verbrämt; während die Ehe als solche, zumal wenn sie fruchtbar ist, an die Eheschließenden die äußersten Anforderungen an Aufopferungsfähigkeit stellt.

Es ist aber keineswegs der Geschlechtstrieb allein, der den Blick der Meisten für die wahren Aufgaben einer Ehe trübt. Die Ehe ist schließlich neben einer sexuellen eine ebenso bedeutungsvolle wirtschaftliche Vereinigung. Und gerade der Nachwuchs stellt hier an die Eheschließenden die höchsten Anforderungen. In der Tierwelt ist die ganze Erziehung, wenn man von Erziehung hier reden darf, darauf gerichtet, die Jungtiere möglichst bald selbständig zu machen; während das junge Tier, sobald es der Mutterbrust entwöhnt ist, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen, den unerbittlichen Kampf ums Dasein auf eigene Faust zu führen hat, bleibt das Menschenkind noch pflegebedürftig bis in ein Alter hinauf, wo die Tiere bereits den größten Teil ihres Lebens hinter sich haben. Ja selbst über die Mündigkeit hinaus erstreckt sich die Vorsorge der Eltern für die Kinder.

Um nun die ganze Tragik des modernen Ehelebens recht verstehen zu können, muß man sich die heutigen Zeitumstände vergegenwärtigen. Auf einem beschränkten Raum, wie ihn der europäische Kontinent darstellt, von bestimmter, im Durchschnitt nicht allzu üppiger Fruchtbarkeit, ist eine Menschenmasse zusammengepfercht, die nach vielen Millionen zählt. Nicht etwa gleichmäßig über die ganze Fläche verstreut, sondern: während dem Einen mehr oder weniger bedeutende Flächen zu eigen sind, bleiben die Andern, die überwiegende Mehrheit, von einem Besitz an der Scholle — an unmittelbarer Daseinsmöglichkeit — ausgeschlossen, auf mehr oder weniger mittelbare Möglichkeiten, die sich schließlich alle im Kapital verkörpern, angewiesen. Es bedarf keines Hinweises mehr, um zu verstehen, daß in einem solchen Gelände der Kampf ums Dasein, der das ganze irdische Leben beherrscht, aufs entsetzlichste toben muß. Das ganze moderne Wirtschaftsleben ist denn auch schließlich nichts als eine Auswirkung dieses Kampfes in den abenteuerlichsten Formen. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeiter ringt mit dem Unternehmer; ein Unternehmen kämpft gegen das andere; Stadt steht wider Land und Jugend gegen Alter; eine Nation ist der andern feindlich gesinnt; und so tobt auch der Kampf der Erdteile und Rassen.

Am auffälligsten aber wird durch diese Erscheinungen das Familienleben bedroht. Ein jedes Kind stellt eine wirtschaftliche Belastung dar, besonders fühlbar für Eltern, die sich selbst kaum über Wasser zu halten vermögen; eine Last, die in klaren Ziffern finanziell auszudrücken ist. Abgesehen von der Kraft, die das Kind der Mutter zu entziehen pflegt, stellt schon ein einziges Kind so hohe Anforderungen an Wartung, Ernährung, Erziehung, daß man wohl die Mahnungen eines Malthus verstehen kann. Einer kinderreichen Familie gegenüber sind die kinderlosen im Vorsprung. Am besten stehen sich überhaupt die Ledigen. Man versteht, da in den wenigsten Fällen die Ehe zum ausgesprochenen Zweck der Kindererzeugung begründet wird, Erscheinungen wie Geburtenbeschränkung, Prostitution, Engelmacherei. Am glimpflichsten sind noch die familiären Zwangserscheinungen, bei welchen das Streben der Eltern darauf gerichtet ist, die Kinder möglichst schnell selbständig zu machen und wirtschaftlich auszunutzen. Sind die Eltern hochsinnig, so werden sie den schweren Kampf für die Kinder auf sich nehmen, an dem sie womöglich selbst zugrunde gehen.

Für das Kind nun bedeuten alle diese Erscheinungen eine schwere Beschränkung seiner jugendlichen Freiheit. Oft gestaltet sich das Schicksal des Kindes noch tragischer als das der Familiengründer. Diese sind meist erfahren genug, ihre Lage bald zu erkennen und sich damit abzufinden; während dem Kind keine Möglichkeit gegeben ist, seiner verhängnisvollen Lage zu entfliehen. Eine oft nur flüchtige Begeisterung der Alten für das Kind schafft hier keinen Wandel; ebensowenig der revolutionäre Protest einiger frühreifer Jugendliteraten.

Wie die Eltern, so wird eben auch das Kind von dem modernen Wirtschaftsleben zermalmt. Das Kind wird als solches in den wenigsten Fällen gewollt, in vielen Fällen wohl gar nicht geliebt; oft genug mißhandelt. Und selbst in den Fällen, wo man es liebt oder gar verhätschelt, wird es doch nicht gewürdigt als das, was es ist: als Träger des Menschentums, als Erbe der Kultur seiner Ahnen. Es wächst unter den ungesunden wirtschaftlichen Verhältnissen der Alten auf. Es hat kaum mehr Gelegenheit, seine Kräfte auszutoben. Die jugendliche Kraft liegt brach und macht sich auf allen möglichen Irrwegen Luft. Die besten Freuden der Jugend sind der Pedanterie der Alten abgestohlen. Und heute legt schon der Jugendliche seinen Ehrgeiz darein, möglichst früh „erwachsen", d. h. blasiert zu sein. So wächst — soweit es von gesunden Bestrebungen der Jugendbewegung unberührt bleibt — ein kümmerliches, mißmutiges Geschlecht heran. Warum? Weil die wirtschaftlichen Zustände der Zeit den innersten Aufgaben einer Familie im Wege stehen. Wo sind die Eltern, die mit ihren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kindern Kamerad sind von früh bis spät; die noch einen Einblick haben in die Seele ihres Kindes? Abgründe sind zwischen dem Reich der Eltern und dem der Kinder aufgetürmt. Und das Märchenland der Jugend droht durch den Sorgenstaub der Alten verschüttet zu werden.

Die Frage ist ernst genug, daß man ihr gründlich nachgeht. Die Wissenschaft hat sich bemüht, die Lebensgrundlagen für jede Pflanze und jedes Tier festzustellen. Eine biologische Untersuchung der menschlichen Daseinsmöglichkeiten steht noch in weiter Ferne. Wir haben alle möglichen Wesen hochgezüchtet, doch an uns selbst haben wir nicht gedacht; nicht etwa aus Altruismus, sondern aus einem merkwürdig inkonsequenten Egoismus heraus.

Nun besteht die große Frage, wie den aufgezeigten Übeln abzuhelfen sei. Man hat an eine Schulreform gedacht. Auf dem Land, in engster Berührung mit der Natur, sollten die Kinder erzogen werden. Aber kann die Schule auch nur annähernd Ersatz für ein inniges Familienleben bilden? Alle Wege führen nur um das Problem herum, wofern sie nicht die Familie als Kern ihrer Bestrebungen ins Auge fassen. Die Lösung der ganzen Frage heißt: Familien- und damit — Lebensreform. Und zwar Lebensreform in dem Sinne einer Umgestaltung der ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie schließlich auch den idealgesinnten unter den heutigen Sozialisten vorschwebt.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich so zugespitzt infolge der raffinierten Ansprüche unserer Überkultur, daß das ganze Gebäude unseres wirtschaftlichen Seins erschüttert ist und zusammenzustürzen droht. Wir befinden uns in der Lage Roms zur Zeit seines Untergangs. Es kann uns nur noch eine Umkehr zu den gesunden Urmöglichkeiten des Daseins retten. Diese besteht aber nicht in einer schwärmerischen Umkehr zur Natur im Sinne Rousseaus, sondern in einer Umkehr zur Scholle im Sinne unserer heutigen Siedelung. Das Großstadtelend geht letzten Endes auf die Starrheit der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse zurück; wenn die Höfe als solche erhalten bleiben, ja sich zu vergrößern streben, so müssen naturnotwendig die übrigen Kinder außer dem Hoferben abgestoßen werden. Die landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse geben so die Ursache zur Auswanderung ab, freilich auch zum Aufblühen der ganz gewiß nicht überflüssigen technischen Kultur, aber andrerseits auch — so wie die Dinge heute noch liegen — zur Bildung der Riesenstädte mit all ihren furchtbaren Gefahren und Schädlichkeiten.

Nachdem diese Tatsache erkannt ist, fragt es sich nur, wofür sich die Menschheit entscheiden wird: zum Schutz des toten Mittels, der Scholle und des Hofes im wirtschaftlichen Sinn, oder zum Schutz des lebendigen Lebens, selbst wenn es auf Kosten der toten Sache geschehen soll.

Für die Familie aber besteht gar keine andere Möglichkeit der Gesundung als die Siedelung. Die Siedelung ist fast der einzige Beruf, welcher zunächst den Ehegatten eine kameradschaftliche Zusammenarbeit ermög-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licht, sodann den Kindern ein fast spielerisches Einwachsen in die Arbeitsverhältnisse der Eltern. Während die Stadt den Mann seinem Weibe entfremdet und das Kind den Eltern, fällt in der Siedelung diese Gefahr ganz fort. Die Arbeitsgebiete beider Ehegatten grenzen aneinander, greifen oft ineinander über. Das Kind lernt im Spiel zwischen der Arbeit der Eltern deren Wert und Ernst ermessen.

Ich will nur einige praktische Beispiele anführen: Als es sich um den Bau unseres jetzigen Wohnhauses handelte, legte meine Frau mit Hand an, obwohl sie hochschwanger war, sie war mittätig beim Fällen der Bäume, sie sägte die stärksten Stämme; eine Tätigkeit, die ihr übrigens sehr gut bekam. So vermochte sie zu erfassen, welchen Arbeitswert ein fertiges, selbstgezimmertes Haus darstellt. Umgekehrt, als meine Frau nach ihrer letzten Niederkunft zu Bett lag, gingen auf mich die ganzen innerhäuslichen Angelegenheiten über, woraus ich ermessen lernte, was für ein Opfer die Mutter bringt in Verrichtung der täglichen kleinen Nebenarbeiten.

Als unser Söhnchen kaum laufen konnte, drängte ihn sein Nachahmungstrieb — die Triebfeder jugendlicher Betätigung — der Mutter bald, bald mir nachzuahmen; die kleinen Händchen bemühten sich, Teig zu kneten, oder Wäsche zu wringen. Zu Weihnachten mußte ich ein kleines Herdchen bescheren, auf dem nun die abenteuerlichsten Kochversuche angestellt wurden. Mit 3 Jahren pflanzt der kleine Reinhart im Garten Grünkohl wie ein Erwachsener, oder er rupft Erbsen, ja er läuft in den Wald, Pilze zu holen. Zu seinem Geburtstag baute ich ihm aus ein paar Brettern einen Stall für seinen Pegasus — so heißt nämlich auch mein Pferd —; und kaum, daß dieser Knirps auf eigenen Beinen stehen kann, so fängt er schon an, die empfangenen Erfahrungen seinem Schwesterchen mitzuteilen. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!

G. A. Küppers.

Rund um uns

† **Dr. Matti Helenius-Seppälä.** Kurz vor der Fertigstellung dieses Vortrupphefte erhalten wir die Nachricht, daß unser Mitarbeiter Dr. Matti Helenius-Seppälä plötzlich gestorben ist. Helenius, der in seiner Vaterstadt Helsingsfors lebte und dort das Amt eines Abteilungsleiters im finnischen Wirtschaftsministerium bekleidete, galt mit Recht als einer der tüchtigsten Kenner und Forscher auf dem Gebiete der sozialen Alkoholfrage. Sein Hauptwerk „Die Alkoholfrage" ist in mehreren Sprachen (vor allem auch in deutscher Ausgabe) sehr weit verbreitet worden und zählt zu den grundlegenden Werken der gesamten Nüchternheitsliteratur. Helenius übte eine geradezu internationale Tätig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit aus: Er pflegte oft zu Studienzwecken fremde Länder zu besuchen und war in den Alkoholgegnerkreisen fast der ganzen Welt eine bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. Vom „Vortrupp" war Helenius bereits bei der Gründung unserer Zeitschrift gebeten worden, uns mit seinen reichen Kenntnissen auf dem Gebiete der Alkoholfrage, insbesondere der Alkoholgesetzgebung, zur Seite zu stehen. Seine Haupttätigkeit galt aber natürlich der eigenen Heimat. Das Alkoholverbotsgesetz, das heute in Finnland Gültigkeit hat, verdankt seine Entstehung und Durchführung vornehmlich einer Reihe von Männern und Frauen, deren Führer Dr. Helenius war.

Den kaum Fünfzigjährigen, der von der Regierung seines Landes zur Teilnahme an dem kürzlich in Washington stattgefundenen Internationalen Antialkoholkongreß abgeordnet worden war, hat der Tod auf der Überfahrt nach Europa ereilt. Es wird in den Alkoholgegnerkreisen aller Länder das allzu frühe Hinscheiden dieses hochbegabten und liebenswerten Mannes auf das Tiefste bedauert werden.

Vortrupp.

Ein Vorschlag. Beruf und Ehe sind die beiden Kulturformen, durch die sich der Einzelne der menschlichen Gesellschaft einfügt. Nicht in irgendwelchen fernliegenden Aufgaben und hochfliegenden Ideen sondern in der sinnvollen Gestaltung des Arbeits- und Lebenskreises liegt für jeden Menschen die wichtigste Entscheidung. Wir müssen diese Alltagsdinge in den Mittelpunkt unserer Lebensanschauung rücken und mit Ernst und Ehrfurcht behandeln. Wir müssen alte Formen für uns nachschaffen und mit Liebe erfüllen, soweit sie uns lebendig erscheinen, sie wandeln, wenn sie erstarrt sind.

Die Ehe entfaltet ihren ganzen Reichtum für Mann und Frau, wenn sie von vornherein als Familie geplant ist, das Glück der Kinder mit umfaßt, ihnen eine leibliche und seelische Heimat bereiten will. Dann ist sie eine Keimzelle der menschlichen Gesellschaft und bringt den Eltern Väterlichkeit und Mütterlichkeit als Erfüllung ihres Menschentums.

Auf der Grundlage solcher Auffassung möchte ich nachdenklichen Lesern einen Vorschlag zu erwägen geben, der dem Geburtstag als Familienfeier einen tieferen Gehalt geben soll. Wir können diesem Jahrestage eine wundervolle Weise verleihen und ihn mit den letzten Lebensfragen in Beziehung setzen, wenn wir an ihm die Mutter feiern und beschenken. Vor allem sollte man die Kinder von früh auf dazu anhalten, die Mutter an diesem Tage besonders zu ehren. In einer kinderreichen Familie würde dann die Bedeutung der Mutterschaft durch häufige Feiern in hellstes Licht gerückt.

Die große Bedeutung fröhlicher Kinderfeste in der Familie verkenne ich natürlich nicht, sehe aber nicht ein, daß es gerade am Geburtstag sein, daß überhaupt ein Kind den Mittelpunkt bilden muß; dazu gibt es Gelegenheiten genug zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, ja aus geringfügigen Anlässen kann unter Kindern leicht ein Fest ohne große Vorbereitung geschaffen werden. Denn Kinder sind mit beweglicher Phantasie immer zum Fest als Ausdruck ihrer natürlichen Lebensfreude bereit.

Solange die Kinder klein sind, könnte am Geburtstage ja getrost allerlei geschehen, um auch sie zu erfreuen. Aber je älter sie werden, um so mehr ist der Geburtstag ausschließlich zur Feier für die Mutter umzugestalten. Zu gegebener Zeit fände sich hier der Anknüpfungspunkt, um den heranwachsenden Kindern das Wunder ihrer Herkunft zu offenbaren. Für Erwachsene sollte der Tag dann überhaupt zu einem Haltepunkt werden, an dem sie in sich und zurückblicken und sich Familie und Heimat neu verbinden. Eine laute lärmende Feier ist keinesfalls sinnvoll; sie ist häßlich, wenn die Mutter, zu der die Gedanken wandern, nicht mehr am Leben ist.

Die Umwandlung des Geburtstages eines jeden Menschen in ein Fest für die Mutter könnte so ein kleines äußerliches Zeichen dafür sein, daß wir anfangen, unsere menschlichen Beziehungen innerlicher und seelenvoller zu gestalten.

Walter A. Berendsohn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Undankbarkeit der Jugend. Es wird heute viel über die Undankbarkeit der Jugend geklagt, und sicher nicht ohne Grund. Der Mangel an Ehrfurcht vor dem Alter, die dreiste Überhebung unreifer Burschen gegenüber allem Herkommen und aller Autorität gehört zu den häßlichsten Erscheinungen unserer Zeit; und es ist begreiflich, daß ein solches Gebaren besonders von Eltern und Erziehern als grober Undank empfunden wird. Viel zu weit aber geht es, wenn, wie manchmal geschieht, die gesamte Jugendbewegung und überhaupt alles selbständige, fortschrittliche Vorgehen des heranwachsenden Geschlechtes als Undankbarkeit gegen das Alter aufgefaßt wird. Man stellt dann unter dem Titel der Dankbarkeitspflicht eine unbillige Forderung an die Jugend und erschwert sich selbst zugleich das Verständnis einer großen, unaufhaltsamen Volksbewegung, auf der doch zum größten Teile die Hoffnung unserer völkischen und kulturellen Erneuerung beruht.

Goethe unterscheidet (im 10. Buche von Wahrheit und Dichtung) zwischen Nichtdankbarkeit und eigentlichem Undank. Nichtdankbarkeit ist nach seiner Ansicht eine natürliche Eigenschaft des menschlichen Wesens; „denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußerer Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorordern und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohltaten zu empfangen und zu genießen." Freilich dürfe man solchen natürlichen Leichtsinn nicht überhand nehmen und zu kalter Gleichgültigkeit werden lassen; man müsse vielmehr das Dankbarkeitsgefühl pflegen, so daß es schließlich zum Bedürfnis werde.

Nach der reifen Lebenserfahrung Goethes sollen und können wir also nicht zu viel Dank von den Menschen erwarten, auch nicht von der Jugend, zumal tiefe Dankbarkeit einen höheren Grad sittlicher Entwicklung voraussetzt. Unter dem Gegensatz von Jugend und Alter hat jeder Mensch zu leiden, der über die eigentlichen Entwicklungsjahre hinaus und zu einer gefestigten Lebensanschauung gelangt ist. Der Ältere möchte gern, daß alles, was ihm im Laufe seines Lebens wert geworden ist, auch von der Jugend geschätzt und gefördert würde, er möchte in gutgemeinter Vorsorge seine oft schwer errungenen Erfahrungen der Jugend überliefern und von ihr dankbar aufgenommen sehen. Er vergißt nur zu leicht, daß man Erfahrungen nicht von anderen übernehmen kann, sondern selbst machen muß. Dem natürlichen Egoismus des Alters, das gern in der Jugend fortleben möchte, setzt nun das heranwachsende Geschlecht den ebenso natürlichen Trieb entgegen, daß es das Leben in seiner Weise leben und gestalten will.

Von dem Ausgleich zwischen diesen beiden Bestrebungen hängt die gesunde Entwicklung eines Volkes ab. Jedenfalls aber kann man von der Jugend nicht verlangen, daß sie ihr Handeln wesentlich unter dem Gesichtspunkt einer Dankesschuld für empfangene Wohltaten ansieht. Die Trennung des Kindes von den Eltern, die ja mit der körperlichen Geburt ihren Anfang nimmt, und das allmähliche Selbständigwerden der Jugend ist für die Älteren immer ein schmerzhafter Vorgang. Und gerade diejenigen Menschen, deren geistiges Werden früh abgeschlossen, die früh „fertig" waren, werden die Jugend in ihrem Vorwärtsdrängen schwer verstehen. Nur wer an sich selbst erfahren hat, daß alles Leben Bewegung und Entwicklung, nicht starres Beharren und bloßes Bewahren ererbter Güter ist, der kann mit der Jugend fühlen und leben, selbst wenn ihn manches Jugendliche fremd anmutet. Also die Selbständigkeit und das Andersein der Jugend darf man nicht ohne weiteres als Undank auffassen.

Daß in unseren Tagen die Kluft zwischen Jung und Alt tiefer ist als zu gewöhnlichen Zeiten, kann nicht wunder nehmen. So lange aber die Jugend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem älteren Geschlechte die Schuld an allem Unglück vorwirft und dieses hinwieder in eitler Selbstgerechtigkeit jede Schuld leugnet, ist eine Verständigung ausgeschlossen. Den Jugenderziehern und allen, die als Vorgesetzte jüngere Menschen zu leiten haben, liegt es ob, dem Nachwuchse unbeschadet der Autorität soviel Freiheit und Unabhängigkeit zu gewähren wie für die Neugestaltung unseres Lebens notwendig ist. Dann werden sie auch von der Jugend wahre Dankbarkeit ernten, jene Dankbarkeit, die nicht sowohl als Pflicht denn als inneres Bedürfnis empfunden wird. Denn der dankbare Mensch ist ein glücklicher.

Paul Sickel.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Davidsohn, Georg: Die Erdolchung der deutschen Ernährungsfront. 80 Pf. Deutscher Arbeiter-Abstinenten-Bund, Berlin SO. 16.

Helmolt, Hans F.: Kautsky der Historiker. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg.

Kropp, Georg: Aus Armut zum Wohlstand. Carl Rembold, Heilbronn a. N.

Borosini, Dr. A. v.: Die Magenfrage oder Was sollen wir essen? 4.— M. Emil Pahl, Dresden.

Neuland-Kalender 1921. Neuland-Verlag, Hamburg.

Volksverband der Bücherfreunde: Im Hörsaal. Fünf für den Volksverband der Bücherfreunde verfaßte Vorträge. 9.50 M. (nur für Mitglieder des Verbandes). Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin.

Ploetz, Hermann: Wein und Brot. Gedichte, herausgegeben vom Kunstwart. Georg D. W. Callwey, München.

Molo, Walter von: Die schönsten Novellen unserer Romantik. (Eichendorf: Aus dem Leben eines Taugenichts; Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl; Fouqué: Undine; Goethe: Novelle). Geb. 15.— M. (einschl. Teuerungszuschlag). Albert Langen, München.

— Das Schönste von Jens Peter Jacobsen. (Ein Schuß im Nebel. Niels Lyhne. Frau Fönß.) Geb. 15.— M. (einschl. Teuerungszuschlag). Albert Langen, München.

Lietz, Hermann: Lebenserinnerungen. Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers. 13.50 M. Verlag des Land-Waisenheimes, Veckenstedt am Harz.

Kienau, Rudolf: Lanterne. Een bebern Licht ut Nacht un Dok. Geh. 7.— M. Quickborn-Verlag, Hamburg.

Oeser, Emmy u. Schlatter, Salomon: Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter. 11.— M. Eugen Salzer, Heilbronn am Neckar.

Scheurmann, Erich: Der Papalagi. Die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii. 6.— M. Felsen-Verlag, Buchenbach (Baden).

Hermes, Richard: Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. 3.— M. Richard Hermes, Hamburg.

Holstein, Christine: Von der Pflugschar in den Hörsaal. Schicksale eines deutschen Landmädchens. 16.— M. Hermann Heck, Könitz i. Thür.

Wenk, Dr. Walter: Singe dich gesund. Die Heilung der katarrhalischen Erkrankungen von Lunge, Kehlkopf, Rachen und Nase nach biologischen Grundsätzen. Verlag Matthes und Thost, Leipzig.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 23 1. Dezemberheft

„Vortrupp".

Hamburg, den 15. November 1920.

Die Abendsonne eines Septembertages sandte ihre schrägen Strahlen auf den „Hofgarten" in München, wo ich mit einem unserer besten Freunde, Herrn Dr. Lentrodt (dem weitberühmten Meister der Zahnheilkunde) auf und ab ging. „Es muß einmal", so schloß er unser Gespräch, „ganz klar dargelegt werden, wie sich die Aufgaben des ‚Vortrupp' dadurch gewandelt haben, daß wir den Krieg und das, was auf ihn gefolgt ist, erlebt haben." Das war mir aus der Seele gesprochen: Da es unzweifelhaft eine unserer Aufgaben stets gewesen und stets geblieben ist, auszusprechen, was ist, und alle bloßen Redensarten und unklaren Vorstellungen zu beseitigen, so sei das einmal bei uns selbst angewendet; es sei einmal untersucht, unter welchen Voraussetzungen eine Zeitschrift unserer Art heute noch das Recht hat, sich „Vortrupp" zu nennen.

Der „Vortrupp" ist gegründet worden als ein Organ mit ausgesprochen politischen Zwecken. Wobei, wie unser Leitaufsatz „Freideutsche Zukunft" das festgestellt hat, der Begriff „politisch" stets dahin verstanden worden ist, daß ein politischer Gedanke jeder Gedanke sei, der zeige, daß er stark genug sei, das öffentliche Leben zu beeinflussen. Diesem ausgesprochen politischen Charakter des „Vortrupp" entsprechend, ist gleich seine erste Nummer (vom 1. Januar 1912) mit meinem scharf politischen Programmaufsatze „Realpolitik" eingeleitet worden. Und diesem Einleitungsaufsatze habe ich gleich im ersten Erscheinungsjahre, und weiter zeitlich daran anschließend, eine Reihe anderer großer programmatischer Aufsätze folgen lassen, die alle scharf politisch waren. Sie alle sind ausnahmlos auf den Zweckgedanken abgestellt gewesen, wie man für die Ziele des „Vortrupp" die „Gesetzgebung erobern" könne*). Alle nebelhaften Bestrebungen

*) Es handelt sich im wesentlichen um meine folgenden Aufsätze:
„Realpolitik", Jg. 1912, Nr. 1.
„Wahl", Jg 1912, Nr. 2.
„Der Fall Schifferer", Jg. 1912, Nr. 4.
„Bischof und Konsistorium", Jg. 1912, Nr. 10.
„Die 's am schwersten drückt", Jg. 1912, Nr. 14.
„Der ‚Vortrupp' und die Frauenbewegung", Jg. 1912, Nr. 18.
„Ein ‚Deutscher Volksrat'", Jg. 1912, Nr. 22.
„Freideutsche Zukunft", Jg. 1913, Nr. 19.
„Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt?", Jg. 1914, Nr. 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Träumern, die jenseits des öffentlichen Lebens etwa eine „unsichtbare Kirche" gründen wollten, hat der „Vortrupp" immer scharf abgelehnt; darum durfte am Schluß des genannten Aufsatzes „Freideutsche Zukunft" zusammenfassend über unsere Arbeit gesagt werden: „Schärfstes Eintreten ins öffentliche Leben ist hier gelehrt worden." Wir haben dabei diejenigen politischen Gedanken besonders betont, von denen wir am Schlusse des Auskunftsblattes, das dem Erscheinen unserer ersten Nummer voranging, unserer Überzeugung nach sagen konnten: „Die Mächte, die unsere Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsche sichernd und Weg-bahnend voran. Darum hat der ‚Vortrupp' seinen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird." — Das war Ende 1911 und Anfang 1912; und so dauerte es bis zu dem verhängnisvollen 1. August 1914, der den Abgrund aufriß zwischen den alten lichten Zeiten Deutschlands und den neuen furchtbaren.

Was seitdem geschehen ist, hat das Angesicht der Welt, in der wir Deutschen leben, fast so völlig gewandelt, als ob wir auf einen andern Planeten versetzt wären: Damals waren wir ein Volk in einem Gedeihen und in einem Vormarsche, wie ihn kaum ein andres Volk erlebt hat; was uns bedrohte, das war lediglich das Übermaß des Gedeihens, waren Reichtumskrankheiten, war eine durch sie mögliche Entartung. Heute — infolge dieses Krieges, der von uns und unserer Regierung durchaus ungewollt, aber, jedenfalls in dieser Form, ein Ergebnis fehlerhafter Politik war; und infolge der Revolution, die eine unermeßliche Torheit war — sind wir ein Volk nach einem Sturze, wie in solcher Furchtbarkeit nur ganz wenige Völker ihn erlebt haben. Ein Volk nach einem Sturze, der in der ganzen uns bekannten Geschichte des Menschengeschlechts wohl nur von der Zerstörung Karthagos und Jerusalems, vielleicht auch noch von der Unterjochung der Russen durch die Tataren im Mittelalter übertroffen wird. Heute sind es nicht mehr Reichtumskrankheiten, die uns bedrohen, heute sind es Armutskrankheiten, die uns nicht nur bedrohen, sondern so furchtbar in ihren Klauen halten, daß das Entrinnen zweifelhaft sein mag. Zu diesen Armutskrankheiten gehört übrigens auch, und nicht als die geringste von ihnen, ein grenzenloses, durch alle Volksschichten gehendes Wachsen des Materialismus, das heute wie stets die notwendige Folge übergroßen Mangels ist: weil der alle Seelenkräfte naturnotwendig für den Kampf gegen die gemeinsten materiellen Sorgen einspannt, den Gelderwerb fast zum Alleinzwecke des Lebens macht, und gleichzeitig, als unmittelbare Gegenwirkung dazu, den sinnlosesten Vergnügungstaumel gebiert; von tausend Menschen, die niemals wissen, wie sie morgen das nötige Fett für den Haushalt beschaffen und nun gar die vernichtenden (und doch unumgänglich notwendigen) Steuern bezahlen sollen, verlieren nach allen Gesetzen der Menschennatur mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als neunhundertundneunzig die Kraft, noch über Fett und Steuern hinauszudenken. (Während wohl noch niemals in Deutschland echtester Idealismus so gediehen ist, und so nahe daran war, eine der mitbestimmenden Mächte im öffentlichen Leben zu werden, wie in der üppig gedeihenden Zeit vor dem Kriege, die eine ziemlich weitgehende Freiheit von den gemeinsten Sorgen weithin verbreitet und damit eine breite Schicht von Seelen aufschwungsfähig — und so gleichzeitig widerstandsfähig gegen die Reichtumskrankheiten — gemacht hatte.) — Wer daher für die Tage, die wir jetzt durchleben, von einem „Vormarsche" des deutschen Volkes sprechen wollte, der wäre ein öder Phrasendrescher und ein gemeingefährlicher Volksbetrüger; vielmehr steht es in diesen Tagen so: Ein niedergebrochenes Volk ringt darum, daß es nicht auch von seinem letzten Raum verdrängt werde („Raum" im natürlichen und im geistigen und seelischen Sinne). Genau genommen muß sich also jetzt alles, was früher „Vortrupp" war, in „Vorposten" verwandeln, denn nicht mehr einen Vormarsch gilt es zu sichern, sondern den mit äußerster Mühe noch gehaltenen Rast- und Verbandsplatz. Höchstens — und dazu bekennen wir uns allerdings — ist es möglich, einen künftigen Vormarsch mit vorbereiten zu helfen. Das bedeutet praktisch: Für ein politisches Organ wie der „Vortrupp" sind diejenigen Gedankenkreise, die es für seine Zwecke für entscheidend wichtig hält, in der jetzigen Lage unseres Volkes andere geworden als bei der Gründung des Organs und bis zum Kriege. Konnten früher diejenigen politischen Mächte, auf die es uns vor allem ankam, so ziemlich zusammengefaßt werden unter dem Sammelnamen „Lebensreform", so muß es jetzt anstatt dessen ehrlicherweise heißen: „Lebenssicherung".

Das hat weniger die Wirkung, daß solche politischen Dinge, die uns bisher entscheidend wichtig waren, in den Hintergrund träten, denn die haben durchweg dieselbe Bedeutung behalten für die Lebenssicherung, wie sie sie früher hatten für die Lebensreform. Um nur zwei zu nennen: Die Alkoholbekämpfung und die Bodenreform sind für ein niedergebrochenes Volk fast noch wichtiger, als für ein vorschreitendes, weil nur sie (und namentlich auch in ihrem Sinne erlassene Gesetze) verhüten können, daß auch die letzten Kraftreserven verschleudert werden. Und was die vom „Vortrupp" seit seiner Gründung stets betriebene Arbeit für die Völkerverständigung, für eine Rechtsordnung unter den Völkern, für einen echten Völkerbund gleichberechtigter Staaten angeht — war das vor dem Kriege eine Arbeit für den Fortschritt, so ist es heute der einzige Weg, auf dem noch verhütet werden kann, daß das Tierische im Menschen, heute vor Allem verkörpert im französischen Staatsorganismus, Europa und namentlich uns Deutsche versklave.

Vielmehr: die eingetretenen grundstürzenden

Veränderungen bedeuten für den „Vortrupp" vor Allem das, daß eine Reihe anderer politischer Dinge, denen vor dem Kriege nach unserm Urteil keine so entscheidend wichtige Stellung zukam, jetzt für uns auch mit in die vorderste Reihe vorgerückt sind.

Eines davon ist die Erhöhung der deutschen Arbeitsleistung. Da hat sich unsere Front gegenüber der Zeit vor dem Kriege fast umgekehrt. Vor dem Kriege haben wir stets dazu zu helfen gesucht, das Arbeitstempo zu mildern, damit nicht Menschenkraft zerrieben werde um des Sachgüterkultus willen. Heute ist es klar, daß, wenn wir Deutschen überhaupt aus dem wirtschaftlichen Jammer, der der Urgrund alles andern gegenwärtigen Jammers bei uns ist, herauskommen sollen, das nur auf dem Wege vermehrter Arbeit möglich ist. Vor dem Kriege war ich ein ausgesprochener Anhänger des achtstündigen Normalarbeitstages. Unter den heutigen Verhältnissen halte ich ihn einfach für Unsinn und glaube nicht, daß irgend etwas besser wird, bevor wir ihn wieder los sind. Genau so, wie jemand, der in ein tiefes Loch gefallen ist, wo, von unten stets heraufdringendes, Wasser ihn zu ersticken droht, nicht in der Lage ist, zu sagen, er wolle nun seine Muskelkräfte, die ihn herausarbeiten müssen, besonders schön ausruhen und sie viel weniger anstrengen als früher, wo er auf ebenem Boden ungehindert voranschritt. Wie jemand in solcher Lage vielmehr eben Alles hergeben muß, was er in sich hat, damit er den Rand der Grube noch vor dem vernichtenden Wasser erreicht.

Dann erfordert unsere Zeit von einem Organ, das „Vortrupp" heißt, gegen früher eine ganz andere Stellung zu den Arbeiten des Parlamentes und zu Dem, was damit untrennbar verbunden ist, zu der „Parteipolitik". Daß ich an unserer deutschen Parteipolitik, so wie sie ist und nach dem Charakter unseres Volkes auch wohl bleiben wird, irgend etwas schön finde, kann ich heute so wenig behaupten wie je. Und vor dem Kriege habe ich, wie die Leser des „Vortrupp" wissen, einmal geglaubt, es werde der deutschen Jugend unserer Tage, namentlich dem aus ihr, was sich damals unter dem Namen „Freideutsche Jugend" zusammenfand, vorbehalten sein, Besseres an die Stelle der deutschen Parteipolitik zu setzen. Das steht in meinem oben näher bezeichneten Aufsatze „Freideutsche Zukunft", und ich sage heute noch: „Wollte Gott, es wäre so gekommen". Aber so, wie die Dinge sich seitdem entwickelt haben, halte ich es, bis mich etwa völlig unerwartete Geschehnisse anders belehren sollten, für eine unverantwortliche, wirklichkeitsferne Träumerei, wenn man von irgendeinem Teil der deutschen Jugendbewegung, und namentlich von ihrem „freideutschen" Zweige, auf absehbare Zeit noch irgend etwas Derartiges erwarten will. Der Grund dafür liegt wohl namentlich in der furchtbaren Tatsache, daß der Krieg einen großen Teil der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besten aus der deutschen Jugend, und namentlich gerade der Führernaturen verschlungen hat. Und daß ferner das, was an Führernaturen übrig geblieben ist, die zielbewußten und klaren Köpfe, eben weil sie das sind, erkennen, daß die Not der Zeit, wie Krieg und Revolution sie uns geschaffen haben, sie zwingt, zunächst einmal für sich selbst und für die Möglichkeit einer späteren Familiengründung, eine sichere wirtschaftliche Grundlage zu schaffen. Wie die deutsche Jugendbewegung heute auftritt, erscheint sie zum großen Teil einem kurzsichtigen und für alle praktischen Fragen des Lebens unfruchtbaren Radikalismus von links oder rechts verfallen, dem, was man nicht unzutreffend den „Links=" und den „Rechts=Bolschewismus" nennt*). Und ein anderer großer Teil geistert ziellos umher. Nach Allem, was sich heute zeigt, ist von der deutschen Jugendbewegung als solcher eine Reform unseres politischen Lebens und insbesondere die Schaffung von etwas Besserem als es unser heutiges, wie gesagt, wenig schönes Parteiwesen ist, nicht zu erwarten. Daß aus der heutigen Jugend einmal Führer des deutschen Volkes erwachsen werden, darauf nicht hoffen, das hieße ja, an aller deutschen Zukunft verzweifeln. Aber nach dem, was wir heute sehen, bin ich im ganzen geneigt, zu glauben, daß diese Führer nicht aus denen kommen werden, die heute in den verschiedenen Zweigen der „Jugendbewegung" eine Rolle spielen, sondern aus denen, die heute schlicht und unbemerkt in der Vorbereitung für ihren eigenen Beruf stehen**). — Gewiß, eine andere Möglichkeit

*) Vgl. meinen Leitaufsatz „Spartakus in der Jugendbewegung" in Nr. 8 von 1919; auch erschienen als Vortrupp=Flugschrift Nr. 58/59.

**) Ein für mein Gefühl ganz erschütternder Beweis dafür, wie sich in der heutigen deutschen Jugendbewegung alle üblen Eigenschaften unseres Parteiwesens wiederfinden, gegenüber dem parlamentarischen Parteiwesen nur noch verstärkt durch den gänzlichen Mangel an Lebenserfahrung, liegt vor in einem soeben erschienenen Heftchen „Das Klappholttal auf Sylt. Ein Kapitel von freideutscher Gemeinschaftsarbeit, wie sie nicht sein soll", Druck von Friedrich Wagner, Duderstadt: Da ist es nun im Klappholttal auf Sylt wirklich einmal gelungen (oder es sind dort wenigstens aussichtsvolle Ansätze dazu gemacht), etwas wirklich Brauchbares in der „Freideutschen Jugendbewegung" zu schaffen. Und nun lese man einmal die Zänkerei, die in jenem Heftchen gegen den Leiter der Sache veranstaltet wird. Das alte deutsche Elend, das Trauerspiel unserer Geschichte seit dem Jahre 9 unserer Zeitrechnung, das hier durch ein an sich eigentlich komisches, aber im Grunde doch auch tieftrauriges Satyrspiel parodiert wird.

Wohl gibt es einen Zweig der Jugendbewegung, in dem es schlechthin anders aussieht: Das sind die Wehrlogen des Guttemplerordens. Deren Überlegenheit über die andern Zweige der Jugendbewegung habe ich bereits in der Festansprache an den Ersten Deutschen „Vortrupp"=Tag zu Leipzig am 5. Juni 1914 betont (s. Seite 375 in Nr. 12 von 1914). Ich habe da auch gesagt, worauf sich meines Erachtens diese Überlegenheit gründet: „Denn dort wird den jungen Leuten nicht erzählt, wie unbeschreiblich bewunderungswürdig ihre Jugend sei und wie die Welt darauf warte, durch sie erlöst zu werden — sondern sie lernen, was Gehorsam und Pflicht gegen eine große Sache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dafür, etwas Besseres an die Stelle unseres Parteiwesens zu setzen, bleibt: Die Frauenbewegung ist jeden Tag dazu in der Lage, wenn sie will; in Nr. 17 des „Vortrupp" von diesem Jahre (Seite 432 ff.) habe ich davon gesprochen; aber wann wird Das geschehen, wo heute selbst von den besten Vertreterinnen der Frauenbewegung diese Möglichkeit kaum erkannt, geschweige denn als Mission begriffen wird?

Ja, wann wird Das oder dergleichen geschehen? Und das ist der grundlegende Unterschied gegen die Zeit vor dem Kriege: Wir können heute in den entscheidenden politischen Dingen nicht warten. Heute nicht: Denn, vor dem Kriege, da konnten falsche Maßnahmen der Parlamente den Vormarsch des deutschen Volkes höchstens verlangsamen, heute kann jeder wirkliche Fehler des Reichstages das deutsche Volk in den Abgrund schleudern. (Zumal eben heute die ganze politische Macht beim Parlament, beim Reichstage, liegt.) Darum sind heute für jeden Menschen und für jede Zeitschrift, die sich überhaupt für die deutschen Dinge mitverantwortlich fühlen, und die nicht jenseits des deutschen Lebens auf ästhetischer Wiese grasen wollen, die Dinge, die in den Parlamenten vorgehen, mit das Wichtigste.

Und die Träger des parlamentarischen, des politischen, Lebens in der Gegenwart sind nun einmal die deutschen politischen Parteien, wie wir sie haben. Weiß Gott keine idealen Organisationen, aber die einzigen bei uns vorhandenen Kraftmittelpunkte für praktisches politisches Geschehen. Namentlich die einzigen Kraftmittelpunkte, die soviel Geld an sich zu saugen fähig sind, wie erforderlich ist, damit überhaupt im öffentlichen Leben etwas bewegt werde und die nötigen Sprachrohre zur Lenkung der öffentlichen Meinung bezahlt werden können; diese Geldfrage ist ja der eigentlich entscheidende Grund, weshalb es fast unmöglich ist, die alten Parteien, die den Geldsaugeapparat nun einmal besitzen, wirklich durch andere zu ersetzen — sie ist die eigentliche Ursache, weshalb bei den Parteien sogar die Revolution im Wesentlichen nichts als die Namen verändert hat. Wie heute schon dargelegt, gibt es keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß das in absehbarer Zeit

---

bedeuten." Die Entwicklung seitdem, eine Entwicklung unter der schweren Prüfung der Kriegszeit, hat mir recht gegeben: Die Wehrlogenbewegung hat den Krieg — von verhältnismäßig geringen Schwankungen abgesehen — nicht nur ungeschwächt überstanden, sondern sie blüht und wächst heute mehr als je. Heute wie früher ist in ihr aber auch nichts von unfruchtbarem Radikalismus, nichts von Ziellosigkeit zu bemerken. Hier ist ein Kern gegeben, der die Fähigkeit hätte, die gesamte deutsche Jugendbewegung zu etwas Besserm und namentlich zu etwas kräftiger Wirkendem zu machen, als sie es heute ist, womit dann auch die politische Ohnmacht der Jugendbewegung gehoben werden könnte, vorausgesetzt, daß die Wehrlogenbewegung zunächst auf ihrem eigenen Gebiete den Willen zur politischen Macht gewänne, den die deutsche Abstinenzbewegung (im Gegensatze zu der gleichen Bewegung in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern) bisher noch nicht hat finden können (vgl. meine „Randbemerkungen zur Alkoholfrage" auf Seite 496 ff. in Nr. 24 von 1918).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

irgendwie anders werden wird. Ob also im Parlament Mißgriffe gemacht oder vermieden werden, das hängt davon ab, welche Parteien in ihm obenauf sind, und dabei stehen wir heute eben so, daß ein einziger entscheidender Mißgriff des Parlaments, zum Beispiel in der Behandlung der Steuern oder der auswärtigen Politik, bewirken kann, daß Deutschland gewesen ist, daß damit auch alle Gedanken über deutsche Lebensreform Lächerlichkeiten geworden sind. Und deshalb wäre es Kinderei, wenn eine Zeitschrift, die gegründet worden ist, um auf das öffentliche Leben zu wirken, sich heute „Vortrupp" nennen und dabei den parteipolitischen Dingen aus dem Wege gehen wollte. Sie sollte sich dann lieber „Lämmchen weiß wie Schnee" nennen.

Und das, was zu tun ist, ist auch nicht etwa ein philosophisches Betrachten von oben herab, sondern Mitarbeit; und die bedeutet eben wieder in allen irgendwie wichtigen Dingen: Parteinahme. Ich weiß nicht, ob ein Wort Gottfried Kellers immer richtig ist, aber heute ist es für uns Deutsche richtig; es lautet so:

„Wer über den Parteien glaubt zu stehn,
Der steht zumeist beträchtlich unter ihnen."

Daß dabei der „Vortrupp" als solcher nicht im Dienste einer einzelnen Partei steht, ist hier stets ausgesprochen worden, zuletzt in der Fußnote auf Seite 371 der diesjährigen Doppelnummer 14/15*). Wohl aber gilt das Folgende: Einmal muß der „Vortrupp", wenn er seinen Namen zu Recht führen will, zu den einzelnen Dingen, die heute Deutschlands Schicksal sind, bestimmt und eindeutig Stellung nehmen, auch soweit sie parteipolitisch sind — und sei es oft auch nur im Sinne einer Entscheidung für das kleinere Übel. Und dann darf der „Vortrupp" keinen Zweifel darüber lassen, welche politischen Richtungen nach seiner Überzeugung mit dem, was wir für die Sicherung deutschen Lebens unerläßlich halten, unvereinbar sind. Unter Anderm von dem Letzteren werde ich hier vermutlich in meinem nächsten Aufsatze sprechen.

Hermann Popert.

Die freien Berufe und das künftige Arbeitsrecht.

I.

Artikel 157 der neuen Reichsverfassung verspricht die Schaffung eines einheitlichen Arbeitsrechtes, als dessen Zweck der besondere Schutz der Arbeitskraft bezeichnet wird. So unbestimmt der Begriff „Arbeitsrecht" noch ist, der durch die Verfassung zum erstenmale in die deutsche Gesetzes-

*) Ich persönlich stehe, wie im Text zu jener Fußnote ausgesprochen, etwa auf dem rechten Flügel der deutsch-demokratischen Partei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprache eingeführt wird, so ist doch klar, daß die künftige Rechtseinheit sich nicht erschöpfen kann in der äußerlichen Zusammenfassung der bisher in hundert Sondergesetzen verstreuten Bestimmungen, sondern daß auch zwei große, grundsätzliche, sachliche Fortschritte erstrebt werden müssen:

1. Die Angleichung der verschiedenen Sonderrechte aneinander; die Ausgleichung der sachlich nicht begründeten Verschiedenheiten, die vielfach politischen Ursachen oder nur dem Zufalle ihre Entstehung verdanken; die Erstreckung des bisher besten Sonderrechtes auf alle Gruppen mit gleichen Bedürfnissen; der Ausbau dieses sozialen Rechtes nach den veränderten Wirtschafts- und Kulturbedingungen der Gegenwart.

2. Die Einbeziehung von Gruppen, die bisher nicht als Arbeitnehmer galten, weil sie formell nicht von anderen „angestellt" und „beschäftigt" wurden, während sie tatsächlich in gleicher wirtschaftlicher Abhängigkeit von ihnen waren wie die Arbeiter und Angestellten. Anfänge dazu kennt das bisherige Recht schon, indem es die Hausgewerbetreibenden, das sind nach § 162 der Reichsversicherungsordnung „selbständige Gewerbetreibende, die in eigenen Betriebsstätten im Auftrage und für Rechnung anderer Gewerbetreibender gewerbliche Erzeugnisse herstellen oder verarbeiten", in Teile der sozialen Versicherung, in den Lohnschutz der Gewerbeordnung und des Lohnbeschlagnahmegesetzes, in die Zuständigkeit der Gewerbegerichte und in die demokratische Ordnung des Betriebsrätegesetzes einbezogen, auch im Hausarbeitsgesetze ihre Arbeitsverhältnisse eingehend geregelt hat. Die Frage ist, ob das künftige Arbeitsrecht auf diesem Wege verbleiben oder ob es grundsätzlich das Rechtsverhältnis des Hausgewerbetreibenden zum Unternehmer als Arbeitsverhältnis betrachten, damit der Gesamtheit der neuen Regelung unterstellen wird.

Keine Frage aber dürfte es sein, daß diese Einbeziehung von formell Selbständigen in die rechtliche Regelung des Arbeitsverhältnisses sich erstrecken muß auf andere Gruppen von Personen, die nicht Gewerbetreibende im engen Sinne der Gewerbeordnung, sondern etwa Schriftsteller, Künstler, Ärzte, Anwälte sind; die nicht „gewerbliche Erzeugnisse" herstellen oder verarbeiten, sondern geistige Werte, immaterielle Güter.

II.

Kaum eine andere Gruppe unseres Volkes steht vor der Aussicht einer so weitgehenden und tiefgreifenden Umgestaltung ihres Rechtes wie die der freien geistigen Berufe. Diese haben sich neuerdings ja in steigendem Maße organisiert und auch Anschluß an die Gewerkschaftsbewegung gesucht. Dabei ist ihnen offenbar noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie sehr eine organische Verbindung mit der Angestellten- und Arbeiterbewegung zur Voraussetzung hat, daß auch ihre Existenzgrundlage im Arbeitsverhältnis vom Rechte als solches anerkannt und behandelt wird. Und schon das Schlagwort vom „geistigen Arbeiter" zeigt, wie wenig geschult ihr soziales Denken ist. Denn so passend der Name an

sich sein mag (wenn man unter „Arbeiter" einfach den arbeitenden Menschen versteht), so muß er doch in der sozialen Bewegung zu Mißverständnissen führen, weil er von der Art der Betätigung, von der Arbeitstechnik ausgeht, während das Wort „Arbeiter" in der deutschen Gesetzessprache eine soziale Kategorie ist, eine Person bedeutet, die in einem bestimmten rechtlichen (und wirtschaftlichen) Verhältnis zu einer anderen, dem Arbeitgeber, steht.

Die Gruppen der geistigen Arbeiter, im besonderen die Angehörigen der freien Berufe im doppelten Sinne: der artes liberales und des Freiseins von fester Anstellung, haben sich um ihr Recht bisher viel zu wenig gekümmert; um das Recht des geistigen Eigentumes wie um das Arbeitsrecht. Es ist hohe Zeit, daß sie Versäumtes nachholen. Denn das neue Arbeitsgesetzbuch des Reiches ist im Werden. Seit einem Jahre ist ein Sachverständigenausschuß in Verbindung mit dem Reichsarbeitsministerium mit der Vorbereitung des Entwurfes beschäftigt. Ich habe dabei von Anfang an die Einbeziehung der freien Berufe in weitem Maße vertreten. Und der Unterausschuß, der das einheitliche Angestelltengesetz zu bearbeiten hat, nimmt eine Prüfung in Aussicht, „wie weit das Rechtsverhältnis solcher Personen in das Angestelltengesetz einzubeziehen ist, deren geistige Arbeit von Unternehmern dauernd gewerblich verwertet wird, ohne daß sie deren Angestellte im bisherigen Sinne sind (Schriftsteller, Komponisten, bildende und darstellende Künstler, Erfinder usw.").

Wenn die Beteiligten bei dieser Prüfung zu Worte kommen wollen, so müssen sie sich schleunigst melden.

III.

Die Stellung der geistigen Arbeiter zum gegenwärtigen Arbeitsrechte ist deswegen unklar, weil sie sehr verschieden ist und die Gesetzgebung sich damit kaum beschäftigt hat. Das ist eine Folge der geschichtlichen Entwicklung unseres Rechtes. Seine Grundlagen wurzeln im römischen Rechte, das einen Dienstvertrag über geistige Arbeit grundsätzlich ablehnte. Der römische Anwalt, Arzt u. dergl. leistete seine Dienste unentgeltlich und empfing als Belohnung ein Ehrengeschenk (Honorarium). Wir sprechen heute vom Honorare des Schriftstellers usw.; das Reichsgericht hält im Widerspruch mit den Tatsachen noch heute die Anschauung aufrecht, daß der Beruf des Arztes und des Rechtsanwalts nicht in erster Linie dem Zwecke des Gelderwerbes diene.

a) Ein Teil der geistigen Arbeiter ist gegenwärtig bei Unternehmern dauernd und fest angestellt, so der Schriftleiter einer Zeitung, das Mitglied eines Orchesters, der Schauspieler oder Bühnensänger u. dergl. Wenn für diese Angestellten die meisten Schutzbestimmungen des Arbeitsrechtes nicht gelten, so liegt es daran, daß wir noch kein allgemein gültiges Arbeitsrecht, sondern nur Sonderrechte für gewerbliche Arbeiter, technische Angestellte, Handlungsgehilfen u. dergl. haben und die geistigen Arbeiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu keiner der bevorrechtigten Gruppen gehören. Für ihr Dienstverhältnis gelten daher nur die Regeln des Bürgerlichen Gesetzbuches und teilweise die Vorschriften über soziale Versicherung.

b) Den sozialen Gegensatz zu diesen Angestellten bilden diejenigen geistigen Arbeiter, die unmittelbar mit dem Publikum verkehren und diesem entweder ihre Arbeitsleistung zur Verfügung stellen (wie der Rechtsanwalt, der Arzt, der beratende Ingenieur) oder ihnen das Erzeugnis ihrer Arbeit verkaufen (wie der Maler sein Bild). Zwischen beiden steht die Gruppe derjenigen, die dem Publikum das fertige Erzeugnis bieten, bei der dieses Erzeugnis aber auch geistiger Art ist (wie der vortragende Künstler). Sie sind nicht Arbeiter, sondern selbständig, Unternehmer, beschäftigen vielfach ihrerseits Arbeitnehmer (Schreiber, Werkstattgehilfen u. dgl.) und sind dem Handwerker zu vergleichen.

c) Zwischen diesen beiden Grenzfällen liegt die zahlreichste Gruppe geistiger Arbeiter, die das Erzeugnis ihrer Arbeit gewerblichen Unternehmern zur Verwertung überlassen, dabei mit bestimmten Betrieben in dauernde Beziehung treten und sich je nach ihren Leistungen und Verbindungen in mehr oder weniger Abhängigkeit befinden. Diese Abhängigkeit ist eine nur tatsächliche, nicht rechtliche. Formell üben sie ihren Beruf selbständig aus; sie sind nicht „angestellt", nicht „beschäftigt" im Sinne etwa der Gewerbeordnung und der Versicherungsgesetze. Sie sind sozial mit den Hausgewerbetreibenden zu vergleichen.

Von den genannten Gruppen bedürfen die erste und die zweite keiner besonderen Klärung in ihrer Stellung zum künftigen Arbeitsrechte. Die fest angestellten Schriftleiter, Schauspieler, Kassenärzte usw. sind zweifellos Arbeitnehmer, fallen in den Bereich des Arbeitsrechtes und werden von seinen Vorschriften in dem Maße stärker erfaßt werden, in dem einheitliche Regelung anstelle der gegenwärtigen Fülle von Sondergesetzen für einzelne Kategorien tritt.

Der handwerkerliche Künstler hat mit dem Arbeitsrechte (im Sinne des Rechtes für Dienstleistungen in sozialer Abhängigkeit) nichts zu tun. Er ist nicht Arbeitnehmer, sondern steht als unabhängiger, selbständiger „Geschäftsmann" seinem Abnehmer, dem Verbraucher, gegenüber. Das gleiche gilt für beratende Ingenieure, Anwälte, für die Privatpraxis der Ärzte, für Stundenlehrer, überhaupt für alle Geistesarbeiter, die unmittelbar mit dem Konsumenten verkehren, auch wenn dieser ein Gewerbetreibender ist.

Eine Neuordnung ist geboten nur für die dritte Gruppe, die zur Verwertung ihrer Geistesarbeit eines geschäftlichen Mittelsmannes bedarf. Das ist in der Mehrzahl der Fälle der Verleger, der die Erzeugnisse des Schriftstellers, des Komponisten, des bildenden Künstlers vervielfältigt und vertreibt. Weniger zahlreich, aber auch wirtschaftlich und sozial von Bedeutung ist die Theater-, Konzert- und Vortrags-Agentur, die dem ausübenden Musiker, dem vortragenden Künstler, Schriftsteller

oder Gelehrten den Verkehr mit dem Publikum vermittelt; das Bühnenunternehmen (Theater, Konzertanstalt, Orchester, Kino, Variété), das neben den festangestellten Kräften auch wechselnde „Gäste" beschäftigt; die Fabrik von Sprech- und Spielapparaten (Grammophon, Phonograph, Pianola, Orchestrion), die entweder das Werk eines schaffenden oder die Leistung eines vortragenden Künstlers vervielfältigt; der Kunsthändler und die Kunstausstellung, die den Verkehr zwischen Künstler und Publikum teils auf eigene Rechnung, teils nur auf Rechnung des Herstellers vermitteln; der Bauunternehmer, der die Entwürfe von Architekten und Ingenieuren auf eigene Rechnung ausführt oder sich die Pläne zu seinen Bauten von nicht angestellten Kräften ausarbeiten läßt; die kunstgewerbliche Unternehmung, die in gleicher Weise an geistig Schaffende Aufträge gibt oder von ihnen Entwürfe zur Ausführung übernimmt.

IV.

Eine besondere Regelung erfährt das Verhältnis der Erzeuger geistiger Werte zu deren Verwertern durch das Recht des geistigen Eigentumes, insbesondere durch Urheberschutz und Verlagsrecht. Auf eine nähere Darstellung und Kritik dieses Rechtsgebietes kann verzichtet werden. Einerseits beschränkt es sich auf einen, wenn auch überwiegenden Teil der hier in Frage stehenden Fälle, nämlich hauptsächlich auf die gewerbsmäßige Vervielfältigung und die Aufführung. Anderseits wird es gerade den hier in Frage stehenden Aufgaben nicht gerecht:

a) Das Urheber- und Verlagsrecht ist nicht aus dem Bedürfnis der Erzeuger, sondern aus dem der Verleger geistiger Werte entsprungen. Es wird, auch heute noch, weniger beherrscht vom Interesse des Menschen, der erfindet und gestaltet, als von dem des Kapitales, das in der Ausnutzung des Gedankens angelegt ist.

b) Die wirtschaftliche Entwicklung hat das Verhältnis des Geistesarbeiters zum Gewerbetreibenden umgekehrt. Nach dem Verlagsvertrage z. B. ist der Autor Arbeitgeber, dem der Verleger als Arbeitnehmer die Leistung der Verbreitung zusagt, gegen Verdienstgelegenheit als Entgelt. In Wirklichkeit fühlen namentlich die Schriftsteller, aber auch die regelmäßig mit Verlegern arbeitenden Komponisten, Zeichner, Maler usw. sich als Arbeitnehmer des Verlages, der sie „beschäftigt".

Das neue Arbeitsrecht kann nicht mehr die Fiktion aufrecht erhalten, daß Schriftsteller, Künstler usw. selbständige Gewerbetreibende seien, die mit anderen Gewerbetreibenden Geschäfte abschließen. Sondern es muß dem sozialen Verhältnisse Rechnung tragen, das sich aus wirtschaftlichen Gründen herausgebildet hat.

V.

Die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches finden grundsätzlich auf alle „Dienstverträge" Anwendung, ohne Rücksicht auf deren Art und Dauer, ohne Rücksicht auf das soziale Verhältnis zwischen den Parteien. Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterscheiden nicht zwischen gelegentlichen und dauernden, beruflichen Dienstverhältnissen, auch nicht zwischen der Leistung Selbständiger und Abhängiger. Dadurch wird ihre allgemeine Unzulänglichkeit verstärkt. Deswegen sind sie durch Sondergesetze ergänzt, teilweise ersetzt worden sowohl bezüglich der Dienstverträge zwischen selbständigen Gewerbetreibenden, wie namentlich bezüglich der dauernden Dienstverträge von wirtschaftlich Abhängigen, „Angestellten". Die geistigen Arbeiter sind davon bisher so gut wie gar nicht betroffen, nicht weil kein Bedürfnis vorgelegen hätte, sondern nur, weil dieses Bedürfnis sich noch nicht laut und stark genug geltend gemacht hat.

Das Sonderrecht des Arbeitsverhältnisses ist in erster Linie soziales Schutzrecht. Seine Begründung ist unzulänglich und großenteils schuld an den Mängeln und Lücken. Nicht „Schutz der Schwachen" ist das richtige Bannerwort, sondern „Schutz gegen Schwächung". Nicht als Liebesgabe für die Arbeitnehmer werden Schutzgesetze gemacht, sondern im wohlverstandenen Interesse der Allgemeinheit. Nicht eine Verminderung der Leistung soll durch den Schutz der Arbeitnehmer erzielt werden, sondern eine Vermehrung: an Stelle eines Raubbaues an der Arbeitskraft soll deren rationelle Ausnutzung erzwungen werden. Nicht Staatsfürsorge ist die soziale Versicherung, sondern Zwang zur Selbstversorgung. Nicht Minderung der Verantwortung des Einzelnen ist die Folge richtiger Gesetzgebung, sondern Erhöhung der Verantwortung jedes Einzelnen für sich und für die Gesamtheit, wie umgekehrt der Gesamtheit für jedes ihrer Mitglieder.

Die deutsche Gesetzgebung hat sich nach zwei Richtungen allmählich entwickelt:

a) Aus Mitleid und Politik geboren, hat sie begonnen bei der industriellen Arbeiterschaft und ist allmählich auf kaufmännische, technische Angestellte und andere Arbeitnehmergruppen ausgeweitet worden.

b) Sie hat zunächst das Verhältnis der festangestellten Arbeiter zum Unternehmer (Fabrikanten, Handwerksmeister, Kaufmann) geregelt und allmählich auch solche „Arbeiter" einbezogen, die in einem loseren Anstellungsverhältnis sich befinden (Heimarbeiter), oder die als formell selbständige Gewerbetreibende sich doch in tatsächlicher Abhängigkeit befinden von den Verlegern ihrer Erzeugnisse (Hausgewerbetreibende).

Nach beiden Richtungen sind die Angehörigen der freien Berufe jetzt an der Reihe des Einbezogenwerdens.

Bei ihnen liegen dieselben Gründe der Schutzbedürftigkeit wie bei den anderen vor. Auch sie sind auf Arbeitsverdienst angewiesen. In der Regel ohne Vermögen, vielfach mit Schulden zum Zwecke der Ausbildung belastet, haben die Geistesarbeiter keine andere vom Gesetze erlaubte Existenzmöglichkeit als die Verwertung der Arbeitskraft. Ihr Verdienst ist noch mehr als der des Hausgewerbetreibenden nur Arbeitslohn, da Kapitalsanlage und deren Verzinsung, Gewinn an

Materialien u. dgl. meist ebenso wenig eine Rolle spielt wie der Verdienst aus der Mitarbeit untergelohnter Helfer. Der Arbeitsverdienst ist für die Mehrzahl höchst bescheiden, die wirtschaftliche Lage ungünstig. Dadurch und durch die kapitalistische Entwicklung des Buch- und Kunstverlages sind die Schriftsteller, Komponisten usw. vielfach in weitgehende Abhängigkeit von den Unternehmern geraten, die zu rechtlicher und wirtschaftlicher Benachteiligung, vielfach zu rechts- und sittenwidriger Ausbeutung führt.

Der Hauptgrund für die Vernachlässigung der Geistigen im bisherigen Rechte dürfte, neben dem Fehlen politischen und gewerkschaftlichen Druckes, die von Rom überkommene Anschauung sein, daß artes liberales kein Erwerbszweig seien. Aber gerade der Umstand, daß geistige Arbeit nicht in erster Linie unter den Erwerbszweck gestellt werden sollte — und von den Geistesarbeitern auch vielfach nicht gestellt wird — ist kein Grund gegen sondern vielmehr ein triftiger Grund für gutes, soziales Arbeitsrecht. Denn einerseits ist die Ausübung der freien Geistesarbeit für viele Tausende von Reichsangehörigen zum Berufe geworden; der Beruf muß aber den Vermögenslosen auch die Unterhaltsmittel gewähren. Und gerade denen, die nicht diese Mittel als Zweck der Berufsausübung ansehen, sollte das Recht Schutz gegen Unterdrückung und Ausbeutung gewähren. Anderseits hat gerade die Schutzlosigkeit und Abhängigkeit der Schriftsteller, Künstler usw. am meisten dazu geführt, daß die geistige Produktion unter die Herrschaft des Erwerbsinteresses gekommen ist. Allerdings des Erwerbsinteresses der Verleger. Nicht hoher Arbeitslohn, sondern hoher Kapitalsgewinn bestimmt in erster Linie die Verbreitung (und damit die soziale Wirkung) von Literatur, Kunst, Wissenschaft. Nichts bezeichnet diesen Zustand besser als das Wort „Buchhandel“: die Bewirtschaftung der gedruckten Geistesarbeit ist uns ein Handelsgeschäft mit Büchern.

Die Einwendungen der Unternehmer, daß gutes Arbeitsrecht die Ware verteure, also die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkte mindere, sind nicht stichhaltig. Denn die Schutzrechte wollen eine rationelle Verwertung der Arbeitskraft erzwingen, zugleich die Lasten der Versorgung von Arbeitsunfähigen vermindern, können also im ganzen und auf die Dauer die Produktion nicht verteuern, sondern nur verbilligen; auf den wichtigsten Kostenfaktor aber, die Lohnhöhe, hat das Gesetz bisher recht wenig Einfluß geübt. Gegen die Besserstellung der Geistesarbeiter kann der Einwand am allerwenigsten geltend gemacht werden. Denn nur ein ganz geringer Teil ihrer Leistungen tritt in Wettbewerb mit ausländischen, und ihre Kosten (Honorar bei Büchern und kunstgewerblichen Entwürfen) spielen keine entscheidende Rolle.

Ebenso wenig darf schließlich gegen gutes Arbeitsrecht geltend gemacht werden, daß alle geistigen Berufe überfüllt sind, daß Deutschland sich diesen Luxus nicht mehr leisten kann und eine Überführung der weniger „Berufenen“, namentlich des Nachwuchses, in andere Tätigkeit geboten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Die Tatsache besteht. Aber das ungünstige Recht hat bisher die Überfüllung nicht hindern können, würde es auch in Zukunft nicht tun. Im Gegenteile ist von gutem Rechte viel eher eine Verminderung des Überflusses zu erwarten. Denn wenn die Verleger nicht mehr die Möglichkeit haben, sich die Arbeit der weniger bekannten und bedeutenden Schriftsteller, Künstler usw. gegen völlig ungenügende Gegenleistung zu beschaffen, werden sie darauf verzichten. Das gute Recht wird im Zusammenwirken mit der Gewerkschafsbewegung dahin führen, den Arbeitsmarkt der Geistigen zu verengen, die Ungeeigneten in andere Tätigkeit abzudrängen. Sorge der Allgemeinheit muß sein, daß die wirklich Berufenen der Geistesarbeit erhalten bleiben, in der sie Kulturwerte schaffen können. Dazu müssen ihnen angemessene Lebensbedingungen gesichert werden. Einen Teil dieser Aufgabe hat das neue Arbeitsrecht zu leisten.

Dr. Heinz Potthoff.

Erneuerung der Presse.

Der Erneuerung und Vertiefung des privaten wie öffentlichen Lebens zu dienen: das ist die Aufgabe, die zu erfüllen über allen engbegrenzten Gegenwartsfragen Voraussetzung einer lebenswerten Zukunft bleibt. Diese Erneuerung muß sofort und von allen Seiten einsetzen, um den Krankheitskeimen den Nährboden zu entziehen, die mehr und mehr dem staatlichen Organismus verderblich zu werden drohen.

Unser öffentliches Leben leidet an dem blinden Parteifanatismus der Massen. Nicht dem — so oft gescholtenen — der Führer. Denn ihnen bringt das politische Leben, die in allen Kompromissen geoffenbarte und in allen Reden geleugnete, Einsicht, daß auch die Gegenseite Vernunftgründe und Rechtssätze für sich hat, die man zwar subjektiv herabsetzen, aber nicht objektiv leugnen kann.

Anders die Gefolgschaft. Man hat einst den Ruf erhoben, das Volk sei zu politisieren; ihm ist Erfüllung geworden. Doch als man solches verlangte, glaubte man dadurch die Kritiklosigkeit der Menge überwinden zu können, heute freilich muß man erkennen, daß der wesentlichste Erfolg des Mühens bleibt, daß der Urteilslosigkeit, die einst ruhte, nunmehr die Waffe gegeben ist, mit der sie sich austoben kann.

Dieser Tatsache muß man ins Auge sehen. Da es aber nicht nur aussichtslos, sondern sogar falsch wäre, zu trachten, die Waffe zu entwinden, bleibt es Pflicht, die Denkfähigkeit des Volkes zu heben, da sie allein den richtigen Gebrauch der Kraft gewährleistet.

Das führt zu einer praktischen Aufgabe; denn es kann nicht geleugnet werden, daß vor allem anderen es in der Macht der Presse liegt, auf die Masse erzieherisch zu wirken. Sie hat zwar auch bisher schon ihren Einfluß geübt, allerdings in ihrem Sinne. Denn ihr muß es zum großen Teil zugeschrieben werden, wenn der gewaltigen Mehr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahl des Volkes jedes Denkvermögen in politischen Dingen abgeht. Der Einzelne mag auf seinem Gebiete noch so begabt und tüchtig sein, in allen allgemeinen Fragen sind die meisten unfähig, sich über eine schlechte Wiedergabe dessen, was ihnen von ihrer Zeitung als Meinung vorgeschrieben wird, zu erheben.

Was sie sagt, ist dem Durchschnittsmenschen unantastbar. Und da sie zu behaupten pflegt, daß alle Andersdenkenden von üblen Trieben bewegt schlechten Zielen zustreben, glaubt er es, und ist bereit, je nach Temperament und Klasse, diese seine Meinung zu vertreten und aus ihr die praktischen Folgerungen zu ziehen.

Es gilt zu erkennen, daß — mit Ausnahme einer ganz dünnen Schicht — die erdrückende Mehrheit des Volkes ihrer Zeitung mit ihrem ganzen politischen Wollen und Denken verfallen ist.

Dieser Zustand, der schwere Gefahren birgt, die sich auch jetzt zuweilen äußern, hat seine guten Gründe. Wenn man ihn überwinden will, darf man sich ihrer Erkenntnis nicht verschließen.

Man muß zunächst bedenken, daß wir unseren politischen Lesestoff garnicht anders erhalten können, als in einer gewollt Parteizwecken dienenden Form. Jede Nachricht, einerlei ob von rein örtlichem Belang oder von weltpolitischer Bedeutung, erscheint begleitet von Zusätzen und Ausführungen, deren Auffassung sich dem Leser übertragen muß, da er gar keine andere Möglichkeit hat, die Dinge zu betrachten, als von dem Standpunkt, der ihm dargeboten wird. Selbst wenn er überdies bestrebt wäre, eine eigene Einstellung den Dingen gegenüber zu gewinnen, so müßte dies Bestreben notwendig scheitern an der Unmöglichkeit, die Umstände und Tatsachen, deren Ergebnis das betreffende Ereignis ist, klar zu überblicken, um es sinnvoll einzuordnen. Um aber die geistige Entmündigung, die durch diese Verhältnisse vom Wirken der Presse garnicht zu trennen ist, auf die Spitze zu treiben, werden die erläuternden Aufsätze auch noch räumlich den Meldungen vorangestellt und ertöten so den letzten Rest von Denktätigkeit, der dem Einzelnen überlassen bliebe.

Zwei weitere Umstände treten hinzu. Von dem gedruckten Wort geht — und diese psychologische Feststellung wird durch die Aussprüche vieler Denker wie die Erfahrung des täglichen Lebens gestützt — eine suggestive Kraft aus, die es als unfehlbar erscheinen läßt. Vermessenheit dünkt es den Einfachen, auch nur kritisch das gedruckte Werturteil zu betrachten, das er zwar unverändert aufzunehmen, nicht aber in seiner Gestalt zu prüfen und zu verändern wagt.

Als Drittes aber und vielleicht als Stärkstes wirkt die ständige Wiederholung in der Presse. Durch sie wird der Gesichtskreis des Lesers eingeengt, und sie läßt das, was heute noch umstritten war, morgen als feststehende Wahrheit erscheinen. Sie wirkt am mächtigsten dahin, daß der daher allmählich von der Richtigkeit der immer wieder unterstrichenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Forderung genug überzeugt wird, um zu glauben, die Zeitung gebe nur seine längst gehegte Ansicht wieder.

So vermag die Presse die öffentliche Meinung ihres Leserkreises völlig zu lenken und zu leiten, und die Gefahr des Mißbrauchs ihrer Macht, die so außerordentlich nahe liegt, hat in der letzten Zeit bedeutend an Möglichkeit gewonnen. Denn wenn sie bisher nur dem Machtwillen und Parteigebot dienstbar war, so gesellt sich diesen beiden nunmehr als richtunggebend das Interesse des Großkapitals hinzu, das es sich angelegen sein läßt, ein Vermögen — damit es Zinsen trage — in öffentlicher Meinung anzulegen. Die Erinnerung wird wach an das Wort, das einst Lassalle aussprach: „Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Cotton fabrizieren oder Tuche oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinnstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenzt, es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann." Wenn wir die Augen nicht verschließen vor der Fülle der Macht, die der Presse innewohnt, und die in jeder Richtung ausgebeutet zu werden vermag, so müssen wir das Maß von Berechtigung erkennen, das diesen Zornesworten Lassalles trotz ihrer Schärfe zu eigen ist.

Diese Gefahr der Entmündigung und Verführung, die mit der zielbewußten Einseitigkeit der Presse gegeben ist, in ihrer ganzen Tragweite erkennen, heißt nach Mitteln suchen, sie zu beseitigen. Zwei Wege stehen offen, der eine: vollkommene Sachlichkeit zu fordern, das hieße die Nachrichten ohne jeden Zusatz veröffentlichen zu lassen (wozu ein Organ vollauf genügte). Der andere: Das erdrückende Schwergewicht zu verteilen durch die Beschäftigung mit verschiedenen Ansichten, wodurch ein Ausgleich geschaffen und die Möglichkeit gegeben wäre, das Volk der verderblichen Hypnose der einen Zeitung zu entziehen.

Beide Wege sind ungangbar. Denn losgelöst von allen Erklärungen, die ihrer Natur nach immer subjektiv sein müssen, kann der Einzelne die Tragweite der Geschehnisse nicht erkennen und statt in den Zustand geistiger Regsamkeit zu gelangen, wird die Masse in den völliger Gleichgültigkeit zurücksinken. Zum andern aber kann niemand gezwungen werden, mehrere Zeitungen zu lesen.

So muß der Versuch zu einer Verschmelzung gewagt werden.

Es gilt zunächst zu bestimmen, daß räumlich in den Zeitungen die Nachrichten von den Aufsätzen und Erläuterungen streng getrennt werden. Der erste Teil des Blattes diene lediglich den eingegangenen Meldungen, im zweiten mögen sie von allen Seiten (oder vielmehr wie üblich nur von einer) beleuchtet und betrachtet werden. Die Vorteile liegen auf der Hand. Denn wem nichts daran gelegen ist, seine Meinung fix und fertig aus der Fabrik zu beziehen (ein Wort Fichtes), der braucht sich nicht erst mühsam unter den Haufen Spreu das Körnchen Getreide hervorzusuchen. Es wäre von vornherein auch rein äußerlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darauf hingewiesen, daß — was immer vergessen wird — alles, was nicht unter den Meldungen steht, persönliche Meinung eines Redakteurs ist, die man annehmen oder ablehnen kann. In solcher räumlichen Anordnung liegt meines Erachtens ein psychologischer Wert, der nicht übersehen werden darf.

Dennoch ist hiermit nicht schon alles erreicht. Auch fernerhin würde die Verhetzung ihr Unwesen treiben, die in jedem Andersdenkenden einen persönlichen Feind sieht, der mit allen Mitteln bekämpft und vernichtet werden muß. Es würde auch fernerhin nicht begriffen werden, daß ehrliches Wollen, ernstes Streben und ideales Sehnen kein Parteivorrecht ist, und daß Voraussetzung ehrlichen Kampfes die Verachtung unehrlicher Mittel bleibt.

Auf das Konto der verschrobenen Ansichten von politischen Gegnern, die heute von Abertausenden gehegt werden, und die nicht zum Geringsten durch die Presse eingeflößt worden sind, ist zum wesentlichen die Zersplitterung im Volke zu schreiben, die den Keim des Bürgerkrieges in sich trägt. Um diese falschen Anschauungen in der Menge zu mindern, muß man ihnen den Boden in der Presse zu entziehen suchen, ohne dadurch ihre Freiheit zu beschränken.

Es trete ein Ausschuß zusammen: Männer aus allen Parteien. Diese geben allwöchentlich in Form der Wochenübersichten, wie sie große Tageszeitungen zu veröffentlichen pflegen, ihre Ansichten wieder über die Ereignisse, die die letzte Zeit bewegten. Diese Aufsätze, die natürlich eine verabredete Länge nicht übersteigen dürfen, und deren Reihenfolge jedesmalig vom Ausschuß festgesetzt wird, müssen sämtliche Zeitungen am Sonntag Morgen an erster Stelle ihres Blattes und ohne jedweden Zusatz aufnehmen. Dann wäre es endlich erreicht, daß ein, wenn auch vorerst nur kleines, Gegengewicht gegen die verderbliche Alleinherrschaft der Parteiansicht der Zeitung geschaffen wird. Dann wird der Einsicht der Weg geebnet, daß nichts verkehrter ist, als sich auf die Anschauung zu versteifen, allein auf Seiten der eigenen Partei throne das Gute und Rechte, die anderen aber wollten das Böse und wirkten das Schlechte. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es dann möglich sein wird, Verbissenheit und Verbohrtheit, und wie die Merkmale unentwickelter Gedankentätigkeit alle heißen mögen, deren Folgen so schwer sind, herabgemindert werden und vernünftigen Regungen der Weg zum Erkenntnisvermögen freigelegt wird.

Gewiß sind mit diesen beiden Vorschlägen, die eine Einheit bilden, weil sie gemeinsam die Urteilslosigkeit bekämpfen wollen, nicht alle Aufgaben, die in der Presse ruhen, gelöst; und fern sind sie der Anmaßung, daß durch sie allein, ohne Unterstützung auf allen Gebieten menschlichen Lebens, die Vertiefung und Gesundung des Denkens und Wirkens im Volke herbeigeführt werden könne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß aber die Erneuerung der Presse eines der Mittel ist, und zwar ein notwendiges, dieses Ziel zu erreichen, das kann nur leugnen, wer blind sein will gegen die Schäden und Gefahren, die das Wirken der Tageszeitung auf das Volk birgt.

Fr. Wiener.

Die Wiedergeburt des Fastens.

Die Pflicht, gesund zu sein, d. h. die Verpflichtung, sich — ohne kleinliche Besorgnisse — so gesund zu halten oder so gesund zu werden, als es die körperlichen Anlagen nur zulassen, hat wohl selten für den Einzelnen wie für die Gesamtheit eine so große Bedeutung gehabt wie gerade jetzt. Eine Zeit, die von einem Volke die äußerste Arbeitsleistung verlangt, stellt selbstverständlich an jeden Einzelnen die Forderung zäher Gesundheit und insbesondere starker Nerven. Wir halten es daher heute mehr denn je zuvor für geboten, unsern Lesern und durch sie möglichst vielen Volksgenossen Mittel und Wege zu zeigen, auf denen Kranke und Halbgesunde am ehesten zu körperlicher und seelischer Erstarkung gelangen und die Gesamtheit des Volkes sich die höchste Leistungsfähigkeit in Arbeit und Selbstzucht zu erwerben vermag. Einen solchen Weg scheint uns zu weisen der Verfasser des folgenden Aufsatzes, Herr Dr. A. Nordwall in Norden in Ostfriesland, ein erfahrener Fachmann auf dem Gebiete der Fastenheilkunde: er hat sich auf unsere Bitte bereit erklärt, von seinem besonderen Arbeitsgebiete hier zu erzählen.

Vortrupp.

Bis vor wenigen Jahren wußte man vom Fasten, das ist freiwillige Enthaltung von Nahrung, wenig mehr als die Tatsache, daß es manchmal in den ältesten Kulturperioden der Menschheit zu Heilzwecken geübt wurde. Mit dieser Kenntnis wußte man wenig anzufangen, bewertet wurde diese Tatsache überhaupt kaum. Heute aber, wo schon Hunderte von Zeitgenossen nicht nur ohne Schaden, sondern mit segensreicher Wirkung wochenlang gefastet haben, fällt auf das Fasten der alten Philosophen und Priesterärzte ein anderes Licht. Wie groß muß die Krankheitsnot oder wie sicher muß der Lebensglaube jenes Menschen gewesen sein, der es zum erstenmale, ohne Kenntnis der Lehren vom Energiebedarf an Kalorien und vom Stickstoffminimum, wagte, auf längere Zeit hinaus ohne Nahrung zu bleiben! An Stelle unseres modernen physiologischen Wissens hatten jene Alten sich jedoch viel instinktsichere Lebenskunst erworben; zu einer Blüte aus dieser Lebenskunst kehren wir mit dem Fasten zurück.

Dazu treibt uns die allerbitterste Not. Denn all unser ärztliches Wissen und Können und die ungeheure medizinische Forschungsarbeit der letzten Jahrzehnte sind nicht imstande gewesen, dem fortschreitenden gesundheitlichen Verfall unserer Rasse gründlich und schnell genug entgegenzuarbeiten. Obendrein hat der Weltkrieg, die Kranken schonend, unter den noch ursprünglich Gesunden und Starken grausig gewütet. Jetzt können uns nur noch solche Mittel helfen, die das Übel wirklich mit der Wurzel aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rotten, ohne dabei zu erschöpfen. An einigen wenigen Krankheitszuständen soll im folgenden in allgemeinverständlicher Form gezeigt werden, daß das Fasten ein derartiges Mittel ist, das im übrigen seine ihm eigentümlichen Gesetze hat und eine ganze Wissenschaft für sich ist, so daß es eine Unmöglichkeit bedeutet, im Rahmen eines Aufsatzes Ausführliches darüber zu bringen.

Jeder Unkundige meint zunächst, so etwas wie das Fasten wirke erschöpfend. Dabei wird immer vergessen, daß alle Verdauungstätigkeit zunächst eine beträchtliche Kraftausgabe bedeutet. Gleichen doch auch die Erscheinungen nach unserer Haupttagesmahlzeit in manchem Punkte weniger dem Bilde der Stärkung durch die zugeführte Nahrung, als vielmehr dem der Erschlaffung durch verausgabte Nervenenergie, z. B. das Verlangen nach Mittagsschlaf, nach Reizmitteln wie Nikotin, 4 Uhr-Kaffee, 5 Uhr-Tee usw. Wenn nun jemand etwa 14 Tage fastet, erspart er sich während der Zeit diese wiederholte tägliche Kraftausgabe. Die Praxis beweist die Richtigkeit dieser Überlegungen: viele nervöse Beschwerden wie Mattigkeit, Energielosigkeit, fehlende Konzentration, Vergeßlichkeit, Verlust der Freude an Arbeit und Beruf verschwinden durch Fasten. Vor allem auch der unglückselige Reizhunger, der unserer ganzen Kultur das Antlitz entstellt, die Versklavung unter Nikotin, Coffeïn, Teeïn und starke Gewürze, von der sich auch viele unter den Wackeren nicht freimachen können, die den Rassenschänder Alkohol bereits durchschaut und aus ihrer Lebensweise verbannt haben.

Gegen solche und ähnliche Erschöpfungszustände hilft also nicht „kräftige Kost", sondern zunächst einmal Ersparung der gesamten Verdauungsenergie. Der heutige Kulturmensch gibt durch die Hetze der Existenz zu viel Kraft aus; kommt nun dazu die Kraftausgabe bei der Verdauung der — meist unrichtig gewählten — Nahrung, so ist eine weitere Folge, daß von der aufgenommenen Nahrung viel zuwenig assimiliert werden kann. Wir haben dann die Fälle, wo die Menschen mager bleiben, obwohl sie essen, was sie nur können. Ihr Wunsch nach volleren Körperformen kann sich erst nach einem schonenden Fasten erfüllen.

Eher leuchtet es dem Laien ein, daß spezielle Krankheiten des Magendarmkanals, der Leber, Bauchspeicheldrüse usw. durch Fasten günstig beeinflußt werden. Nur so wird diesen Organen die dringend nötige Ruhe gegönnt, ohne die sie nicht ausheilen können. Welche Wohltat z. B. für eine entzündete Schleimhaut, wenn sie erstens mal nicht tätig zu sein braucht, und zweitens nicht mehr von dem sauren Speisebrei gereizt wird. Mangelhafte Verdauungstätigkeit ist heute sehr die Regel. Einige Religionen, wie die mohammedanische und die jüdische, achteten es mit Recht nicht für gering, Reinlichkeit in diesen Dingen zu einem Gebot zu machen. Unser heutiger Darm ist aber in einem derartig chronisch verschmutzten Zustand, daß man auf den Gedanken kommt, der antike Mythenschreiber habe mit dem Stall des Augias sinnbildlich den Darm des Kulturmenschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meinen können. Und es gehört wahrhaftig eine Herkulesarbeit dazu, den Darm gründlich zu säubern; diese Arbeit ist nur dann ausführbar, wenn durch Fasten die Zufuhr von obenher unterbleibt. Ohne diese gründliche Darmreinigung können viele Formen folgender chronischer Leiden: Asthma, Katarrhe der gesamten Atmungsorgane oder einzelner Teile, Kopfschmerzen, Herzbeschwerden, Neuralgien, Hautleiden, Pfortaderstörungen usw. überhaupt nicht geheilt werden.

Besonders rasch wirkt Fasten in den Krankheitsfällen, die heute als Vergiftungen durch falsche — meist zu eiweiß- und gewürzreiche, zu mineralienarme — Nahrung (bei der besonders die Harnsäure und das Kochsalz eine Rolle spielen) erkannt worden sind, indem einmal die Zufuhr des Schädlichen unterbleibt, anderseits aber die im Körper abgelagerten Gifte beim Fasten gewissermaßen aufgezehrt werden. Wenn nämlich auch die gesamte Verdauungstätigkeit des fastenden Menschen ruht, so geht der Stoffwechsel doch weiter vor sich, d. h. die Verbrennung von Material zur Erhaltung der lebenswichtigen Funktionen. Die Körpertemperatur bleibt warm. Die Natur löst die Aufgabe, das gesamte Leben im Körper weiter aufrecht zu erhalten, ohne daß Nahrung zugeführt wird, auf die sinnreichste Art: sie verbraucht vom Körper das Überflüssige und Krankhafte und ist hiermit ganz zufrieden. Denn Hunger ist bei einer rechten Fastenkur nicht vorhanden. Dieser Abbau des minderwertigen Körpermaterials muß bei unsern tiefkranken Mitmenschen vom Arzte überwacht werden, da hierbei Krisen auftreten können, die nur ein in Fastendingen Erfahrener richtig beurteilen kann. Die klinischen Erscheinungen dieser Krisen — Gefäßkrämpfe, Gehirnblutleere, Azetonurie, Blutdrucksteigerungen usw. — sind hier anders zu bewerten und anders zu behandeln als bei entsprechenden Krankheiten. Gefährlich ist auch in solchen Fällen das Fasten nicht (es sei bemerkt, daß es für das Herz keine größere Schonung gibt als Fasten), es ist nur sorgfältige Überwachung angezeigt.

Dadurch, daß von dem Stoffwechsel des Fastenden unter den zu verbrennenden Körpersubstanzen so weise ausgewählt wird, ist uns mit dem Fasten praktisch das schnellste und stärkste Reinigungsmittel in die Hand gegeben. Die Ärzte aller Zeiten haben immer wieder nach einem solchen gesucht. Die wirkliche „Cura sterilisans magna“ (so hat man die moderne Salvarsankur benannt) ist das Fasten, das dazu den Vorteil hat, stets frei von schädlichen Nebenwirkungen zu sein, was von den meisten medikamentösen Heilmethoden nicht gesagt werden kann, da die meisten Medikamente ja gerade dadurch wirken, daß sie chemisch differente Körper sind. Unser Geschlecht ist aber so entkräftet und durch und durch verseucht, daß man von solchen Mitteln, die ungünstige Nebenwirkungen zeitigen, möglichst absehen sollte. Jedoch ist auch das Fasten kein Allheilmittel; ein solches gibt es nicht.

Fasten beugt Krankheiten vor; dabei zeigt es sich häufig, daß auch der sogenannte „Gesunde“ bereits unbemerkt im Krankwerden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begriffen oder von einer Konstitutionsbeschaffenheit war, die dem nächsten Ansturm durch eine Seuche wahrscheinlich nimmer standgehalten hätte. Dies verborgene Kranksein bewirkt, daß auch beim „Gesunden" das Fasten nicht ganz beschwerdefrei verläuft. Belegte Zunge, übler Geschmack und Geruch, kritische Harnausscheidungen, Frösteln und Depressionsperioden begleiten mehr oder weniger den Heilungs- und Entsäuerungsvorgang.

Im beginnenden Alter verjüngt die vom ganzen Menschen ausgehende und den ganzen Menschen ergreifende Fastenkur unsern Organismus wahrer und sicherer, als Dr. Steinachs Spezialoperation an einem einzelnen Organ. Hohes Alter bildet jedoch keine Gegenanzeige. Kürzlich fastete eine 79jährige Frau, die seit 15 Jahren lahm ist, einen häufig aussetzenden Puls hatte und seit früher Kindheit an stärkster Stuhlverstopfung (einmal Stuhlgang in 14 Tagen) litt, 21 Tage mit der Wirkung, daß die Lähmung sich etwas besserte, die Pulsschlagfolge völlig normal und die Verstopfung gänzlich geheilt wurde; auch die Sehkraft besserte sich erheblich. Jeder muß zugeben, daß eine Methode, die solches leistet, bewundernswürdig ist. Drei Wochen ist durchschnittlich die Dauer eines Fastens; je nach der Belastung genügt für manche eine kürzere Zeit; manche müssen aber weit länger fasten. Anschließen muß sich ein mindestens zwei bis drei Wochen dauernder Neuaufbau aus reiner, vegetarischer Nahrung. Einige müssen mehrere kleine, drei bis viertägige Kuren machen, wodurch andere wieder geschädigt werden könnten. Kurz, ein Schema gibt es auch hier nicht.

Die enge Verschwisterung der Ernährung mit der Sexualität offenbart sich beim Fasten sehr klar. Wie keinerlei Hunger besteht, so ruht auch jegliches geschlechtliche Verlangen — eine wahre Erlösung für so viele, die unverschuldet unter ihrer geschlechtlichen Reizbarkeit leiden. Bei diesen hält die Besserung auch nach dem Fasten an, wenn sie bei reiner Nahrung bleiben. Viele tüchtige, edel veranlagte Naturen haben unter dieser Reizbarkeit zu leiden. Ist diese behoben, so schwinden auch die Unlust-, Verstimmungs- ja Melancholiezustände, die als Folge davon, daß der Mensch im Geschlechtlichen nicht ganz mit sich selbst im Reinen ist, auftreten und manches kostbare Leben verdüstern.

Meistens glimmt im Menschen verborgen die Gier, um dann und wann als Eßgier oder Geschlechtsgier emporzulodern. Beim Fasten nun erlebt der Mensch vielleicht zum erstenmale die Welt und sein Schicksal unbeeinflußt von der Gier, und dadurch wird der große Einfluß, besonders öfterer Fastenkuren auf das Seelenleben verständlich. Gleichzeitig empfindet der Fastende den emsigen Reinigungsvorgang in sich als eine Gnade. Der alte Adam stirbt ab — und nun hat man es in der Hand, sich einen besseren, neuen Leib aufzubauen. Das Innenleben ist häufig dabei befruchtet worden, wie oft erst noch Monaten bemerkt wird.

Als eines der wenigen Heilmittel, die den Menschen in seiner Einheit als Leib, Seele, Geist erfassen, steht so das Fasten an Monumentalität

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unübertroffen da. Es kam anscheinend mit der gleichen Lebenswelle hoch, die die freideutsche Jugend erwachen ließ.

Für das Schicksal unseres Volkes ist es eine Notwendigkeit, daß Mann und Weib, bevor sie in die Ehe gehen, durch rechtes Fasten und rechte Ernährung ihr bestes dazu tun, daß später nur ein edles Samenkorn in einen wohl bereiteten Acker fällt. Das sollte neuer deutscher Brauch werden!

Dr. med. A. Nordwall.

Was andre sagen

Blätter für Hamburgisches Jugendwesen. Schriftleiter: Paul Schwanberg, Hamburg. 6. Jg. Oktober bis November 1920.

Der homo cinematicus. Von Wilhelm Stapel.

„. . . . . Mag das Kino noch so ‚anständig' sein und ein wohl zensuriertes Programm zeigen, die bloße Gewöhnung an die huschenden, zuckenden, zappelnden Bilder der Flimmerwand zersetzt langsam und sicher die geistige und schließlich die sittliche Festigkeit des Menschen. Erstens: man gewöhnt sich, rasch und unvermittelt von Vorstellung zu Vorstellung hinüberzuzucken; man verliert die langsame Stetigkeit der Vorstellungsfolge, das Festhaltenkönnen, welches die Vorbedingung alles gründlichen Urteilens ist. Zweitens: man gewöhnt sich, dem zufälligen Aneinander der Bilder und Vorstellungen nachzugeben und willenlos zu folgen; man vermißt nicht mehr die logische Folge eines durchgehenden Gedankens, der die einzelnen Vorstellungen erst zu dem zusammenbindet, was man eben einen ‚Gedanken' zu nennen pflegt. Das bloße Aufnehmen bildhafter Vorstellungen, die nur zufällig, nicht (wie bei einem wirklichen Drama, einer Erzählung, einer wissenschaftlichen Erörterung) logisch oder psychologisch notwendig in sich zusammenhängen, ist nur ein leidendes Sich-hingeben und Geschehenlassen der Seele. Erst das Mitdenken, das Herausholen des Zusammenhanges ist geistige Selbsttätigkeit. Ohne diese geistige Selbsttätigkeit wird man niemals Herr der Dinge, sondern bleibt bestenfalls im trüben Genuß der Affekte stecken. So führt das Kino zu geistiger Erschlaffung. Drittens: man gewöhnt sich, infolge des raschen Vorüberhuschens der Bilder, nur noch das Ungefähre des Eindrucks aufzunehmen; man macht sich das Bild nicht bis in seine Einzelheiten klar und bewußt. Es bleiben also nur noch die groben, überraschenden, sensationellen Eindrücke haften. Der Sinn für das Intime, das Genaue, das Feine geht verloren. Die Stammgäste des Kinos ‚denken' nur noch in grellen, ungefähren Vorstellungen. Irgend ein Bild, das ihrem geistigen Auge aufleuchtet, nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit hin, sie überdenken und umdenken es nicht mehr, gehen nicht mehr seinen Einzelheiten und den Gründen nach. Wenn die Vorstellung nur grell und somit affektbetont ist, so sind sie ihr rettungslos verfallen. Sie sind Schlagwortmenschen geworden. . . . ."

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

† **Gustav von Bunge.** Der Altmeister auf dem Gebiete der Alkoholforschung, Prof. Dr. Gustav von Bunge, ist in Basel, wo er seit 3½ Jahrzehnten den Lehrstuhl für physiologische Chemie inne hatte, am 5. November d. J. im Alter von fast 77 Jahren einer Lungenentzündung erlegen. Mit ihm ist nicht nur ein bedeutender Gelehrter, dessen Name in der wissenschaftlichen Welt den besten Klang hat, von uns gegangen, sondern auch ein an Geist und Charakter gleich hervorragender Mensch. Unserer Zeitschrift hat der Heimgegangene wiederholt freundliche Anteilnahme bezeugt. Wir verbinden mit dem ehrenden Angedenken, das wir ihm stets bewahren werden, herzliche Dankbarkeit.

Eine ausführliche Würdigung des Lebens und Schaffens Gustav v. Bunges bringen wir in einem der nächsten Vortrupphefte. **Vortrupp.**

Sie rüsten schon. Für manche Zweige des Alkoholgewerbes sind die letzten Jahre eine flaue Zeit gewesen, die auch noch nicht ganz ihr Ende gefunden hat. Unsere Leser wissen, daß den Brennern und Brauern, als während des Krieges die Einschränkungen im Verbrauch der Nahrungsmittel begannen, nur ein Teil der bisher von ihnen in Anspruch genommenen Getreidemengen zur Verarbeitung geistiger Getränke bewilligt wurde. Indessen hat man im Brau- und Brenngewerbe und in den mit ihnen zusammenhängenden Handelsbetrieben natürlich nicht aufgehört, die maßgebenden Stellen mit Bitten und Forderungen nach größeren Getreidemengen zu bestürmen. Nicht ohne Erfolg. Es heißt, daß den Brauereien — wie wir in Nr. 17 des „Vortrupp" berichteten — aus der diesjährigen Ernte doppelt so viel Gerste als im Vorjahre zugewiesen werden soll.

Übrigens, was auf gesetzlichem Wege nicht zu haben ist, erreicht man hinten herum. Nach den bisherigen Bestimmungen war es den Brauereien nicht gestattet, das Bier mit mehr als 4½ Prozent Stammwürze einzubrauen. Da aber den Biertrinkern dies Bier nicht „süffig" genug war und der Verbrauch deshalb zurückging, setzte man sich einfach über die bestehenden Bestimmungen hinweg und stellte ein achtprozentiges Bier her. Die süddeutschen Brauereien waren hierin vorangegangen, die norddeutschen folgten. Jetzt hat der Bierphilister wieder überall sein „Vollbier".

Auch im Branntweingewerbe regt es sich. Die Likörfabrikanten und -händler suchen nach Kräften das Geschäft wieder zu heben und erfreuen sich dabei sichtlich des Wohlwollens der Behörden. Der merkwürdige und unseres Wissens bis jetzt noch nicht genügend geklärte Fall, daß die Verwertungsstelle der Reichsmonopolverwaltung für Branntwein den Empfängern von je 300 Litern Spiritus einen Zentner Zucker zu dem — ungewöhnlichen Preise von 1200 Mark angeboten hat, ist dadurch, daß er im Reichstage erwähnt wurde, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Weniger Aufsehen hat bisher die doch sehr der Beachtung der Öffentlichkeit zu empfehlende Meldung gemacht, daß der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft es für notwendig hält, die Genehmigung zur Einfuhr von 500 000 Litern Rum und Arrak zu erteilen. Wie der Minister diese Einfuhrerlaubnis mit den jetzt angeblich herrschenden Sparsamkeitsgrundsätzen in Einklang zu bringen suchen wird, ist schwer zu erkennen. Oder er hält es vielleicht mit dem alten Studentenliede: „Heute wird noch mal gesumpft, morgen kommt der Wendepunkt!"

Trotzalledem herrscht in gewissen Kreisen die ernste Besorgnis, daß die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anstrengungen der Brauer und Schnapsfabrikanten und auch der Weinhändler, die ebenfalls nicht untätig sind, der gewünschte Erfolg versagt bleiben könne. Findige Köpfe sinnen deshalb darüber nach, wie sich dem „gewaltigen Bedürfnis unseres Volkes nach Alkohol" besser Rechnung tragen ließe. Man spricht von „der Forderung weitester Kreise nach anregenden alkoholischen Getränken zu erschwinglichen Preisen". Und schon ist das neue Getränk gefunden: ein „weinartiges Starkgetränk", das eine sächsische G. m. b. H. im Anzeigenteil großer Tageszeitungen kräftig anzupreisen sucht. So neu ist die Sache in Wirklichkeit allerdings nicht: In Norwegen z. B. kennt man seit vielen Jahren ein ähnliches Getränk, den sogenannten „Laddevin". Er wird von allen einsichtigen Menschen dort als ein besonders gefährliches Berauschungsmittel betrachtet, und die norwegische Alkoholgesetzgebung hat daher dieses stark alkoholische Getränk mit dem Branntwein, dessen Verkauf seit Jahren beträchtlicher Einschränkung unterliegt und neuerdings vom Verbotsgesetz betroffen wird, auf eine Stufe gestellt.

Hätte unser Volk und unsere Regierung, gerade in gegenwärtiger Zeit, nicht alle Ursache, dem Beispiele Norwegens zu folgen? Uns scheint, man sollte sich auch in Deutschland von gewinnlustigen Geschäftsleuten keine neuen geistigen Getränke aufdrängen lassen und den bisher bei uns verbreiteten berauschenden Getränken gegenüber das denkbar größte Mißtrauen beobachten. Das Wort vom drohenden Zusammenbruch ist zum Geschwätz aller Welt geworden. Aber alles Gejammer hilft nichts. Wir müssen die Hände rühren und keine Gelegenheit für zu gering erachten, um der Not zu begegnen und zu sparen. Im vorliegenden Falle heißt das: statt die Milliarden für geistige Getränke und ähnliche schädliche Genüsse zu vergeuden, wie das vor dem Kriege bei uns üblich war, die Taschen zuhalten und alle Berechnungen gewissenloser Geschäftsleute auf die Schwächen unseres Volkes zuschanden werden lassen!

Vortrupp.

Fremdwörter. Zu den wenigen Vorteilen, die uns der Krieg gebracht hat, gehört die zielbewußte Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern. Wir sagen beim Abschiednehmen nicht mehr „Adjö", fassen in Versammlungen keine „Resolutionen", Zeitungen haben keine „Redakteure" mehr, sondern nur noch „Schriftleiter", wenn auch diese gelegentlich noch „redigieren", usf.

Alles schön und gut. Aber die Sache hat doch ihre zwei Seiten. Wie werden nur unsere Kinder sich zurechtfinden? Denn auch die Schule meidet seit sechs Jahren mit sehr sichtbarem Erfolge die bösen Fremdwörter. Wir Erwachsenen werden ja, soweit uns nicht schlimmste Gedächtnisschwäche befallen hat, das an Fremdwörtern mehr oder minder reiche Schrifttum der Zeit vor dem Kriege noch verstehen können. Bei unsern Kindern ist das ausgeschlossen: „Vater, was heißt ‚revidieren'? Vater, was ist das, ein ‚Regisseur'? und sagt man ‚Export' oder ‚Expert'?"

Ich übertreibe kaum. Gewiß hilft zu einem Teile die bei Schulkindern immerhin nur dürftige Kenntnis des Französischen und Englischen. Aber jeder Sprachkundige wird mir zugeben, daß recht viele dem Französischen oder Englischen entlehnten Worte ihre Bedeutung gewandelt haben, zum Teil sogar sehr erheblich.

Lehrern und Lehrerinnen ist das, was ich hier sage, natürlich nicht unbekannt; sie nehmen täglich staunend wahr, daß sich — schon vom sprachlichen Standpunkt aus betrachtet — dem kommenden Geschlecht eine gewaltige Wand aufrichtet zwischen heute und der Zeit vor dem Kriege.

Wie werden wir uns helfen? Wird der künftige Stundenplan unserer Schulen etwa Montags von 9—10 Uhr „Fremdwörter-Kunde" aufweisen? Werden wir unsern Goethe und Schiller in fremdwortfreies „Neuhochdeutsch" übersetzen, wie sich Kant das jetzt gefallen lassen muß? Oder wie sonst?

Ich jedenfalls erteile einstweilen meinen Töchtern Latein-Unterricht, damit sie mich beim Lesen (früher sagte man: bei der „Lektüre") der deutschen Klassiker nicht beständig nach Vokabeln zu fragen brauchen.

Krt.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

9. Jahrgang 1920 Nr. 24 2. Dezemberheft

Von wahrer Vaterlandsliebe.

Ausgebreitet liegt vor unserem geistigen Auge die große Erde. Wir kennen sie von Pol zu Pol. Kaum ein Winkelchen blieb, wohin nicht die Pfadfinder und Sucher drangen mit ihrem Forschungsbegehren. Wir wissen das Leben der Völker, aller Völker, kennen ihre Sitten und Sittlichkeiten, ihre Eigenheiten des Denkens und äußeren Seins. Ja, wir haben sie aufgesucht in ihrem Kreise, sind selber in alle Weltteile gereist und ließen uns besuchen und aufsuchen von allen Fremdlingen der Erde. Ein Austausch ging hin und her, nach außen und innen. Und alles, was wir die Technik oder Zivilisation der Zeit nennen, machte es uns leicht, den fernen Bruder zu finden und zu erkennen. Wir waren stolz, wir und alle Menschenbrüder, auf solche Erfahrenheit und glaubten, weiß Gott wie weit wir es gebracht hätten in der Wissenschaft über unseren Nächsten, über sein Leben und Sein.

Der große Krieg aber belehrte uns und ließ uns mit Schrecken erfahren, daß wir alle nur allzuweit noch davon entfernt sind, einander in Wahrheit zu verstehen, daß ein Volk dem anderen gegenüber durchaus noch befangen, ja in tiefster Unkenntnis über dessen eigentliches Wesen ist und unsere, wie wir meinten, tiefe Kenntnis nicht viel mehr als Schein bedeutet. Denn viel zu äußerlich und von Anmaßung getrübt war diese Kenntnis und gründete sich nicht auf ein Wissen der innerlichen und eigentlichsten Wesenheiten einer fremden Volksgemeinschaft und der Abhängigkeit dieser Wesenheit von Natur, Klima, Vergangenheit, Geschichte und Rasse.

Statt sich mit bestem Willen einzufühlen in ein fremdes Volk, in seine Gegebenheit und Gebundenheit, verfielen die Nationen nur gar zu gern in den Fehler, sich selbst als den Kern- und Mittelpunkt des Weltganzen zu betrachten, von sich aus allein die übrige Welt und ihre Bewohner zu beurteilen; gleichsam als sei eine jede zum Richter über die andere berufen. So ward das Urteil über einander schief, ungerecht und unbillig; ja, man verredete und verlachte nur zu gern sogar die wahrhaft guten und starken Eigenschaften eines fremden Volkes, allein weil sie dem eigenen Wesen fremd waren. Man bemühte sich kaum ernstlich, eine völkische Fremdheit zu verstehen vom Standpunkt des anderen und in der Einsicht, daß doch ein jedes Volk sein Inneres offenbart nach seiner gegebenen und oft nur zu bedingten Fähigkeit. Wenige nur dachten bei ihrem Urteil auch wohl daran, daß es nichts als des Geschickes Zufall ist,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob der Urteilende selber als Bruder afrikanischer Wildnis oder nordischer oder südlicher Breiten sein Dasein erblickte.

Wir müssen endlich lernen, die Welt als ein Ganzes anzuschauen, um gerecht gegen unsere Weltenbrüder zu werden und wahrhaft sittlich zu urteilen. Wir müssen uns endlich aus aller kleinlichen Auffassung befreien und uns sagen: der große Schöpfer ist gerecht. Ihm lag allein daran, daß ein jedes Volk sich wohlfühle und Freude und Heimat auf dem Boden finde, den er ihm zuerteilte, daß er sich einpasse in die Gegebenheiten der besonderen Natur und sein Wesen dieser Gegebenheit anpasse zu seinem Gedeihen. Wir denken und urteilen aber heute noch gerade so, und geben darin unsere Befangenheit und Enge zu erkennen, als ob der Schöpfer wirklich das eine Volk mit Großmut und Edelsinn, das andere mit Niedertracht und Falschheit bedacht habe und alle Völker sich wirklich teilen ließen in seelisch schwarze und weiße, in edle und verderbte. Während jedem Sehenden doch das eine über alles gewiß ist, daß die Schäflein, die schwarzen und weißen unter den Völkern, in größter Gerechtigkeit verteilt sind, und daß kein Volk nur Gerechte, auch keines nur Verworfene in seiner Mitte aufzuweisen hat, sondern ein jedes seine Tugend und seine Untugend trägt. Trotzdem ein jedes Volk sicherlich seine einzigen und besonderen Wesenszüge zeigt, die, mehr als wir anzunehmen pflegen, aus der Bedingung seiner Natur oder Geschichte erwuchsen. Die Abhängigkeit von dem Erdreich, auf dem unsere Füße stehen, wo wir leben und wirken, ist eine zwingende Gewalt, von der niemand freikommt, auch nicht der Stärksten einer. Denn dieser Zwang ist urgegeben und duldet keinen Einspruch.

Weil aber die zwingenden und gegebenen Bedingungen des Lebens überall verschiedene sind und der Mensch sich diesen ein- und anpassen muß ohne Wahl, entwickelt sich ein jedes Volk nach seiner Weise. Will heißen: es entwickelt seine besonderen Stärken und Eigenheiten. Und so sehen wir, wenn wir gerecht bleiben, bei einem jeden Volke besondere Kräfte und Tugenden hervorwachsen, die wir anerkennen und durch die wir uns, wenn möglich, belehren lassen sollen. Ja, es gibt kein Volk der Erde, das nicht Ursache hätte, von seinem Nachbarn oder einem entfernteren Menschenbruder zu lernen. Und es sollte unser Ehrgeiz sein, das Gute und Starke an unserem Volksbruder in Ehrfurcht zu erkennen und, wenn möglich, uns selber dienstbar zu machen.

Wir können getrost sagen, daß wir nach dieser Seite hin noch völlig am Anfang aller Arbeit stehen und die Streiter um wahres Menschentum in aller Welt noch Großes zu leisten haben, ehe wahre Achtung und wirkliches Verständnis der Völker untereinander Allgemeingut auf Erden wird. Aber dazu, zu dieser sittlichen Verbesserung der Nationen, muß ein jeder Einzelne durch Entschluß und Beispiel beitragen; denn nur dadurch, daß viele Einzelne das Wahre und Bessere ergreifen, wird es von allen ergriffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jeder Einzelne lasse darum seinem Volksbruder Gerechtigkeit widerfahren. Er verkleinere und bespöttele nicht das wahrhaft Gute, was der besitzt, und vergrößere auch nicht unduldsam die fremden Fehler und vor allem: messe er ein Unrecht, das ein Einzelner tat, nicht dem Ganzen bei. Bewahre sich jeder die Einsicht, daß, wie ein jedes Land seine Vorzüge und Nachteile hat, so auch jedem die ihm eigentümlichen Anlagen und Kräfte verliehen wurden. Suchen wir dieses Gute uns anzueignen, wenn es uns gemäß ist, lassen wir aber, wie ein jedes sterbliche Wesen, so auch ein jedes Volk unter der Sonne bei seinem besonderen Glauben und seiner eigensten Glückseligkeit.

Viele meinen, solche Auffassung stehe einer wahren Liebe zum Vaterland entgegen, und dieses wahrhaft zu lieben, heiße, die Vorzüge der eigenen Brüder über die Tugenden aller Völker zu erheben und alles zu verurteilen, was nicht heimateigen ist. Man könne nach einer Seite nur wahrhaft lieben, indem man die andere in Leidenschaft verachte. Wohl ist es verständlich, daß ein jegliches Wesen nicht aus sich heraus kann und dazu neigt, das Schönste nur in sich zu sehen. Aber der sittliche Mensch bewahrt sich trotz dieser heißen Liebe die Klarheit des Blickes und meidet es, ungerecht und anmaßend zu werden durch eine Liebe der Enge.

Wohl muß ein jedes Volk in allererster Linie gegen sich selbst gerecht sein; denn wo die Vaterlandsliebe ausgeht — kehrt sicher die Selbstsucht ein. Aber diese Liebe darf keine Affenliebe sein, und darum ist nichts wichtiger und sollte uns nichts wesentlicher sein, ja dies ist geradezu der Ausgangspunkt und die Voraussetzung aller Gerechtigkeit, als daß wir uns selbst erkennen in unseren Schwächen sowohl wie in unseren Kräften. Halten wir uns wach für das wirklich Gute und Starke in unserem Wesen und Sein und bewahren und kräftigen wir es; aber pflegen wir nicht gleicherzeit eine starre Blindheit und Voreingenommenheit gegen unsere Schwächen, suchen wir sie durch sachliches Erkennen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Vergrößern wir sie anderseits auch nicht, damit wir uns des Vertrauens zu uns selbst nicht berauben. Erheben wir und rühmen wir auch nie andere Nationen auf Unkosten unserer eigenen.

Unsere wahre Liebe zum Vaterland zu beweisen, finden wir stets Gelegenheit. Betätigen wir sie darin, daß wir die Eigentümlichkeiten unseres Volkes bewahren. Lieben wir unsere Heimaterde, indem wir sie pflegen und ihr alle unsere Tugend und Wachsamkeit zutragen, lieben wir das Beste, was die eigene Kultur uns an edlen Gütern zugetragen hat, und seien wir selber wurzelstark und so deutschecht nach allen Seiten, daß wir uns sichtbar erfüllen und die Achtung unserer Weltenbrüder als ein wirkliches Anrecht verdienen.

Erich Scheurmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Religion und Völkergemeinschaft.

Vom 29. September bis 1. Oktober 1920 hielten die Freunde der Christlichen Welt, die Freie Volkskirche und der Bund für Gegenwartschristentum auf der Wartburg ihre diesjährige Tagung ab. Ungewöhnlich tiefgreifend können die Wirkungen dieser Zusammenkunft werden, an der auch namhafte Vertreter des Auslandes teilnahmen; ein jugendfrischer Geist ging durch die Verhandlungen, ohne daß das Alte rücksichtslos beiseite geschoben wurde. Vieles von dem, was dort gesprochen wurde, war von einer Gesinnung erfüllt, wie sie auch der „Vortrupp" vertritt; immer deutlicher wird sichtbar, daß unsere Gedanken und Forderungen in den Seelen eine Stätte finden, daß von verschiedenen Seiten, auf verschiedenen Wegen, von verschiedenen Ausgangspunkten immer wieder dasselbe Verlangen erhoben wird: Laßt eure Seele nicht untergehen, sorgt für eure leibliche und geistige Gesundheit, dann wird unser Volk wieder groß und stark und stolz werden, die anderen nicht verachtend, aber im tiefen Bewußtsein eigener Kraft auch sich selbst nicht herabwürdigend.

Rudolf Otto, der Marburger Theologe, sprach von dem, was zwischen den Völkern der Erde einigendes Band werden kann, ohne daß der einzelnen Nation ihre geschlossene Einheit genommen wird.

Er deutete den Sinn der Gegenwart als ein Hinausstreben aus dem Individualismus ins Allmenschliche. Eine oft nur angelernte Katechismusmoral, eine nur das Gewissen des Einzelnen weckende Ethik müssen wir damit überwinden, daß wir in uns eine Verantwortlichkeit für die Allgemeinheit heranbilden. Das ist die neue Geistesbewegung der Gegenwart, vergleichbar dem alten Pfingsterlebnis, — die Bewegung, die eine alle Menschen umfassende Ethik aufs innigste verbinden kann mit dem mystischen Suchen nach dem Seelengrund des religiösen Menschen. Im Geistigen müssen sich die Völker finden. Ist eine solche Gemeinschaft möglich und wünschenswert, aufgebaut auf der Grundlage der Religiosität, auf dem Feinsten und Tiefsten, was der Mensch hat? Ja, wenn bestimmte Grundbedingungen erfüllt werden. Eine „Völkergemeinschaft" setzt voraus eine Mehrheit von einzelnen, selbständigen, in sich geschlossenen Völkern, die ihre Eigenheit wahren, die stolz und stark ihr Volkstum pflegen; nur im allgemein Menschlichen sollen sie mit den anderen zusammengehen. Der Konkurrenzneid sieht im Nächsten den mit allen Mitteln auch der List und der Gewalt zu bekämpfenden Nebenbuhler; dafür kann schon rein äußerlich der höhere Gedanke eintreten, daß eine friedliche Verständigung dem wohlverstandenen Interesse entspricht. Im Völkerleben muß sich das Bewußtsein durchsetzen, daß ein Krieg auch für den Sieger ein unlohnendes Geschäft ist. Aber wahren Wert bekommt diese äußerliche Verständigung erst, wenn sie aus dem Herzen kommt, wenn in ihr die Idee der Gerechtigkeit und die Kraft der Liebe Erschei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung wird. Das geschieht nicht, wenn man in müdem Pessimismus und Fatalismus den Dingen tatenlos ihren Lauf läßt; regen soll man sich, die Geister und Herzen wecken, wie es in Deutschland vor 100 Jahren unsere großen Dichter und Denker taten, die in ihrem Idealismus freigeistige Weltbürger im höchsten Sinne und zugleich ihres Volkes nationale Führer im höchsten Sinne waren, die durch das in ihnen lebendige Wirken des Geistes geradezu völkerbildend gewirkt haben — ebenso wie es heute Tagore in Indien tut, sich selbst fast unbewußt, gegen den eigenen Willen fast, und doch mit unbezwinglicher Schöpferkraft. Diese Kraft hat ihren Grund nicht eigentlich im Intellekt, sondern in den geheimnisvollen Urgewalten unseres Inneren. Will man das hohe Ziel der Völkergemeinschaft erreichen, dann muß man die tiefen, religiösen Instinkte aufsuchen, muß sie wecken und organisieren, erst im Kleinen, dann im Großen. Für die katholische Kirche ist da viel geschehen; sie ist im Kriege noch gewachsen, und es ist sichere Aussicht vorhanden, daß der Papst ein führendes Mitglied in dem vorgesehenen Völkerbunde werden wird. Dem gegenüber müssen sich die Protestanten zu einem Völkerbunde zusammenschließen, überhaupt alle außerrömischen Christen; das Endziel muß sein auch der Anschluß der außerchristlichen Religionen, Islam, Buddhismus und wie sie alle heißen. Man muß das allen Religionen Gemeinsame aufsuchen. Es besteht nicht in äußerlichen Handlungen (die manchmal ähnlich sein mögen), besteht nicht in Gebets- und Bekenntnisformeln, sondern besteht in dem Willen zur Verantwortlichkeit des Gewissens, zur Reinheit der Gesinnung, zum allgemein menschlichen Ethos. Nur dann kann ein Völkerbund Bestand haben, wenn er sich zu den Mindestforderungen eines solchen ethischen Humanismus bekennt. Eine der vorhandenen Religionsformen zur allgemeingültigen zu erheben, das geht nicht an. Der innere Aufbau der Religionen ist ganz verschieden; die so häufig gefundenen Ähnlichkeiten treffen nicht den Kern; die Verschiedenheiten müssen bleiben, gerade so wie jedes Volk, das am Völkerbund teil hat, seine nationale Wesenheit behalten und pflegen muß. Der Kampf der Weltreligionen und der Weltkulturen steht bevor: nur kraftvolle Vereinigung kann da vor Untergang bewahren, ein Zusammenschluß auf der Grundlage der überindividuellen und übernationalen sittlichen und sozialen Gedanken.

Wie kann dies Ziel erreicht werden? Der lutherische Protestant geht ungern über private Moral hinaus; die kirchlichen Organisationen geben dem Wollenden kein Ziel. Auf den Charakter kommt es an, auf die Seele; das kann man pflegen nur mit Hingabe, mit freudiger Dienstleistung. Das Wollen der Einzelnen muß zusammengeschweißt werden zu einer großen Willensäußerung, an der der Politiker nicht mehr achtlos vorübergehen darf; so kann in harter, entsagungsvoller Arbeit das emporwachsen, was in dem jetzigen „Völkerbund" nur in der verzerrten Form verworrener Gedankenbruchstücke da ist: ein wahrer Völkerbund auf dem Grunde eines allgemein erweckten Gewissens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Ziel verlangt praktische Maßnahmen. Zu fordern sind: 1. Regelmäßige Aussprachen über die Fragen einer gemeinschaftlichen sittlichen Menschheitskultur; 2. die Verbreitung der neuen Gedanken, der neuen Forderungen, um den Boden für ein neues Verantwortungsgefühl zu bereiten; 3. eine alle zwei Jahre zusammentretende Körperschaft (ein „moralisches Forum") mit entscheidender Einwirkung auf die Politik.

* * *

In glänzender Form trug Otto seine tiefen Gedanken vor; seine Worte erweckten einen starken Klang in den Zuhörern. Die Forderung einer Verständigung unter den Völkern, um die bestehende Rechtlosigkeit zu vernichten; die starke Betonung der stolzen Eigenwertigkeit einer Nation, die der Menschheit gerade dann am besten dient, wenn sie ihre innersten Kräfte frei entfaltet; die Erweckung des Volkes und der Völker aus den inneren Kräften, aus der Seele und dem Gewissen: das alles sind rechte Vortruppgedanken, auch wenn der Name Vortrupp nicht dabei erwähnt wird.

Max Carstenn.

Ein Vorbild praktischer Siedlungsarbeit.

In den Kreisen der Lebensreformer, vor allem derjenigen, die für eine Sicherung des eigenen Lebens und des Lebens ihres Volkes sich einsetzen wollen, ist im Augenblick keine der vielen sozialen Einzelfragen brennender als die Siedlungsfrage. Im „Vortrupp" ist deshalb in den letzten Jahren wiederholt zu allen Seiten der Siedlungsfrage Stellung genommen und immer wieder betont worden, daß unsere nationale Bevölkerungspolitik eine weitgehende Unterstützung des Siedlungsgedankens verlangt. —

Mag man sich bei der Gründung neuer Siedlungen zu der Form rein landwirtschaftlicher Betriebe oder zu der der Obstbausiedlungen unweit der Großstadt entschließen, mag man dabei an den Ausbau von Gartenstädten gehen, wie in Laatzen bei Hannover, oder mag man Siedlungen ins Auge fassen, in der sich Menschen auf Grund der Übereinstimmung in den grundlegenden Weltanschauungsfragen zu einer Gemeinschaft zusammenschließen wollen, immer wird man versuchen müssen, aus der Geschichte des Siedlungswesens zu lernen, wenn man nicht die gleichen Fehler, die so leicht beim Siedeln gemacht werden, wiederholen will. Siedlungstätigkeit ist im Sinne der Aufartung unseres Volkes das Bestreben, die Macht der Stadtkultur zu brechen durch Gründung von Wohnungsgemeinschaften auf dem Lande, bei denen der Boden entweder kein oder doch kein unbeschränkter Besitz des Einzelnen, sondern Eigentum der Gemeinschaft, der Gemeinde oder des Staates ist. Eine Siedlungstätigkeit ohne bodenreformerische Grundlage, oft versucht und so oft gescheitert, ist nicht die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siedlungsfrage, wie sie volkswirtschaftlich sich ihre bestimmte Eigenart gesichert hat.

So anziehend die Geschichte aller deutschen Siedlungsbestrebungen auch ist, von Bernhard Försters Kolonie Neu-Germanien, vom Heimgarten bei Bülach bis auf die jüngsten Tage, sie ist gleichzeitig eine Geschichte unsäglichen Leids, selbstverschuldeter Not, getäuschter Hoffnungen, vergeblich verzettelter Arbeits- und Lebenskraft so vieler wackerer Idealisten, die dem Ruf „Zurück zur Natur" gefolgt sind, ohne die erforderlichen allgemeinen und volkswirtschaftlichen Kenntnisse mitzubringen, ohne auch die Kenntnisse der jeweiligen örtlichen Verhältnisse zu besitzen, die zudem vor einer Überschätzung der persönlichen Eignung für das Siedeln sich nicht zu bewahren verstanden haben, und die oft die Bedeutung sozialen Zusammenlebens nicht genügend werten konnten.

So groß auch die Schwierigkeiten des Siedelns in jüngster Zeit geworden sind, es scheint, als ob im gleichen Verhältnisse auch der Wunsch, an einer Siedlung sich zu beteiligen, gestiegen ist. Vor allem sind es viele aus der Jugendbewegung gekommene Gesinnungsfreunde, die am liebsten alle Brücken hinter sich abbrechen und um jeden Preis Siedler werden möchten. Für sie ist oft Siedeln ohne weiteres eine soziale Tat ersten Ranges. Und doch sollte man sich hüten, über irgendeine neue Gründung ein Urteil zu fällen, solange sie sich nicht mindestens ein Jahrzehnt, besser noch mehrere Jahrzehnte, bewährt hat. Siedlungen lebensreformerischer Art, die nicht auf genossenschaftlicher Grundlage aufgebaut sind, geben stets zu Bedenken Anlaß.

Schon vor dem Kriege sprach Otto Jackisch in einem Aufsatze „Kommen keine weiteren reformerischen Siedlungsgenossenschaften zustande?"*) unter anderm folgende Gedanken aus, die für unsere Tage recht kräftig unterstrichen werden müssen: „Es fehlt unserm Volke an sozialem Gewissen, an volksorganischem Empfinden und Bewußtsein. Die einseitig materielle Richtung unserer Zeit, unseres öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens macht die Menschen zu bloßen Egoisten. Da tut Erziehung zu bewußten, sozial denkenden Staatsbürgern bitter nötig**). .....Und eine rechte Erziehung zur verantwortlichen Gegenseitigkeit, zur Ehrlichkeit, Einfachheit, Heimats- und Volkstreue, zu schaffender Arbeit soll und kann die lebens- und bodenreformerische Siedlungsgenossenschaft leisten, sie soll Sauerteig sein im Volke, Salz der Erde!"

In diesem Sinne besitzen wir erfreulicherweise bereits ein Vorbild praktischer Siedlungsarbeit in der von Vegetariern gegründeten Obstbau-Siedlung „Eden" e. G. m. b. H. bei Oranienburg, die in ihrer Entwicklung für alle Siedlungsfreunde ein reiches Anschauungsmaterial bietet. Auf fünfundzwanzig Jahre mühevoller Arbeit konnte die inzwischen

*) Edener Mitteilungen, VIII. Jahrg., Nr. 4, Dez. 1913.
**) von O. J. gesperrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch ihre hervorragenden Erzeugnisse weit über die Provinz Brandenburg hinaus bekannte Obstbausiedlung in diesem Jahre zurückblicken. Wer wie ich mehrere Male in größeren Zeitabschnitten diese Siedlung in ihrer Entwicklung an Ort und Stelle beobachtet hat, der muß von höchster Achtung vor dieser Schöpfung kraftvollen Willens und zielbewußten Handelns erfüllt werden. Aus der Geschichte Edens ziehen vor allem diejenigen Abschnitte den aufmerksam Forschenden an, die von Not und Sorge, von der Beseitigung schier unüberwindlicher Schwierigkeiten erzählen.

Es muß den Leitern der Obstbaukolonie „Eden" ganz besonders hoch angerechnet werden, daß sie in diesem Jahre anläßlich ihrer Jubelfeier eine sehr würdig ausgestattete, umfangreiche Festschrift*), deren Mitarbeiter, Schriftsteller, Zeichner und Druckleiter, nur Edener Genossen sind, herausgebracht haben, ein Werk, das für die Geschichte des deutschen Siedlungswesens für alle Zeit von hoher Bedeutung bleiben und jedem Siedlungslustigen eine unerschöpfliche Quelle reicher Belehrung und köstlicher Erfrischung sein wird.

Um von der Reichhaltigkeit dieser Festschrift ein Bild zu geben, mögen zunächst ihre Hauptaufsätze hier genannt werden: „Gründung und Entwicklung" von Oskar Mummert und Dr. med. Friedrich Landmann, „Eden als Stätte der Lebenserneuerung" von Dr. Landmann, „Bodennutzung" von Dr. phil. Richard Bloeck und Otto Willkommen, „Die Obstverwertung" von Karl Bartes, „Entwicklung des Bodenrechts für die Heimstätten in Eden" von Otto Jackisch, „Die bauliche Entwicklung Edens" von Otto Jackisch, „Wohlfahrtseinrichtungen" von Otto Jackisch, „Das gesellige Leben in Eden" von Karl Rußwurm, „Begriffe und Aufgaben der Lebensreform" von Dr. med. F. Landmann und als Anhang „Der deutsche Verein Freiland E. V. und die Pflege des Freilandgedankens in Eden" von Otto Jackisch. Verschiedene Aufsätze sind durch Zeichnungen und Schnitte der künstlerischen Mitarbeiter Paul Bein, Wilhelm Groß und Ernst Haacke, die auch sonst am Buchschmuck beteiligt gewesen sind, näher erläutert. Eine von Dr. Landmann beigefügte Kartenzeichnung gibt einen genauen Lageplan der gesamten Baulichkeiten in der Obstbausiedlung.

Mehr als einer dieser trefflichen Aufsätze rückt uns auf das Anschaulichste vor Augen, mit welchen Schwierigkeiten die Menschen erst für das Siedeln herangebildet werden mußten, wie die Kühnheit, auf dem Sande der Mark Brandenburg Obstbau zu treiben, von vornherein zu höchster Anstrengung, zu dauernder stärkster Willensanspannung gezwungen hat, wie der Gedanke des Freilands zur Anerkennung gebracht werden mußte, wie die Geldschwierigkeiten zu überwinden gewesen sind und wie zu diesem Zwecke die Oranienburger Bau- und Kreditgesellschaft

*) Die Obstbaukolonie „Eden", eingetragene Genossenschaft m. b. H. in Oranienburg in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens. Herausgegeben vom Vorstand. Oranienburg in der Mark 1920. Verlag der Obstbausiedlung Eden e. G. m. b. H. Preis 8 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

m. b. H. gegründet worden ist, wie die Edener zu einer eigenen Schule gekommen sind, wie allmählich eigene Lebensformen in der Siedlung sich ausgebildet haben und Eden eine Stätte der Lebenserneuerung im besten Sinne des Wortes geworden ist und vieles andere mehr.

Ihren alkohol- und tabakgegnerischen Standpunkt hat die Genossenschaft nicht nur in ihren Zulassungsbedingungen festgelegt, sondern auch für Besucher Edens durch öffentlichen Anschlag bekannt gegeben, im inneren Betriebe durchgeführt und endlich durch das satzungsgemäße Verbot des Ausschanks geistiger Getränke und des Verbrauchs von Tabakerzeugnissen im Bereich der jetzt von 239 Siedlungsgenossen mit über 500 Einwohnern bewohnten Siedlung bestätigt. Eden ist bis jetzt die einzige „trocken gelegte" Gemeinde in Deutschland. „So konnte sich in Eden auch keine Schlachterei, kein Tabakladen, kein Vertrieb von Schmutzliteratur, kein ‚modernes' Kino, kein Tingeltangel, kein Bordell, keine Spielhölle, kein Wettbüro auftun: derartige Betriebe würden schon an der Schwelle der Kolonie zurückgewiesen werden."

Wie die Edener Lebensweise den kommenden Geschlechtern zugute kommt, dafür nur zwei Beispiele. Von den jetzt in Eden geborenen 132 Kindern hat denn auch mit nur zwei Ausnahmen keines die Mutterbrust ganz zu entbehren gebraucht. Eden hat unter allen deutschen Gemeinden die günstigste Säuglingssterblichkeitsziffer: 3,8% nach zwanzigjährigem Durchschnitt (Gartenstadt Letchworth in England 5,5%, Villenkolonie Hampstead bei London 6,6%, Gartenstadt Hellerau bei Dresden 9% und andererseits der Reichsdurchschnitt aus der Vorkriegszeit 18%). In der Nachbargemeinde Edens, in Germersdorf, wo die Hälfte der Neugeborenen vom ersten Tage an mit der Flasche aufgezogen worden ist, war nach zehnjährigem Durchschnitt die Säuglingssterblichkeit 18,6%.

Es ließe sich an der Hand der Festschrift noch sonst viel Erfreuliches aus dem Leben in Eden erzählen, vor allem auch, wie anheimelnd das gesellige und geistige Leben sich dort gestaltet hat. Allerdings darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß zurzeit schon eine größere Zahl Kinder der ersten Siedler inzwischen das Erbe ihrer Eltern angetreten hat und ganz im Edener Geiste aufgewachsen ist.

Ein Umstand muß zum Schluß doch einmal kräftig betont werden. Wo auch immer gleichgestimmte Menschen zu einer Siedlungsgemeinschaft sich zusammenschließen, um durch Lebenserneuerung, also „durch Verwurzelung des Menschen mit der ihm gesicherten heimatlichen Scholle, in der Rückkehr zu schlichter, aber alle guten Regungen und tüchtigen Kräfte im Menschen befreienden Lebensweise" unserm Volke die Erlösung von dem Elend unserer Tage zu bringen sich bemühen, immer steht oder fällt eine solche Siedlung mit der Person ihres Geschäftsführers. Die Obstbausiedlung „Eden" war in der glücklichen Lage, in ihrem Geschäftsführer Otto Jackisch einen Gesinnungsgenossen zu besitzen, der eine seltene Eignung für seinen schweren Beruf allezeit bewiesen hat. Umfassende und tief-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehende volkswirtschaftliche Kenntnisse verbinden sich bei ihm mit einem gesunden Blick für alle praktischen Fragen, die in bunter Mannigfaltigkeit die Edener Siedlung Tag für Tag an ihn heranträgt. Ein Wirklichkeitsidealist bester Art, ein guter Menschenkenner und Menschenbeurteiler, hat Otto Jackisch mit einem Stab tüchtiger Mitarbeiter in selbstloser und hingebender treuer Arbeit das Edener Schifflein durch alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten vermöge seiner großen Sachkenntnis, durch seine Sicherheit auch in der Lösung der schwierigsten Fragen und durch seine ganze Persönlichkeit als Mensch und Siedler hindurchgeführt. Wo eine genossenschaftliche Siedlung solchem Manne übertragen werden kann, da ist ihre gesunde Entwicklung gesichert.

Möchten alle Siedler aber aus dem Studium der Edener Festschrift, die mit Recht als zuverlässiger Wegweiser für sie bezeichnet werden muß, die Zuversicht gewinnen, daß niemand ein Recht hat, an der Zukunft unseres Volkes zu verzweifeln, wenn im Sinne der „Edener" viele Kräfte in unserem zusammengebrochenen Vaterlande an seinem Aufstieg unermüdlich zu arbeiten sich bemühen. Wenn zukunftsfroher Idealismus mit werktätigem Handeln sich vereinen, dann werden die schweren Jahre, die vor uns liegen, siegreich überwunden werden.

Franziskus Hähnel.

Von Märchen und Sagen.

Vor mir steht eine kleine Reihe von Büchern aus den letzten Jahren, die sich alle mit der Erzählungskunst der Naturvölker oder mit den volkstümlichen Erzählungen beschäftigen, wie sie heute noch im Munde der Bauern und der kleinen Leute unter den großen Kulturnationen umlaufen. Keine Urkunde nennt ihren Dichter, keine Erinnerung hat seinen Namen festgehalten: er war einer aus der Menge, und wenn er durch Gaben der Phantasie und der Vorstellung über seine Genossen hervorragte, so wollte er doch nichts weiter sein als einer von den ihren; ihm war es eben gegeben, das in Bilder und in Worte zu kleiden, was in ihnen allen lebte und nach Ausdruck drängte. Und so war, was er vortrug, Gemeingut und wurde, soweit es dem allgemeinen Geschmack noch nicht zusagte, alsbald umgedichtet; und dann weiter gegeben durch mündliche Überlieferung an spätere Geschlechter und an Nachbarstämme, um bald über weite Strecken hinwegzufliegen, „wie Mariengarn" nach Storms schönem Worte. Uns aber beschäftigen die Gestalten und die Formen, die Schicksale und Entwicklungen dieser schlichten Erzählungen, denn wir haben hier Urformen des dichtenden Menschengeistes vor uns.

„Erzählt" werden die Menschen haben, solange sie sich des freien Gebrauchs der Sprache erfreuen durften. Und wie unser Gedächtnis keine Tatsache, die wir erlebt und erlitten haben, ganz unverändert festhält, wie alle „Erinnerung" schon die umgestaltende und umschaffende Kraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Phantasie verrät, so wird sich frühzeitig auch im Erzähler die Freude an der Betätigung dieser Kraft, die „Lust am Fabulieren" geregt haben. Daß auch der Zuhörer seine Freude daran hatte, zeigt eben die Tatsache, daß solche Erzählungen festgehalten und mündlich weitergegeben wurden. Dabei war aber die Lust an der eigenen oder fremden Erfindungsgabe, an dem freien Schalten mit den Figuren und ihren Schicksalen im Anfang gewiß eine bloße Zugabe und nicht die Hauptsache: wo immer wir im Leben der Naturvölker künstlerische Wirkungen wahrnehmen können, da gehen sie immer aus irgendwelchen praktischen Tätigkeiten hervor: aus religiösen Zeremonien, die eine Gottheit günstig stimmen oder versöhnen sollen, kann sich der Tanz oder das Lied, aus Zauberhandlungen und -sprüchen das Rätsel entwickeln, und als man von geflochtenen Gefäßen zu den brauchbareren Tonflaschen überging, pinselte man doch noch die Flechtmuster darauf, an die sich das Auge einmal gewöhnt hatte und deren ästhetischen Reiz man nicht missen wollte. So hat auch die Erzählung zunächst religiösen oder praktischen Zwecken gedient: sie wollte Naturerscheinungen oder sonstige auffallende Dinge erklären oder sie wollte belehren, Wahrheiten einprägen und Kenntnisse verbreiten. Im einen wie in dem anderen Falle schöpfte sie aus dem bunten Bilderbuche der Natur und deutete alles auf menschliche Weise, als wären auch die Wolken und Winde, die Tiere und Bäume von Leidenschaften bewegt und von Sehnsucht durchzittert, als könnten sie hoffen und zagen und reden, weinen und lachen. So entstanden alle jene Erzählungen, die wir heute entweder als Mythen und Sagen, oder als Fabeln ansprechen. Schon da gilt der Grundsatz: je bunter, je wunderbarer, desto besser. Was bei uns Kulturmenschen die Kritik und den Zweifel herausfordert, eben das Wunder, dient dem ursprünglichen Menschen als Bestätigung der Wahrheit. Für ihn ist die Luft rings um ihn her wie mit Geisterelektrizität geladen und er erwartet sich allenthalben magische Wirkungen und ist stets bereit, an sie zu glauben. Allmählich aber entwickelt sich aus der Zweckerzählung, sozusagen, mit ihren unterhaltsamen und reizvollen Bestandteilen als höchste künstlerische Blüte der ganzen Gattung das Märchen, das eben nichts will als unterhalten und erfreuen, indem es in ganz eigenartiger Weise, mit scheinbar losem und doch wohlberechnetem (etwa zwei- oder dreigliedrigem) Aufbau die wunderbaren Erlebnisse der Lieblingsgestalten der Volksphantasie, der Helden des Mutes und der Herzensgüte, der Demut und der Schönheit, des Glückes und der Schlauheit verfolgt.

Auf das Märchen ist denn auch die Wissenschaft zuerst aufmerksam geworden und den Brüdern Grimm verdanken wir die erste, aus wissenschaftlichem Geist geborene Sammlung des Materials treu nach dem deutschen Volksmunde*). Was ihnen Freunde von fern und nah (wie

*) Eine Neuausgabe der „Kinder- und Hausmärchen" mit vortrefflicher Einleitung hat Paul Neuburger in der „Goldenen Klassikerbibliothek" (Berlin und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der treffliche Hamburger Maler Runge) zutrugen oder was sie volkstümlicheren Erzählern wie der hessischen Bauernfrau Viehmann aus Zwehrn abgelauscht hatten, das sammelten sie in anspruchsloser Form, um es der Forschung zu unterbreiten. Sie gingen dabei noch von dem Glauben aus, als wären die meisten dieser Märchen der Niederschlag alter germanischer Götter- und Heldensagen — obwohl die vergleichenden „Anmerkungen", die sie ihren Märchen zufügten und die allmählich (in einer 2. und 3. Auflage) stark erweitert wurden, den Leser bald davon überführen mußten, daß diese weit über den Erdball verbreiteten Geschichten nicht das alleinige Eigentum unseres Volkes sein konnten. Tatsächlich hat die spätere Wissenschaft denn gezeigt, daß es sich hier um die Erzeugnisse unzähliger Völker handelt, deren Märchengut auf Kriegs-, Raub- und Jagdzügen, durch See- und Handelsreisen und auf manche andere Weise ausgetauscht wurde. Viele dieser Geschichten mögen aus Indien stammen, besonders solche von dankbaren Tieren u. dgl., aber Indien ist nicht die alleinige Quelle, wie man lange Zeit angenommen hat, und gewiß hat auch Deutschland zu dem ungeheuren internationalen Märchenschatz das seinige beigetragen. Wie gewaltig hat sich der Inhalt des ursprünglich so bescheidenen „3. Bandes", eben der Anmerkungen der Grimmschen Märchen, ausgewachsen unter den Händen der Wissenschaft: die Neubearbeitung, die zwei der besten Märchenkenner aller Zeiten, der Deutsche Johannes Bolte und der Slave Polívka unternommen haben*), ist noch nicht ganz fertiggestellt und umfaßt bereits drei enggedruckte dicke Bände. Nun aber können wir auch mit bewunderungswürdiger Klarheit überblicken, wie Hänsel und Gretel an allen Ecken und Enden der Welt erzählt wird, wie es sich je nach dem Himmelsstriche wandelt, wie es mit anderen, verwandten Märchen einzelne Züge austauscht und dadurch bald verwirrt, bald bereichert wird. Von jedem unserer lieben alten Freunde, vom Rotkäppchen und Sneewittchen, vom Aschenputtel und von der klugen Else wird hier gleichsam die ganze Lebensgeschichte aufgerollt, eine Geschichte, die sich oft über Jahrtausende erstreckt (bis zurück zu dem, was die Mumiengräber Ägyptens uns auf Papyrusrollen überliefert haben) und von einem Ende der Welt bis zum andern.

Da erscheinen denn freilich die Märchen in knappster, nur den tatsächlichen Inhalt verzeichnender Form, gleichsam als Skelette, während sie bei den Brüdern Grimm von frischem Leben strotzen und bisweilen

---

Leipzig, Bong) veranstaltet. Ebenda die wertvolle Ausgabe der „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm von Prof. H. Schneider.

*) Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polívka. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, bisher 3 Bände. (Ein 4. Band mit umfassendem Register aller einzelnen „Motive" und Züge der Märchen folgt nach. Die Anmerkungen zu den einzelnen Märchen sind bereits mit Band 3 abgeschlossen.) Die 3., von den Brüdern Grimm noch selbst besorgte Auflage der Anmerkungen ist bequem erreichbar in dem Neudruck bei Reclam, Nr. 3446—50.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fast zuviel Fleisch und Blut an sich haben. Denn der jüngere der Brüder, Wilhelm Grimm, der die späteren Auflagen des Werkes fast ganz in die Hand nahm, hatte noch höhere künstlerische als wissenschaftliche Neigungen und schaltete ganz frei mit der Form der überkommenen Geschichten, die er zu kleinen Kunstwerken umbildete. Die Forschung ist darum dem ausgezeichneten Sagenforscher Professor Panzer besonders dankbar dafür*), daß er die Urgestalt der Märchen, ihre erste Auflage, die im Buchhandel gar nicht mehr aufzutreiben war, in einem sauberen, wunderschön ausgestatteten Neudruck vorgelegt hat. In die Kinderstube und auf den Familientisch gehören die späteren Bearbeitungen der „Kinder- und Hausmärchen"; wer aber in das Werden und Wesen der eigentlichen Volksdichtung hineinblicken will, der greife zu dieser Urfassung.

Und es wird dann die Lust nicht ausbleiben, auch die Erzählerkunst anderer Völker in ungeschminkter, treuer Wiedergabe kennen zu lernen. Da bietet sich denn ein schier unerschöpfliches Schatzkästlein dar in der großzügigen, trotz der Kriegsnöte mit eiserner Geduld und Opferwilligkeit von den Herausgebern und dem Verleger geförderten Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur"**), die wahre Perlen in sich birgt. Wir nennen nur die entzückenden, urkräftigen und derb-saftigen plattdeutschen Märchen von Wisser, die sehr hochstehenden indischen Erzählungen in der Übersetzung von Hertel und auf der anderen Seite die ganz ursprünglichen afrikanischen Märchen in der Sammlung von Prof. Meinhofen und die Südseeerzählungen von Dr. Hambruch. Die neuesten Bände der Sammlung vermehren dies wichtige Material urtümlicher Art in höchst willkommener Weise um die Sammlungen von kaukasischen und die von südamerikanischen Indianermärchen.

Die Geschichte unserer Märchen zeigt, daß sie nicht immer auf den ursprünglichen Kreis ihrer Hörer und nicht auf ihren rein unterhaltenden Zweck beschränkt geblieben sind; vielmehr haben sie die Dichtung mannigfach befruchtet und haben auch wieder zurückgewirkt auf die Volkssage und die Welt des Glaubens. Im Mittelalter liebte man es, der Kanzelrede „Predigtmärlein" einzuflechten, um die kirchlichen Glaubens- und Sittenlehren anschaulicher zu machen und den Hörern lebendiger einzuprägen. Allmählich bildeten sich lateinische Sammlungen solcher Märlein, die aus recht verschiedenartigen Quellen zusammengeflossen waren. Eine davon hat sich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Europa und gerade in Deutschland besonderer Gunst erfreut. Sie brachte kleine Geschichten, die

---

*) Brüder Grimm, Die Kinder- und Hausmärchen. In ihrer Urgestalt herausgegeben von Fr. Panzer, 2 Bände. München, C. H. Beck.

**) „Die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben von Fr. v. d. Leyen und Paul Zaunert. Verzeichnis der bisherigen 14 Bände durch den Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Ebenda erschienen, außerhalb der Sammlung, die „Chinesischen Volksmärchen" von Dr. Wilhelm (Tsingtau) und die „Griechischen Märchen" von Hausrath und Marx, beide reich und vornehm illustriert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entweder in Rom (besonders im kaiserlichen Rom) gespielt hatten oder doch dahin verlegt wurden; daher der Name „Gesta Romanorum", d. h. Römergeschichten. Allmählich kamen auch andere Erzählungen hinzu, etwa die alte Fabel von den opferwilligen Freunden, die uns allen aus Schillers Bürgschaft bekannt ist und die hier von zwei Räubern und einem Richter erzählt wird. Das ganze Werk ist vor Jahrzehnten von dem gelehrten Literaturforscher Gräsße in ein etwas steifleinenes, aber diesen theologisch gefärbten Geschichten trefflich anstehendes Deutsch übersetzt worden und aus dieser Übersetzung hat nunmehr Hermann Hesse eine recht geschickte Auswahl getroffen und mit einer kurzen, alles wesentliche gebenden Einleitung versehen*). Die Sammlung ist vom Verlage mit bekannter Sorgfalt und Hingabe als Schmuckstück für jeden Büchertisch ausgestattet worden und wird manchem das Auge öffnen für den inneren Wert der Erzählungswelt unseres deutschen Mittelalters, die unter uns Lebenden nur zu wenig bekannt ist.

Manches davon lebt ja auch noch in unseren volkstümlichen Sagen, obwohl nur zu viel von dieser Herrlichkeit für uns versunken ist. Dem Laien ist es auch nicht leicht, einen Weg durch die labyrinthische Fülle der Riesen- und Zwergen-, der Drachen- und Schatz-, der Teufels- und Gespenstersagen oder auch nur den Zugang zu den Quellen zu finden. Eine ganz knappe und doch lebendige Übersicht über das ganze ungeheure Gebiet der lebenden Sagen und ihrer unermeßlichen Literatur und ferner eine zuverlässige Sammlung des Stoffes aus den alten Quellen tat uns not. Ein solches Werk hat der bekannte Märchenforscher Friedrich von der Leyen unter dem Titel „Deutsches Sagenbuch"**) begonnen und soeben unter den schwierigsten Verhältnissen rühmlich zu Ende geführt. Er selbst ist im 1. und 2. Teil den Götter- und Heldensagen nachgegangen, K. Wehrhan hat im 3. Teil die Sagen des Mittelalters nach den Quellen erzählt und erläutert und Fr. Ranke gibt im 4. Teil einen unentbehrlichen Überblick über den ganzen Formen- und Typenschatz der deutschen Volkssagen der Gegenwart. Da können wir jeweils an einigen besonders sprechenden Beispielen die Hauptformen überblicken, in denen sich z. B. die Sage vom mitternächtlichen Gottesdienst der Toten oder von dem furchtbaren Ende des dämonischen Schlangenbeschwörers abspielt; auch die ungeheure Masse der Schatzsagen wird auf einige große Grundformen zurückgeführt und allenthalben Klärung und Übersicht geschaffen. Mit diesen Büchern in der Hand kann sich der Leser an die ernstere, nüchtern-wissenschaftliche Erfassung unseres kostbaren Schatzes alter Volksüber-

*) Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Leipzig, Inselverlag.

**) Fr. v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch: I. Die Götter- und Heldensagen der Germanen; II. Die deutschen Heldensagen; III. a und b. Die deutschen Sagen des Mittelalters, 2 Teile von Wehrhan; IV. Die deutschen Volkssagen von Fr. Ranke. München, C. H. Beck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lieferungen heranwagen. Er wird dadurch vor einseitigen Lehren, vor schwärmerisch-mythologischen Spielereien und vor einer bloßen dilettantischen Schein- und Vielwisserei bewahrt bleiben. Und darin liegt endlich der erzieherische Wert der oben besprochenen Bücher.

Robert Petsch.

Rabindranath Tagore: „Das Heim und die Welt."

Ein gutes Buch ist ein Maßstab für die Tiefe des Lesers. Nur der wird den ganzen Reichtum einer großen Dichtung in sich aufnehmen können, dessen Innenwelt ihr Raum bietet zur Entfaltung all ihrer Schönheit.

Manche der Vielleser unserer Zeit, die ihre innere Leere beständig ausfüllen müssen mit dem Stoff neuer Bücher, werden durch das Werk Rabindranath Tagores enttäuscht werden. Der eine sucht reizvolle Schilderungen indischer Verhältnisse, merkt aber bald, daß sie hier doch nur als Hintergrund gezeichnet sind für die Hauptgestalten und ihre Beziehungen. Andere Bücher könnten ihn besser über Indien belehren. Der andere erwartet von einem indischen Liebesroman mehr wirkliche Ereignisse. Hier aber ist die Handlung arm, ihr Höhe- und Wendepunkt ein Diebstahl, ehe überhaupt etwas Auffälliges geschehen ist. Ja, selbst der literarische Feinschmecker, der sich vom inneren Ablauf des seelischen Geschehens in den drei Menschen fesseln läßt, wendet sich wohl achselzuckend ab; denn es siegt hier im Ringen zweier Männer um ein Weib nicht, wie wir es in westeuropäischer Dichtung tausendmal erfahren, die Wirklichkeit der dunkel strömenden Leidenschaften, sondern die helle bannende Gewalt menschlicher Sittlichkeit.

Gewiß, der Roman ist durchaus indisch und verleugnet es nirgends. Er führt uns mitten hinein in das Heim eines kleinen indischen Fürsten, in das mit der neuen Zeit die westeuropäische Welt immer stärker eindringt. Nikhil ist ein Mann, der in sich eine harmonische Verbindung zwischen altheimischen Überlieferungen und fremder Bildung hergestellt hat. Bimala, seine Gemahlin, läßt sich zwar willig von ihm mit fremden Gewändern und Kostbarkeiten schmücken, aber sie fühlt sich unsagbar wohl in der träumerischen Verschlossenheit ihres indischen Frauengemachs und wehrt seine Bitten ab, ihn — der Sitte entgegen — in die Welt hinaus zu begleiten. Er wünscht, ihre Liebe möchte sich auch im Strom draußen bewähren, ihr in der Freiheit bewußter und so auch für ihn tiefer noch und reicher werden. Da erscheint Sandip Babu, der Führer der nationalistischen Bewegung Bengalens, getragen von der Verehrung der Massen, hinter ihm eine zu jeder Tat gehorsame Anhängerschaft. Ihm scheint zu gelingen, was Nikhil vergeblich forderte, Bimala Schritt vor Schritt aus der Abgeschiedenheit ihres geliebten Heims in die wilde Welt hinauszulocken. Sie verletzt mehr als eine der bis dahin streng eingehaltenen Sitten des Fürstenhauses, ja, sie begeht endlich für Sandip Babu einen Diebstahl am Eigentum ihres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemahls. Da die äußere Handlung hier wendet, Bimala umkehrt und selbst Sandip Babu Geld und geopferten Schmuck reuig zurückgibt, ist offenbar, daß nicht in ihr, sondern im Ablauf des seelischen Geschehens der eigentliche Gehalt des Romans liegt.

Während einer Volksrede Sandip Babus erlebt Bimala zum erstenmal in sich die rauschende Flut der Leidenschaft. Da scheint er ihr ein Gottgesandter, der Bengalen befreien soll und den sie als Vertreterin der bengalischen Frauen verehren und anspornen muß. Das ist der Anfang, die Fäden zwischen den beiden knüpfen sich. Er ist immer Glut und Flamme für Bimala als Verkörperung Bengalens und als Göttin der heiligen Sache des Vaterlandes zugleich. Sie empfindet zeitweilig sehr deutlich, daß es eigentlich nicht die nationale indische Bewegung ist, die solche Gährung in ihr wachruft, daß sie häßlich und roh ist, verglichen mit ihrer früheren tiefatmenden Liebe zu ihrem Gemahl; aber sie kann gegen den ungeheuren Rausch ihres Innern nicht ankämpfen und greift deshalb immer wieder zur Selbsttäuschung mit den Mitteln, die ihr Sandip Babu in Gestalt der nationalen Begeisterung reicht. Er ist ein von Begierden und Leidenschaften erfüllter Mensch, der im Grunde nur an sich selbst glaubt. Er stachelt die nationalistische Bewegung mit klug berechneter Rede zu immer wilderen Ausbrüchen auf; aber sie dient ihm nur zur Erhöhung seines Ichgefühls, ja, er mißbraucht seine Macht, um sich persönlich zu bereichern, um ein angenehmes Leben zu führen und um sich die Hingabe schöner Frauen zu erwerben. So schreckt er auch nicht davor zurück, mit seinem Gönner und Freunde Nikhil um den kostbarsten Schatz, seine Gemahlin, zu ringen. Der Fürst ist ein Schüler altindischer Weisheit, hängt in tiefer Verehrung an seinem alten Lehrer und arbeitet beständig und ernstlich an eigener Veredlung: Selbstzucht, Güte gegen die Umwelt, Freiheit der Seele! Sandip Babu hält diese ganze Sittlichkeit für Schwäche und Torheit. Er hat um seine schrankenlose Ichsucht eine eigene Lebensanschauung gezimmert. Nun mag es sich im Kampf um Bimala zeigen, ob wohlklingende Lehren oder wirkliche Begierden stärker sind. Und Nikhil muß schmerzlich erfahren, daß freche stürmische Leidenschaft auf seine zarte träumerische Bimala mehr vermag als stetige stille gütige Liebe, rohe Mannheit mehr als gebändigte und geklärte Männlichkeit. Aber er bleibt sich und seiner Weltanschauung treu. Er spricht kein Wort, er rührt keine Hand, um auch nur den leisesten Zwang auf sie auszuüben. Er überwindet sich endlich völlig und gibt sie ausdrücklich frei. Dadurch wird aus der äußeren Handlung auch noch das Gegenspiel ausgeschaltet, sie wird noch ärmer an Geschehen und alle Spannung wird auf den inneren Ablauf gehäuft, der in Bimalas Seele gipfelt.

Als sie den Diebstahl begangen hat, schreckt sie zurück und möchte das Geld wieder an seinen Ort legen. Sie nimmt die Hilfe Amuljas, eines jungen Nationalisten an, der ihr aus reiner Seele seine jugendliche Liebe entgegenbringt. Aber als sie die zersetzende Wirkung der Lehren Sandip Babus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf diesen sehr jungen Menschen erschreckt wahrnimmt, da erwacht ihr mütterliches Gefühl. Sie will ihn retten vor seinem Führer, der ihr nun unverhüllt als Verführer erscheint. Sie will nicht, daß er schuldig wird um ihretwillen; aber es ist bereits geschehen. Da bricht ihr erschüttertes, trotziges Beharren in Rausch und Selbsttäuschung ganz zusammen. Sie kehrt aus dem Wogenkampf der Leidenschaften zum Ufer der Selbstbesinnung zurück. Ihr Zusammenbruch weckt auch (wohl nur vorübergehend) einen Widerhall bei Sandip Babu. Für ihn war ja Bimala keine Lebensnotwendigkeit. Ein Spiel ist für ihn verloren. Er sucht einen guten Abgang. Nikhil nimmt seine Gemahlin gütig auf. Seine große, in sich ruhende, sittliche Persönlichkeit hat zuletzt doch gesiegt durch die Macht ihres Daseins.

Bei freiem Rückblick, der sich nicht mehr von den tausend feinen Einzelheiten gefangen nehmen läßt, vertieft sich der Eindruck noch einmal. Auf der lebendigen Grundlage indischer Verhältnisse zog ein ergreifendes Bild ringender Menschenseelen von unvergleichlicher Eindringlichkeit vorüber und brachte uns die Dichtung herzlich nahe. Nun aber wächst ihre Bedeutung über die Beziehungen einiger Menschenkinder hinaus. Bimala wird wirklich die Seele Bengalens, um die Nikhil mit tiefwurzelnder Vaterlandsliebe, Sandip Babu mit überhitzter nationalistischer Leidenschaft wirbt. Und wie der dichterische Vorwurf der Frau zwischen den beiden Männern in seiner allgemein-menschlichen Tiefe sich rings um den Erdball wiederholt, so ist auch der Kampf um die Seele des Volkes allüberall ganz Gegenwart. Durch die Handlung und alle Gespräche geht dieser Gegensatz: hier die wahrhaft aufbauende Leistung des stillen Mannes im Lande, der das Leben seines Volkes zu Blüte und Reife bringen möchte, dort der lärmende Verkünder völkischer Größe, der dabei an Besitz und Macht denkt, die Gewalt als einziges Mittel zu vaterländischer Bedeutung kennt, der letzten Endes aber nur sich selber liebt und dem das Volk nichts ist als die verächtliche Treppe zu eigener Größe. Echte Vaterlandsliebe mündet ein in die Idee der Menschheit, der gesteigerte Nationalismus kennt kein höheres Ziel als Herrschaft über die Erde. Auch wenn Tagore kein Buch über diese Schicksalsfrage der Menschheit geschrieben hätte, „Nationalismus", würde man aus diesem Roman sein tiefverankertes Ideal echter Menschlichkeit ablesen können. Aber er hat nicht etwa seine Idee in ein Schauspiel menschlicher Seelen gekleidet, sondern die inneren Beziehungen aufgedeckt zwischen dem Verhältnis, das ein Mann zu seiner Frau und dem, das er zu seinem Volke hat. Der innere sittliche Zusammenhang seiner Lebensanschauung läßt aus indischen Verhältnissen ein allgemein-menschlich bedeutsames Ereignis und aus ihm wieder die Antwort auf die große Menschheitsfrage als einheitliches Kunstwerk erwachsen.

Es ehrt die Verteiler des Nobelpreises, daß sie ihn Tagore gegeben haben. Sie haben viel zu seinem Ruhm in Europa beigetragen, nichts zu seiner gegebenen Größe. Er ist einer von den wenigen, der tief wurzelt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und hoch ragt unter den Dichtern der Menschheit. Seine Lieder singt das indische Volk, als ob sie schon lange der eigenen mündlichen Überlieferung angehörten, und zugleich sind sie das Entzücken der Gebildeten in Westeuropa, weil sie die tiefsten Gefühle des menschlichen Herzens schlicht und innig und doch unendlich reich Sprache werden lassen. So ist auch in diesem Roman alles sehr einfach, anschaulich und verständlich, so daß er, glaube ich, niemandem Schwierigkeit machen könnte. Dabei ist er frei von allen groben Mitteln des Reizes und der Spannung und führt unmerklich in die Tiefe des Wesentlichen. Tagore läßt Bimala, Nikhil und Sandip Babu abwechselnd selbst erzählen. Er hat sich eine besondere Kunstform geschaffen, die der Lyrik nahesteht, weil in ihr jede beteiligte Seele sich frei ausströmen kann wie in Gedichten. Das macht die Seelenschilderung so eindringlich. Zugleich ermöglicht es diese Art der Darstellung, die Ereignisse aus dem Gesichtswinkel und der Persönlichkeit jeder der drei Hauptgestalten scharf zu beleuchten, wodurch sie kräftige Gegenständlichkeit erhalten. Der wundervolle Gehalt hat so seine eigene unnachahmliche Gestalt gewonnen.

Alles in allem: Die Übersetzerin (aus dem Englischen) Helene Meyer-Franck, hat mit ihrer getreuen und liebevollen Arbeit an dem Werk der deutschen Literatur einen guten Dienst geleistet!

Privatdozent Dr. phil. Walter A. Berendsohn.

Hans Holbein der Jüngere.

Von den großen Meistern der alten deutschen Malerei trennen uns heute rund 400 Jahre. Und doch ist ihre an innerem Gehalt so reiche Kunst immer noch lebendig und wird denen, welchen sie sich erschlossen hat, zu einer Quelle reinen Genusses und seelischer Erfrischung, wie sie uns etwa eine Musik von Bach oder Händel gewährt.

Manchem freilich erscheint diese alte Malerei heute als ein überwundener Standpunkt, weil er sie nicht versteht. Ganz abgesehen vom dargestellten Gegenstand stößt er sich besonders am Formalen. Dies ist am Ende nicht zu verwundern. Denn wir leben in einer anderen Zeit, in einem anderen Anschauungskreise und in einer anderen Formenwelt. Die Form aber ist immer der Ausdruck ihrer Zeit, hervorgegangen aus den sie beherrschenden geistigen Bewegungen.

Will man daher die alte deutsche Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts in ihrer Eigenart ganz verstehen, dann muß man sich die Zeit vergegenwärtigen, in der sie zur Entfaltung gelangte.

Wie heute war es damals eine Zeit, in der Altes stürzte und Neues aufblühen wollte. Man rang sich los von den Fesseln mittelalterlichen Geistes. Eine Weltanschauung wurde begraben, die ihr Ideal in völliger Abwendung vom Irdischen gesucht hatte, eine Weltanschauung, die zwar noch zuletzt durch die Schriften der Mystiker eine tiefe Verinnerlichung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erfuhr und auf dem Gebiete der Kunst in den Werken der Spätgotik eine hohe Blüte zeitigte, die aber dem überall erwachenden neuen Geiste auf die Dauer nicht mehr zu widerstehen vermochte. Mit dem Verfall der Kirche, mit den neuen Anregungen, die die Kreuzzüge und die Berührung mit anderen Völkern mit sich brachten, mit manchen Änderungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete gewann man eine neue und freiere Auffassung von den Dingen des Lebens und Freude an der Wirklichkeit. — Auch in der Kunst. — Die Malerei und Plastik befreite sich vom mittelalterlichen Geiste. Die Natur, bisher vernachlässigt, wurde Gegenstand eifrigsten Studiums und schuf, zunächst unter nordisch-niederländischer Einwirkung, den Boden für einen lebensvollen Realismus, in dem sich die Eigenart des Künstlers frei geben konnte. Dies führte zu einer naturalistischen Malweise, die, dem Zeitgeschmack entsprechend, nicht frei von Roheiten war, andererseits immer noch eine gewisse Unbeholfenheit und Sprödigkeit, eine gotische Eckigkeit und Zierlichkeit in der Form verriet, die den betreffenden Bildern, bei reichem Gefühlsinhalt, etwas Altertümliches, Herbes, aber auch zugleich etwas Rührendes verleiht.

Ein moderner neuzeitlicher Stil bildete sich erst unter südländischem Einfluß. In Italien war die antike Kunst zu neuem Leben erwacht und verschmolz mit italienischem Wesen zu einer neuen Formenwelt, die bald nach Norden über die Alpenkette in die deutschen Länder drang, zunächst die ihr am nächsten gelegenen Stätten deutschen Kunstschaffens berührend. Und hier, in Nürnberg unter Albrecht Dürer und in Augsburg unter Hans Holbein dem Älteren und Hans Burgkmair versuchte man sich in diese fremde, bestrickende Formenwelt einzufühlen und sie mit deutschem Wesen in Einklang zu bringen. Wir wissen, wie ernst es Dürer hiermit gewesen ist. Niemandem aber ist diese Verschmelzung so gut gelungen wie Hans Holbein dem Jüngeren. Daher mag e r wohl vor allen zeitgenössischen Malern unserem modernen, von der italienischen Renaissance bis in unsere Tage beeinflußten Kunstempfinden am nächsten stehen. In formaler Beziehung ist er uns jedenfalls durchaus kein „Alter".

Uns ganz Modernen, die wir durch Wiederanknüpfung des zerrissenen Fadens an die Gotik für unsere heutige Kunst neue Wege anzubahnen suchen, will dieser Anschluß an eine uns wesensfremde Kultur bedauerlich erscheinen. Für die damalige Kunstentwicklung bedeutete er aber einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zur Veredelung des Geschmacks. Schon Holbeins Vater ging auf diesem Wege voran, indem er den damals herrschenden Realismus in der Malerei von seinen Roheiten zu befreien suchte. Sein Sohn hat diesen Realismus zur „höchstmöglichen Vollendung" (Woltmann) und Formenschönheit gebracht. Bei ihm findet sich „keine Spur mehr von mittelalterlicher Malweise". Es ist interessant, in dieser Beziehung eines seiner Bilder, etwa die Darmstädter Madonna, mit einem Gemälde seines Vaters zu vergleichen. Man sehe sich darauf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hin einmal die im Besitz der Hamburger Kunsthalle befindliche Tafel des älteren Holbein: „Christi Darstellung im Tempel" an. Ein Bild von eindrucksvoller Schönheit. Die im Mittelpunkte stehende Maria im weißen Mantel ist noch ganz gotisch empfunden. Der junge Holbein ist durchaus Renaissancemensch und zwar auch dort, wo er sich mit echt mittelalterlichen Vorwürfen beschäftigt, wie z. B. in seinen für den Holzschnitt gezeichneten Bildern des Todes (Totentanz). In seinen kunstgewerblichen Malereien und Zeichnungen (Hausfassaden, Glasfenster, Buchschmuck, Hausgerät, Dolchscheiden) beherrscht er das Ornamentale des neuen Stils mit meisterhafter Formgewandtheit. Einige seiner früheren Gemälde erinnern freilich noch stark an italienische Vorbilder, so der Schmerzensmann und besonders das Bild der schönen Lais, das auch Leonardo zum Schöpfer haben könnte. Diese Bilder reden aber eine zu eigene Sprache, um hier von Nachahmungen sprechen zu können. Mit demselben Recht müßte man dann auch Mozart, den genialen Beherrscher des italienischen Stils in der Musik, als Nachahmer bezeichnen. Mit einem ungewöhnlich scharfen Blick für die Wirklichkeit der Dinge verbindet Holbein eine reiche Phantasie u n d einen ausgesprochenen Sinn für das Dekorative und für Schönheit der Farbe, sowie für Einfachheit und Klarheit der Komposition.

Holbein wurde der berühmteste Maler seiner Zeit. Er war 1497 zu Augsburg geboren und erhielt hier von seinem Vater Unterricht im Malen und Zeichnen. 1515 ging er nach Basel und 1526 nach London, das er nur für kurze Zeit verließ, um zu seiner Familie in Basel zurückzukehren. Die bilderstürmerischen Unruhen bewogen ihn jedoch, wieder nach England zurückzukehren, und dort ist er im Jahre 1543 einer in London ausgebrochenen Seuche zum Opfer gefallen. In England ist Holbein mehr und mehr der berühmte Porträtmaler geworden. Er malte die deutschen Kaufleute vom Stalhof in London, ferner viele hochgestellte englische Staatswürdenträger und Hofleute. Schließlich wurde er Hofmaler Heinrichs VIII. Es war ein gefährlicher Boden, auf dem Holbein stand. Verschonte doch der launenhafte und tyrannische König, wenn er seine eigensüchtigen Absichten verfolgte, nicht einmal seine Gemahlinnen und seine besten Minister mit dem Henkertode. Man denke nur an das tragische Ende der Anna Boleyn und an Thomas More, Holbeins edlen Gönner und Freund. Für sich schickte Heinrich seinen Maler mehrere Male auf die Brautschau nach dem Festlande. Holbein malte auf diesen Reisen Anna von Cleve und das eigenartig schöne Bild der Christine von Dänemark. —

Holbeins Bildnisse sind scharf umrissen in der Linie, prächtig in der Farbenzusammenstellung, feierlich, kühl, vornehm und verschlossen im Ausdruck. Dies gilt namentlich von seinen Charakterköpfen englischer Hofleute. Hier zeigt sich der Weltmann Holbein. — „Er durchschaute die von ihm Gemalten, ohne jemals indiskret zu werden. Niemals geht er völlig auf den Grund, nie verraten seine Bilder restlos uns den ganzen Menschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was er mehr von seinen Auftraggebern wußte, als sie selber zeigen wollten, hat er so fein angedeutet, wie das Leben selbst im Menschenantlitz seine Züge eingraviert." (Helene Nemitz.) Von besonderem Ausdruck sind die Bildnisse des düster-prächtigen Herrn Morette und des Herzogs von Norfolk. Diese beiden Gestalten erscheinen wie zwei dramatische Figuren aus einem düsteren Shakespeareschen Königsstücke. Erschütternd wirken das Bildnis des 88jährigen königlichen Leibarztes Dr. Chambers und — aus der Basler Zwischenzeit — das Bild von Holbeins Frau und Kindern.

Über alle Bildnisschöpfungen des genialen Meisters liegt mehr oder weniger ein Zug stiller Schwermut ausgebreitet, die an ein von Nietzsche gebrauchtes Wort von der Melancholie in der Natur erinnert. Es ist, als ob der mittelalterliche Vorwurf von der Nichtigkeit alles Daseins und der Unerbittlichkeit des Todes, den er so meisterhaft dargestellt hat, von der Seele des Künstlers Besitz ergriffen habe; als ob der gotische Mensch, in ihm doch noch nicht ganz überwunden, den schuldigen Tribut gefordert habe, immer wieder ihm zuraunend die Litanei des Mittelalters: „Media in vita in morte sumus". —

Von Holbeins Bildern besitzt Deutschland nur wenige. Die meisten, darunter die vielen schönen Silberstiftzeichnungen, befinden sich in Basel und in England, den beiden Hauptstätten seiner Wirksamkeit. Der Rest ist über andere Länder zerstreut. Wir sind daher auf gute Wiedergaben angewiesen. Solche finden wir u. a. in der mit reichem Bildermaterial ausgestatteten bekannten Holbeinmonographie von H. Knackfuß (Velhagen und Klasing); ferner in der Holbein-Mappe aus dem Verlag Seemann-Leipzig. Die nach dem Kriege neu erschienene und verstärkte Holbein-Mappe des Kunstwart-Verlags bietet auf 18 Blättern großen Formats ebenfalls eine ganz vortreffliche Auswahl Holbeinscher Schöpfungen aus der Basler und Londoner Zeit mit begleitendem Text. Die Kunstwartmappen erfreuten sich schon vor dem Kriege großer Beliebtheit. Auch heute werden die neuen Bilder vielen willkommen sein. Mancher und manche, der Student, die Studentin, der Lehrer, die Lehrerin, der Beamte, der Kaufmann u. a. werden vielleicht Gelegenheit finden, das eine oder das andere dieser Bilder besonders lieb zu gewinnen und als Wandschmuck zu verwenden. Der Kunstliebhaber, der sich mit der Geschichte der alten süddeutschen Malerei näher beschäftigt, wird aus diesen Bildern reiche Anregung und Belehrung schöpfen. Er wird zwar mit uns manches bekannte und weniger bekannte Stück Holbeinscher Kunst in dieser Mappe vermissen. Aber es ist ja wohl zu hoffen, daß eine spätere neue Ausgabe auch wiederum eine vermehrte sein wird, und daß sich unter den schönen Blättern auch einige farbige Wiedergaben finden werden, wie in der von demselben Verlag herausgegebenen vorzüglichen Kreidolf-Mappe, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Als Weihnachtsgeschenk sei diese schön ausgestattete und doch billige Mappe warm empfohlen.

Ernst Techentin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Lebensgenuß. In Heft 7 des vorigen Jahrgangs brachten wir aus der Feder des bekannten dänischen Ernährungsphysiologen Dr. M. Hindhede einen längeren Aufsatz, in dem ein Vergleich gezogen wird zwischen der deutschen Nahrungsmittel-Rationierung während des Krieges und der dänischen. Die Überlegenheit der in der Hauptsache nach Hindhedes Grundsätzen durchgeführten dänischen Rationierung ist, wie sich die Leser jenes Aufsatzes erinnern werden, nicht von der Hand zu weisen. Die Ereignisse haben es zudem bewiesen: Das deutsche Volk mußte jahrelang hungern, Dänemark, das in gleicher Härte von der Blockade betroffen wurde und das nicht nur tatsächlich, sondern auch verhältnismäßig über geringere Nahrungsmengen verfügte, als Deutschland, konnte seine Einwohner ausreichend ernähren.

Neuerdings hat Dr. Hindhede eine ausführliche Schrift — einen Bericht an das dänische Ministerium des Innern — veröffentlicht, in der die Wirkung der Rationierung auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung in streng wissenschaftlicher Weise dargestellt wird.*) Wir behalten es uns vor, auf die ungemein interessante und für uns Deutsche — wir müssen sagen: betrübend lehrreiche Arbeit zurückzukommen. Heute wollen wir nur die Schlußworte der Schrift mitteilen; sie zeigen uns deutlich, daß auch jenseits der deutschen Grenzen Männer leben, die nach Vortrupp-Art denken und zu schaffen verstehen:

„Ich habe so oft die Redensart gehört: ‚Lieber ein kurzes Leben im Genuß als ein langes Leben in Askese.‘ Dieser übliche Gedankengang beruht meiner Meinung nach auf einem großen Mißverständnis. Man begreift nämlich nicht, daß es keinen größeren Genuß auf der Welt gibt, als dafür Sorge zu tragen, daß man von so vollkommener körperlicher und geistiger Gesundheit sei, daß man tatsächlich kein Bedürfnis nach künstlichen Genußmitteln empfindet! In den modernen Kulturzentren — den großen Städten — findet man diesen Genuß nun bald nur noch bei Kindern und ganz jungen Menschen. Die moderne Lebensweise mit allen ihren Nervengiften zerstört das feine Zusammenspiel zwischen Nerven und Muskeln, welches einzig und allein das Wohlbefinden, die Grundlage echten Glücksgefühls, gewährleistet. Wer infolge unhygienischer Lebensweise in den 50er Jahren stirbt, endet nicht nur 30—40 Jahre zu früh, sondern er wird auch kaum in den letzten zehn Jahren seines Lebens imstande gewesen sein, das vollkommene Wohlbefinden zu verspüren, das den Lebensgenuß bedingt. Aber dieses Wohlbefinden will man nicht entbehren. Kann man es nicht auf natürliche Weise erlangen, so sucht man nach künstlichen Genußmitteln, die wohl augenblickliche Freude verleihen, aber auf Kosten der Zukunft.

Ein anderes Hindernis der Einführung einer wirklich gesundheitsgemäßen Kost ist der Geschmack. Aber glücklicherweise ist der Geschmack Gewohnheitssache. Wer von Kind auf an Grütze gewöhnt ist, dem schmeckt Grütze immer gut usw. Außerdem kann die Bauernkost ohne Schaden für die Gesundheit dadurch wohlschmeckender gemacht werden, daß man reichlich Gemüse und Obst hinzunimmt. Leider sind diese Nahrungsmittel zurzeit so teuer, daß man gezwungen ist, sie selbst zu bauen, wenn man sie in größerem Maße verwenden will. Aber wenn

*) M. Hindhede, Beretning til Indenrigsministeriet om Rationeringens Indvirkning paa Sundhedstilstanden. Kopenhagen (Jacob Lund) 1920.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Zwang dazu führen könnte, daß sich die Großstädte in Form von Gartenstädten über eine größere Fläche Landes ausdehnten, so wäre dadurch ein weiterer Schritt in der Richtung auf Gesundheit und Lebensglück unternommen, unter anderm auch deshalb, weil die Erfahrung zeigt, daß Gartenstädte und Wirtschaften nicht zusammen gedeihen.

Es genügt nicht, daß man an keiner bestimmten Krankheit leide, man muß, wenn ich so sagen darf, „an Gesundheit leiden". Das heißt, man muß die Gesundheit fühlen. Man muß jeden Morgen aufwachen mit dem gesegneten Gefühl des Wohlbefindens, das sich nicht beschreiben läßt. Dieses Gefühl kann man sich nicht erschlafen, es läßt sich auch nicht für Geld kaufen. Arbeit im Verein mit mäßiger Lebensweise, die sich in der Hauptsache auf die Erzeugnisse des Bodens stützt und keinerlei Giftstoffe zuläßt, sowie — für häusliche Arbeiter — ein paar Stunden täglicher kräftiger Bewegung in frischer Luft und Sonne, das sind die wesentlichsten Grundbedingungen eines echten Lebensgenusses, des Genusses, der dauert und lange dauert, dauert, bis man ich weiß nicht wie alt wird.

Diese Gedanken sind keine Theorien. Sie stützen sich auf praktische Erfahrungen Tausender."

Vortrupp.

Bücher zum Weihnachtsfeste. Weihnachten naht. Auf den Schriftleitungstischen häufen sich die Bücher, von denen Verleger und Herausgeber hoffen, daß sie baldigst in den Zeitungen und Zeitschriften besprochen und wohl gar als Weihnachtsgeschenke warm empfohlen werden. — Wie viele — wohl berechtigte — Hoffnungen müssen zuschanden werden! Auch auf unserm Tisch liegt manches gute Buch. Aber ach! Wollten wir jedem die Besprechung widmen, die es verdient, wir müßten mehrere Vortrupphefte mit nichts anderm als Buchempfehlungen füllen. Das geht nun so Jahr für Jahr. Wir haben uns daher — abgesehen von gelegentlichen mehr oder minder ausführlichen Buchbesprechungen, wie sie zum Beispiel das heutige Vortrupphefte bringt — schon seit langem damit geholfen, daß wir am Schlusse des einen oder anderen Heftes unsrer Zeitschrift unter der Überschrift „Neue Bücher und Schriften" solche Werke aufführen, die uns, zum mindesten nach einer bestimmten Richtung hin, empfehlenswert erscheinen.

Wahrhaftig ein Notbehelf! Wie oft haben wir bedauert, ihn anwenden zu müssen. Darum soll es heute nun einmal ein klein wenig anders gemacht werden: Aus der Menge der vor uns liegenden Bücher wollen wir einige wenige, die sich zu Weihnachtsgaben besonders gut eignen, herausheben. Und wir wollen uns nicht mit der Titelnennung begnügen, sondern ganz kurz, bei jedem Buche etwa in einem, höchstens zwei, drei Sätzen anzugeben versuchen, was uns an ihnen das Wesentliche zu sein scheint oder weshalb oder wem insbesondere wir das Buch empfehlen. Wir beginnen mit

„Hermann Lietz' Lebenserinnerungen" (Verlag des Landwaisenheims Veckenstedt am Harz). Die Lebensgeschichte eines ganzen Mannes, gewiß nicht für die Jugend geschrieben und doch — oder gerade deshalb — wie kein zweites Buch geeignet, auf die Jugend zu wirken, sie frei, stark und selbstbeherrscht zu machen. Man lese abends, wenn die Kleinen zu Bett sind, den Großen, die nun bald ins Leben treten sollen, aus dem Buche vor! —

Von gleicher sittlicher Stärke, aber aus ganz anderm Lande kommend, ist der „Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter" (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn). Ein Erbauungsbuch für reife und nach Reife strebende Menschen. Wer Oesers Dichtungen kennt — wir haben einmal in längerem Aufsatze auf ihn hingewiesen —, dem ist dies Buch ein wertvoller Schlüssel zu manchem feinen Dichterwort.

„Wein und Brot", Gedichte von Hermann Ploetz (Kunstwart, Callwey, München). Verse von erfrischender Schlichtheit in dieser Kunstepoche schlimmsten Überschwalls und gesuchter Unklarheit. Bei reicher Phantasie und Gedankenfülle Gesundheit und Kraft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und Stimmungen, aus klarer sicherer Anschauung geboren, so zart und duftig sie oft sind, stets fern von aller Sentimentalität und Manier. Wie haben die Mädel die Ohren gespitzt, als ich ihnen vorlas: „Mutter und ich", „Mittagspause", „An Ludwig Richter", „Geisterhauch" und „Märchenweg"!

„Der Papalagi" von Erich Scheurmann (Felsen-Verlag, Buchenbach/Baden). Derselbe Gedanke, den wir in Hans Paasches Lukangabriefen immer wieder finden, liegt auch diesem Buche, den „Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tiavea" zugrunde. Nur handelt es sich hier nicht wie bei Paasche um eine erdachte Person, sondern um einen Mann, den der Verfasser, ein Maler und Dichter (wir empfehlen bei dieser Gelegenheit auch seine auf Samoa spielende Dichtung „Paitea und Ilse") auf Samoa kennen gelernt, und um tatsächlich vorhandene Aufzeichnungen des Samoaners. Ein „Vortruppbuch", das scharf, aber treffend die Torheiten der zivilisierten Welt geißelt.

Und nun eine niederdeutsche Dichtung: „Lanterne. Een bebern Licht ut Nacht un Dok" (Quickborn-Verlag, Hamburg) von Rudolf Kinau, Gorch Focks Bruder. Bewegt sich auch Kinau auf demselben Stoffgebiet wie Gorch Fock, man soll die Brüder nicht miteinander vergleichen. Rudolf Kinau ist, so gut wie sein allzu früh heimgegangener Bruder es war, ein Künstler eigenen ausgeprägten Wesens. Von dieser Seefahrtsdichtung sagt der Verleger in seinem Empfehlungsschreiben mit Recht: „Es ist kein Buch für Kinder und Kindsköpfe, aber es ist ein Buch für die ins Leben eingetretene Jugend, für alle jungen Eheleute und solche, die es werden wollen, und für jeden Menschen, der ein Kind hat oder ein Kind gern hat, oder sich nach einem Kinde sehnt."

In der Reihe der Albert Langen'schen Auswahlbände (München) sind zwei hübsch ausgestattete Bücher erschienen, deren Herausgabe der Dichter Walter v. Molo besorgt hat: 1. Das Schönste von Jens Peter Jacobsen, 2. Die schönsten Novellen der Romantik. Obs nun wirklich in beiden Fällen das Schönste unter dem Auszuwählenden ist, läßt sich nicht leicht entscheiden. Auf jeden Fall hat Molo in dem ersten Bande das für Jacobsens Dichtart Kennzeichnendste vereinigt (Niels Lyhne, Ein Schuß im Nebel, Frau Fönß). Auch in dem Romantikerbande erscheint mir die Auswahl zweckmäßig: In welchem Bücherschrank findet man heute noch Fouqués „Undine", Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" und „Aus dem Leben eines Taugenichts" von Eichendorff?

Drei kleine Bände mit zum Teil sehr lieben bekannten Bildern bringt der Furche-Verlag (Berlin): 1. Eine Auswahl der Illustrationen Otto Speckters, von J. H. Ehmcke herausgegeben, 2. Joseph Führichs Religiöse Kunst, herausgegeben von Paul Ferd. Schmidt, 3. Sechzehn Steinzeichnungen von Konrad Ebert: Im friderizianischen Potsdam (Einführungstext von Otto Ernst Hesse). Wer in die Kultur vergangener Tage eindringen will, dem können diese drei dünnen Bändchen vielleicht mehr geben, als manche lange gelehrte Abhandlung. Zumal in Otto Speckters Kunst liegt seine ganze Zeit verankert. Und steht die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts dem heutigen Geschlecht nicht fast noch ferner als das aus Schule, Kunst und Dichtung bekanntere 18. Jahrhundert? — Lernt wieder Bilder betrachten, wie es unsere Jugend jetzt glücklicherweise lernt! —

Krt.

Neue Bücher und Schriften

Segesser, Dr. med. Friedrich v.: Das Fasten als Heilmethode. 2. Aufl. 3.50 M. Emil Pahl, Dresden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

9. Jahrgang Nr. 3 — Der Vortrupp — 1. Februarheft 1920

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1920

Vortrupp und Volkshochschule.

So weit ich es übersehen kann, ist eine überraschend große Anzahl Vortruppleser an den überall in deutschen Landen entstandenen Volkshochschulen beteiligt, sei es als Hörer oder als Lehrer. Ihnen allen bietet sich da eine ganz hervorragend günstige Gelegenheit, für den Vortruppgedanken werbend einzutreten.

Ich unterrichte seit Mai vorigen Jahres in Hannover. Seit diesem Augenblick ist mein „Helmut Harringa" ohne Unterbrechung bei meinen Hörern im Umlauf. Für jeden neuen Leser lege ich Werbeschriften des Vortrupps und des Dürerbundes in das Buch. Mein Unterrichtsfach — allgemeine Kunstgeschichte — hat mit dem Vortruppgedanken allerdings wenig zu tun. Doch dürfte es jedem Unterrichtenden unschwer fallen, die Sprache gelegentlich mal auf Alkohol- oder ähnliche Fragen zu bringen. Sofort kann er dann auf den Roman „Harringa" hinweisen. Es ist dabei durchaus nicht erforderlich, daß er sofort werbend für den Vortrupp eintritt. Es erscheint mir sogar zweckmäßiger, wenn diese Absicht die Hörer zuerst gar nicht merken.

Ebenso leicht ist es natürlich den Hörern, werbend für uns in den Kursen zu arbeiten. Brauchen sie doch nur vor Beginn der Stunden ihr Vortruppheft dem Banknachbar zu zeigen, oder vielleicht mal einige Hefte und Werbeschriften zur Mitnahme herumzureichen.

Ich habe gerade letzten Weihnachten die Freude gehabt, daß mir mehrere Hörer erzählten, daß sie den „Harringa" sich angeschafft hätten, ja einige hatten ihn sogar außerdem noch verschenkt. Ebenso sprachen mir einige ihre Freude über den Gesundbrunnenkalender aus, den sie über den „Harringa" — „herausgegeben vom Dürerbund" steht auf der ersten Seite — kennen gelernt hatten. Das war mir jedesmal ein neuer Beweis, daß ich auf dem rechten Wege gewesen bin. Wie oft habe ich von meinen Hörern gehört: „Ja, wenn wir nur früher schon von alledem gehört hätten, vor allem in unserer Jugend."

Natürlich läßt sich dies alles, was mir bei den Volkshochschulen aufgefallen war, genau so gut auf andere Unterrichtskurse übertragen. Ich bin der festen Überzeugung, daß sich gerade in solchen Kursen leicht neue Anhänger der Vortruppgemeinschaft finden lassen. Und wie sehr kommt es doch gerade jetzt auf jeden einzelnen für uns an! Wenn ich Reichspräsident wäre, dann würde der „Harringa" in den oberen Klassen sämtlicher Schulen gelesen, genau wie Damaschkes „Bodenreform", Bonnes „Kampf um die Ideale" und andere Bücher mehr, die das Gemeingut unseres Volkes werden müssen, soll es je besser mit uns werden.

Hannover. Enno Narten.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Bergedorf. Unsere am Jahresschlusse begründete Ortsgruppe des Deutschen Vortruppbundes scheint sich gut zu entwickeln. Die erste Versammlung war trotz so großer Widerstände in unserer Stadt stärker besucht als wir erwartet hatten. Im Februar wird A. Wachtmann, Hamburg, über die Hebung und Bewertung der ethischen Kräfte in unserm Volke sprechen, im März Paul Schwanberg, Hamburg, über „Die Dreigliederung

des sozialen Organismus" und im April A. Kanne, Bergedorf, über „Die Schulreform als notwendige Voraussetzung für die Wiedergesundung". Unser Presseausschuß hat bereits mit gutem Erfolge die Beziehungen zu den hiesigen Zeitungen zu pflegen gesucht; die Zeitungen erhalten die „Presse-Mitteilungen des Deutschen Vortruppbundes" regelmäßig zugestellt. Auch die Buchhandlungen haben sich bereit erklärt, ständig den „Vortrupp" auszuhängen und ihre Kundschaft auf ihn aufmerksam zu machen. Zuschriften für unsere Vortruppgruppe sind an den Obmann Ad. Kanne, Bergedorf, Am Birkenhain 8 zu richten.

*

Vortrupp Hamburg. Unsere Ortsgruppe nahm im verflossenen Jahre eine recht erfreuliche Entwicklung. Die Versammlungen waren gut besucht, und manche neuen Kreise konnten für den „Vortrupp" und seine Ideale gewonnen werden. Die Vortrupp-Jugend unter Paul Schwanbergs Leitung ist an jedem Dienstag abend zu ernsten Arbeits-, aber auch zu frohen Freudenstunden zusammen gekommen, und bereits beginnt die Frage des Versammlungsortes einige Schwierigkeit zu bereiten. Hans Cordts leitet jetzt das Wandern und für eine Gruppe der Jugend auch die Schachübungen usw. Unter Hanna Schwanberg-Staender arbeitet eine Jungmädelgruppe von über 20 Schulmädchen im Vortruppsinne.

In der Vollversammlung am 7. November im Gewerbehause wies Sanitätsrat Dr. med. Georg Bonne „Wege zu neuem Aufstieg". Der Vortrag, der in erweiterter Form inzwischen auch im Verlage von Fritz Würtz, Berlin, unter dem Titel „Über die Ursachen unseres Niederganges und die Wege zu neuem Aufstieg" erschienen ist, hinterließ bei allen Zuhörern einen tiefen Eindruck.

Am 8. Dezember sprach unser Obmann Franziskus Hähnel über „Betrachtungen und Forderungen zur Theaterkultur". Nach einer kurzen Aussprache, an der sich auch der frühere, beliebte Hofschauspieler Willy Göhns beteiligte, wurde die folgende Entschließung einstimmig angenommen: „In der Überzeugung, daß Kunst und Volk zwei sich gegenseitig befruchtende Mächte sind, und daß eine deutsche Theaterkultur nur dann ein Nationaltheater im Sinne Lessings und Schillers wird schaffen können, wenn die Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden Mächten kräftig gepflegt und gefördert werden, stellt der Vortrupp Hamburg, Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes, die folgende Forderung:

Mit Rücksicht auf die Vertiefung allgemeiner Volksbildung haben Staat und Gemeinden durch Bereitstellung geeigneter Räume oder durch Gewährung von Bauplätzen und Baugeldern an solche bestehenden oder zu schaffenden Organisationen, die nach dem Beispiel der Neuen freien Volksbühne in Berlin die Schaffung vollständig unabhängiger, nur der Kunst und dem gesamten Volke ohne Rücksicht auf Gewinne und Nebenabsichten dienender Volksbühnen sich zur Aufgabe gestellt haben, helfend und fördernd zu unterstützen.

Wo eine Übernahme der Theater und ihre Sozialisierung zur Ausführung gelangt, ist dringend zu fordern, daß mit Rücksicht auf die soziale Ausgestaltung der Bühne die künstlerische Leitung selbst vollständig unabhängig von der Kontrolle durch die Gemeindeverwaltung gehalten wird, da ein Theater, dessen Leiter über die Anstellung der Künstler, Festlegung des Spielplanes und Besetzung der Rollen nicht ganz seinem künstlerischen Gewissen und seiner künstlerischen Einsicht folgen kann, eine deutsche Theaterkultur nicht nur nicht zu fördern imstande wäre, sondern sie durch den gewiß bald eintretenden inneren Zusammenbruch aufs äußerste hemmen und gefährden würde.

Es ist zu fordern, das Publikum selbst möglichst stark zur Beteiligung an der Schaffung hochstehender Volksbühnen heranzuziehen. Je mehr es gelingt, die breiten Massen der kunstgenießenden Volkskreise zum Mitschaffen und zur Mitverwaltung des Theaters zu verpflichten, um so lebendiger wird die Entwicklung zum Nationaltheater werden und um so schneller werden bei dem sich kräftiger ausbildenden Kunstsinne und bei steigender Kunstbegeisterung die Übelstände, die das privatkapitalistische Theater zurzeit noch zeigt, verschwinden."

Der Vortrag fand u. a. auch freundliche Würdigung bei der ähnliche Gedanken vertretenden „Hamburger Theaterzeitung", deren Schriftleitung den Redner aufforderte, ihr den Vortrag zu überlassen.

Am 12. Januar behandelte Adolf Wachtmann, der Vorsitzende des Dürervereins, das Thema „Die Überwindung der Partei". Im Anschluß an diesen, rechte Aufbauarbeit fordernden Vortrag wurde eine Arbeitsgemeinschaft begründet, die alle vom Redner in großen Zügen behandelten Fragen vertiefen und bearbeiten will. Es gilt, die Gesinnungsarbeit zu fördern und eine Umgestaltung aller sozialen und kulturellen Lebensformen durch Hebung und Bewertung der ethischen Kräfte im Volke herbeizuführen.

Am 26. Januar spricht stud. rer. pol. Gustav Renzow über „Unsere Stellung zur freideutschen Jugend", und am 9. Februar wird Johannes Gläser seinen mit großer Spannung erwarteten Vortrag „Die neue Schule" halten.

*

„Vortrupp Nürnberg" (Bericht über unsere Arbeit von Anfang Oktober bis Ende 1919).

Am 10. Oktober sprach unser Freund, Herr Professor Adolf Braig, über „Kunst und Volk im alten und im neuen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschland". „Mutter und Kind" war der am 17. Oktober stattgefundene Rezitationsabend unseres Herrn Adolf Heckel bezeichnet, und am 7. November hielt Herr Pfarrer Ortloph einen Lichtbildervortrag über „Rembrandt", wobei des 250. Geburtstages des holländischen Künstlers gedacht wurde. Der 21. November war ausgefüllt durch einen Vortrag des Herrn Stadtrats Pfarrer Wirth über „Im Kampf um die Großstadtseele".

Außer diesen Veranstaltungen arbeiteten wir mit verschiedenen Freunden und Gönnern unserer Sache an der Ausgestaltung von Märchennachmittagen mit Lichtbildern und musikalischen Darbietungen. Seit Ende Oktober finden solche Märchenvorlesungen und Erzählungen fast alle acht Tage regelmäßig statt. Da uns die hiesige Stadtschulkommission in dankenswerter Weise unterstützt, konnten wir bisher Tausende von Kindern erfreuen; schon am ersten Nachmittag hatten wir 700 Kinder als Besucher.

Seitens unseres Freundes Rudolf Wappler wurde eine Vereinigung, genannt „Freunde alkoholfreier Lebensführung", begründet, der sich Menschen anschließen können, die vorerst nur für eine gewisse Zeit das Rauschgift zu meiden versuchen wollen. Der gute Anfang dieser Sache verheißt ein günstiges Fortschreiten.

Nachdem gerade in letzter Zeit auf dem Gebiete des Kinoschundes unerhört Gemeines auch in unserer Stadt geleistet worden war und wir schon seit Jahren dieses Treiben verurteilt hatten, riefen wir zu einer „Kulturellen Arbeitsgemeinschaft" ernste Männer und Frauen aus den verschiedensten Ständen und Parteien zusammen, um einen wirkungsvollen Feldzug gegen die Kinoseuche zu eröffnen und ein durchgreifendes Reichs-Kinogesetz zu erzwingen. Zu diesem Zwecke wandten wir uns außer an die für unsere Stadt in Betracht kommenden Behörden und maßgebenden Stellen auch an viele größere Verbände ganz Deutschlands. Wir können mit Freuden feststellen, daß wir im ganzen deutschen Land viele Gleichgestimmte fanden, so daß wir mit guter Zuversicht unsere Arbeit fortsetzen werden. Selbstverständlich lassen wir es auch sonst an positiver Arbeit auf diesem Gebiet nicht fehlen, um nicht nur Fehler und Schäden aufzuzeigen, sondern auch Wege zu ihrer Beseitigung zu weisen.*)

Um in das Dunkel dieser Zeit etwas Licht zu senden, hatten wir uns entschlossen, ein uns zur Aufführung angebotenes „Deutsches Weihnachtsspiel" für 16., 17. und 18. Dezember zu übernehmen. Der Reinertrag wurde für die aus dem Ausland vertriebenen Deutschen bestimmt.

Am 19. Dezember fand ein Vortragsabend für Erwachsene unter der Bezeichnung „Weihnachten" statt, der uns viele liebe Gäste brachte, da die Mitwirkenden, Herr Hauptprediger D. Dr. Geyer, Adolf Heckel, Fräulein El. Fanderl und Herr Adolf Braig Vorzügliches verheißen und auch dargeboten haben. Eine bescheidene Weihnachtsfeier im engeren Kreis beschloß unser Wirken im verflossenen Jahre 1919.

Wir glauben durch unsere bisherigen Berichte gezeigt zu haben, daß wir in unserm alten Nürnberg auch in dem durchlebten dunkelsten Zeitabschnitt der gegenwärtigen Geschichte unseres Vaterlandes nicht gerastet haben. Mögen sich alle Gesinnungsverwandten eng an uns reihen, die Kampffront schließen und trotz Verzagtheit und Kleinmut, die uns umgeben, hoffnungsfreudig arbeiten an dem neuen Deutschland, das da werden soll. Es ist doch eine Lust zu leben! Laßt uns wirken, solange es Tag ist! Vortrupp voran!

Heinr. Weinlein.

*

Vortrupp Rostock. Am 16. Dezember konnte durch unsern Geschäftsführer Franziskus Hähnel, der anläßlich eines Vortrages unter uns weilte, eine Vortruppgruppe neu eröffnet werden. Über die nächsten Arbeiten und Zusammenkünfte erteilt nähere Auskunft Erich Borchert, Rostock, Lessingstr. 7, I.

*

In den nächsten Wochen sollen die Vortruppgruppen in Charlottenburg, Crefeld, Königsberg und Swinemünde begründet werden. Alle Vortruppfreunde, die sich in diesen Städten dem Deutschen Vortruppbunde anschließen wollen, werden um Aufgabe ihrer Anschrift an die Geschäftsstelle desselben, Hamburg, Spitalerstr. 12, gebeten!

*

Den Heldentod für unser Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortruppfreunde, die uns erst nachträglich als „Gefallen" gemeldet worden sind.

Wir werden ihrer in Treue gedenken.

Otto Bergeder, Ingenieur aus Cassel-Bettenhausen.

Otto Kummernuß, Expedient aus Cosel-Oderhafen.

H. Zeiler, Lehrer aus Dauernheim, Kr. Büdingen.

Dr. med. Gutjahr aus Friedrichsheim, Kr. Lörrach i. Baden.

Rudolf Clement, stud. med. vet. aus Gnoien i. Meckl.

*

Zu dem Aufrufe „Auf zur Tat" in Nr. 4 der „Mitteilungen" im zweiten Novemberheft des „Vortrupp" erhielten wir u. a. die nachstehende Zuschrift aus einem Kinder-Landheim:

... Mit Freude begrüße ich den Ruf in den

*) Soeben erfahren wir, daß der Vortrupp Nürnberg am 10. Januar eine sehr eindrucksvolle Kundgebung im Saale der Bayerischen Landesgewerbeanstalt gegen den Kinoschund veranstaltet hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzten Mitteilungen des deutschen Vortruppbundes „Auf zur Tat"; ich bin der festen Überzeugung, daß gleich mir viele einsam auf Dörfern und in Bergen lebende Vortruppanhänger den Anschluß an die in Frage kommenden Ortsgruppen ersehnen und erbitten werden.

Für ganz besonders wichtig und schön halte ich da auch die Herausgabe von Rundbriefen, durch die vor allem das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und ein Arbeiten im Sinne des Vortrupps — durch Aufheben des Gefühls der Isolierung — viel reicher sein würde. Das Zusammenschließen aller vereinzelten Kräfte gibt eine neue große Kraft.

Möchte von vielen Seiten kommende begeisterte Zustimmung die Notwendigkeit des Anschlusses der Vereinzelten an die Ganzheit bestätigen ....

*

Unsere Freunde werden über die Nachricht sehr erfreut sein, daß die Herausgabe von Hermann Poperts „Tagebuch eines Sehenden 1914—1919" durch die über Erwarten zahlreichen Vorausbestellungen gesichert worden ist. Mit dem 31. Januar war die für die Vorausbestellung angesetzte Zeit abgelaufen. Das Werk befindet sich jetzt im Druck, und der Verlag hofft, in Kürze über den Tag des Erscheinens und über den Ladenpreis (14—15 M.) nähere Mitteilungen machen zu können. Alle Vortruppfreunde werden freundlich gebeten, in ihren Bekanntenkreisen weiter auf das „Tagebuch eines Sehenden 1914—1919" aufmerksam zu machen.

*

Von verschiedenen Seiten ist angeregt worden, eine besonders künstlerisch wirkende **Werbepostkarte** für den „Vortrupp" herstellen zu lassen. Wir bitten dazu um Vorschläge und Entwürfe.

Die Geschäftsführung des „Deutschen Vortruppbundes".

*

Die Vortrupp-Leser werden sich noch des begeisterten Aufrufs erinnern, der im ersten Novemberhefte des vorigen Jahrganges an die Kriegsteilnehmer von Harald Abatz gerichtet worden war. Auf Grund dieses Aufrufes konnte jetzt auch in Hamburg eine Ortsgruppe Hamburg des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer gegründet werden. Alle Kriegsteilnehmer aus Hamburg und Umgegend werden gebeten, sich zum Anschlusse bei dem Obmann Harald Abatz, Hamburg 22, Lortzingstr. 20 II zu melden.

*

Jahresbeitrag.

Die Mitglieder des Deutschen Vortruppbundes werden freundlich gebeten, den Jahresbeitrag mit M. 4 durch Zahlkarte auf unser Postscheckkonto Nr. 1852 (Alfred Jansen) des Postscheckamts in Hamburg bis zum 1. April einzusenden. Die Vortruppgruppen bitten wir, nach Abzug des auf die Gruppe entfallenden Betrages (§ 8, Abs. 3 der Satzung) die Beträge in einer Summe einzusenden und die neue Mitgliederliste zu übermitteln.

Hamburg, Spitalerstr. 12.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die durch die Erhöhung der Papier- und Druckpreise notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind zurzeit vergriffen.

100	Verschlußmarken . . .	M. 0.50
200	„ . . .	M. 1.—
500	„ . . .	M. 2.25
1000	„ . . .	M. 4.—
500	Bücherzeichen mit eigenem Namen	M. 16.—
250	Bücherzeichen usw.	M. 13.50
125	Bücherzeichen usw.	M. 10.—
250	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 36.—
125	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 30.—

Auskunftsblätter unberechnet.

50	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 2.—
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, erstere auch als Brosche) . . .	M. 1.20

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes

Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansen, Hamburg zu leisten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

9. Jahrgang Nr. 10 — Der Vortrupp — 2. Maiheft 1920

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 — 1920

Helft uns siegen!

Woran erkennt man aber deinen Ernst,
wenn auf das Wort die Tat nicht folgt?
Schiller.

Es ist wiederholt nachdrücklich von uns darauf hingewiesen worden, daß wir der unermüdlichen Werbearbeit unserer zahlreichen Freunde bedürfen, wenn unsere Vortrupp-Ideale in die Wirklichkeit übergeführt werden sollen. Je größer der Leserkreis des „Vortrupp" wird, um so stärker wird auch sein Einfluß werden und um so mehr Gesinnungsfreunde werden sich finden, denen es Herzensbedürfnis ist, zur weiten Verbreitung unserer „Deutschen Zeitschrift für das Menschentum unserer Zeit" beizutragen. Wir bedürfen dieser Unterstützung in der gegenwärtig so stark von der Ichsucht und dem Drang nach Befriedigung des eigenen Wohlbehagens erfüllten Zeit um so mehr, da die wirtschaftlichen Verhältnisse, die sprunghaft steigenden Herstellungspreise unserer Zeitschrift und die damit naturgemäß verbundene Erhöhung des Bezugspreises leider manchen bisherigen Leser veranlaßt, seinen Bezug aufzugeben ohne vorher für sich einen Ersatz geworben zu haben. Wir bitten alle Vortrupp-Leser dringend, nach besten Kräften durch dauernde Werbearbeit bemüht zu sein, neue Leser uns zuzuführen, damit wir in der Lage sind, diese für alle Kulturzeitschriften ernste Zeit durchzuhalten*).

Der Verband der Fachpresse Deutschlands e. V. richtete zur Klarlegung der gegenwärtigen Verhältnisse folgende ernste Kundgebung an die Regierung:

„Die Not der Fachpresse ist aufs Höchste gestiegen. Die Druckpreise haben das Achtfache der Friedenssätze erreicht, und schon wieder droht eine bedeutende Preissteigerung auf Grund der neuen Lohnforderungen der Gehilfenschaft. Das Zeitschriftenpapier kostet 8—10 Mark pro Kilo gegen 20—25 Pf. im Frieden. Die Postgebühren betragen das Dreifache gegen früher. Die Gehälter der Angestellten sind der Teuerung entsprechend um ein Mehrfaches erhöht worden. Die Sonderbesteuerung der Presse durch die Anzeigensteuer belastet die Verlage aufs schwerste. Unerträglich sind ferner die fortgesetzten Preissteigerungen für alle Betriebsmaterialien. Jede Aussicht für eine Besserung fehlt, so daß der Zusammenbruch der Fachpresse unabwendbar erscheint; denn die Einnahmemöglichkeit der deutschen Fachpresse ist durch die gegenwärtige Lage des Wirtschaftslebens begrenzt."

Wir bitten alle Vortrupp-Leser und alle Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes diese Kundgebung als an sich persönlich gerichtet zu betrachten. Die beste Hilfe, die uns werden kann, ist die erfolgreiche Werbetätigkeit unserer Vortrupp-Freunde. Wenn jeder der gegenwärtigen Leser des „Vortrupp" uns zum Beginn des neuen Vierteljahres mindestens einen neuen Bezieher zuführt, dann können wir zuversichtlich in die Zukunft schauen und brauchen nicht eine so hohe Steigerung des Bezugspreises in Aussicht zu nehmen wie jetzt die Verhältnisse uns zu tun zwingen. Helft uns siegen!

Wir dürfen erfreut sagen, daß „Der Vortrupp" sich bis in die jüngste Zeit der wachsenden Anerkennung vieler Volksfreunde zu erfreuen gehabt hat. So schrieb unter anderm Pastor Vangerow-Liegnitz am 16. Februar dieses Jahres: „Ich halte die Bestrebungen des ‚Vortrupp' für von großer Wichtigkeit

*) Zur Werbung übersendet der Vortrupp-Verlag bereitwillig Auskunftsblätter und Bestellkarten. Da jedes Vortruppheft jetzt 1.10 M. kostet, können Werbehefte unberechnet allerdings nicht mehr geliefert werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für unser Volksleben", und die Leitung der Städtischen Bücherhalle in Darmstadt führte am 23. März dieses Jahres in einem Schreiben an den Verlag aus: „. . . wir fühlen uns mit der Vortrupp-Arbeit so eng verwachsen, daß wir das Blatt vermissen und uns sofort um Weiterlieferung an Sie wenden würden, wenn es einmal ausbliebe".

Ähnlich lauten auch die Urteile aus denjenigen Kreisen, die wir zurzeit zu unsern Beziehern noch nicht rechnen dürfen, die vielleicht den „Vortrupp" nur erst aus wenigen Heften kennen gelernt haben. Für sie dürfen wir vielleicht Lessings Vierzeiler auf Klopstock in unserm Sinne so fassen:

Wer wird denn nicht den „Vortrupp" loben,
Doch wird ihn jeder halten? Nein,
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger bezogen sein.

Dazu beizutragen möchten wir unsere Freunde heute mit ganz besonderem Nachdruck gebeten haben. Sollen wir siegen, muß unser Kreis noch um Tausende sich erweitern. Im Anfang war die Tat. Helft uns siegen!

Franziskus Hähnel.

Eine wichtige Vortrupp-Arbeit.

Der „Vortrupp" kämpft für den äußeren und vor allem für den inneren Aufstieg der Menschheit und darum für jede vernünftige Lebensreform, für alles Schöne und Ideale. Er hilft die großen Gedanken verbreiten, er zeigt immer wieder die hohen Ziele und die Wege, die zu ihnen führen. Mehr kann er nicht tun. Diese Gedanken nun in die Tat umzusetzen, diese Wege wirklich zu gehen und die großen Ziele zu erreichen, das ist dann unsere Sache, die Sache der Vortrupp-Leser. In zäher unermüdlicher Kleinarbeit müssen wir an uns selbst und an andern arbeiten. Nur auf diesem schwierigen und mühsamen Wege kann der Aufstieg der Menschheit erfolgen. Es handelt sich hier wirklich um die kleinsten und kleinlichsten Dinge. Ich erinnere hier nur an den trefflichen Aufsatz von Heinz Potthoff in Nr. 5 dieses Jahres über „Volkswirtschaftliche Haushaltrechnungen". Um bloß das eine zu nennen, was er vom „Fletschern" sagt. Durch intensives andauerndes Kauen, wie es Fletscher fordert, könnten wir nach diesem mit einem Drittel der im Frieden üblichen Nahrungsmenge auskommen, also zwei Drittel sparen. Ja, wenn wir dadurch auch nur um 20% die Nährwerte unserer Speisen besser ausnutzten, so könnten wir jährlich 15 Milliarden Mark ersparen und damit 300 Milliarden Kriegsschulden verzinsen. Und was noch wichtiger wäre, wir könnten mit den vorhandenen jetzt zu knappen Nahrungsmitteln tatsächlich auskommen, brauchten sie uns nicht gegenseitig abzujagen, die Wucherer und Schieber reich zu machen und die Teuerung immer weiter zu steigern. Die gewaltigsten äußeren und inneren Nöte unseres Volkes könnten wir mit solch einer Kleinigkeit, ja Kleinlichkeit beseitigen. Und auch jeder Einzelne hätte davon den größten Gewinn. Wir Vortruppleser kennen alle den berühmten dänischen Ernährungsreformer Hindhede. Wir haben gelesen, was ihm sein Volk im Kriege verdankt. Seinem Buche „Eine Reform unserer Ernährung" (Leipzig, Koehler), das ich jedem Vortruppfreund empfehle, ist ein Leitwort von Fletscher vorgesetzt: „Zu leben ist leicht, und das Leben ist herrlich, wenn man es in der richtigen Weise anfängt, und der rechte Anfang ist eine sorgfältige Ernährung unseres Körpers. Wenn man hierfür sorgt, so hat man gleichzeitig einen gewaltigen Vorrat an Kraft, eine natürliche heitere Lebensanschauung, eine freundliche Gesinnung gegen jedermann und ein Gefühl der Dankbarkeit für alles, was Gott geschaffen hat." Fletscher hat diese Umwandlung an sich selber erlebt. Wenn er recht hätte, wenn wir durch solch eine kleine Lebensreform eine Fülle von Krankheit und Unpäßlichkeit, von Mißstimmung und Laune, von Gereiztheit und häßlichem Wesen beseitigen könnten, wenn wir uns selber und andere wesentlich fröhlicher und glücklicher machen könnten — wäre dann nicht schon darum die Kunst des Fletscherns eine der wichtigsten, die es für uns gibt? Und noch eins: Kürzlich schrieb uns der Herausgeber einen bemerkenswerten Aufsatz: „Wie ich die Theosophie sehe." Ich bin ihm dankbar dafür; denn er hat mich veranlaßt, mich mit der Theosophie Rudolf Steiners zu beschäftigen. Mir scheint, daß hier wirklich eine Möglichkeit höherer geistiger Erkenntnis vorliegt. Freilich ist diese Erkenntnis an einen gleichzeitigen sittlichen Fortschritt gebunden. Steiner betont immer wieder, daß die innern seelischen Organe für die Wahrnehmung des Unsichtbaren sich nur ausbilden können bei vollkommener Uneigennützigkeit und Lauterkeit der Gesinnung, bei zunehmender Herrschaft des Willens über die Leidenschaften und Triebe. Wenn uns das Fletschern diese Vorbedingungen aller höheren Erkenntnis erleichterte, wenn es den Geist freier machen hülfe von allem, was ihn hemmt und niederdrückt, sollten wir nicht dann alles daransetzen, diese kleine Änderung unserer Lebensgewohnheiten selbst zu treffen und sie zum Allgemeingut zu machen? Kleine Ursachen — große Wirkungen! Selten würde dies Wort so wahr sein wie hier.

Es handelt sich nur um eine lächerliche Kleinigkeit und doch um eine unermeßliche Schwierigkeit! Wieviele von uns Vortrupp-Lesern können wirklich fletschern? Oder wieviele sind beim Essen völlig Herr über die Kau- und Schlingmuskeln? Ich selbst habe hier schon Fortschritte gemacht. Aber zufrieden bin ich mit mir noch längst nicht. Es ist merkwürdig, welche Macht auf diesem Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

biete die angeerbten Triebe und Instinkte haben, wie hier alles reflexmäßig, automatisch vor sich geht, und wie die Hast oder die Gier sich behauptet oder immer wieder emporgedrängt. Das Fletschern lernt sich am leichtesten, wenn man entweder ganz allein, oder wenn man mit Gleichgesinnten zusammen ißt. Sonst ist es ungeheuer schwer, und nur außergewöhnlich willensstarke Menschen werden es fertigbringen.

Wie soll man die große Masse zu solch einer scheinbar kleinlichen und lächerlichen Reform bringen? Wie soll man sie bewegen zu möglichst einfacher, knapper, genau berechneter Ernährung? Wie soll man sie dem lockenden Materialismus entreißen, der genießen will, viel genießen, und der darum hastig schlingt, um nicht zu kurz zu kommen? Wie soll man sie davon überzeugen, daß solch ein beherrschtes, bedachtes, sorgsames Essen erst den wirklichen Genuß bringt, der nur Freude macht und keinen Rückschlag nach sich zieht?

Das ist nur möglich durch geduldige mühsame Kleinarbeit. In Dänemark hat Hindhede viel erreicht durch die sogenannten Hindhede-Pensionen. Dort wird nach seinen Anweisungen gekocht und gegessen. Unzählige aus der gebildeten Jugend haben hier die Vereinfachung der Ernährung praktisch gelernt und dann weitergetragen. Nur darum konnte Hindhede dann an die Spitze der Kriegsernährung treten und seine Ziele verwirklichen.

Wir müssen ähnliche Wege einschlagen. Und wer soll hier den Anfang machen, wenn nicht wir Vortrupp-Leute? Wir müssen zunächst bei uns selber mit der praktischen Reform Ernst machen, müssen unsere Familie dafür gewinnen, unsere Dienstleute und Stützen zu Anhängern dieser Reform machen. Wer es kann, soll noch einen Schritt weitergehen. Viele junge Mädchen gehen in Pension, um den Haushalt zu erlernen. Wer es irgend kann, nehme solche junge Mädchen ins Haus, vielleicht nur gegen Erstattung der Selbstkosten. Er trete mit ihnen in eine wirkliche innere Lebens- und Gesinnungsgemeinschaft. Gemeinsame fleißige Arbeit, die alles angreift; gemeinsames Streben nach Vereinfachung, planmäßiger Gestaltung und vollkommener Ausnutzung der Nahrung; gemeinsames Interesse für alle gesunden Reformbestrebungen; gemeinsames Vorwärtsstreben im Geistigen und Sittlichen — das soll die Hausgenossen miteinander verbinden. Solch ein Zusammenleben wird freilich der Hausfrau und vielleicht auch dem Hausherrn nicht wenig Aufgaben stellen. Aber man wird mehr und mehr in diese Arbeit hineinwachsen. Entschädigt wird man materiell durch die Hilfe, die die jungen Mädchen im Hauswesen leisten. Unter den jetzigen Verhältnissen wird mancher Gebildete ja auf bezahlte Hilfskräfte im Haushalt verzichten müssen. Hier bietet sich Ersatz. Noch größer aber wird der innere Gewinn sein, die Freude am gemeinsamen Vorwärtsstreben und die Anregung, die von jungen für das Gute begeisterten Menschenkindern auf uns Ältere ausgeht.

So könnten unsere Ziele doch allmählich sich praktisch durchsetzen, und langsam weitere Kreise ergreifen, bis sie zu einer Macht würden, die auch die öffentliche, staatliche Erziehung bestimmt.

Ich möchte an meinem bescheidenen Teil diese Arbeit, die gewiß den Zielen des Vortrupp entspricht, angreifen. Wer hilft mit?

Pfarrer Dost.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Hamburg. Die letzten Vorträge des Winterhalbjahres erfreuten sich wie die vorhergehenden Vorträge eines guten Besuches. In der Februarversammlung wußte Johannes Gläser in seinem Vortrage über „Die neue Schule“ uns recht viel Erfreuliches von den Erlebnissen in seiner Gemeinschaftsschule zu erzählen, im März suchte uns Oberlehrer Reinhart Biernatzki Kants Sittenlehre aus den Schriften des großen Weltweisen zu verdeutschen und als Richtstern für das moralische Leben der Gegenwart nahezubringen. Anfang April schloß Dr. phil. Walter A. Berendsohn die Winterveranstaltungen mit seinem Vortrage über „Märchen, Schwänke und Sagen“. In der Hauptversammlung am 22. März wurde der Sommerarbeitsplan festgestellt, der wieder im Anzeigenteil des „Vortrupp“ abgedruckt werden soll. Um der gegenwärtig besonders so häßlich und rücksichtslos wirkenden Rauchunsitte entgegenzuwirken, soll Prof. Dr. v. Bunges treffliche Flugschrift „Die Tabak-Vergiftung“ vom Deutschen Tabakgegnerbunde in größerem Posten bezogen und verbreitet werden. Die Vorstandswahl hatte folgendes Ergebnis: Franziskus Hähnel, Obmann; Paul Schwanberg, stellvertr. Obmann; Magda Reimers, Schriftwart; A. v. Faber, Geschäftsführer und Kassenwart; Reinhart Biernatzki, Ernst Normann, Friedrich Rohrmann, Else Ehlers und Grete Schmidt, Beisitzer. — Für die fünf Vorträge von Prof. Ude aus Graz, veranstaltet vom 10.—15. Mai vom Hamburger Zentralverbande zur Bekämpfung des Alkoholismus e. V. im Curiohause werden die Mitglieder sich kräftig einsetzen. Vorverkauf der Eintrittskarten von M. 2.— ist von der Konzertagentur Böhme übernommen worden. Alles Nähere bringen die Tageszeitungen. —

Die Vortrupp-Jugend des Vortrupp Hamburg sucht fortab nach folgenden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Paul Schwanberg vorgelegten Richtlinien zu arbeiten:

Die Vortrupp-Jugend (V. J.) strebt in Übereinstimmung mit der gesamten vorwärtsdrängenden Jugend nach nationaler Einheit und Freiheit, sozialer Gerechtigkeit und religiöser Erfüllung (Martin Buber). In diesem Suchen sieht sie ihren Anteil an der Vortrupp-Aufgabe, allem Gesunden, das in unserem Land und Volk wird und wächst, dem Deutschtum der Werdenden, dem Menschentum unserer Zeit zu dienen. Sie dient diesem Menschentum, indem sie ihrem Volke dient.

Sie ist eine freie Gemeinschaft junger Menschen, die nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten wollen (Meißner-Formel).

Zu ihr gehören alle diejenigen Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes und alle Freunde ihrer Bestrebungen, die sich zu ihren Zusammenkünften und Wanderungen halten. Die V. J. entscheidet über Aufnahme und Ablehnung neuer Mitglieder selbständig.

Selbstverständliche Voraussetzung der Zugehörigkeit zur V. J. ist die Enthaltsamkeit von Alkohol und Tabak.

Die V. J. wandert an jedem 2. Sonntag. Auskunft darüber erteilt die Bundes-Geschäftsstelle, Spitalerstraße 12, Semperhaus B (Vulkan 8231).

Die V. J. kommt an jedem Dienstag von 7 Uhr abends ab im Stadtheim des Hamburger Jugendverbandes Steinstraße, Ecke Kattrepel zusammen.

In diesen Zusammenkünften soll klare Stellungnahme zu allen Lebensfragen der persönlichen und sozialen Kultur erarbeitet werden. Im Vordergrunde werden etwa folgende Fragen stehen:

Pazifismus (Völkerbund, internationale Rechtsordnung, Erziehung zu sozialer Gesinnung, nationale Bedingtheit der Kultur, übernationale Einflüsse — Christentum, Sozialismus, internationale Jugendbewegung).

Deutschtum im Ausland (Österreich, Schweiz, Amerika, Baltikum, Verständigung der germanischen Völker).

Die Frauenfrage (Die Frauenbewegung als Mütterbewegung [Popert]. Die Familie. Frauenarbeit).

Die völkische Frage (Ergebnisse der Rassenforschung, Theorien von der Germanenheimat. Stand der Frage in der Gegenwart).

Jugendprobleme (Freideutsche Jugend; proletarische Jugend, Jugend und Beruf, Jugend und Familie, Schulfragen).

Lebensreform (Grundlage, Alkoholfrage, Tabakfrage, Vegetarismus, Wohnungs- und Bodenreform, Geld- und Zinsreform, Kleiderreform, Kinoreform, Neugestaltung des Theaters).

An der Klärung dieser Fragen soll jedes Mitglied mitarbeiten. Für jedes Vierteljahr wird ein Arbeitsplan aufgestellt. Jedes Mitglied meldet an, in welcher Weise es sich an diesem Arbeitsplan beteiligen will (Vorträge zur Einleitung von Ansprachen, Vorlesung von Aufsätzen und Abschnitten aus guten Büchern). Jeder steuere das bei, was ihm am meisten am Herzen liegt und ihn am tiefsten bewegt. Wer ganz in einer Weltanschauung lebt, wer in einem Dichter seine Heimat gefunden hat, wer Bildermappen besitzt, die ihn die Ehrfurcht vor der Kunst gelehrt haben, der geize nicht mit seinem Reichtum, sondern teile ihn mit uns allen. Man stoße sich nicht daran, daß der „Plan" zum Zwang werden könne. Wir vom Vortrupp haben mit Dr Popert immer daran festgehalten, daß die Freiheit nicht gedeihen könne ohne festes Gesetz, ohne festen Befehl (Theodor Fontane). Man vergesse nicht, daß selbst im Chaos, von dem jetzt so gern gesprochen wird, der planvolle Gedanke der Ordnung leben muß, soll es der Anfang und nicht das Ende der Entwicklung sein.

*

Vortrupp Leipzig. Bei einem Rückblicke auf die Arbeit des letzten und laufenden Jahres ist uns allen der Wunsch besonders rege geworden, es möchten die Veranstaltungen unserer Gruppe sich wieder so, besonders unter der Beteiligung der älteren Mitlieder, entwickeln, wie es unter unserm früheren Obmann Hugo Aurig, der leider nach Freiburg verzogen ist, der Fall war. Unsere Zusammenkünfte, soweit sie nicht Wanderfahrten sind, finden im Auguste Schmidt-Hause in der Dresdenerstraße statt; dorthin sind auch die für uns bestimmten Zuschriften zu richten. Nach dem Novemberumsturz 1918 standen unsere Vortagsabende etwas stark unter der Politik des Tages; es wurde über „Arbeiter- und Soldatenrat", „Wahlrecht", Schülerräte" usw. gesprochen, doch im letzten Jahre behandelten wir wieder die verschiedensten Lebensaufartungsgebiete und hörten Vorträge über „Anrede-Reform", „Religiöse Erziehung", „Vortruppfeste", „Unsere Kleidung", „Arnold Böcklin", „Max Klinger", „Monismus", „Theosophie", „Mazdaznan", „Menschliches-allzu-Menschliches" usw. In der schönen Zeit des Jahres waren wir weniger oft im Auguste Schmidt-Hause, dafür aber auf der Waldwiese zum Tanz und Sonntags auf Fahrten. Im laufenden Jahre hatten wir u. a. Vorträge über „Die Jugend und die sexuelle Frage" (Fritz Döring) und über „Die Frauenfrage" (Frau Hoffmann).

*

(Weitere Berichte, u. a. über Vortrupp Groß-Berlin und Vortrupp Rostock mußten für die nächste Ausgabe der Mitteilungen zurückgestellt werden.)

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

9. Jahrgang Nr. 20 — Der Vortrupp — 2. Oktoberheft 1920

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3/4 — 1920

Vortrupp-Sorgen.

Es ist gegenwärtig von einer nicht ganz unerheblichen Bedeutung, daß unsre Leser einigermaßen in unsre Werkstatt, namentlich in unsre wirtschaftliche Werkstatt, hineinsehen: „Vortrupp-Sorgen": Die Sorge ist im Grunde immer dieselbe: Wer heute in Deutschland eine Zeitschrift verlegt oder herausgibt — soll heißen, eine Zeitschrift, die keinerlei Einräumungen an die üblen Triebe im Menschen macht — der ist, rein wirtschaftlich genommen, ein Narr. Denn er macht unter allen Umständen ein sehr erhebliches Geschenk an die Bezieher; beim „Vortrupp" beträgt das, auch nach der neuen Preisregelung, für das Kalenderjahr 1920 mindestens vierzigtausend Mark. Das liegt eben daran, daß der Preis einer Zeitschrift sich niemals völlig der Geldentwertung anpassen kann; Preise, die der Geldentwertung völlig entsprechen, kann man wohl für Butter, Zucker und Margarine fordern (in Deutschland auch für Zigaretten aus dem Entente-Auslande), aber nicht für etwas, was jenseits der unmittelbaren Nahrungs- oder Genußbedürfnisse steht. In dieser Lage ist eben heute jede deutsche Zeitschrift, die sich nicht irgendwie an das Tier im Menschen wendet, das stets gern zahlt, wenn man es kitzelt. Wer also heute in Deutschland eine ernsthafte Zeitschrift herausgibt, der tut es im vollen Bewußtsein, etwas wirtschaftlich Törichtes zu tun, weil er glaubt, daß er etwas zu sagen hat und sagen zu lassen hat, was wenigstens so anderswo nicht gesagt werden kann. Er tut es, weil er, da er nun einmal auf diesem Posten steht, gern mit abwenden möchte, daß die Sprachrohre für die Öffentlichkeit völlig in die Hände der Schieber und Kriegsgewinner geraten. Er tut es selbstverständlich in der Hoffnung, daß in irgendwie absehbarer Zeit, auf eine heute noch nicht absehbare Weise, ein Umschwung der Preisverhältnisse kommen wird. Und er tut es schließlich, weil er darauf rechnet, daß bis zu jenem Augenblicke die Bezieher durch Festhalten und Werben das Durchhalten ermöglichen.

Wie diese allgemeine Sorge, die in diesen Zeiten niemals weicht, im einzelnen praktisch aussieht, davon das folgende Beispiel:

Als wir in der diesjährigen Nummer 11 den Bezugspreis vom 1. Juli an auf 12 Mark für das Vierteljahr erhöhten, da erklärten wir bereits offen, daß wir mit diesem unserm Notpreis immer noch hinter dem wahren Stande der Geldentwertung zurückblieben. Nun gab es einen Weg des Ausgleichs: Wenn, ohne weitere Preiserhöhung, aber auch ohne Preisverminderung für das Vierteljahr, die Nummerzahl auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Wenn, mit andern Worten, der „Vortrupp" für die Dauer der Notzeit aus einer Halbmonatsschrift zu einer Monatsschrift wurde. Viele ernsthafte deutsche Zeitschriften hatten uns das bereits vorgemacht. Unter ihnen namentlich auch eine, deren Beispiel zu befolgen, stets ehrenhaft ist: Ferdinand Avenarius' „Kunstwart". Dessen wirtschaftlicher Weg in diesem Jahr ist ja der gewesen, daß er zunächst, etwas vor uns, den Vierteljahrespreis auch auf 12 Mark erhöht hat, daß er dann zu diesem Preise aus einer Halbmonatsschrift eine Monatsschrift wurde, und schließlich jetzt zum 1. Oktober 1920 den Preis der Monatsschrift auf 13 Mark 50 Pfg. erhöht hat. Die Verwandlung in eine Monatsschrift haben auch wir sehr eingehend in stundenlanger Beratung erwogen. Wir haben es schließlich nicht getan, haben es darum nicht getan, um die größere Stoßkraft der Halbmonatsschrift beizubehalten. Daß wir damit wirtschaftlich wieder eine Dummheit gemacht haben, ist sicher; niemand weiß das besser, als wir selbst. Jeder Butter- und

Käsehändler wird uns auslachen. Ob mit Recht, das hängt letzten Endes davon ab, ob, wie wir hoffen dürfen, die Großzahl unsrer Leser die ihr durch den „Vortrupp" vermittelten Werte höher einschätzt als Butter, Käse u. w. d. a., ob sie insbesondere den Willen und die Fähigkeit hat, uns die annähernd tausend weiteren Bezieher zu werben, die wir brauchen, um unsre Arbeitskraft von diesen wirtschaftlichen Sorgen frei zu machen.

Hamburg, den 22. September 1920.

Hermann Popert.

Noch ein Wort an unsre Freunde.

In dem vorstehenden Leitaufsatze hat Dr. Popert zum Schlusse bereits angedeutet, worauf es ankommt, um die „Vortrupp-Sorgen" von uns zu nehmen: Es gilt, uns in dem laufenden Vierteljahre etwa tausend neue Bezieher zu werben, die dem „Vortrupp" treu bleiben. Wir haben in der letzten Zeit in der Presse und in Briefen viele freundliche Worte über den „Vortrupp" und seine Ideale gelesen, und wir wissen, daß man in verantwortlichen Kreisen das Wirken unsrer deutschen Zeitschrift für das Menschentum unsrer Zeit ganz besonders hoch einschätzt. Aber Worte und Wertschätzung, so fördernd sie uns auch sind, vermögen die Vortrupp-Sorgen allein nicht zu bannen. Wenn alle Freunde, die von der Einwirkung des „Vortrupp" für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes sich so viel versprechen, alle ebenso wie sie empfindende Bekannte zum Beziehen des „Vortrupp" veranlassen, dann sichern sie in hervorragendem Maße die Wirkungsmöglichkeit unserer Halbmonatsschrift. Jeder neue Leser ist auch zumeist ein Pionier für die Vortruppgedanken und Vortrupp-Forderungen. Ein Mitglied des deutschen Vortrupp-Bundes, das uns unlängst seinen dritten neuen Bezieher in diesem Jahre zuführte, schrieb dabei: „Ich erkenne immer mehr, wie sehr der ‚Vortrupp' ein treuer Führer aus den Wirren dieser Zeit ist. Wie viel besser stände es um unser Volk, wenn Ungezählte ihm Gefolgschaft leisten wollten. Ich werde das meine dazu tun." Wir bitten alle unsere Freunde, in diesem Sinne zu handeln. Wir werden uns gern auch mit einem noch zu zählenden Zuwachs bescheiden. Wenn aber jeder gegenwärtige Freund des „Vortrupp" uns nur einen neuen Freund oder eine neue Freundin wirbt, dann würden wir in das nächste Vortruppjahr ohne ernste Sorgen eintreten können.

Nach so manchen uns zugegangenen Meldungen ist gegenwärtig die Zeit zum Werben vorzüglich geeignet. Es sind mehr bereite Herzen als man denkt vorhanden. Oft genügen nur wenige Hinweise und sie sind für uns gewonnen. Wir wollen dabei vor allem auch unsere Deutschen im Auslande nicht vergessen. Viele hungern nach einer Zeitschrift, die in eine lichtere Zukunft zu führen vermag. Gerade an dem Tage der Niederschrift dieser Zeilen betonte das ein Freund aus Valparaiso. Trotz aller trüben Nachrichten aus dem Vaterlande seien die Auslandsdeutschen Chiles nicht irre an unserem Volke in seinem gegenwärtigen Zustande geworden. Man glaube an die Zukunft und an den Aufstieg. „Ich werde nicht versäumen, in den nächsten Monaten neue Vortruppfreunde zu gewinnen." So schließt er seine Mitteilungen. Möchten auch recht viele Deutsche, die heute noch nicht an unserer Seite stehen, beherzigen, was die „Altenburger Zeitung für Stadt und Land" vom 15. September d. J. in einer Kritik über die Vortruppshefte des letzten Vierteljahres schrieb: „Jede Ausgabe dieser Vierzehntageschrift bringt musterhaft bearbeiteten Stoff, der in vielseitiger Hinsicht aufklärend, belehrend und erziehend wirkt. Wer also Mitgenosse eines tapferen Wegführers und Streiters werden will, der reihe sich den Beziehern des ‚Vortrupp' an."

Aber die Preiserhöhung? Nach den Ausführungen Dr. Poperts im vorstehenden Aufsatze bedarf es dazu keiner weiteren Begründung. Sie war leider dringend nötig und ist immerhin in mäßigen Grenzen geblieben, weil wir auf die tatkräftige Mithilfe aller unserer Freunde sicher rechnen.

Der Verlag stellt gern Auskunftsblätter zum Werben zur Verfügung. Diejenigen Ortsgruppen des deutschen Vortrupp-Bundes, die im Laufe des Sommers ihre Arbeit eingestellt haben, bitten wir, trotz mancher Fehlschläge in kräftiger Werbearbeit nicht zu erlahmen. Der Geschäftsführer wird den Vorständen in Kürze dazu noch ein besonderes Rundschreiben zugehen lassen.

Sehr dankbar sind wir auch für alle Vorschläge zur Werbearbeit, für Überweisung von Anzeigen, für Hinweise in den Zeitungen, für Auslage in Lesehallen und für Angabe von Frauen und Männern, an die wir mit Aussicht auf Erfolg Probesendung machen können.

Je stärker Vortruppgedanken weite Volkskreise durchziehen, um so reger wird der Wille vieler im Lande werden, in ruhiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wiederaufbauarbeit unser Volk zu einer Zeit friedlicher und gesunder Aufwärtsentwicklung zu führen.

Franziskus Hähnel.

Was man wissen sollte.

Ich weiß nicht, ob die Ziffer 7 des § 13 des jetzt geltenden Reichs-Einkommensteuergesetzes vom 29. März 1920 so allgemein bekannt ist, wie sie bekannt sein sollte. Sie bestimmt nämlich, daß vom steuerpflichtigen Einkommen in Abzug zu bringen sind: „Beiträge an kulturfördernde, mildtätige, gemeinnützige und politische Vereinigungen, soweit ihr Gesamtbetrag zehn vom Hundert des Einkommens des Einkommensteuerpflichtigen nicht überschreitet."

Danach sind insbesondere auch alle Beiträge zum „Deutschen Vortruppbund" vom steuerpflichtigen Einkommen abzuziehen (denn, daß sie bei jemandem mehr als zehn vom Hundert seines Einkommens betragen, kommt ja praktisch nicht vor).

Man sollte aber noch etwas Weiteres wissen, was hiermit zusammenhängt, was sehr merkwürdig, aber trotzdem unleugbar richtig ist:

Infolge einer Besonderheit desselben Einkommensteuergesetzes haben sehr reiche Leute, nämlich solche, die ein Jahreseinkommen von mehr als 160 000 Mark haben, die Möglichkeit, durch derartige Beiträge, falls sie sie im Kalenderjahr 1920 machen, mehr an Steuern zu ersparen, als die Beiträge betragen, so daß sie im Endergebnis durch solche Beiträge eine Vermögensvermehrung erzielen.

Diese Besonderheit des geltenden Einkommensteuergesetzes besteht darin, daß — während nach seinem § 29 Absatz 1 die Steuerveranlagung grundsätzlich nach dem Jahreseinkommen des Vorjahres erfolgt, also insbesondere für das Rechnungsjahr 1921 nach dem Jahreseinkommen von 1920 — für das Rechnungsjahr 1920 die Veranlagung ausnahmsweise nach dem Jahreseinkommen des Jahres 1920 selbst erfolgt (§ 58 Absatz 1 des Gesetzes). Und deshalb hat jede Ausgabe, die zulässigerweise von dem steuerpflichtigen Jahreseinkommen des Jahres 1920 abgezogen werden kann, die Eigenschaft, daß sie ihre steuerersparende Wirkung verdoppelt. Das gilt also insbesondere von den bereits genannten, nach § 13 Ziffer 7 des Gesetzes vom Einkommen abzuziehenden, Vereinsbeiträgen, z. B. von einem Beitrage für den „Deutschen Vortruppbund".

Nun wird ja aber nach § 21 des Gesetzes bei Jahreseinkommen, die 160 000 Mark übersteigen, der übersteigende Betrag bereits für ein Jahr mit über 50% besteuert. Und deshalb hat, nach dem im letzten Absatz Gesagten, jede abzugsfähige Ausgabe, die im Kalenderjahre 1920 gemacht wird, sofern ohne sie das Jahreseinkommen 160 000 Mark übersteigen würde, die Wirkung, daß der durch sie ersparte Steuerbetrag in den beiden Kalenderjahren 1920 und 1921 zusammen mehr als 100% ihres eigenen Betrages erreicht.

Beispiel:

Es besteht im Kalenderjahr 1920 ein an sich steuerpflichtiges Einkommen von 230 000 Mark. Die Einkommensteuer darauf beträgt nach dem Gesetz 97 100 Mark, und zwar, wie schon gesagt, sowohl für das Kalenderjahr 1920, wie auch für das Kalenderjahr 1921; für die beiden Kalenderjahre 1920 und 1921 zusammen also 194 200 Mark.

Werden aber von diesem Einkommen im Jahre 1920 23000 Mark als Vereinsbeiträge der fraglichen Art hergegeben, so vermindert sich für jedes der beiden Kalenderjahre 1920 und 1921 die Einkommensteuer um 53% von 23 000 Mark, das sind 12 190 Mark, für die beiden Kalenderjahre zusammen also um 24 380 Mark. Es brauchen mithin für die beiden Jahre 1920 und 1921 anstatt 194 200 Mark nur 169 820 Mark Steuer gezahlt zu werden. Und das Vermögen hat im ganzen 1380 Mark gespart, weil eben der Ausgabe von 23 000 Mark für die fraglichen Vereinsbeiträge eine Steuerersparnis von 24 380 Mark gegenübersteht.

Bei noch größeren Einkommen und gleichzeitig größeren Vereinsbeiträgen wächst auch die Steuerersparnis: Wer z. B. 300 000 Mark Jahreseinkommen hat und im Jahre 1920 30 000 Mark solche Vereinsbeiträge zahlt, erspart 3000 Mark; wer 750 000 Mark Jahreseinkommen hat und im Jahre 1920 75 000 Mark derartige Vereinsbeiträge bezahlt, spart 15 000 Mark. Die Ersparnis tritt, größer oder geringer, immer ein, wenn die Vereinsbeiträge nicht mehr als 10% des Jahreseinkommens erreichen, und wenn gleichzeitig nach ihrem Abzuge noch 160 000 Mark des Jahreseinkommens übrigbleiben.

Es wird unter Umständen vielleicht möglich sein, Besitzer großer Jahreseinkommen, unter Darlegung dieser Ergebnisse aus dem geltenden Einkommensteuergesetze, zu Beiträgen für den „Deutschen Vortruppbund" zu veranlassen. Jedenfalls bitten wir unsere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freunde, wenn eine solche Möglichkeit vorhanden sein sollte, den Versuch zu machen.

Hamburg, den 1. Oktober 1920.

Hermann Popert.

Schafft Wanderherbergen.

Dem Deutschen Hauptausschuß für Jugendherbergen ist es in diesem Jahre gelungen, sein Netz von Bleiben bedeutend zu erweitern. Und doch ist das Werk noch nicht entfernt am Ziel. Da ist es allerdings eine Frage, ob man jetzt schon den Plan fassen darf, diese Herbergen allgemein jedem Wanderer, auch dem über 21 Jahre alten, zugänglich zu machen. Die Aufnahme könnte vielleicht abhängig gemacht werden von der Mitgliedschaft in einem angeschlossenen Vereine. Für sonstige Wanderer sind die Herbergen ja jedenfalls doch nicht „fein" genug. Die Ausdehnung der Besuchsberechtigung auf alle Naturfreunde ist aber notwendig geworden, da ein Übernachten in Gasthöfen einfach zu teuer ist. In Großstädten ist ein Unterkommen nur für einen Preis von mindestens 15 bis 20 Mk. möglich. Die Benutzung der Herbergen wird wahrscheinlich auf die vorgeschlagene Weise auch nicht zu stark werden, da ja nur in kleinen Gruppen von 2—5 gewandert wird, für die leicht eine freie Ecke zu finden ist. Das hat sich auf unserer letzten Wanderung gezeigt, wo man uns „Alteren" keinerlei Schwierigkeiten bereitete, ja nicht einmal einen Ausweis forderte.

Eine feine Unterkunft bietet Mölln i. L. Die ehemalige Unteroffizierschule ist jetzt mit vier Kompagnien der Reichswehr belegt. Mehrere Zimmer sind unbenutzt. In diesen können bis zu 200 Wanderer untergebracht werden. Die früheren Schlafsäle eignen sich für Schulklassen, Vereine, Wandergruppen. Die früheren Lehrerzimmer, die Bett, Schrank, Tisch, Kommode, Schreib- und Waschtisch enthalten, bieten einzelnen (oder zwei) Wanderern selbst ein Heim für mehrere Tage. Für die Betten können Wolldecken und Bettbezüge gemietet werden. Der geringe Preis (2 Mk. für alles) kommt der Sportabteilung der Kompagnie zu gute. Sollte es nicht möglich sein, in allen Orten, in denen jetzt Kasernen leer werden, einige Zimmer als Wanderherbergen einzurichten? Zum Wohnungsumbau ist doch nicht alles geeignet. Von großem Vorteil ist dabei, daß die notwendigen Einrichtungsgegenstände, wie Betten, Decken, Tische, Bänke und Schränke vorhanden sind.

Preetz in Holstein besitzt eine große städtische Turnhalle. Die wohl selten benutzt gewesene Empore ist jetzt mit 16 Militärbetten ausgestattet. Gibt es wohl noch mehr Turnhallen, die auch Platz für diesen Zweck haben? Bodenräume der Schulen (Travemünde), die oft unbenutzt sind, können Lagerstätten bieten. Fabrikräume (Plön), die ja leider in größerer Zahl leer werden, lassen sich einrichten. Vereinshäuser (Eutin) sind durch Strohsäcke schnell gebrauchsfertig zu gestalten. Das Übernachtungsgeld kann den verschiedensten Zwekken dienen. Vereins-, Wander- und Schulkassen erhalten erwünschte Beihilfen. Für Schulen ergeben sich reiche Anregungen für den Unterricht durch die Wanderer aller deutschen Gaue.

Wegen der Wohnungsnot ist es so gut wie ausgeschlossen, daß neue Herbergen gebaut werden können; aber möglich ist es, bei einigem Suchen geeignete Räume zu finden. Möge in diesem Winter vorgearbeitet werden, daß im nächsten Jahre ein Wandern durch ganz Deutschland von Heim zu Heim stattfinden kann. Das ist auch Vortrupparbeit.

Hans Sager.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Groß-Berlin. Die Satzung, die wir auf mehrfach geäußerten Wunsch neu gestaltet haben, erhielt die denkbar einfachste Form. Unter genauer Anlehnung an die Satzung des Deutschen Vortrupp-Bundes legten wir sie in den folgenden fünf Bestimmungen fest.

§ 1

Der „Vortrupp Groß-Berlin" ist eine Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes. Er erkennt dessen Satzung für sich als bindend an.

§ 2

Der „Vortrupp Groß-Berlin" wird gemeinsam von einem Arbeitsausschuß geleitet. Der Arbeitsausschuß besteht aus mehreren Mitgliedern, die von der Mitgliederversammlung berufen werden.

§ 3

Stimmberechtigte Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes und zugleich stimmberechtigte Mitglieder der Ortsgruppe Groß-Berlin sind diejenigen Vortruppbezieher, die die Satzung des deutschen Vortrupp-Bundes anerkennen.

Vereinigen sich mehrere Gesinnungsgenossen zum gemeinsamen Bezuge des „Vortrupp", so verfügen sie über eine Stimme zur Ortsgruppe, über deren Abgabe sie sich zu verständigen haben.

§ 4

Der Jahresbeitrag ist zu Anfang des vom 1. April bis zum 31. März lautenden Geschäftsjahres oder beim Eintritt zu entrichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine Höhe wird von der Mitgliederversammlung bestimmt. Für die Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes beträgt er mindestens 4 Mk. für das Jahr.

§ 5

Der „Vortrupp Groß-Berlin" besteht solange, wie er vom Bundesvorstande des Deutschen Vortrupp-Bundes anerkannt wird.

Der Arbeitsausschuß.

Gerhard Bertram, Gertrud Breyer,
Eugen Haberling, Albert Kaufmann.

*

Vortrupp Nürnberg. Von unserer Arbeit. Die Un- und Überkultur vor dem Kriege hat auch hier in Nürnberg 1912, nach Bekanntwerden des Popertschen Buches „Helmut Harringa", eine Ortsgruppe des neugegründeten „Deutschen Vortrupp-Bundes" erstehen lassen. Mangels genügender Erfahrungen sollte dieser vorerst keine tiefgreifende Wirksamkeit beschieden sein, denn sie war bis zum Ausbruch des Weltkrieges noch nicht recht warm geworden und versprach zunächst kein allzu hohes Alter. Da kam der völkermordende Krieg, der außer Staunenswertem, Gutem so viel Schandbares aufdeckte und zum Protest herausforderte. Man sann auf Mittel, wie man dem sich frech gebärdenden Gemeinen wohl am besten beikommen könne und was gegen all den Unflat und die Unvernunft, die Gedankenlosigkeit der Massen unternommen werden könnte, um den Stimmen der Brüder aus dem Felde und den Ernsten zu Hause zu folgen und zeigen zu können, daß trotz dem erdrückenden Schmutz doch noch Menschen am Werke sind, die den Mut haben, Recht und Sitte zu vertreten.

Unser Kampf richtete sich zuerst gegen die auf Sinnenkitzel ausgehende „Mode". Durch Wort und Schrift, sowie auch durch positive Arbeit wurde nach dieser Richtung zu bessern versucht und die sich langsam, aber stetig mehrende Not des sich wie in einem Taumel befindlichen deutschen Volkes hat ihr gut Teil dazu beigetragen, eine dirnenhafte und an Verschwendungssucht reiche Mode bei uns mehr verschwinden zu lassen.

Angesichts des grauenvollen Elends, das sich auf den Schlachtfeldern abspielte, wehrten wir zu Hause ferner dem unwürdigen Benehmen herzloser Kriegsgewinnler, gekaufter Dirnen und einer gedankenlosen Volksmasse, angeregt durch gewissenlose Ausbeuter. Im Gegensatz hierzu war unser Bestreben darauf gerichtet, allen Schmerz- und Sorgenbeladenen Feierstunden zu schaffen durch Einrichtung geeigneter öffentlicher Abende, frei von Alkohol, Nikotin und sonstigen sozial unsittlichen Anhängseln, die selbst heute noch bei denjenigen, die unserem Volke Führer sein sollten, eine so erschreckende Rolle spielen, so daß unser Wirtschaftsleben auch durch die dadurch verloren gehenden vielen Milliarden außerordentlich geschädigt wird.

In der Erkenntnis, daß durch die sich immer mehr zuspitzenden ungünstigen Verhältnisse, die eben ein Krieg von solcher Ausdehnung für ein Volk bringen mußte, die Wohnungsnot ungeheuer werden müßte, strebten wir mit allen Kräften darnach, den Gedanken der Kriegerheimstätten in das Volk zu tragen, und erwarben durch Veranstaltungen von bedeutsamen Vorträgen und Unterhaltungsabenden Mittel zur Werbung und zur Errichtung von Wohnstätten für unsere heimgekehrten Krieger.

In der Zwischenzeit waren wir bemüht, die draußen im Felde stehenden Freunde und sonstige uns bekannte Menschen mit gutem Lesestoff zu versehen, um sie stark zu erhalten in dem seelenmordenden Ringen und den Zusammenhang mit der Heimat zu vermitteln. Sonst galt es, daheim vorbildliches Beispiel zu geben und zu wachen, damit die immer mehr zunehmende Unzufriedenheit infolge der schlechten Ernährungsverhältnisse und sonstiger schleichender Zehrer am Volksmark nicht zum Fallstrick für unser Volk werde. Hier gab es viel Arbeit gegenüber den oft so seelenlos und bürokratisch arbeitenden Behörden und ähnlichen Stellen, die wie Pilze aus der Erde schossen.

Außerdem war unsere Arbeit auch darauf gerichtet, dem lähmenden Rufe: „Nach dem Kriege!" und dem entsprechenden Verhalten der darauf Hörenden seinen Einfluß dadurch zu nehmen, daß wir zu beweisen suchten, wie gerade noch während des Krieges mit aller Tatkraft gearbeitet werden müsse, um das so mühsam vor dem Kriege Errungene nicht vollständig untergehen zu sehen. Zu diesem Zweck wandten wir uns an die verschiedenen lebensreformarischen Vereinigungen und besonders auch an die Bodenreformer, die ebenfalls völlig einzuschlafen drohten, mit dem Erfolg, daß wieder neues Leben in die Reihen kam und der Versuch gemacht wurde, in weiteren Kreisen zu wirken, um nicht nur das bereits Vorhandene zu retten, sondern auch weiter zu bauen.

Als dann doch der furchtbare Zusammenbruch kam und sich unter schmerzlichen Wehen ein Neues anbahnte, galt es für uns erst recht auf dem Plan zu sein und mit zu helfen an dem, was werden sollte. Wir riefen die besten Geister unseres Volkes auf, damit sie warnend, tröstend und die Richtung zeigend zu den nun hörwillig gewordenen Menschen redeten und ihnen ihre Pflichten und Aufgaben zeigten. Auf der anderen Seite galt es, die auf dem zum Platzen vollen Pulverfaß zügellos tanzenden und schwelgenden armseligen Massen auf das Unwürdige ihres Verhaltens zu verweisen und die sich überall breitmachenden Auswüchse des in wüsten Wogen schäumender Lasters zu dämmen, soweit das noch irgend möglich sein konnte. Energische Proteste an den maßgebenden Stellen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaffen eines Gegengewichts durch geeignete Veranstaltungen sollte wenigstens einigermaßen lindern; denn nach all dem furchtbaren Erleben und den jahrelangen Fesseln des Materialismus krassester Art war die sich zeigende Zügellosigkeit auch wiederum erklärlich und hatte als europäische Krankheit zu gelten.

Als nun unser armes Volk mangels gewissenhafter, fähiger Führer auch wirtschaftlich immer mehr dem Abgrunde zusteuerte, galt es ferner, ihm auch seine staatsbürgerlichen Pflichten zum Bewußtsein zu bringen und nahezulegen, daß jeder Einzelne durch sozialsittliche Lebensführung dem Gemeinwesen verantwortlich sei. Wir versuchten dies durch Einrichtung sogenannter volkswirtschaftlicher Abende, für die wir erfahrene Volkswirtschaftler gewannen und durch die wir manchen guten Samen streuen konnten.

Um nach all dem grausigen Erleben und unter den Zuckungen eines siechen Volkskörpers, der stets nach kurzen Zwischenräumen wieder von neuen Erschütterungen durchzittert werden sollte, um vor allem den armen Kindern Sonnenblicke zu schenken und der erbarmungswürdigen deutschen Kinderwelt bei aller Armut doch die reichen Gemütsschätze des deutschen Volkes zu öffnen, führten wir die Vortrupp-Märchennachmittage in der Landesgewerbeanstalt ein. Bei dieser Gelegenheit konnten jede Woche im Winter 1919/20 etwa 5—600 Kindern Feierstunden bereitet werden, wofür sie sehr empfänglich waren, und gute Menschen haben es verstanden, auch zeitweise gesunden Humor zu seinem Recht zu bringen, so daß man die Not unserer Zeit vergessen durfte.

Diese Märchennachmittage mit Lichtbildern und gesanglichen, sowie musikalischen Darbietungen sollten auch den Zweck haben, die Jugend den Fangarmen des Kinoschundes zu entziehen. und sollten den Geschmack für Gutes wecken. Da dies allein aber schon auch mit Rücksicht auf die Größe dieser beginnenden Arbeit nicht hinreichte, um einen genügend starken Einfluß ausüben zu können, nahmen wir im Winter 1919 auch den Kampf gegen den Kinoschund auf.

Infolge seines vollständigen politischen Unbeteiligtseins (Neutralität) und dank des Umstandes, daß sich die Arbeit des „Vortrupp Nürnberg" im Sinne unserer Halbmonatsschrift einzig und allein darauf richtete, unser Volk körperlich und sittlich zu ertüchtigen, ferner durch das tatkräftige, erfolgreiche Wirken und die Gediegenheit der unternommenen Veranstaltungen konnte es die Vortruppgruppe wagen, zur Verstärkung der nun bevorstehenden Kämpfe gegen das mächtige Kinokapital und seine hilfsbereiten Diener zu einer „kulturellen Arbeitsgemeinschaft" aufzurufen, die nun auch im Oktober 1919 ins Leben treten sollte. Trotz allen Sträubens mußte der Vortrupp Nürnberg die Führung der Geschäfte übernehmen. Das bedeutete eine ungeheure Arbeit, nachdem wir uns mit etwa 60 deutschen Großverbänden in Verbindung gesetzt hatten zum Zwecke künftigen Zusammengehens in allen auftauchenden Kampffragen und zur Förderung kultureller Arbeit. Andererseits war es dem Vortrupp Nürnberg auf diese Weise auch möglich, einen starken Einfluß auf die ganze Arbeit der Neugründung auszuüben, wodurch die Gewähr für nachhaltiges, weitgreifendes Arbeiten, das bald Früchte zeitigen sollte, gegeben war.

Die Sitzungen der kulturellen Arbeitsgemeinschaft finden jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat im Speisehause „Gesundheit", vordere Sterngasse 1/I statt; jedermann kann daran teilnehmen. Die kulturelle Arbeitsgemeinschaft ist eine lose Arbeitsgemeinschaft von 48 Verbänden, zumeist Jugendvereinigungen, die gemeinsam gegen die zu so ungeheurer Größe aufschießenden Schäden an unserem Volkskörper vorgehen wollen. Bei den Zusammenkünften sind durchschnittlich etwa 30 Personen anwesend. Die Arbeit ist an Arbeitsausschüsse verteilt. Der Ausschuß für Kinoveredlung hat bisher folgendes unternommen: Am 10. Januar 1920 fand eine sehr zahlreich besuchte Protestversammlung gegen den Kinoschund mit Filmvorführungen, Leiter Herr Prof. Brunner vom Wohlfahrtsministerium in Berlin, statt. Der Eintritt war frei, doch wurden beim Ausgang freiwillige Beiträge zur Kinoschundbekämpfung gesammelt.

Im Dezember wurde eine Eingabe zur Beschleunigung des Kinogesetzes mit Unterschriften von Jugendverbänden aus allen Teilen des Reichs an die Nationalversammlung gesandt. Die Stadt Nürnberg wurde aufgefordert, eine Kinoberatungsstelle zu gründen, die aber nach kurzem Bestehen, infolge der unglücklichen Zusammensetzung — zwei Kinobesitzer, ein Stadtrat, ein Vertreter der Kunst, oder als Ersatzleute für diesen einen kunstverständigen Herrn und einen Pädagogen — wieder aufgelöst wurde, weil sie trotz mancher Beschwerden zu keiner Entschließung kam. Da erklärten die beiden letzteren Herren von der kulturellen Arbeitsgemeinschaft ihren Austritt.

Wir wollen jetzt auf andere Weise den Kampf gegen den Kinoschund aufnehmen. Zwei Lichtspielapparate stehen uns zur Verfügung. Im Herbst wird uns der vom Industrie- und Kulturverein der Landesgewerbeanstalt gestiftete Apparat Vorbildliches in künstlerischer und erzieherischer Hinsicht bringen; die Unterhaltung und der Humor werden dabei nicht zu kurz kommen. In dem zu einem Volkshaus umgewandelten evangelischen Vereinshaus wird ein ebensolches Unternehmen entstehen. Der Unterzeichnete hat als Obmann des Vortrupp Nürnberg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Reise in die verschiedenen Großstädte unternommen, in denen Reformlichtspiele bestehen, und ist mit reichem Material zurückgekehrt. Ein Mittel, mit dem Kino auf andere Art in Wettbewerb zu treten, sind Volksunterhaltungsabende mit recht niedrigen Eintrittspreisen. Damit beschäftigt sich der Ausschuß für Volksunterhaltungsabende.

Dieser veranstaltete am 24. Mai einen Volkskunstabend, bei dem ein Vortragsplan von Dr. Schott-München, dessen Volksabende sehr besucht werden, zugrunde gelegt wurde. Auch unser Abend war ausverkauft, doch setzte sich das Publikum nicht, wie wir erwartet hatten, aus den weniger gebildeten Ständen zusammen, sondern aus dem sogenannten Mittelstande. Wir werden deshalb nach einer andern Art Volksunterhaltung suchen, die dem sensationsbedürftigen Kinopublikum stärkere, aber edlem Frohmut dienende Reize bietet. Das kann nur durch eine ganz neue Art von Darbietungen erreicht werden, vielleicht solchen, die das sonst im Zuhören verharrende Publikum einmal zum Mittun anregen, durch gemeinsamen Gesang, durch Frage und Antwort, wie wir es z. B. unlängst beim Kasperletheater erlebten, das vom Vortrupp Nürnberg den Kindern vorgeführt wurde. Hier sangen die Kinder in heiterster Stimmung mit dem Kasperl ein gemeinsames Lied, wobei Kasperl die lautesten Schreier lobte, sie gaben lustige Antworten auf seine Fragen und warnten ihn, wenn sich der tückische Räuber bemerkbar machte. Diese Kasperlnachmittage waren bis auf das letzte Plätzchen ausverkauft. Diese Erfahrungen mit dem Kasperl können uns neue Wege der Volksbelustigung weisen, steckt doch in der Volksseele noch viel von Kinderart, die wieder ans Licht gebracht werden muß. Nur durch den Mangel an reinen Lustbarkeiten sind die Großstadtmenschen ein Opfer des Kinokapitals geworden.

Auch auf die Meßbelustigungen müssen wir unser Augenmerk richten. Es könnten dort Tageslichtkinos und Kasperlbuden nach unserem Geschmack entstehen, auch Glücksbuden, in denen es Postkarten, gute Büchlein, Bauernkunstartikel, Kunsttöpfereien, Handarbeiten, billige, aber gute kunstgewerblich schöne Sachen zu gewinnen gibt. Junge Mädel und Burschen aus den Jugendverbänden könnten die Kinder, die da herumlaufen, zu Bewegungsspielen und Reigen mit Klampfen und Geigen sammeln.

Der Ausschuß für Schule und Haus veranstaltet Sonnabends nachmittags Schülerwanderungen, um die Kinder in der heißen Zeit von den staubigen Straßen wegzubringen. Einige Lehrer und Lehrerinnen und Jungen und Mädel aus den Jugendverbänden sind als Führer tätig. Wir gaben das erste Mal den Kindern Handzettel an die Eltern mit, auf denen wir erklärten, daß die Kinder gut beaufsichtigt würden, daß die kulturelle Arbeitsgemeinschaft jedoch keine Haftpflicht übernimmt. Eine kleinere Gruppe von Kindern kommt zu einem Spielnachmittag zusammen. Man lehrt sie Bewegungsspiele, Tänze, Lieder, Märchenspiele aus dem Stegreif; sie geben dann das Gelernte den andern Kindern bei den Schülerwanderungen weiter.

Der Gesundheitsausschuß beschäftigte sich hauptsächlich mit den hygienischen Verhältnissen der Schulen. Er hat verschiedene Eingaben vor: Vermehrung der Sport- und Spielplätze vor der Stadt, Naturkunde und Anschauungsunterricht im Freien, Schwimmstunden, eingehendere Naturgeschichte des Menschen und Aufklärung über die Funktionen aller Organe.

Auch vertritt er die Ansicht, daß zur Ersparung von Kohle und Licht nicht die Schwimmbäder geschlossen werden dürfen, sondern die Vergnügungsstätten, und er will Erschwerung der Konzessionen für Kinos und Dielen beantragen. Der Gesundheitsausschuß hat eine Eingabe zur Fahrpreisermäßigung für Schüler und Jugendfahrten mit vielen Unterschriften von Jugendverbänden aus allen Teilen des Reiches an das Verkehrsministerium des Reiches gerichtet, mit dem Erfolg, daß vom 20. Juli ab Fahrpreisermäßigung für gemeinschaftliche Ausflüge von Jugendverbänden, Mindestanzahl 10 Teilnehmer, auf Antrag fünf Tage vorher bei der Abgangsstation verfügt wurde.

Der Volkshausausschuß will das hiesige evangelische Vereinshaus in ein Volkshaus umgestalten. Dortselbst soll das eine Lichtspieltheater errichtet werden und dort sollen auch Vorträge gehalten werden. Später werden im Volkshause dann Räume für die Verbände zur Abhaltung ihrer Versammlungen zur Verfügung stehen. Für einen Zyklus von Vorträgen über das Leben und Schaffen von Männern, die den deutschen Gedanken vorbildlich verkörperten, sind schon Kräfte gewonnen worden, die imstande sind, volkstümlich und dem Verständnis von Arbeitern und Volksschülern der letzten Klassen entsprechend zu reden. In kleinen Arbeitsgemeinschaften soll über Kultur- und Kunstgeschichte, über Literatur, Lebenskunde, Gesundheitspflege, Geschichte, Wirtschaftskunde, Erziehung und andere Gebiete gesprochen werden.

Die kulturelle Arbeitsgemeinschaft besteht erst seit November 1919, und so kann zunächst nur von einer Anfangsarbeit hier berichtet werden, aber der Geist der Männer und Frauen, die sich für diese Arbeit zur Verfügung gestellt haben, bürgt dafür, daß das Begonnene zähe durchgeführt wird. Geld besitzt die kulturelle Arbeitsgemeinschaft zwar noch nicht, aber es gibt ja so manches von gesunden Gedanken und reiner Menschenliebe getragene Werk, das ganz klein und mittellos begonnen wurde.

Wir stehen unter unserm Vortruppwahl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spruch: „Wir wollen Kämpfer sein im Heere des Lichts."

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, recht viele Freunde im deutschen Lande zu gleichem Streben anzuspornen und ihnen den Glauben wachsen zu lassen, daß es wirklich einen Sinn hat, gerade in dieser traurigen Zeit deutscher Erniedrigung mitzuhelfen am Neubau des neuen Deutschlands, zu kämpfen gegen alles, was unsere Kraft irgendwie zu lähmen versucht und unser schwergeprüftes Volk noch weiter in den Sumpf zu ziehen versucht.

Wer ausharrt, gelangt ans Ziel!

H. Weinlein.

*

Ehrenpreise sind vom Vortrupp-Verlage Alfred Jansen für diejenigen Leser ausgesetzt, die mit besonderem Eifer sich die Werbung neuer Bezieher des „Vortrupp" angelegen sein lassen. Wer bis zum 1. November zwei neue Jahresbezieher dem Verlage überweist, erhält als Werbepreis einen „Helmut Harringa", bei Meldung von vier Jahresbeziehern ein „Tagebuch eines Sehenden", und wer sechs neue Bezieher für ein Jahr aufgibt, erhält beide Bücher.

*

Auskunftsblätter für Werbezwecke stehen wieder zur Verfügung. Probehefte können wegen der großen Selbstkosten nur zum Preise von 2 Mk. abgegeben werden.

*

Der geplante **Vortrupp-Kalender** kann auch in diesem Jahre wegen der ungeheuren Preissteigerungen nicht erscheinen. Wir empfehlen allen Vortruppfreunden als guten Taschenkalender das im Neuland-Verlage, Hamburg, soeben herausgekommene „Jahrbuch 1921 für Alkoholgegner" (Preis M. 3.—). Es kann auch durch unsere Geschäftsstelle bezogen werden.

*

Die **Vortrupp-Flugschriften** werden allen Mitgliedern zu weiter Verbreitung empfohlen. Nicht neu aufgelegt werden die seit längerer Zeit vergriffenen Nrn. 8—10 und 14. Alle übrigen Flugschriften sind wieder vorhanden. Der Preis jeder Nummer ist 75 Pf., der Doppelnummer M. 1.50 zuzüglich Sortimenter-Teuerungszuschlag. Die Vortrupp-Flugschriften sind wichtige Programmaufsätze des „Vortrupp" und besonders geeignet, denkende Volksgenossen in große Fragen unserer Zeit im Vortruppsinne einzuführen.

*

Werbemittel

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die notwendig gewordenen Preisänderungen zu beachten.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind zurzeit vergriffen.

100	Verschlußmarken . . .	M. 1.—
200	„ . . .	M. 1.80
500	„ . . .	M. 4.—
1000	„ . . .	M. 7.50
500	Bücherzeichen mit eigenem Namen	M. 24.—
250	Bücherzeichen usw.	M. 19.—
125	Bücherzeichen usw.	M. 15.—
250	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 45.—
125	Bücherzeichen in Zweifarbendruck	M. 38.—

Auskunftsblätter unberechnet.

50	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 2.50
1	Vortrupp-Nadel (in kleinerer und größerer Ausführung, erstere auch als Brosche) . . .	M. 2.—

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes

Hamburg, Spitalerstr. 12,

zu richten, sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansen, Hamburg zu leisten.

Die Anzeigenpreise des Vortrupp.

Die Preise stellen sich jetzt wie folgt: Die gespaltene Zwergzeile 1.80 M., mit Ausnahme der Vorzugsseiten 1/1 Seite 240 M., (Vorzugsseite 275 M.), 1/2 Seite 125 M., 1/4 Seite 65 M., 1/8 Seite 35 M. Kleinanzeigen die Zeile 1.50 M., für Bezieher 1.20 M. Bei Wiederholungen erfolgen folgende Abzüge: bei 3 mal 10%, bei 6 mal 12½%, bei 9 mal 15%, bei 12 mal 20%, bei 18 mal 25% und bei 24 mal 33⅓%. Beilagen werden nach besonderer Vereinbarung berechnet. Wir bitten alle Vortruppfreunde zum Ausbau des Anzeigenteils kräftig mitwirken zu wollen.

Alfred Jansen, Vortrupp-Verlag.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Düdden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 38.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der

[illegible]

9

[illegible]

F e
4123

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG